Westerwaldsagen

gesammelt und erzählt von

O. Runkel

Dr. Martin Sändig oHG.

1972

Dr. Martin Sändig oHG.
6229 Walluf bei Wiesbaden

Unveränderter Neudruck der Ausgabe von 1929 mit
freundlicher Genehmigung des Verlages Julius Beltz, Weinheim
ISBN 3 500 24910 8 — Printed in Germany

Aus dem Sagenschatz der Heimat

Westerwaldsagen

gesammelt und erzählt von

O. Runkel

Mit einem Geleitwort von Leo Sternberg

Allen Westerwäldern und Freunden der Westerwaldheimat,
insbesondere der Westerwälder Jugend gewidmet

Federzeichnungen von Dr. med. P. Runkel

I. Teil

Langensalza
Verlag von Julius Beltz
Berlin – Leipzig
1929

Die Sage wandelt sinnend
durchs Land von Ort zu Ort
und pflanzt in ihrem Garten
der Dichtung Blumen fort;
sie weilet in Ruinen,
sie lauscht am Felsenhang,
in Hainen raunt ihr Flüstern
wie ferner Harfenklang.

Sie schwebt um stolze Burgen,
sie weilt beim Halmendach,
sie thront auf Felsenstirnen,
sie spielt am Waldesbach,
sie hat sich mit dem Lande
so liebend treu vermählt,
daß sie fast aller Orten
von alter Zeit erzählt. L. Bechstein.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Sagen gehen allenthalben im Volk. Wandeln durch verschwiegene Talgründe und heimliche Schluchten, schreiten über ragende Höhen leichten Schrittes dahin. Raunen im Gemäuer zerfallener Burgen, Klöster und Kirchen. Wohnen auch im alten Hause, am traulichen Herd, in verstaubter Speicher- und Kammerecke. Sagen wandeln durch enge Dorfgassen, oft in viel größerer Zahl, als man es vermutet.

Sagen gehen allenthalben im Volk, aber nicht jeder vernimmt ihre Schritte. Sagen schweben durch heimatliche Räume, aber nicht alle hören ihr Geraune. Nur dessen Ohr vernimmt es, der die Heimat mit der ganzen Glut seiner Seele umfaßt, dessen Sinnen und Fühlen über dem Alltag steht, sich über dessen hastendem Getriebe aufschwingen kann zum Fluge in ferne Fernen, ohne die Verbundenheit mit der Erde zu verlieren.

Das Märchen führt uns ins Traumhafte, Wunderbare. Die Sage knüpft an Wirkliches, an Personen und Orte an. Schreitet sie auch auf den Pfaden ferner Vergangenheit, deren Grenzen im ungewissen Dunst und Dämmer der Zeiten verschwimmen, erzählt sie von Göttern und Helden, von Riesen, Drachen und Ungeheuern, all jenen verderblichen Mächten, deren Schatten einst unseres Volkes Seele umdüsterten, berichtet sie von Wundern und wohltuendem Zauber, so bleibt sie immer mit einem Fuße in der Wirklichkeit stehen. Sie schmückt diese wie mit herrlichen Blumen und Blüten, verleiht dem grauen Alltag den Sonnenglanz und den Schimmer des Feiertags, verdeckt wie die Efeuranken am verfallenden Turm sein Unschönes und Häßliches.

Welchen Wert und welche Bedeutung im besonderen der Sage zuerkannt werden kann, das hängt in erster Linie ab von ihrer Art. Geschichtliche Sagen tragen ihren Wert in sich selbst. Sie verklären die nackten, trockenen Tatsachen durch die belebenden Einzelheiten des nicht völlig Verbürgten. Sagen mit belehrender und moralisierender Tendenz wollen zeigen, wie Bosheit und Tücke, Hartherzigkeit und Mord bestraft, ausdauernde Treue, liebreiche Hilfe und Mildtätigkeit aber belohnt werden. Viele andere umkleiden die nüchternen Dinge des Erdenlebens mit dem Kleide der Poesie. Alle aber knüpfen sie das Herz des Menschen an das Köstlichste, das es besitzt, pflegen die Liebe zur Heimat und zum Vaterlande. „Deutsche Kinder, deutsche Jugend, die die besten deutschen Sagen in sich aufgenommen, können nimmermehr verwelschen und verengländern." Die aber, deren Wurzeln allzufrüh aus heimischer Muttererde herausgerissen wurden, vermögen durch sie wieder dem deutschen Wesen zurückgewonnen werden.

Darüber, daß für unsere Jugend, insbesondere unsere Schuljugend, die Sage von höchster Wichtigkeit ist, ist man sich längst klar und geht man einig. Mei-

nungsverschiedenheiten bestehen lediglich noch darüber, wie sie erzählt werden soll. Einfachheit und Schlichtheit muß da oberstes Gesetz sein. Einfachheit und Schlichtheit darf indessen nicht bis zur Nacktheit, bis zum Gerippe gesteigert werden. Meint jemand, es genüge, wenn man erzähle, da und dort gehe ein Geist um, so tut man damit der Sage einen schlechten Gefallen, entkleidet man sie der Poesie, die ihre Seele, die sie selbst ist. So hat die Großmutter ihre Geschichten auch nicht erzählt. Aus eigener Phantasie hat sie vielmehr die Sagen ergänzt, gemodelt und gewandelt, wie es das Volk mit seinem Lied gleicherweise tat und noch tut. Nach diesen Grundsätzen habe ich die in diesem Buche gesammelten Westerwaldsagen wiedererzählt. Möge sie jeder besser erzählen, der es mag und kann.

Bei der Anordnung habe ich mich von landschaftlichen Gesichtspunkten leiten lassen, weil eine Zusammenstellung nach ihrer Art mitunter daran scheitert, daß eine Sage in verschiedene Klassen sich eingliedern läßt. Eine Zusammenstellung in dieser Hinsicht habe ich am Schlusse gegeben. Vielfachen Wünschen folgend ist ein Ortsverzeichnis beigefügt, und der Lehrerschaft habe ich besonders dadurch dienen wollen, daß ich eine Übersicht gab, die dartun soll, wie man die Sagenstoffe der Heimat zweckmäßig in den Lehrplan einfügen kann.

Leider haben aus diesem Buche aus technischen Gründen die Sagen der Sieg und Lahn ausscheiden müssen. Im 2. Bande dieser Sammlung sollen sie neben einer reichhaltigen Nachlese sowie den Göttersagen und Schildbürgerstreichen des Westerwaldes geboten werden.

So möge denn das Westerwaldsagenbuch hinausgehen mit dem herzlichen Dank an alle die, die an ihrem Teil sein Zustandekommen gefördert haben. Möge es der Westerwälder Jugend ein Quell echter Heimatliebe, den Erwachsenen aber ein Jungbrunnen heimatlichen Fühlens und deutschen Denkens sein.

Dierdorf, im Juli 1929.

Der Verfasser.

Geleitwort

von Leo Sternberg.

Es ist auffallend, daß der Westerwald bei Darstellungen und Sammlungen des rheinischen Schrifttums regelmäßig unberücksichtigt geblieben ist, obwohl er unzweifelhaft dem rheinischen Kulturkreis angehört und an dessen Entwicklung mit selbständigen Werten teilgenommen hat. Es handelt sich allerdings um einen abgelegenen Himmelsstrich, in den nur die stärkeren Wellen der umgebenden Einflußsphäre hinüberschlugen. Aber so ungünstig dies dem entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang des eigentlichen Schrifttums sein mußte, dessen Findlinge wie die Basaltblöcke der Westerwälder Heiden verstreut durch die Jahrhunderte liegen, so günstig mußte es der Volkspoesie sein, die hier ihr Island fand, wo noch die Nebelharfe der Inseleinsamkeit ihre Klänge in den Wind schüttet und der Kampf mit langen Wintern den dichtenden Volksgeist auffordert, die in der Natur schlummernden Sagenmotive zu deuten, wo eine elementarische, über vulkanische Hochebnen sich erstreckende Landschaft der Phantasie von jeher darbot. Ein Schutzpark der Sagenbildung, fern[illegible] den Einflüssen mythenfeindlichen Kulturlebens.

So gerechtfertigt aus diesen Gründen eine Westerwaldsagen-Sammlung erscheint, so könnte man doch dagegen einwenden, daß dem Zeitalter der Technik und neuen Sachlichkeit das Organ für die oft irrationale Phantastik der Sage fehle, die im Gegensatz steht zu dem Bechsteinschen Wort, daß die Volkssage uns durch die Macht des Beispiels zur Lehrerin, Warnerin und Trösterin werde.

Der Einwand scheint um so begründeter, als wir an der Schwelle einer neuen, dem Werdenden zugewandten Weltbetrachtung stehen, die alles Gewordene als Gewesene und daher nicht mehr Gültige über Bord wirft, in der Geschichte Versteinerungen und nur im Wellenschlag des Lebens noch Werte erblickt. Ja, innerhalb der Sage selbst läßt sich ein solcher Erstarrungsprozeß des Geistigen verfolgen. Bei derjenigen Gruppe von Sagen nämlich, die man als historische bezeichnet. Sie sind in ihrer Entwicklung derart zum Stillstand gekommen, daß sie durch das gegenwärtige Geschlecht keine Weiterbildung mehr erfahren und zuverlässiger aus literarischen Quellen als aus der mündlichen Überlieferung geschöpft werden.

Dennoch werden wir den Born der Sage niemals entbehren können. Am wenigsten eine Zeit, die es als ihre eigenste Aufgabe ansehen muß, unter Abwendung vom Vergangenen — sich der Gegenwartsprobleme zu bemächtigen. Es wäre nämlich irrig, den Geist der Sage dem einer überlebten Romantik gleichzusetzen. Obwohl den Kindheitsträumen des Volkes angehörend, bleibt sie eins der ewigen Gesetze unseres Denkens und Dichtens, ein Über-

zeitliches, Nieveraltendes, einen zukunftgestaltenden Kräftestrom, aus dem nicht Nebelspiele steigen, sondern die höhere Wirklichkeit der dichterischen Anschauung. Ja, die Träume der Sagen- und Märchenwelt spiegeln den Märchenzustand des wahren Seins, jenes heimatlichen Reichs, das überall und nirgends ist. Novalis nennt den echten Märchendichter den Seher der Zukunft.

Auch unsere Zeit, die erkannt hat, daß die Nachgestaltung der äußeren Daseinserscheinungen nicht ihr wahres Wesen offenbart, sucht den Mythos: Die Dichtung ist wahrer als das Leben. Die Sage wahrer als Geschichte und Wissenschaft. Von menschlicher Schöpfung kann daher nur die Rede sein, wenn wir — statt das Vorhandene, Erschaffene nachzubilden — Traumschau ins Dasein zaubern, Gefühltes verkörperlichen, Ungestaltetes gestalten. „Gott will Götter." Denn seit neues Zeitgeschehen die gewohnten Grenzen der Wirklichkeit für unser Erleben verließ, suchen wir das Wahre im Unwirklichen, in der Entfernung vom Leben das eigentliche Wesen: Nur in der Form des Mythos läßt die als unergründlich erkannte Welt sich erfassen. In jeder Zeit ist Sage. Nicht die Vergangenheit ist das Sagenhafteste. Die Gegenwart ist es.

Darum können wir die Wunder-, Geister- und Zaubertaten der Volkssage, die in kindlicher Ahnung des vollkommenen magischen Idealismus uns in mythische Zirkel entführen, nicht ernst genug nehmen. Schon in Auflehnung gegen die unerträgliche Durchrationalisierung unseres Daseins tauchen wir in ihrem irrationalen Element unter. Wer die Volksseele kennt, weiß, daß die alogischen Kräfte eine größere Rolle im Weltgeschehen spielen als die Gesetze der Vernunft.

Ein Glück, daß Volkspoesie und Kunstpoesie sich heute auf dem Boden des Mythos begegnen. Damit ist endlich die Möglichkeit gegeben, daß die Dichtung von der Volksfremdheit, der sie in den letzten Jahren verfallen war, zu der ersehnten Volksnähe zurückkehrt. Zweimal ist dies in der Westerwälder Geistesgeschichte der Fall gewesen: Einmal um die Wende des 12. Jahrhunderts, als Cäsarius, der fruchtbare Novizenmeister des Klosters Heisterbach, seine volkstümlichen Wundergeschichten erzählte, ein Fabulierer von frischem, vor der Derbheit des Schwankes nicht zurückschreckendem Humor. Das andere Mal in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als Tilemann Elhen von Wolfhagen die Limburger Chronik schrieb, ein Literaturdenkmal, das uns in dem bäuerlich-treuherzigen Ton des herben einheimischen Menschenschlags die Volkslieder und alle Mären der Zeit überliefert.

Wenn aber auch der Dichter nichts Höheres wünschen kann, als das Herz seines Volkes zu sein, und ihm wiederzugeben, was aus ihm lebendig entsprungen, so soll darin doch keine Aufforderung enthalten sein, Sagensammlungen als eine Fundgrube von Stoffen zu betrachten, die darauf warten, daß er sie „verschönt" und „psychologisch vertieft". Vieles ist auf diese Weise derart verfälscht worden, daß echte und unechte Bestandteile heute kaum mehr zu unterscheiden und sogar Zweifel darüber entstanden sind, ob wir autochthones oder aus anderen Bezirken eingeschmuggeltes Sagengut vor uns haben, was wegen der Wanderung und Parallelität der Sagenbildung oft ohnehin schwierig genug festzustellen ist. Aber wie Armin und Brentano mit dem ihnen zugetragenen Volksliederschatz in jener Hinsicht aufs Willkürlichste verfuhren, so tat

es auch Niklas Vogt in seinen „Rheinischen Geschichten und Sagen", während es doch — unbeschadet der Faustdichtung — darauf ankommen muß, die Sage, die dem Leben gehört, als Zeugnis des Volksgeistes frei von literarischen Zusätzen zu erhalten.

Wir wissen dem Herausgeber Dank dafür, daß er dies getan hat. Chaos der Zeitwende schließt immer die Gefahr in sich ein, daß Überlieferungen abbrechen und Kleinodien der Volksphantasie verloren gehen: Der Herausgeber hat sie nicht nur gerettet, sondern alles, was bisher nur an viele Orte verstreut zu finden war, zu einer erschöpfenden Sammlung vereinigt, deren Fülle uns zeigt, daß im Westerwald eine Rücklage unverbrauchter sagenbildender Kräfte vorhanden ist. Es ist der Zwerg Rumpelstilzchen, der sich im Grimmschen Märchen so alt wie der Westerwald nennt: Sagenland!

Mögen sich die Geister an seinen Brunnen erfrischen!

Mutter erzählt — Paul Runkel

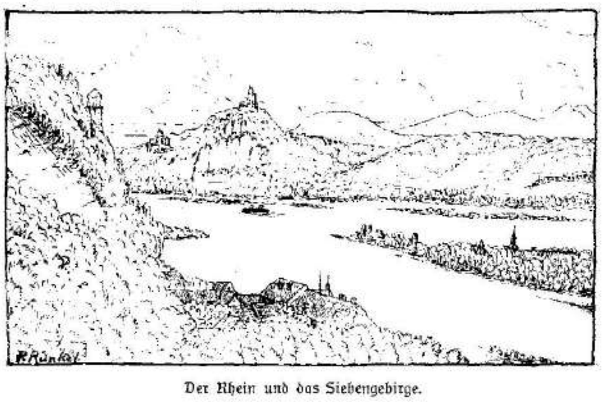
I. Im Siebengebirge.

Wie das Siebengebirge entstand.

War das ein Gewoge und Gebrause in alter Zeit, da der Rhein zwischen Drachenfels und Rolandseck noch nicht durchgebrochen war, genau so wild, wie einst, als er noch bis Andernach hinab das Becken von Neuwied füllte, einen mächtigen See bildend von Coblenz herab, daß das Wasser rechts bis an die Alteck, links bis an die Eifelberge brandete. Dort war er durchgebrochen und hatte den Laurentiusberg auf der einen, den Kranenberg auf der andern Seite als mächtige Eckpfeiler stehen lassen. Aber bei dem Drachenfels konnte er dann nicht weiter. Seine Fluten stiegen immer höher an den Hängen, daß die Bewohner auf die Berge flüchteten. In ihrer Not schickten sie Boten zu den Riesen, die auf dem Westerwalde wohnten. Die sollten ihnen das Gebirge durchstechen für reichen Lohn.

Die Riesen kamen, sieben an der Zahl, so groß fast, wie die Berge selbst. Gewaltige Spaten trugen sie, und frisch ging's ans Werk. Mit mächtigen Stichen räumten sie den Wall fort, und schäumend und donnernd rollten die Wogen hindurch, der Ebene zu. Wie froh waren da die Bewohner der Ufer, als die Wasser sanken. Bereitwilligst schleppten sie den verheißenen Lohn herbei, Gold und Edelsteine, die ihnen die Unterirdischen gegeben. Den steckten die Riesen in ihre Säcke und machten sich auf den

Heimweg. Zuvor aber klopften sie wie echte Erdarbeiter ihre Spaten ab. Da fiel von jedem derselben noch soviel ab, daß sieben Berge entstanden. Das sind die sieben Riesen am Rhein.



Der Rhein und das Siebengebirge.

Wie Siegfried den Drachen erschlug.

Von der väterlichen Burg zu Xanten am Niederrhein zog Siegfried aus in die Ferne. Rheinaufwärts ging sein Weg bis er zum Siebengebirge kam. Talauf, talab wanderte er dort. Bergan und -unter schritt er. Ei, wie gefiels ihm in den wilden Schluchten und Klüften. In einen Wald kam er. Gewaltig ragten die Bäume. Aber zwischen ihnen schlängelte sich blauer Rauch, und wie aus der Ferne vernahm er lustigen Hammerschlag: Pink! Pank! Darauf ging er zu und stand bald vor einer Schmiede. Hell loderte das Feuer in der Esse, und ein starker Schmied stand davor, schwarzberußte Gesellen um ihn.

Das war Mimer. Ein gewandter Waffenschmied war er, berühmt weit und breit, aber auch ein falscher Mann. „Wohin des Wegs, mein Bürschlein?" fragte er den Ankommenden. „In die weite Welt." „So tritt ein zu kurzer Rast!" In die Schmiede trat Siegfried und sah der eifrigen Arbeit zu; sah, wie die Funken sprühten und hörte, wie die Hämmer ihr lustiges Lied sangen. Das gefiel ihm. „Ich möchte auch ein Schmied werden," meinte er. Deß lachten die Gesellen. Doch sollte ihnen das bald vergehen. Den Stecken nahm Jung Siegfried und fuhr damit drein, daß sie hierhin und dorthin gegen die Wände und in die Ecken flogen. Selbst Mimer wurde es angst. „Tritt herzu und zeige, was du kannst," sprach er und gab ihm einen schweren Hammer. Ein feuersprühendes Eisen legte er auf den Amboß. Aber Siegfried schlug mit solcher Gewalt, daß das Eisen in Stücke sprang und der Amboß tief in den Grund fuhr.

Da wurde die Furcht vor ihm noch größer, und gerne hätte sich Mimer seiner entledigt. Daher sann er auf eine List. Im Walde draußen am Felsen hauste ein Drache. Der würde ihn leicht töten. „Die Kohlen sind zu Ende gegangen," klagte er eines Tages dem jungen Gesellen. „Geh' hinaus nach der hohen Wand dem Rheine zu, dort brenne, soviel wir brauchen." Gehorsam ging Siegfried dahin, wo ihm gesagt war. Einen Meiler schichtete er. Zum Schürbaum entriß er dem Boden eine junge Eiche. Während der Meiler brannte, legte er sich in den Schatten einer Linde, ein wenig zu ruhen. Doch kaum hatte er sich hingestreckt, als fauchend und zischend der Drache auf ihn losfuhr. Rasch sprang Siegfried auf, ergriff den Schürbaum, und mit einem furchtbaren Schlage zertrümmerte er des Ungeheuers Schädel. Eine gewaltige Blutlache deckte den Boden. Ein Tröpflein davon war ihm auf die Lippe gesprungen. Das hatte gar wunderbare Wirkung. Alsbald konnte er der Vögel Sprache verstehen, wußte

„was Goldammer flötet, der Rabe sagt,
der Häher höhnt, die Nachtigall klagt."

Er verstand es auch, wie sie ihm den Rat gaben, in dem Blute des Drachen zu baden. Rasch entledigte er sich seiner Kleider und tat, was man ihm riet. Alle Stellen an seinem Körper wurden hart wie Horn. Nur zwischen den Schultern ward er nicht hörnern. Dahin war ihm ein Lindenblatt gefallen.

Als er sein Bad beendet, richtete er seinen Weg wieder der Schmiede zu, Groll im Herzen; hatte er doch längst gemerkt, weshalb ihn Mimer fortgeschickt. Das sollte ihm der Falsche büßen. Dem erschlagenen Drachen hatte er den Kopf abgerissen. Als ihn die Gesellen damit heimkehren sahen, befiel sie große Angst. Verkriechen wollten sie sich. Doch er erschlug sie mit des Ungeheuers Haupt samt und sonders, auch Mimer, der ihm in gleißnerischer Freundlichkeit entgegentrat.

Die Esse schürte er an und glühte die besten Eisenstangen. Daraus schmiedete er sich Schild und Schwert. Damit zog er von dannen

„zu schlagen wie ein andrer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Feld".

Die Jungfrau vom Drachenfels.

Wo der Drachenfels steil abstürzt zum Rhein, zeigt sich mitten im schroffen Hange eine tiefe Felsspalte. Das Drachenloch heißt sie, denn in ihr hauste zu der Zeit, da die Menschen auf der rechten Rheinseite noch Heiden waren, ein furchtbarer Drache, ein entsetzliches Ungeheuer, das der Schrecken der Bewohner war. Die verehrten ihn als Gott und brachten ihm blutige Opfer. Männer mußten ihre Frauen, Weiber ihre Männer, Mütter ihre Kinder hingeben, wenn sie der Götzenpriester zum Opfer bestimmte. Hatte der Volksstamm einen Kriegszug unternommen, so opferte man die Gefangenen. Einst war man von einem solchen zurückgekehrt vom jenseitigen Ufer des Stromes, da die Bewohner schon Christen waren. Unter den Gefangenen war eine Jungfrau eingebracht worden von edler Herkunft und großer Schönheit, so

daß sich die heidnischen Anführer um ihren Besitz stritten. Sie aber wurde vom Priester zum Opfer bestimmt.

Es kam der Tag, da sie den Tod finden sollte. In weißem Gewande, Blumen im Haar, führte man sie bergan bis dahin, wo das Drachenloch war, in dessen Tiefe das Ungeheuer schlief. An einen Baum band man sie, daß sie nicht entfliehen konnte. Und aus der Entfernung sah das Volk dem grausen Schauspiel zu. Ruhig stand die Jungfrau und ergeben in Gottes Willen. Über den Strom gingen ihre Augen noch einmal in die geliebte Heimat. Da stieg die Sonne höher, und ihre Strahlen weckten das schlafende Tier. Schnaubend, daß der Boden erzitterte, kroch es aus seiner Höhle. An die Stelle eilte es, da es gewohnt war, sein Opfer zu finden. Die Christin aber zog aus ihrem Busen ein Kreuz hervor mit des Erlösers Bilde. Wie abwehrend hielt sie es dem Drachen entgegen.

Der aber, o Wunder! bäumte sich wild auf, krümmte sich und stürzte hinab in den Abgrund. In den Fluten des Rheines versank seine unförmliche Masse.

Die Heiden, ergriffen von dem Geschehnis, eilten herzu, lösten der Jungfrau Bande und sahen mit Staunen das Kreuz an, das sie befreit von dem Ungeheuer, dem sie ihr Liebstes hatten opfern müssen. „Lehre uns auch deinen Gott kennen, daß wir ihm dienen!“ Gerne tat das die Jungfrau. In die Heimat kehrte sie zurück und schickte ihnen einen Priester, der sie unterwies und taufte. So kam das Christentum auch auf die rechte Rheinseite und in den Westerwald. Die Götzenaltäre schwanden, und an ihrer Stelle erhob sich das Kreuz.

Die Schlange am Drachenfels.

Am Hange des Drachenfels, nicht allzufern vom Drachenloch ist noch ein anderer Felsenspalt. Auch darin hauste ein Tier wie in jenem. Eine Schlange war es mit gleißendem Schuppenpanzer. Tief unten lag sie das ganze Jahr hindurch zusammengerollt. Nur einmal kam sie hervor. Wenn der Sommer durch das Land schritt im Tale, unten die Saaten reiften und auf den Bergen tiefdunkel die Wälder lagen, wenn der Vollmond hoch über dem Rhein stand und seinen Silberglanz hineinfallen ließ in den Spalt, dann blitzte und blinkte ihr schuppiges Kleid. Dann glänzte ihr auf dem Haupte eine goldene Krone. Wo ein altes Steinkreuz aus dem Boden ragt, da legte sie sie nieder und glitt den Abhang hinunter. In des Rheines Fluten badete sie ihren glatten Leib und schlängelte sich wieder bergan durch Geröll und Buschwerk bis zu der Felsenspalte. Dort lag sie wohl eine Stunde, und es war, als ob ein Stöhnen und Weinen aus ihrem Munde käme.

Sie weinte und klagte um ihre verschwundene Jugend.

Auf einer der stolzen Burgen, die die Bergeshäupter einst zierten, verlebte sie dieselbe. Eines Königs Tochter war sie und eines Königs Braut. Aber schwere Schuld lud sie auf sich. Den, der ihr sein Herz geschenkt, verließ und verriet sie. Da traf sie der Fluch. Zur Schlange wurde sie, die tief im Berge hausen sollte, bis einst, wenn sie lange genug gebüßt, ein Ritter kam, der ihr die Krone nahm und sie ohne Zagen auf den Mund küßte.

Dessen Weib sollte sie werden, dem sollte sie die reichen Schätze, die sie im Berge hütete, zuwenden, den zum Könige machen.

Einmal versuchte es ein junger Grafensohn. Als sie im Bade war, ergriff er die Krone und wartete auf der Schlange Rückkehr. Diese kam auch bald. Aber als er nun ihren Mund küssen sollte, den Zauber zu lösen, da fuhr er schaudernd zurück, ließ die Krone fallen und floh. Die hob die Schlange auf und verschwand klagend in dem Felsenspalt. Seitdem lag sie wieder dort unten viele Jahre im dumpfigen Grund.

„Sie wandt' sich in goldenen Ketten,
ein Kuß nur konnte sie retten,
ein Kuß nur von rosigem Mund.“

Da war ein Fischerssohn aus dem Dörfchen am Fuße des Drachenfelsen, arm, aber treu und mutig. Der stieg hinan zum Schlangenloch.

„Er sprengte die Ketten von Golde;
sie aber wurde, die Holde,
zu seiner Königin.“

Der beste Edelstein.

Das war ein prächtig Fest, das da in der Stadt Bonn gefeiert wurde. Der Erzbischof hatte alle die Herren geladen, die da ankamen zu Fuß, zu Roß oder gar zu Schiff mit großem Troß, Geistliche in reichem Ornat, Ritter in blitzender Rüstung. Die größte Pracht jedoch herrschte in dem Festsaal des kurfürstlichen Schlosses. In langen Reihen saßen sie da, die Fürsten und Edlen von beiden Seiten des Rheines,

„Preisend mit viel schönen Reden
ihrer Länder Wert und Zahl“.

Besonders schienen sie die Edelsteine für das Allerköstlichste auf Erden zu halten. Eine Frage wanderte daher durch den Saal von oben bis unten:

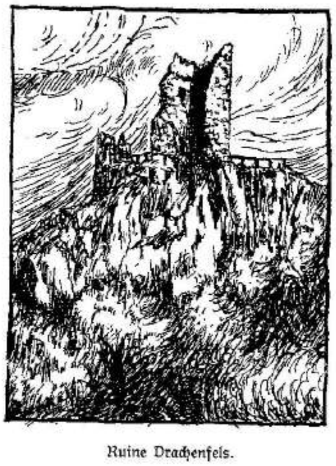
„Wer hat den besten Edelstein
wohl auf und ab den ganzen Rhein?“

Da lobte der eine seine Berge, die gleißendes Gold enthielten, der andere berichtete von zahlreichen Silberadern, die die Gesteine durchliefen. Wieder andere zeigten die herrlichsten Kleinodien, die sie an Gürteln und Baretts, am Schwertknauf oder am Schilde trugen. Sie wurden aber samt und sonders überstrahlt von dem Stein, den der Erzbischof in seinem Siegelringe hatte. Fragend schaute er über die Reihen, ob nicht einer da wäre, der ihm den Preis streitig machen wolle. Da sah er in einer Fensternische den Ritter vom Drachenfels. Mit dem hatte er lange in Streit gelegen, ohne daß er seine feste Burg zu brechen imstande gewesen wäre, hatte sich aber zuletzt mit ihm ausgesöhnt. „Herr Ritter,“ so wandte sich der Bischof an ihn, der sich bisher um den Streit nicht gekümmert, „habt Ihr nicht einen besseren Edelstein?“ Da trat der Drachenfelser vor. „Wohl habe ich einen solchen. Doch bisher habe ich Euch

den Rang nicht streitig machen wollen. Nun Ihr mich aber dazu auffordert, will ich Euch sagen, daß ich einen Stein besitze, mit dem der eurige sich nicht vergleichen läßt." Und seinen Ring zeigte er. Einen schmalen Goldreifen. Darin gefaßt war ein einfacher, grauer Stein. „Solche Steine", meinte der Erzbischof geringschätzig, „haben doch nur geringen Wert. Ganze Berge bestehen daraus, und Karren voll derselben sieht man täglich vorüberfahren. Straßen baut man daraus und Häuser, aus dem grauen Basalt. Nein, Herr Ritter, Euer Schwert mag im Kampfe funkeln, Euer Stein ist blind."

„Vieledler Herr!" sagte der Ritter. „Schaut aus diesem Fenster. Dort liegt auf dem höchsten der sieben Berge meine Burg, die festeste und beste am ganzen Rhein. Mehr als alles Gold und Gestein ist sie wert und dafür nicht zu kaufen. Aber sie ist aus diesem Steine erbaut, und nun erwägt selbst, ob ich recht habe, daß es der beste Edelstein wohl auf und ab den ganzen Rhein ist."

Da mußten es alle Herren bekennen, daß der Drachenfelser den besten Edelstein besaß, und selbst der Erzbischof verstummte, denn er hatte es am deutlichsten erfahren müssen, wieviel die stolze Burg des Ritters wert sei.



Ruine Drachenfels.

Roland und Hildegund.

In friedlicher Fahrt war Ritter Roland einst an den Rhein gekommen mit des großen Karl Hoflager. In die Länder des gewaltigen Frankenreiches hatte ihn jugendlicher Tatendrang getrieben und die Lust nach ritterlichen Gefahren und Abenteuern. Rheinabwärts war er gekommen bis dahin, wo

die sieben Trachytriesen standen, auf deren mächtigstem sich die Drachenburg erhob. In ihr kehrte er ein, gerne aufgenommen von dem Herrn derselben, gerne aber auch bewillkommt von des Ritters holdseligem Töchterlein, Schön Hildegund. Länger, als er gewollt, verweilte er auf der gastlichen Burg, und als er scheiden wollte, da konnte er nimmer. Hildegund hatte ihn in Bande geschlagen, die er nicht mehr lösen konnte.

Und doch mußte er sie zerreißen, als der Ruf auch zu ihm kam zum Kriegszug gegen die Sarazenen in Spanien. Schwer wurde ihm der Abschied von der Burg, da er so gastliche Aufnahme gefunden, schwerer von Hildegund, die seine Braut geworden war. Fern kämpfte Roland manchen harten Streit, bis er im schweren Kampfe zu Boden stürzte unter feindlichen Streichen. Heimwärts flog die Kunde von seinem Tod. Auch auf die Drachenburg brachten sie die Königsboten, wo zwei Augen sich fast blind weinten. Namenlos war das Leid der jungen Braut. Nichts mochte sie trösten, auch nicht des Vaters mildes Wort. Bis nach Wochen der Entschluß in ihr reifte, einem andern sich zu verloben als Himmelsbraut. Drunten das stille Kloster auf der Insel im Rhein sollte sie aufnehmen. Und nicht lange, so kam ein Tag, da auf Nonnenwert feierlich die Glocken läuteten und als neue Novize Schön Hildegund einzog. Mit letztem Schmerze hatte sie des Geliebten Namen aus ihrem Herzen gerissen, und nun gab es nichts mehr, der Jungfrau Entschluß wankend zu machen. Schon ehe ein Jahr vergangen, legte sie ihr Gelübde ab, fielen ihre goldenen Haare unter der unbarmherzigen Schere.

Monate waren seitdem dahingegangen. Der Lenz schwand, und die Garben reiften auf den Feldern. Da nahte sich der Drachenburg ein Ritter mit seinem Troß. Roland war's. Er war, obwohl man ihn als Toten betrauert, nicht gefallen, sondern nach beendetem Kriege heimgeeilt, seine geliebte Braut zu umfangen. Aber wie erschrak der Torwart, als er ihm öffnete. Wie wankte der alte Ritter, den die kurze Zeit tief gebeugt hatte. Wie ergriff es den Ankommenden selbst, als er vernahm, Schön Hildegund sei eine Braut des Himmels geworden. Laut weinte er auf und verhüllte schmerzlich sein Haupt. Nun war auch seines Lebens Glück in Scherben gebrochen, sein Stern erloschen.

Nun wollte auch er Abschied nehmen von der Welt. Zur selben Stunde verließ er das Schloß. Drüben auf dem linken Rheinufer, wo sich der Berg hebt, Nonnenwert gegenüber, da ließ er sich eine Burg bauen. Von da schaute er Tag für Tag stumm hinab auf das grüne Eiland im Rheine, sah allmorgen im Klostergarten Hildegund wandeln zwischen den Blumen, weiß und blaß wie diese. Und manchmal war es ihm, als ob sie grüßend heraufblicke. Dann zog ein Strahl der Freude über sein bleiches Gesicht.

Doch eines Tages sollte auch dieses Abendrot eines einst erstrahlten Glückes verglühen. Vom Eiland tönte klagend das Sterbeglöcklein. Einen Sarg trug man aus des Klosters Pforte. Der Nonnen Chor sang ernste Trauenlieder. Da wußte er, wen man dort unten begrub. Von nun an sprach der Ritter kein Wort mehr. Immer starrte er auf den Friedhof hinab. So fand ihn eines Morgens sein treuer Knappe, aber das Auge war gebrochen, der Leib starr.

Lange noch stand Rolands Burg auf der Höhe, bis sie allmählich in Trümmer fiel gleich der auf dem Drachenfels drüben. Nur ein Bogen ragt noch auf der Höhe, der Rolandsbogen.

Der Ölberg.

Die großen und kleineren Bergkuppen des Siebengebirges werden überragt von dem Ölberg. Auch auf ihm hat in uralten Zeiten eine Burg gestanden, der Traunstein, fest und trutzig. Trutziger jedoch noch als sie, fester noch als ihr Gestein, war der Ritter, der auf ihr wohnte. Jähzornig wie er war, saß ihm sein Schwert so locker in der Scheide, daß keiner seiner Nachbarn gerne mit ihm zu tun haben mochte. Einsam und abgeschieden herrschte er daher in seiner Burg, mit seiner einzigen Tochter, die ganz des Vaters Art hatte, kalt war wie der Basalt der Burg. Früh war ihr die Mutter gestorben, und unter des Vaters rauher Hand und unter dem Volk der Knechte war sie aufgewachsen, selbst wie ein Mann. Fechten und reiten konnte sie wie einer der besten rundum.

Doch einmal ging in ihrem Herzen eine wundersame Wandlung vor. Sie wußte selbst nicht, wie ihr war. Ihr Herz, sonst so hart und kalt, wurde mit einemmal so warm und weit. Die Blumen, die sie sonst nie beachtet, fingen an, ihr zu gefallen. Die Vöglein im Walde sangen ihr so süß, die Blätter der Bäume rauschten so geheimnisvoll. Nimmer hielt sie es aus daheim. In den stillen Wald flüchtete sie und saß da sinnend auf den Bergen, weithinschauend in das schöne Land. So wehmütig wurde ihr zu Sinn so sehnsüchtig. Ja, manchmal stahl sich gar ein Tränlein unter der Wimper vor. Auch die Menschen sah sie mit andern Augen an. Wie oft war sie auf jagendem Roß an ihnen vorbeigesaust, hatte ihre Freude daran gehabt, wenn sie zitternd aus dem Wege sprangen und sich tief beugten. Viel besser gefiel es ihr nun, wenn sie freundlich mit ihnen sprach und sie ihr ohne Furcht Rede und Antwort standen.

Da begegnete ihr einst im Wald ein schmucker Rittersmann. Von der Wolkenburg drüben war er. Jeder liebte ihn. Nur sie hatte ihn bisher nicht beachtet, vielleicht gehaßt. Nun blieb sie stehen, als er sie freundlich anredete. Klagend fragte sie ihn, wie es komme, daß jeder sie haßte, während ihn doch alle Menschen gern hätten. „Liebe sie, wie ich es tue, und mache bei mir den Anfang", meinte er. Zwar blitzte ihr alter Zorn auf ob solch kecker Rede, aber den Vater fragen wollte sie doch wenigstens. Der junge Ritter war bereit mitzugehen, und so standen sie denn bald vor dem Alten vom Ölberg. Doch finster zog der die Brauen zusammen. „Dein Ohm ist der Erzbischof von Köln, mein Feind, und meine Tochter kann nur dein werden, wenn meine Feinde auch die deinen sind." „Liebe will ich mein Ehgemahl lehren und nicht Haß. Frieden will ich stiften zwischen dir und deinen Gegnern." Nimmer paßte das dem Ritter. „Den Freunden Liebe, den Feinden Haß! Das war der Wahlspruch jedes Traunsteiners und muß auch der meiner Tochter sein." Und bei der schien alle edle Regung geschwunden. Der alte grimmige Zug legte sich wieder in ihre Augen, der alte Haß zog wieder in ihre Brust ein. Schweren Herzens schied der Wolkenburger vom Traunstein.

Oft blickte er hinüber nach der Burg, in die seitdem der böse Geist erst recht eingezogen war und Vater und Tochter in ihren Fesseln hielt. In zahllosen Überfällen machten sie ihrem Zorne Luft, so daß die Zahl ihrer Feinde mehr und mehr wuchs. Einmal gar überfiel er den Erzbischof selbst, der als Wanderer still seines Weges zog. Mit seinem Schwert schlug er den Waffenlosen, daß er blutüberströmt zu Boden sank und an den erlittenen Wunden starb. Als aber die Sterbeglocken durchs Land läuteten, sammelten sich die Ritter des Erzstiftes, den Mörder zu strafen. In dichten Scharen wimmelte es gen den Traunstein, der sie mit dem alten Trotz erwartete. Es sollte der Kampf nicht leicht werden.

Aber der Angreifer waren zu viel. Wie Hagel so dicht fielen die scharfen Pfeile. Einer derselben traf den Traunsteiner in die Brust. Die Arme der Tochter fingen den Sinkenden auf. Sie trug den Todwunden auf geheimen Pfaden in den stillen Wald, während die Belagerer den Brand in die Burg hineinwarfen. Auf dem Felsen, da sie den Wolkenburger zuerst gesprochen, saßen sie die ganze Nacht und sahen das Feuer weithin leuchten. Und als der Morgen kam, da ging's mit dem Alten zum Sterben. Der Zorn und Haß war in seinem Antlitz längst verglüht. Tränen rollten über seine Wangen. Sie hatten beide erkannt, daß ihr Schicksal die Bezahlung war für ihren lebenslangen Haß. Und als sich des Ritters Lippen zum letztenmal öffneten, flüsterten sie die Worte: „Gott sei mir gnädig!" Und seine Bitte blieb nicht unerhört. Eine schwarze Wolke zog am Himmel auf. Ein greller Blitzstrahl zuckte aus ihr, Vater und Tochter zerschmetternd. So fanden sie die Feinde. So fand sie der Ritter von der Wolkenburg.

Wohl stiegen ihm heiß die Tränen auf, aber er erkannte, daß Gott nicht nur gerichtet, sondern auch vergeben hatte. Ein ehrlich Begräbnis gab er den Toten an derselben Stelle, erbaute dort auch eine Kapelle und diente selbst als Priester darin, allen statt des Hasses die Liebe und den Frieden verkündigend. Den Berg aber nannte er seitdem den Ölberg.

Hedwig von der Wolkenburg.

Durch einen schmalen Bergsattel ist die Wolkenburg mit dem Drachenfels verbunden. Auf ihr hat einst eine Burg gestanden, viel größer und stärker als die Drachenburg. Der Kölner Erzbischof Friedrich I. hat sie erbaut, hat darin gewohnt und ist in ihr gestorben. Darnach aber blühte in ihr ein starkes Rittergeschlecht. Aus ihm ragte besonders einer hervor, Heinrich von Wolkenburg, ein löwenstarker Held, geehrt und geschätzt weit und breit. Ein liebliches Töchterchen erblühte ihm, sein Stolz und seine Freude. Hedwig hieß sie und war einem Ritter aus dem Rheintal in inniger Liebe zugetan. Doch den hatten die Kreuzzüge hinausgerufen ins Land der Sarazenen mit manchen andern Rittern, auch mit dem von Ockenfels, der einst um Schön Hedwig geworben, von der er aber abgewiesen worden war und der seitdem den glücklicheren Nebenbuhler in den Tod haßte.

Wieder einmal war es Frühling geworden. Flieder blühte und Jasmin, und in den duftenden Büschen sang die Nachtigall. So schön es draußen war, so einsam war's der Jungfrau hoch oben in ihrer Kemenate. Sehnsüchtig

flogen ihre Blicke und Gedanken ostwärts, dahin wo ihr Verlobter weilte. Da pochte es ans Burgtor. Ein stattlicher Ritter stand draußen, der heimkam aus dem Land der Sarazenen und wichtige Kunde brachte. Doch was er sagte, war nicht geeignet, des Mädchens Freude zu erhöhen. Das drängte ihm vielmehr die Tränen in die Augen und tiefes Weh ins Herz. Ihr Verlobter sei ihr untreu geworden. Schon seitdem er der Heimat den Rücken gekehrt, habe er ihrer vergessen, gar ihrer gespottet. Im fernen Morgenland aber habe er gar bald sein Herz an eine Sarazenin verschenkt.

Entsetzt war der alte Wolkenburger ob solcher Treulosigkeit. Doch seine Tochter ließ sich so leicht nicht irre machen. Sie erkannte gar bald, daß der Bote die Unwahrheit redete, daß seine Worte Verleumdung waren. Erkannte das erst recht, als er, der zuerst als Werber für den Ockenfelser gekommen war, nun selbst um Hedwigs Hand warb. Und ihre Treue hielt sie, so sehr sie der Bewerber auch umschmeichelte, bedrängte, zuletzt gar bedrohte. Da kam Rettung in der höchsten Not. Vom Rheine herauf ritt ihr Verlobter, der heimgekehrt war aus fernen Landen, gerade zur rechten Zeit. Nicht vermochte der Verleumder ihm mehr zu entwischen, der gar kein Ritter war, sondern nur ein gedungener Knecht. Der Ritter warf ihn ins tiefe Burgverließ zur Strafe für seine Freveltat. Er aber führte die geliebte Braut heim und wohnte mit ihr auf der stolzen Wolkenburg.

Die Rosenauer Jungfrau.

Auf der „Rosenau" im Siebengebirge, dem niedrigeren Bergrücken, der sich vom Nonnenstromberge zum Stenzelsberge zieht, stand einst eine Burg. Ein Ritter wohnte darin, jung, stark und tapfer, geehrt und geliebt von allen weit und breit. Manche Grafentochter hätte ihm gerne die Hand zum Ehebunde gereicht, allein nicht die, die sein Herz über alles liebte. Die war das Kind des benachbarten Ritters von der Löwenburg, sehr schön und sehr reich. Einen kostbaren Schatz nannte sie ihr eigen, und des Schatzes wegen wartete sie auf einen Prinzen, der sie heimholen sollte. Der Prinz kam nicht, wohl aber der, der schon oft gekommen und stets abgewiesen worden war, der Ritter von Rosenau. In stiller Nacht kam er, entführte die Jungfrau samt ihrem Schatze und hielt sie in seiner Burg verborgen. Aber umsonst war sein Bitten auch hier. Beharrlich weigerte sie sich, seine Gattin zu werden. Da wurde er zornig und stieß einen wilden Fluch aus. Der ging sogleich in Erfüllung. Tief in den Berg versank die Jungfrau samt ihrem Schatze.

Aber Ruhe fand sie da nicht. Gar oft entstieg sie ihrer unterirdischen Wohnung. Nachts, wenn es dunkel war im Siebengebirge, dann fuhr sie durch den Wald zwischen der Rosenau und der Löwenburg auf und ab und suchte an ihrem Schatz. Den Schlüssel dazu trug sie glühend im Munde. Nur wußte sie nicht, wo sie ihn hinstecken sollte. Das konnte nur der wissen, der den Mut besaß, ihn ihr mit seinem eigenen Munde zu entwinden. Der konnte mit dem Schatze aber auch der Jungfrau Herz erschließen und sie zur Frau bekommen. Doch der Ritter kam nicht, und umsonst ließ sich die Jungfrau allnächtlich sehen oder fuhr gar am hellen Mittag über die „Jungfernhardt".

Mancher hätte wohl gerne den Zauber der Rosenau gelöst, mehr um des Schatzes als um ihrer Hüterin willen. Aber es wollte keinem gelingen.

Drei Männer aus Heisterbacherrott versuchten es einst. Alle Bedingungen gelobten sie unterwegs, streng zu erfüllen. Es durfte bei der Hebung kein Wort gesprochen werden. So kamen sie im Wald um Mitternacht an eine Stelle, da ein großer, schwarzer Hund lag. Der knurrte und scharrte, als sie vorüberkamen. Nun wußten sie, daß hier der Schatz lag. Eifrig fingen sie an zu graben. Immer tiefer kamen sie und endlich fanden sie eine schwere Truhe. Vor Freude hätten sie aufjauchzen mögen, aber sie schwiegen. Nun galt's, die Kiste herauszuheben. Mit Ächzen und Stöhnen brachten sie sie bis zum Rande des Loches. Eine letzte Kraftanstrengung, und die Kiste stand auf dem Boden. „Gott sei Dank!" kam es aus eines jeden Munde. Aber, o Schreck! Ein furchtbarer Krach warf die drei auseinander, der eine fand sich auf der Haardt, der andere im Eselsstall zu Wintermühlen, der dritte auf einem Heustall zu Heisterbacherrott wieder. Und der Schatz? Der war tief in die Erde versunken, und die drei Männer suchten, soviel sie wollten, sie fanden ihn nicht wieder.

Mancher hätte auch um der schönen Jungfrau willen einen Strauß gewagt, aber auch sie hat bisher niemand aus ihrer Verzauberung lösen können.

Zwei Jünglinge aus Rhöndorf versuchten es einst. An einem Sonntagmittag durchstreiften sie das „Haidchen", zwischen Drachenfels und Wolkenburg. Da stand plötzlich eine Jungfrau vor ihnen, sehr schön, aber in altmodischer Tracht. Die Rosenauer Jungfrau sei sie, und reiche Schätze gehörten ihr, sagte sie. Ob sie nicht Lust verspürten, beides zu gewinnen? Gewiß wollten sie das. Aber, wie es tun? In der zweitfolgenden Nacht sollten sie wiederkommen. An dieselbe Stelle. Ein feuriger Drache würde dort sein mit einem glühenden Schlüssel im Rachen. Den sollten sie herausnehmen mit ihrem Mund. — Es geschah, wie die Jungfrau gesagt. Aber als sie die verhängnisvolle Tat ausführen wollten, da entfiel ihnen der Mut, und eiligst stoben sie hinweg. Eine klagende Stimme vernahmen sie noch hinter sich: „Beinahe wäre ich erlöst gewesen! Nun muß ich wieder viele hundert Jahre warten, bis der kommt, der den Bann brechen kann."

Noch heute wandelt die Rosenauer Jungfrau ihre bekannten Wege. Einsame Wanderer, die in den heiligen Nächten dort ziehen, vernehmen zuweilen ein Sausen und Brausen in den hohen Baumkronen. Von den Bergen fährt es hinab ins Tal. In den Quatembernächten fährt sie in glühendem Wagen von der Löwenburg hinab nach Honnef. Den Weg, den sie zieht, nennt man den „Höllweg".

Der Schatz auf der Löwenburg.

Die östlichste Waldkuppe des Siebengebirges ist die Löwenburg. Ihren Namen hat sie von der Burg, die einst auf ihrem Scheitel stand, von der heute nur noch ein Steinrest übrig ist, kaum so hoch, daß er aus den Buchenkronen hervorragt. Die Grafen von Sayn, die den springenden Löwen im Wappen führten, erbauten sie und gaben ihr den Namen ihres Wappentieres. Abwechselnd kam sie durch Heirat und Erbe in den Besitz der Sponheimer, Heinsberger, Nassau-Saarbrückener und Jülicher. Wie die meisten Burgen, so hatte auch sie ihren Schatz. Davon hat einmal ein Jäger erfahren, der in den

Bergen herumgestreift und müde und matt bei den Ruinen der alten Burg eingeschlafen war.

Durch ein Rauschen im Wald wurde er geweckt. Schlaftrunken rieb er sich die Augen. Vor ihm stand eine Jungfrau, schön und edel und reich gekleidet. Zu folgen winkte sie ihm. Der Jäger erhob sich und ging hinter ihr her. Zwischen den efeuumsponnenen Mauern schritt sie hindurch und machte an einer Stelle Halt, da das Gestein völlig von Efeu verdeckt war. An einen Stein klopfte sie. Der fiel heraus, und durch die entstandene Öffnung schritt sie, der Jäger hinter ihr, herein. In ein großes Gewölbe kamen sie, in dessen Mitte eine Ampel ihren roten Schein warf. An einem Tisch saßen zwei alte Frauen. Die lasen Bohnen aus, und jede hatte einen Haufen derselben vor sich. Die Jungfrau forderte den Jäger auf, zu nehmen. Der tat's, aber da er ängstlich und zaghaft war, von jedem Haufen nur drei Stück. Stumm führte ihn die Jungfrau wieder hinaus und an den Platz vor der Burgmauer. Und als er auf diese sah, da war die Öffnung darin wieder geschlossen und nicht zu finden, da sich die Mauer aufgetan hatte. Auch die Jungfrau war verschwunden. Da der Jäger andern Tages in die Taschen fühlte, fand er in jeder 3 Geldstücke, das eine aus Silber, die andern aus Gold. Nun erst merkte er, wie er sein Glück verscherzt durch seine Zaghaftigkeit. Noch oft ging er in die Nähe der Burg, hoffend die Schatzhüterin zu finden. Er hat sie nie wieder erblickt.

Die Klausnerin vom Nonnenstromberg.

Als man dem Petersberg nach dem heiligen Petrus seinen Namen gab, da erbte dessen alten Namen Stromberg der nachbarliche Bergrücken, der durch ein tiefes Tal von jenem getrennt ist. Nur setzte man noch ein Wort hinzu und nannte ihn Nonnenstromberg. Das tat man wegen einer Klause, die sich hier neben einem alten verfallenen Kirchlein befand.

Auf dem Schlosse Arenfels bei Linz lebte vor Zeiten ein wehrhafter Ritter. Graf Dietrich von Schwarzeneck wurde er genannt. Er war in Liebe entbrannt zu einem Ritterfräulein, dessen väterliches Schloß auf einem Bergkegel des Siebengebirges stand. Mit seiner Schwester wohnte es darin. Graf Dietrichs Liebe wurde erwidert, und die Jungfrau verlobte sich ihm. Als aber der Kölner Erzbischof zum Kreuzzug aufrief, da nahm auch er das Kreuz. Lange blieb er in den fernen Landen. Endlich jedoch war für ihn die Zeit zur Heimkehr gekommen. Als er des Rheines Ufer betrat, galt sein erster Ritt der väterlichen Burg und der Burg seiner Braut. Doch wie staunte er, als er die Burgen in Trümmern fand. Von seiner Braut wußte keiner, wo er auch forschte und fragte, ihm etwas zu melden. Nur soviel erfuhr er, daß Feinde gekommen seien, die des Ritters feste Häuser berannt, gebrochen und verbrannt hatten. Wohin die Insassen gekommen, vermochte er nicht zu erfahren, ob er auch jahrelang nach ihnen suchte. Heimat- und lieblos beschloß er, der Welt zu entsagen. Auf dem Stromberge (der Ritter Dietrich soll der Gründer der Klause am Petersberg gewesen sein), ließ er sich nieder und baute dort eine Klause. Jahre gingen dahin. Eines Tages saß er vor seiner Hütte. Da vernahm er die Klänge eines Liedes vom Nonnenstromberge herüber. Die Weise war ihm bekannt und ließ ihn aufhorchen. Er folgte dem Klang, stieg zu Tal und wieder bergan. Da kam er an ein Kreuz. Davor kniete eine Klausnerin. Die sang das Lied. In der Einsamen erkannte er seine verlorene Geliebte wieder, die er gerührt in die Arme schloß. Nun erfuhr er, was geschehen. Als die väterliche Burg zerstört worden, war sie mit ihrer Schwester auf die einsame Höhe geflüchtet. Von Waldbeeren und Wurzeln hatte sie sich kümmerlich genährt, wie einst Genoveva. Nun aber kehrte sie mit ihm heim auf Arenfels, das er wieder aufbaute. Ihre Schwester aber wollte nicht wieder in die Welt zurückkehren. In stiller Einsamkeit begehrte sie ihr Leben zu beschließen. Graf Dietrich ließ ihr den Willen, baute ihr sogar eine Einsiedelei und ein Kirchlein daneben. Andere Jungfrauen gesellten sich ihr zu, und so erhielt der Berg den Namen Nonnenstromberg.

Der Liebesquell am Petersberg.

Vom Petersberg rinnt ein murmelndes Wasser zutal. Über die bemoosten Steine hüpft es, und unter den wirren Wurzeln der Bäume schlüpft es hindurch. Ein eigentümliches Rauschen vernimmt man oft in seinen Wellen, wenn der Wald rundum still und lautlos liegt in silberner Mondnacht. Das kommt von einer Nixe. Die wohnt unten im Rhein. Der Spur des Silberbächleins folgt sie durch Walddunkel bergan, bis sie an den Quell kommt. Dort steigt sie aus der klaren Flut. Ihren schneeweißen Leib umrieselt lichtgrünes Haar. Ihr roter Mund aber beugt sich über den Quell und flüstert seltsame Worte. Wie Segen klingen sie, wie Fluch. Dann taucht sie rasch unter, und die weiße Welle trägt sie wieder hinab ins Tal, mit den Schwestern im wogenden Rhein den Reigen zu führen.

Der Quell auf dem Petersberg aber hat von der Nixe reichen Segen erhalten, der allen denen zuteil wird, die aus ihm trinken.

Die Zwerge im Siebengebirge.

Vor langer Zeit hausten auch im Siebengebirge Zwerge. „Querke" nannte man sie, und sie wohnten nicht nur in Felsenklüften und Brunnen, sondern hatten sich auch da und dort Hütten gebaut. Am „Papelberg" bei Römlinghofen stand eine solche „Querkhött". Darin hausten zwei Querke, das Häbbelchen und das Hibbelchen.

Sie hielten große Stücke aufeinander, liebten einander wie Brüder. War eins von ihnen krank, so ging das andere klagend und jammernd umher. Einst war Häbbelchen krank. Hibbelchen tat alles, seine Schmerzen zu lindern. Im Wald suchte es heilsame Kräuter. Da passierte es ihm, daß es sich verirrte. Häbbelchen aber war indessen gestorben, ohne daß es Hibbelchen wußte. Als daher ein Mann mit Namen Weiß aus Römlinghofen des Weges kam, hörte er neben sich eine feine Stimme. Ein Querk war's der flüsterte ihm zu:

„Weiß, Weiß, sage dem Hibbelchen,
Häbbelchen sei gestorben."

Die Zwerge waren gutherzig und freundlich auch gegen die Menschen und gaben gerne von dem, was sie hatten. Namentlich ihr reiches Silbergeräte, das sie kunstfertig geschmiedet aus dem edlen Metall, das sie gewonnen, als sie das Bergwerk am Virneberg ausbeuteten, liehen sie gerne den umwohnenden Menschen bei festlichen Gelegenheiten, Kindtaufen und Hochzeiten aus. Bereitwilligst brachten sie es ihnen selbst vor die Häuser und holten es sich nach dem Feste wieder ab. Zum Danke ließ man ihnen dann jedesmal irgendeinen Leckerbissen in den Gefäßen. Nur einmal hatte ihnen ein Undankbarer stattdessen Unrat hineingelegt. Seitdem konnten noch soviel Hochzeiten im Lande sein, kein Querk brachte mehr ein Gerät.

Zwerge gab's noch anderwärts im Siebengebirge. In Brunnen wohnten sie. Solch ein Querkbrunnen war am Drachenfels nahe bei Rhöndorf, sowie in der Heidenhecke am Breiberg und am Steinsbusch bei Selhof in der Honnefer Gemarkung. Auch diese Querke leisteten den Menschen gute Dienste. Gold und Silber zwar hatten sie nicht, aber fleißig arbeiten konnten sie. Über Nacht kamen sie in die Häuser und machten jedes angefangene Werk fertig. Wenn die Hausfrauen am Morgen erwachten, war die Mehlsuppe fertig. Den Bauern misteten sie die Ställe und schlugen die Butter. Dem Schuhmacher flickten sie das zerbrochene Schuhwerk, den Schneidern die zerrissenen Röcke und Hosen. Dem Müller mahlten sie das Korn, dem Bäcker backten sie das Brot. Alle die Leute hatten's gut — bis eine vorwitzige Bäckersfrau ihnen in einer Nacht zusah und ihnen aus Mitleid, weil sie so nackt herumliefen, leinene Kleider nähte und sie ihnen abends in die Backstube legte. Seitdem kamen sie ihnen nie wieder zur Hilfe, spielten ihnen aber manchen Schabernak.

Das taten besonders die Querke, die in der „goldnen Kiste" wohnten, in die sich allabendlich der wilde Jäger zur Ruhe legt. Einer Bauersfamilie, die in der Nähe ihr Haus hatte, stahlen sie ihr Kindlein aus der Wiege und legten einen Zwerg hinein. Der war nicht größer als jenes und darum merkten die Leute den Wechsel nicht, sondern zogen ahnungslos den Wechselbalg auf. Nur wunderten sie sich, daß er so ungeheuer viel aß und daß ihnen, seitdem er im Hause war, abends immer die Milch und die Sahne genascht war. Das kam ihnen unheimlich vor, und gerne hätten sie die Spitzbuben erwischt. Sie legten Eierschalen, mit Bier gefüllt, aus. Doch die blieben unberührt, und die Näschereien dauerten fort. Da klagte die Bauersfrau einer Nachbarin ihr Leid. „Nach dem Petersberg zur Kapelle müßt ihr gehen und beten," riet die. Den Rat befolgte man, und das Kind nahm man mit dahin. Als es der Bauer auf dem Arm trug, wurde es ihm bedenklich schwer. Da begegnete ihm unterwegs ein Querk, der rief, als er an ihnen vorbeiging: „Thimiänchen, wo gehst du hin?" Da antwortete das Kind, das sonst noch gar nicht sprechen konnte:

„Nach Stromberg zum Gebitt."

Und als der Zwerg weiter sagte: „Dann geh' dahin und besser dich nit!" da antwortete der Kleine auf dem Arme: „Geh du heim und sorg' dafür nit."

Da erkannten die Leute, daß das Kind ein Wechselbalg war. Sie nahmen ihn und warfen ihn weg in einen Dornbusch. Doch ihm tat das nichts. Unverletzt kroch er wieder daraus hervor und rief ihnen lachend zu:

„Ich bin so alt wie der Böhmerwald;
der ist dreimal abgehauen und dreimal abgebrannt,
aber noch nie hab' ich geschaut,
daß in Eierschalen Bier wird gebraut."

Seitdem hat man im Siebengebirge von den Querken nichts mehr gesehen. Sie sind über den Rhein weggefahren und wohnen nun in einem fernen Land.

Die Hexen im Siebengebirge.

In den finsteren Tagen des Mittelalters gab es überall Hexen im Westerwald. Besonders zahlreich waren sie im Siebengebirge, wo sie auch mancherorts ihre Tanzplätze hatten, auf die sie in der Walpurgisnacht sausten: „Hüttemätütt! Zum Schorresteen erütt!" Doch auch am Tage fügten sie den Menschen allerlei Böses zu. Dem Nachbarn, dem sie übel wollten, behexten sie die Kühe, daß sie blutige Milch gaben oder molken sie nachts am Handtuch.

Wehe denen, die ihren Zorn durch Worte oder Taten erregten, dem machten sie durch ihre Zauberkunst viel zu schaffen.

Nach dem Stenzelsberge ging ein Mann jeden Tag zur Arbeit. Steine galt's zu brechen mit Pickel und Eisen. Als er über eine Wiese schritt, sah er da eines Tages drei Hasen. Die machten gar wunderliche Sprünge, hüpften und purzelten, daß es eine Lust war. Lange schaute der Mann dem Spiele zu. Endlich hob er einen Stein auf und warf auf sie. Einen traf er, daß er laut aufschrie und alle drei schleunigst hinter einen Busch flüchteten. Von da aus glaubte er sprechen zu hören. „Dofür häs de dech döfe Morje net geweische!" glaubte er zu verstehen. Es war ihm schon nicht geheuer, als er das vernahm, aber während er seiner Arbeitsstelle zuschritt, empfand er ein furchtbares Gejucke auf dem Buckel. Und als er an seiner Arbeitsstelle ankam, hatte er den ganzen Leib voll Läuse. Da lachten ihn seine Arbeitsgenossen aus und er mußte wieder heimgehen, weil niemand neben dem „Läusfack" arbeiten wollte.

Nicht viel besser erging es einem Förster. Der hatte der „Möhn" aus Heisterbacherrott, als er sie im Domänenwald beim Laubstreustehlen ertappt, den Sack ausgeschüttet und die Blätter auseinandergescharrt. Da hatte sie im Zorn alle Blätter in graue Waldmäuse verwandelt. Die waren ihm am Rock und an den Beinen heraufgelaufen, daß er eiligst entfloh.

Dafür hatte er sie ein andermal aber gehörig gekriegt. Neben seinem Hause hatte er einen Garten. Darin zog er viel Bohnen. Oft bemerkte er, daß davon gestohlen war, aber er konnte den Dieb nicht erwischen. Als er eines Tages durchs Fenster blickte, sah er, wie ein Hase um die Bohnen strich und hier und da eine Hülse abbiß. „Ei, du verfluchter Spitzbub!" rief er zornig, faßte ein Beil, das ihm gerade zur Hand war, und schmiß es mit aller Kraft auf den Dieb. Er traf ihn am Fuß, daß er blutend, hinkend und

quiekend entlief. Andern Tags ging er am Hause der „Möhn" vorbei. Sie hatte an den Fenstern die Vorhänge zugezogen, und als er hereinguckte, lag sie im Bett und hatte den Fuß verletzt.

In Villich schlich sich eine Hexe immer dahin, wo sich die jungen Burschen trafen. Dann strich sie als Katze um sie herum und suchte jedes Wort zu erhaschen, das sie sagten. Das erzählte sie dann den jungen Mädchen brühwarm wieder. Vergebens zerbrachen sich die Burschen den Kopf, wie die das so schnell erfahren konnten und kamen endlich auf den Gedanken, es sei niemand anders, denn die Katze, die sie verrate. Sie beschlossen, ihr, wenn sie wiederkäme, einen Rosenkranz umzuwerfen. Gesagt, getan. Da war die Hexe gebannt. Es war die Braut eines der Burschen.

Gegen Hexen schützte man sich im Siebengebirge durch „Düwelsgeeßche" (Teufelsgeistchen), die viele Frauen bei sich trugen, kleine Beutelchen mit Papierstreifen, auf denen kleine Gebete und Sprüche geschrieben waren.

Die weiße Frau im Klapperseifen.

Manches Wässerlein rinnt von den Bergen des Siebengebirges zutal, rinnt durch waldige Talschlucht, murmelt durch grünende Wiesen in den Rhein. Ein solches Tälchen ist auch das Klapperseifen. Darin soll's nicht geheuer sein. Das erfuhr ein Mann, der zur Nachtzeit dort wanderte. Von der Kirmes in Königswinter kehrte er heim, und das „Drachenblut" hatte wohl in seinem Kopfe mancherlei Geisterchen geweckt, doch nicht soviel, als daß er nicht den andern Geist gesehen hätte, der dort am Wegrande auf einem Felsen saß. Als er nämlich so für sich dahinging, zog plötzlich den Bach aufwärts eine weiße Gestalt. Bald schwebte sie, bald stand sie still. Dann setzte sie sich und sah ihn an. Gar lieblich war sie anzusehen, und einen weißen Schleier trug sie. Ängstlich drückte er sich erst zur Seite. Sie aber guckte ihm unentwegt ins Gesicht. Da nahm er all seinen Mut zusammen und schritt auf sie zu mit ausgebreiteten Armen, erhielt aber von ihr so heftige Schläge, daß er zu Boden taumelte und nur mühsam wieder auf die Beine kam. Als er sich dann schleunigst entfernte, vernahm er hinter sich ein süßes, klagendes Lied. Als er in der Ferne still stand, verstand er deutlich die Worte:

„Ich sin verbonden, ich sin verbonden,
et schadt mir nit,
sie künnen helpen un dun et nit,
un wenn et Wasser bergop geit,
un wenn der dürr Boom Blomen dreit,
dann sall am Eng sinn och all min Leid!"

Noch mancher hat das klagende Lied vernommen; die weiße Frau im Klapperseifen gesehen, die für schwere Schuld büßen muß, bis sie einer erlöst auf die rechte Art.

Die Gründung des Klosters Heisterbach.

Auf ihren Gipfeln trugen die Löwenburg, die Wolkenburg und der Drachenfels bereits feste Schlösser, als noch die übrigen Berge dichter Wald bedeckte. Da ließ sich auf einer dieser Höhen, dem großen Stromberge, zur Zeit, da in Köln Bruno Erzbischof war, ein frommer Klausner nieder. Walther hieß er, der hier in strengster Abgeschiedenheit ein Leben der Entsagung und Arbeit führte. Zu ihm gesellten sich noch andere Brüder. Gemeinsam fällten sie den Urwald, bauten inmitten ihrer Klausen der heiligen Jungfrau ein Kirchlein. Der Römische Stuhl schützte die mit einer Mauer umfriedigte Ansiedelung, die sich freudig entwickelte, auch noch, als den frommen Walther längst die kühle Erde deckte, die er dem Eichenwalde abgewonnen, und andere nach ihm an seiner Seite eine Ruhestätte gefunden. Da geschah etwas Unerwartetes. Die frommen Brüder nahmen ihre Habseligkeiten zusammen, die liebgewordenen Zellen, ja selbst ihre Toten und verließen den luftigen Bergscheitel für immer. Zu unwirtlich lag das Land. Im Sülztale gründeten sie das Kloster Reusrat.

Ungern sah das der Erzbischof Philipp von Köln. Aufs neue wollte er die Stätte besiedeln. Tief in den Waldungen der Eifel, im heutigen Kreis Wittlich, lag das Kloster Himmerode. Zisterzienser hatten dort eine mächtige Kulturstätte errichtet. An sie wandte er sich mit der Bitte um Überlassung eines kleinen Konvents für die verlassenen Wohnungen auf dem Stromberge. Nicht umsonst.

Der Prior Hermann empfing, als Kaiser Friedrich I. mit seinem Sohne und tausenden von Rittern zum Zuge nach Palästina rüstete und bei Regensburg ein Heer sammelte, das heilige Grab aus den Händen der Türken zu befreien, das Kreuz vor den Stufen des Presbyteriums von Himmerode. Mit zwölf Mönchen unternahm er die Reise durch das Moseltal und rheinabwärts und kam in den verödeten Zellen auf dem Stromberge an. Eine kalte Höhe schien es denen, die ein schönes Tal verlassen, da schon der Frühling eingezogen war, indes hier noch der Schnee lag. Nach Küche und Keller des Klosters sehnten sie sich zurück, da hier oben sich die Not breit machte. Eiserner Willenskraft bedurfte Abt Hermann, sie zu halten. Vier Jahre gelang ihm das, dann aber vermochte er es nicht länger. In dieser Zeit richteten sie ihren Sinn dem ostwärts gelegenen Tal zu. Da sollte den Brüdern ein neues Heim erstehen, am Fuße des Berges, den sie nun, da sie ihn in St. Peters Schutz gestellt, den Petersberg nannten, wie sie das Tal das Peterstal hießen.

Den Ort aber, da dies neue Kloster errichtet werden sollte, bestimmte die heilige Jungfrau selbst. Als der Abt einst vor ihr im Gebete lag, erschien sie ihm. Einen blühenden Rosenzweig hielt sie in der Hand. Wo ein solcher im Tale stand, sollte das Kloster gebaut werden. Allein, noch war's Winter und alles voll Schnee. Doch Abt Hermann war gläubig und mit den Mönchen wanderte er hinaus ins Tal. Nicht lange brauchte er zu suchen, und schon leuchtete ihm rosig und duftend ein blütenübersäter Strauch entgegen, so schön und zart, als habe der leuchtende Sommermorgen die Blüten erschlossen. Drunten war's im „Bertenbusche", nahe am rauschenden Heisterbach. Dort

erstand denn auch bald eine blühende Abtei. Heisterbach nannte man sie und in der Abtei Wappen setzte man eine Heister, d. h. einen jungen Buchenbaum, und einen Bach.

Über die Gründung des Klosters erzählt sich das Landvolk in der Umgebung noch eine andere Sage.

Ein Esel soll's gewesen sein, der den Ort bestimmte. Den hatten die Mönche vom Petersberge schwer mit allerlei Gerät und heiligen Reliquien bepackt. Durch einen Sack mit Steinen hatten sie seine Last noch erhöht. Wo er seine Bürde abwerfe, da wollten sie bauen. Ohne Führer ließen sie den Grauen den Berg hinunterschreiten. Und alle Mönche folgten. An eine Stelle kamen sie, da der Boden sumpfig war und ein Bächlein querüber rieselte. Der Esel stolperte über die im Wege liegenden Steine und ein paar Säcke fielen zu Boden. Und siehe da, er selbst streckte alle Viere aus und legte sich neben seine Last. „Ei," sprach der Abt, „so wahr ich bin, da soll das Kloster stehen." Und freudig stimmten die Mönche bei, denen es in St. Peters Tal auch zu gefallen schien: „Der hat 'ne feine Nase".

Cäsarius von Heisterbach.

Mit dem Namen Heisterbach ist der Name Cäsarius eng verbunden. Das war ein Mönch, der in dem stillen Kloster hinterm Petersberg um das Jahr 1200 Novizenmeister und Prior gewesen. Unvergessen ist er wegen seiner Schriften, seiner Wundergeschichten, die er in zwölf Büchern der Nachwelt geschenkt hat. Unfern der Klosterruine hat man ihm im romantischen Klostergarten ein Denkmal gesetzt. Aber mehr noch hat er sich durch seine Sagen und Legenden in die Herzen der Freunde des Rheines und der sieben Berge eingeschrieben.

Vom Leben und Treiben im Kloster erzählt er, von solchen die gerne in das Kloster gingen, aber auch von solchen, die dem Klosterleben gerne den Rücken kehrten, von eigentümlichen Käuzen im Kreis der Mönche, wie sie sangen und mitunter auch schliefen, wie sie gerne etwas Gutes aßen, aber auch nicht vergaßen, andere von dem Ihren mitzuteilen.

Das Mittelalter war eine wunderliche Zeit. Plötzliche Einfälle und kraftvolle Entschlüsse zeichneten das Leben. Manchem aber ist die Ausführung seines rasch gefaßten Vorsatzes recht sauer geworden. Ein Glück war es, daß dem endgültigen Weltabsagen ein Novizenjahr voranging. Mancher hielt das nicht aus und brannte zeitig durch. So trat zu Cäsarius Zeiten ein stadtbekannter Säufer und Possenreißer aus Köln in Heisterbach als Novize ein. Wahrhafte Reue schien er zu zeigen und verrichtete zerknirscht die niedrigsten Hausarbeiten. Doch eines Tages bat er um Urlaub. Nach Frankreich wollte er zu seinen Verwandten, die er seit 20 Jahren nicht gesehen. Der Urlaub wurde gewährt. Er zog aus und — kam nie wieder. Er hatte eine Heimat gefunden, die ihm besser gefiel als das Kloster. — Ein reicher Jüngling trat ein als Novize. Aber schon nach drei Tagen holten ihn seine Freunde wieder ab. Erst wolle er seine Schulden bezahlen, dann käme er wieder. Er ward

nicht mehr gesehen, wahrscheinlich bezahlt er noch heute daran. — Manche machten es so. Viele jedoch hielten ihr Novizenjahr aus und wurden Mönch. Schwer aber wurde es dann noch manchen, wenn die Schere kam. Ein Novize mit langem blonden Haare sollte geschoren werden. Da wurde er aschgrau vor Angst, und seine Lippen bebten. So kleinmütig wurde er, daß der Prior die Arme um seinen Nacken schlang und ihm lange zuredete. Dann erst gab sich die Verzagtheit, die, so meinte man, eine Anfechtung des Teufels war, und die blonden Locken fielen. — Dieser Anfechtung ging ein anderer aus dem Wege. Das war ein Ritter. Auf seinem Schlachtroß, in voller Rüstung ritt er durch des Klosters Pforte, mitten durch den Chor der Mönche zum Altar der heiligen Jungfrau. Da legte er die Waffen ab und nahm das Ordenskleid. Das Richtige, so meinte er, sei das, dem weltlichen Kriegerstand da zu entsagen, wo er in den geistlichen treten sollte, so daß es kein Zurück mehr gab.

Unter denen, die im Kloster waren, gab es wunderliche Gestalten. Von dem Zweifler abgesehen, der ein richtiger Mönch war, drängten sich Leute aus allerlei Volk ins Kloster, die in unlauterer Absicht das Ordenskleid anlegten. Der schlimmsten einer war ein Bonner, ein vagabundierender Kleriker, den man den Erzpoeten nannte. Er war nämlich ein tüchtiger Reimschmied, dessen Verse besser ins Wirtshaus, als ins Kloster paßten.

„In dem Wirtshaus ganz gewiß
geh' ich einst zugrunde,
und als letzten Labetrunk
führt mir Wein zum Munde!" so sang er.

Dem Wein war er überhaupt gewogen.

„Ach! was schmeckt der Wein so süß,
hier in der Taverne!
Hohe Herrn tun Wasser dran;
mir bleibt damit ferne."

Besonders beim Dichten konnte er den Wein nicht entbehren:

„Jeder hat so von Natur
seine eigne Gabe:
Kann nicht schreiben, wenn ich nicht
was genossen habe.
Verse allerbester Art
gibt's bei solchem Weine,
aber ist der Magen leer,
gibt es leider keine."

Mit viel Reue war er todkrank ins Kloster gekommen. Weil er zu sterben fürchtete, wollte er als Mönch in ein besseres Jenseits hinübergehen. Als er wieder genesen war, warf er die Kutte von sich und verschwand. —

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Das galt auch in Heisterbach. Aber die Klosterküche war nicht allzu fett. Des Klosters Grundsatz war Kasteiung des Leibes. Der heilige Bernhard genoß als Lieblingsspeise ein Süpplein aus Buchenblättern, deren es dort unten genug gab.

Etliche Eichenblätter kamen dazwischen als Würze. Ob man sie schon damals „Im Wald und auf der Heide", wie den berüchtigten Kriegstabak, nannte, berichtet Cäsarius nicht. Ganz so bescheiden lebten indessen des heiligen Bernhard Jünger nicht, obwohl auch ihre Kost höchst einfach war und zumeist aus Erbsen, Linsen und ungewürztem Gemüse bestand. Als einst sich jemand darüber wunderte, daß vornehme Weltleute, die bisher ganz andere Kost gewöhnt waren, damit zufrieden seien, entgegnete der Abt Giselbert: Drei Pfefferkörner würzen die Gerichte, daß nichts in den Schüsseln bleibt, die heißen Nachtwachen, Handarbeit und Hunger. — Doch nicht allen Klosterbrüdern gefielen diese drei Gewürze. — Da gab es einst einen, der sich recht oft nach den weltlichen Fleischtöpfen zurücksehnte. Der stellte sich oft krank, hinkte oder blieb gar im Bette liegen, wenn die andern wachten, beteten und Psalmen sangen. Von seinem Krankenzimmer guckte er dann immer durch ein Fenster in die Küche, zu erforschen, welche Krankenspeisen zubereitet wurden.

Auch für andere hatten die Mönche etwas übrig und haben in Zeiten der Not manchen leeren Magen gefüllt. Im Jahre 1197 ließ der Abt einen ganzen Ochsen kochen für die Hungernden, und Brot verteilte er aus den Klostervorräten immer unter die Dürftigen. Einmal fürchtete er, des Klosters Getreide würde nicht reichen. Den Bruder Bäcker tadelte er darum, daß er die Brote so groß mache. Doch der sagte ihm, daß er die Brote klein forme und in den Ofen schöbe. Dort aber ließ sie Gott aufgehen, daß sie groß herauskämen, wie er auch das Mehl in den Säcken nicht alle werden, sondern immer nachwachsen ließe.

Daß bei der schmalen Kost und dem Kirchengehen, Singen und Beten manchen Mönch der Schlaf übermannte, war kein Wunder. Des Klosters Prior hielt aber dieses Kirchenschlafen für ein Werk des Teufels. Am hellen Sommertage sah er einem Bruder, der gerne schlief, denselben in Gestalt einer Schlange über den Rücken kriechen. Den Teufel bewies ihnen der Abt eines Tages auf treffliche Weise. Gerade hielt er den Brüdern im Kapitel eine lange Epistel, als er sah, daß besonders einige Laienbrüder sanft entschlummert waren und einige recht laut schnarchten. Seine Mahnungen brach er ab und sprach: „Eine merkwürdige Geschichte will ich euch erzählen." Schon verstummte das Schnarchen. „Es war einmal ein König." Einige der geschlossenen Lider hoben sich blinzelnd. „Der hieß Artus." Aller Augen waren offen. Da schwieg er. Und als ihn alle gespannt anschauten, meinte er: „Seht ihr, so lange ich von Gott zu euch rede, schlaft ihr. Sobald ihr aber eine spaßige Geschichte hört, horcht ihr mit offenen Ohren."

Fleißig übten die Mönche den frommen Gesang. Nicht immer schön. Oft zu hart und schreiend, besonders bei dem Halleluja, oft auch recht falsch, so daß sich die mit feinerem musikalischen Ohr Begabten die Hände an den Kopf hielten. Einst sah ein solcher, wie hinter einigen Sängern ein Geist stand. In der Linken hielt er einen großen Sack. Dahinein raffte er mit der Rechten alle die falschen Töne. Und als das Lied zu Ende und die Sänger wunder meinten, wie fein sie gesungen, da sagte der Hörer: „Laut genug gesungen habt ihr, aber der Sack ist bis obenhin voll geworden."

Der Mönch von Heisterbach.

Von dem ehemaligen Zisterzienserkloster im Siebengebirge, Heisterbach, sind nur noch Trümmer vorhanden. Aber diese Trümmer, in der Einsamkeit gelegen, sind so recht geeignet, die Gedanken zurück zu führen in die Tage des 13. Jahrhunderts, da die alte Abtei in voller Herrlichkeit stand, auch in die Zukunft, und Vergangenheit und Zukunft zu vergleichen mit der hastenden Gegenwart. Das wird uns den raschen Wechsel der Jahre, den Wandel der Zeiten deutlich vor Augen führen. Das wird uns die vergangenen und kommenden Jahrtausende so lang, die Tage darin wir leben, so kurz erscheinen lassen, als flögen sie davon.

Wie ganz anders ist das bei Gott. Vor dessen ewigem Blick sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von uns Menschenkindern eins, einen Augenblick der großen Ewigkeit. Bei ihm sind „1000 Jahre wie der Tag, der gestern vergangen, und wie eine Nachtwache."

Das sollte auch ein Mönch im Kloster Heisterbach erleben. Der war ein sehr gelehrter Mann. So gelehrt war der Bruder Aloys, daß ihn oft selbst der Abt um Rat anging und man ihn weit und breit als den gelehrtesten der Mönche ansah. Aber doch eins konnte er nicht verstehen, das Wort des Psalms nämlich, daß 1000 Jahre vor dem Herrn seien wie ein Tag. Immer wieder sann und grübelte er darüber nach. Und da er's nicht fassen konnte, wollte er's auch nicht glauben und wurde ein unglückseliger Zweifler. Nichts erfreute ihn mehr, nichts tröstete ihn. Am liebsten erging er sich in der Waldeinsamkeit, obwohl er auch dort in der Stille keinen Frieden fand, denn die Worte des Psalms verfolgten und peinigten ihn fort und fort.

Einmal hatte er wieder seine Schritte aus den Mauern des Klosters gelenkt. Im Klostergarten wandelte er, in Gedanken versunken. Da sang ein Vöglein draußen vor den Mauern, so süß, daß er sein Grübeln vergaß und den Tönen nachging. Durch das offene Pförtchen in der Klostermauer kam er in den Buchenwald, den „Heisterbacher Mantel", weil er wie ein Mantel das Kloster umgab. Ein paar Stunden glaubte er so gewandelt zu sein. Da meinte er, es sei Zeit zur Abendmahlzeit. Schon senkte sich die Dämmerung zwischen die Büsche. Und vom Turme der Abtei rief die Vesperglocke. Die erinnerte ihn an seine Pflicht, im Chor der Mönche mitzusingen. Er beeilte sich daher, in die Kirche zu kommen. Das Pförtchen in der Mauer aber fand er verschlossen, und er mußte den Umweg außen um die Klostermauer herum machen.

An das Klostertor kam er. Dort lehnte der Bruder Pförtner. Den kannte er doch so gut. Aber der sah so ganz anders aus als vorhin. Und der schaute auch ihn an, als ob er ihm fremd sei. Solchen Bruder hatten sie doch nicht im Kloster. So wild war sein Ansehen, so lang der weiße Bart, so gebeugt sein Gang, so faltig sein Antlitz, so fremdartig sein Gang. Doch es war nicht Zeit zu fragen. Schon ließ das Vesperglöcklein seinen Ruf erklingen. Schon erschollen aus der Klosterkirche die Klänge des Chors. Eilig betrat Bruder Aloys den heiligen Raum. Still wollte er seinen Platz einnehmen. Doch erstaunt wich er zurück. Da stand schon ein anderer. Auch den kannte er nicht. Und als er die Mönche, die da feierlich sangen, ansah,

da hatten sie alle fremde Gesichter. Und auch sie sahen ihn mit gleich verwunderten Augen an. Entsetzen packte ihn. Den heiligen Dienst nicht zu stören, ließ er indessen den Gottesdienst zu Ende gehen.

Dann aber kamen all' die Brüder, umringten ihn und fragten neugierig nach dem Wohin und Woher? Keiner kannte ihn, keinen kannte er. Nach seinem Namen fragte man ihn. Solchen Namen trug seit lange hier kein Klosterbruder. Da mußte man schon 300 Jahre zurückwandern in der Geschichte des Klosters. Da gab's einen solchen, wie die alten Chroniken berichteten. Das war zu der Zeit, da St. Bernhard Abt war in Heisterbach. Doch der Mönch war ein Zweifler und ist eines Tages in seinem Irr- und Trübsinn in den Wald gegangen, hat sich darin verirrt, daß er nie wieder ins Kloster zurückgefunden.

Starr staunend hörte Aloys den Bericht. Prior Bernhard war sein Prior gewesen. Immer klarer wurde es ihm, jener Mönch war er selber. Die wenigen Stunden im Heisterbacher Buchenwald, die ihm so kurz geschienen, waren ein Zeitraum von 300 Jahre gewesen. Nun verstand er das Wort der Schrift: „1000 Jahre sind vor Gott wie ein Tag und wie eine Nachtwache." In unheimlichem Ton murmelte er wieder und wieder dieses Psalmenwort. Unter Tränen dankte er Gott, daß er ihn, den Zweifler, zum Glauben zurückgeführt hatte. Und die Brüder lobten mit ihm die Gnade Gottes, und feierlicher und voller als jemals klang ihr Tedeum durch die Hallen der Abteikirche. Aber als es verklungen war, da sank der Bruder Aloys mitten unter ihnen zu Füßen des Abtes tot zu Boden. Seine Seele, die einst den Frieden vergeblich gesucht, hatte ihn nun gefunden.

Der Kuckuck in Heisterbach.

Wenn im lenzgrünen Walde der Kuckuck ruft, stellen an ihn, den Propheten, Burschen und Mädchen des Westerwaldes mancherlei Fragen. Wieviel Jahre es währt, bis ihr das Myrthenkränzlein das Haar schmückt, möchte ich wissen, wieviel Lenze e r noch allein durchs Leben wandern muß, fragt e r. Ja, über die Jahre, die ihnen zu leben vergönnt sind, wollen Westerwälder Kinder Auskunft haben.

„Kuckucksknecht
sag' mir recht,
wieviel Jahr' ich leben soll,"

singen sie in den Wald, und das Echo trägt ihren Sang bis dahin, wo sich in schwankem Geäst der scheue Vogel birgt. „Kuckuck—Kuckuck—Kuckuck . . . . tönt's daraus hervor, und gewissenhaft werden die Rufe gezählt. Traurig ist man, wenn das einförmige Lied bald abbricht. Über die Maßen freut man sich, wenn es eine lange Reihe von Jahren verheißt.

Manchen hat der Kuckucksruf schon belogen und betrogen. Manchen auch, der nicht mehr zu der leichtgläubigen Jugend gehörte. Selbst, wie die Sage erzählt, einmal einen Mönch.

Wo sich im nordwestlichen Winkel des Westerwaldes Heisterbach in das reizende Tal schmiegt, war er des Klosters strenger Ordensregel verbunden.

Allzuhart, allzustreng erschien ihm diese Pflicht, und gar zu gern hätte er sich ihr entzogen, wenn ihm nicht wie ein schlimmes Gespenst die Strafe vorgeschwebt hätte, die den Unbußfertigen trifft. In dem hohen Buchendom, der des Klosters graue Mauern umrauscht, lustwandelte er an einem jungen Lenztage. O, so golden lachte die Sonne, so lustig sangen die Vögel ihr schmetternd Lied, so übermütig sprang der Waldbach. Immer größer wuchs in des Mönches Brust der Drang nach der goldenen Freiheit. Zögernd stand er an des Klostergartens hinterstem Pförtlein, das hinausführte in die Welt, der er nicht mehr angehörte, die aber noch viel schöner sein mußte als solch ein lichter Frühlingsmorgen. Da scholl aus dem Waldgrund des Kuckucks Ruf. Der Mönch horchte auf. Der kluge Vogel hat doch schon so manchem seines Lebens Länge geweissagt. Warum sollte er's nicht ihm auch können?

„Kuckucksknecht,
sag' mir recht,
wieviel Jahr ich leben soll,"

so rief er durch die hohle Hand in den Wald. Und Antwort gab der Gefragte: „Kuckuck, Kuckuck . . . . . ." Zweiundzwanzigmal erklang der Ruf. O wie sprang da der Kuttenträger vor Freude. Dann konnte er noch 20 Jahre des Lebens Lust genießen und heimgekehrt im einundzwanzigsten, so rechnete er, noch Zeit genug finden, Buße zu tun: „Lustig gelebt und selig gestorben, das ist dem Teufel die Rechnung verdorben." Der solle sich umsonst freuen über einen fortgelaufenen Mönch.

Seine Kutte zog er aus. Im nächsten Busch schnitt er einen Haselstab, und hinaus ging's ins lockende Leben. Der Welt Lust und Freude genoß er in vollen Zügen. Gar rasch wanderten die Jahre, die Jahrzehnte. Dann klopfte es bei ihm an, erst leise, dann immer dringender. Du mußt heim! rief's in seinem Innern. Oft überhörte er des Gewissens Stimme, wenn ihm ein volles Glas winkte. Noch ein Jahr setzte er hinzu, noch einen Monat und noch einen. Da endlich nach 21 Jahren lenkte er seine Schritte gen Heisterbach.

Ein warmer Frühsommertag war's, und ein schweres Wetter zog vom Rheine durchs Tal. Der Donner krachte, und leuchtende Schlangen züngelten aus dunkeln Wolken. Schon hatte des Klosters Wald den Bruder aufgenommen. Schon schimmerte durch die Stämme das graue Gemäuer des Klostergartens. Schon winkte das Pförtlein. Da zuckte ein greller Strahl aus dunkler Wolkenbank, ein gewaltiger Schlag erdröhnte, und der mächtigste Eichbaum stürzte zerspellt darnieder. Neben ihm aber tat der heimkehrende Mönch seinen letzten Atemzug, noch bevor er Zeit zur Buße gefunden hatte. In der Fülle seiner Sünden war er dahingefahren. Der Kuckuck hatte ihn, wie so manchen schon, belogen und betrogen.

Darum, wenn dir im Frühling der Kuckuck deine Lebensjahre vorrechnen will, glaube ihm nicht:

Der Kuckucksknecht
weiß es schlecht,
wieviel Jahr man leben soll.

Der Bauer in Heisterbach.

Das Leben im Kloster Heisterbach war ernst und schwer. Doch entbehrte es auch mitunter des Spaßigen nicht. Kam da einst ein Bäuerlein aus Niederdollendorf die Straße dahin. Drei Hühner trug er, die er dem Kloster zinste. Straks in die Küche ging daher sein Weg, die Tiere dem Bruder Koch abzuliefern, der gerade einen Riesenkarpfen aus dem Klosterteich vor sich auf dem Tische liegen hatte und im Begriffe war, ihn seiner Schuppen zu entledigen. Dem Mönch kamen die Hühner etwas dürftig, jung und mager vor. „Da ist wenig dran," meinte er. „Die drei Hühner könnte ich in einer Mahlzeit verzehren und sollen doch für viele reichen." „Oho", sagte der Bauer, „das glaube ich wohl. Aber ist's nicht dasselbe mit eurem Fisch? Den verzehrte ich auf einmal, und es sollen doch gewiß alle Mönche damit genug haben." Das schien dem Mönch denn doch stark zu sein, und er nagelte den Bauern auf sein Wort fest. „Den sollst du haben, wenn du das fertig bringst, du Prahlhans. Gerät dir's aber nicht, so hast du drei weitere Zinshühner zu liefern." Dem Bauern war's schon recht. Er wartete eine gute Zeit draußen im Kreuzgang, indessen der Karpfen gesotten wurde. Dann rief man ihn herein. Dort hatte der Bruder Küchenmeister das Tier fein zurecht gemacht, zerlegt und damit eine Anzahl Teller gehäuft. Der Bauer gab sich tapfer ans Werk. Ein Teller nach dem andern verschwand, und schließlich waren nur noch die Gräten übrig. Da aber wurde es dem Esser ungemütlich. Hin und her rutschte er auf seinem Stuhl. Rechts und links blickte er scheuen Auges. Endlich meinte er: „Wenn aber nun der große Fisch nicht bald kommt, vermag ich's nimmer zu schaffen und werde die Wette doch noch verlieren."

Elfentanz bei Honnef.

In Ittenbach, hinter dem Siebengebirge, war Kirmes gewesen. Gar lustig hatten die Burschen und Mädels getanzt. Was Wunder auch, der Heini von Honnef hatte aufgespielt. Schön war der zwar nicht. Einen gewaltigen Buckel trug er auf dem Rücken. Aber wenn er auf seiner Geige anfing zu fiedeln, dann packte es einen in allen Gliedern, und man mußte tanzen, man mochte wollen oder nicht. Und getanzt hatten sie bis weit über Mitternacht.

Dann hatte der Heini seine Fiedel untern Arm gepackt und war heim gewandert. Im bleichen Mondschein hatten die Berggipfel des Siebengebirges ihn gesehen, wie er das Rhöndorfer Tal abwärts geschritten. Bis dahin, wo sich eine weite Waldwiese dehnt, rundum von heimlichen Gebüschen umschlossen. Da hatte er's wispern gehört, und als er aufgesehen, da hatte es ihn umschwebt, auf und ab. Aber nicht Ittenbacher Bauerndirnen waren es, die den Ringelreihen führten, sondern leichte, luftige Elfengestalten, und gar lieblich klang ihr Gesang. „Spielmann, spiel auf!" bat die schönste von allen, die Elfenkönigin. „Spielmann, spiel auf!" so flehte der ganze große Kranz.

Und der Heini von Honnef spielte. Spielte seine schönsten Weisen. Und die Elfen des Rhöndorfer Tals tanzten. Tanzten so leicht und so luftig wie sie nie getanzt. Bis der Schimmer des Morgens über die Waldhöhen lugte.

Da trat die Elfenkönigin vor den Spielmann. Mit ihrem Herrscherstab strich sie ihm über Gesicht und Rücken. Und freundlich erklang ihre Stimme, da sie zu ihm sprach: „Dank dir, lieber Spielmann! Dank für deine lustigen Weisen." Dann war sie verschwunden und mit ihr die ganze nebelhafte Schar. Die Sonne lag auf der Waldwiese. Nur die Gräser und Halme standen geknickt da, wie von leichten Füßen gebrochen.

Heller Tag war es, da der Musikant heim kam. Und als ihm sein Weib die Türe auftat, wollte sie ihren Augen nicht trauen. Kaum kannte sie ihn wieder. So schön war sein Gesicht. So schlank und rank sein Körper. Der häßliche Buckel war verschwunden. Das hatten die Elfen getan.

Das Nachtigallenwäldchen bei Honnef.

Zu Füßen des gewaltigen Drachenfelsen liegt Honnef, das deutsche Nizza genannt. Im Schutze des alten Bergriesen dehnt sich ein liebliches Tal. Wenn man in warmer Sommernacht dahindurchschreitet, ertönt aus den Büschen rundum lieblicher Gesang. Nachtigallen sind es, die besten Sängerinnen aus der gefiederten Welt. Lange wohnen sie hier im herrlichen Tal, im Nachtigallenwäldchen, doch nicht immer sind sie hier gewesen.

Einst sangen sie an anderer Stelle. In den Wäldern des Klosters zu Himmerode in der Eifel, da die Zisterzienser, die grauen Mönche, wohnten. Da sangen sie auch ihre Lieder, als einst der heilige Bernhard im Kloster zu Besuch weilte. Der vernahm den süßen Gesang und fürchtete, er könne die Sinne der betenden und büßenden Brüder auf weltliche Dinge bringen. Das durfte nicht sein. In heiligem Eifer durchschritt er den Klosterwald. In heiligem Zorn hob er die Stimme gegen die Verführer im Forst. „Hinweg von hier! Ihr seid des Teufels und bringt dem Kloster Ärgernis." Kaum hatte er das Wort gerufen, da erhob sich erschreckt die Schar der Nachtigallen. Mit scheuem Flügelschlage flogen sie dahin, nordwärts bis an den Rhein und über den Strom.

In Himmerods Klosterforst sind seitdem keine Nachtigallen mehr. Nur, wenn einer der Mönche dort Abschied nimmt von der Erde, dann fliegt eine dahin zurück. Ins Fenster setzt sie sich und singt ihm das letzte Lied. Von der Freude und Herrlichkeit, die ihn erwartet, wenn seine Seele die engen Klostermauern verlassen hat.

Im Tal zu Honnef erklingen die herrlichen Lieder der andern, und niemand ist's, der sie missen wollte. Keiner, der da träumend wandelt, sei es in fröhlicher Jugendlust, sei es mit geheimem Schmerz, möchte die Sänger verjagen. Kein Bannfluch hat sie bisher vertrieben und wird es künftig tun.

Ecken Ausfahrt.

Bei Honnef liegt eine reizende Talschlucht, das Menzenberger Tal. In seiner oberen Enge heißt es „Dederichslich", weiter unten das Geckental, ehemals wohl Eckental. Das ist der Ort, da einst der gewaltige Kampf stattfand, den Dietrich von Bern mit dem Recken Ecke austrug, von dem Simrock in

seinem Amelungenlied erzählt. (Die Sage verwechselt hier Theodorich, den Sohn Chlodwigs, der in Bonn, dem einstigen Verona, war, mit Dietrich von Bern, dem Ostgotenkönig Theodorich.)

In Köln am Rhein regierte damals eine mächtige Königin. Seburg hieß sie und hatte viel tapfere Helden in ihrer Tafelrunde zu Agrippina, darunter drei Riesen, Ecke, Fasolt und Ebenrot. An froher Tafel saß sie einst mit diesen zusammen. Von den Taten Dietrichs von Bern sprachen sie und lobten den Helden über die Maßen und meinten, daß kein Held lebe, der ihn bezwingen könne. Das verdroß die Riesen, besonders den jüngsten unter ihnen, der erst 20 Jahre zählte, aber doch der stärkste und größte war und sich wahrhaft als ein Held dünkte. Er beschloß, sich auf die Fahrt zu machen und mit dem Helden zu streiten. Die Königin bestärkte ihn in seinem Vorhaben. „Nichts sehnlicher", sprach sie, „wünsche ich, als Dietrich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Willst du ihn aufsuchen, so wollte ich dir danken, wenn du ihn nach Köln brächtest. Die besten Waffen wollte ich dir schon geben." „Deinen Wunsch werde ich erfüllen," sagte Ecke, „und sollte er sich weigern mitzugehen, so wollte ich ihn schon zwingen."

Panzer und Helm zog er an. Ein scharfes Schwert gab ihm Seburg, das in goldner Scheide saß, mit Edelsteinen besetzt, eine Brünne, die weithin leuchtete. Das stärkste Roß zog sie aus ihrem Stalle. Doch es vermochte den Riesen nicht zu tragen. So zog er zu Fuß seinen Weg. Ohne zu rasten ging er seinen Weg nach Bern. Frühmorgens kam er an. Die Menschen ängstigten sich vor dem gewaltigen Mann. Scheu verkrochen sie sich vor ihm. Erstaunt fragte man:

„Wer ist denn jener Mann,
der dort steht in dem Feuer?
Er hat so lichten Harnisch an
und ist so ungeheuer."

Ecke traf Dietrich nicht zu Hause. Er war ins Gebirge gewandert. In Eile stürmte er dahin, ihn zu suchen. Bis zum Abend wanderte er kreuz und quer. Da, als es schon dunkelte, fand er die rechte Spur. An einer Linde war ein Roß angebunden und daneben lag ein todwunder Ritter. Aus tiefen Wunden strömte sein Blut. Aus dem Munde des Sterbenden vernahm er, daß Dietrich ihn so geschlagen, vernahm er auch den Rat, wieder umzukehren nach Köln, denn besiegen könne er Dietrich doch nicht. Das aber konnte Ecke nicht zur Umkehr bewegen. Rasch verband er, so gut er es verstand, dem Ritter die klaffenden Wunden. Dann aber eilte er weiter, dem Gesuchten nach.

Als der ihn kommen sah, fragte er ihn: „Wohin so rasch, mein guter Held? Wen suchet Ihr?" „Keinen andern, denn Dietrich von Bern." „Der bin ich selber." Erfreut hörte Ecke das Wort. „Dann auf zum Streit! Von Köln bin ich gekommen, mit dir zu kämpfen." Nicht gern hörte das Dietrich. Furcht kannte er nicht, aber leid tat es ihm, einen so jungen Helden zu töten. „Warum willst du deinen Tod? Werde mein Freund und bleibe leben!" Doch Ecke dachte an sein Versprechen. Dietrichs Worte hielt er für Feigheit und begann, seiner zu spotten: „So sieht's mit deinem Mute aus? Nach Köln kann ich dann heimkehren und allen künden, dein Ruhm sei Lüge, dein Mut sei Angst, deine Tapferkeit Feigheit." Darob faßte Dietrich grimmer Zorn.

„Willst du's nicht anders, dann habe, was du willst. Aber in Köln wird man lange auf deine Heimkehr warten." Wütend riß er sein Schwert aus der Scheide und schwang es über Eckens Haupt. Doch der ließ keinen Schlag unerwidert. Hei! wie sausten die Schwerter! Hei! wie stoben die Funken aus den Helmen! Taghell wurde es um die Kämpfenden davon, obwohl es dunkle Nacht war. Keiner blieb Sieger. Beide aber ermatteten vom wilden Kampf. Dietrich hatte schon an dem Tage mit vier Helden gekämpft, Ecke aber war von der weiten Wanderung müde. Frieden schlossen sie für die Nacht. Unter einem Baum streckte sich Ecke nieder und Dietrich bewachte den Schlafenden die halbe Nacht. Nach Mitternacht aber weckte er ihn und legte sich selbst zum Schlummer hin. Ecke behütete ihn ebenso treu, wie jener es mit ihm getan. Auch er wollte die Treue nicht brechen, so lang ihm auch die Zeit wurde, bis die Sonne über die Berge schaute.

Beim ersten Strahl derselben aber begann der Kampf von neuem, gewaltiger noch als am Tage zuvor. Doch schonte einer den andern. Jeder suchte den Gegner lebend in seine Gewalt zu bekommen, Dietrich um den jungen Recken zu seinem Gesellen zu machen, Ecke, um jenen zur Königin nach Köln zu bringen. Doch das gelang nicht. Ecke faßte sein Schwert mit beiden Händen und hieb Dietrichs Schild mitten entzwei. „Willst du nun mit nach Köln?" fragte er höhnisch. Ein noch mächtigerer Schlag war Dietrichs Antwort, ein Schlag so gewaltig, daß Ecke zu Boden stürzte. Ein wütendes Ringen begann nun dort. Noch einmal bat Dietrich um Versöhnung. Ecke wies sie weit von sich. Da preßte ihn der Berner so gewaltig gegen den Stamm einer Eiche, daß Eckes Hände schlaff zu beiden Seiten fielen und ihm die Sinne vergingen. Zum letztenmal bat Dietrich um Frieden. „Lieber tot als den Frauen zum Spott," war Eckes Antwort. Da stieß Dietrich ihm sein Schwert in die Brust und Ecke war stumm für immer.

„Held Dietrich schlug Herrn Ecken
zu Tod, den kühnen Mann."

Fast so leid tat es Dietrich, als ob er seinen Freund erschlagen. Im engen Tal begrub er seine Leiche (Dietrichsfeld). Des Helden Waffen und Rüstung nahm er zu sich. Nach Köln ging sein Weg, an der Königin Hofburg. Die saß mit ihren Freundinnen im festlich geschmückten Saal, bereit, den Helden zu begrüßen. Wie erschraken sie alle, als sie Dietrich in Eckes Rüstung erkannten. Sie wollten fliehen. Aber Dietrich hielt sie zurück. Zornig rief er ihnen entgegen: „Ihr ungetreuen Weiber! Draußen im Walde Osning bei der Burg Drokenflis (Drachenfels) liegt Ecke erschlagen, um euretwillen. Wäret ihr Männer, so wollte ich seinen Tod an euch rächen."

Grollend zog er heim.

An der Stelle aber, da Eckes Blut vergossen wurde, wächst heute ein vortrefflicher Wein, den man Menzenberger „Eckenblut" nennt, wie drüben am Abhang des Drachenfelsen das „Drachenblut" unter rheinischer Sonne reift, an der Stelle, da einst Siegfried den Drachen erschlug.

„Nun lassen wir uns schmecken
das Blut, das ihm entrann.
Die Erde hat's getrunken,

die Rebe saugt es ein,
zuletzt, ins Faß gesunken,
ward es ein edler Wein.
Und trinken wir des Weines,
so gibt des Helden Blut
dem kühnen Sohn des Rheines
erst rechten Heldenmut."

Der Glockenguß zu Honnef.

Die Pfarrkirche zum hl. Johannes Baptist in Honnef war sehr reich. Einst stiftete ein Honnefer Bürger allein für sie eine Glocke. Beim Guß derselben jedoch ereignete sich eine schreckliche Mordtat.

Einen Glockengießer aus Cöln hatte sich der Honnefer Stifter verschrieben. Der hatte zum Gießen alle Vorbereitungen getroffen. Im Schmelzofen brodelte und zischte das flüssige Metall. Da deuchte es ihm an Menge zu gering zu sein, und in der Eile wollte er das fehlende herbeischaffen. Es zu holen, begab er sich nach Ramersdorf, welches nahe bei Honnef lag. Seinen Lehrling ließ er zurück. Den strengen Befehl gab er ihm, getreulich des Werks zu wahren, nichts aber daran zu tun.

Kaum jedoch war der Meister fort, so vergaß der Bursche seine Pflicht. In die brodelnde Glockenspeise schaute er und konnte sich nicht enthalten, den Zapfen auszustoßen, daß die glühende Masse in die Form floß. Ehe er sich's versah, war das geschehen und siehe da, des Metalls war mehr als genug. Anfangs erschrak er über seine Tat, freute sich aber dann über die Maßen, daß sein Werk so gut gelungen. Die Freude trieb ihn, dem Meister entgegen zu laufen. Schwer beladen sah er den kommen. Schon stieg der Zorn in dessen Gesicht auf, als er den Lehrling sah, der nicht am Orte seiner Pflicht geblieben. Als er aber hörte, daß die Glocke fertig sei, da riß er in voller Wut das Messer aus dem Gürtel und stieß es, in der Meinung, nun sei sein ganzes Werk verdorben, dem Jüngling in die Brust. „Hast du die Glocke gegossen, so soll's auch deine letzte sein!" rief er. Dreimal noch stöhnte der Lehrling tief auf, dann starb er. Der Meister aber eilte, den Schaden zu besehen. Da war der Guß prächtig gelungen. Und nun kam die Reue, jedoch zu spät.

Das Hochgericht verurteilte ihn zum Tode am Galgen.

Die Glocke wurde in der Kirche aufgehängt. Nach jedem Schlag aber stöhnt sie dreimal, wie der Jüngling es getan, der um ihretwillen erschlagen worden war.

Der Bischofshof zu Honnef.

In Honnef gab es einst viele geistliche Stiftungen. Unter ihnen war der Bischofshof eine der ältesten. Den Turm, der ihm zugehörte, soll der heilige Anno, der Erzbischof von Köln war, bewohnt haben. Als dieser einst wieder einmal dort eingekehrt war, kamen viele Kranke und Arme zu ihm, Hilfe flehend. Unter ihnen auch ein Blinder. Der hatte von den Wundertaten des großen Bischofs gehört und war des festen Glaubens, daß er auch ihn durch Berührung wieder sehend machen könne.

Der Erzbischof saß gerade zu Tisch. Dem Blinden wurde daher der Zutritt verweigert. Doch er ließ sich nicht abbringen von seinem Glauben. Nur das Wasser wünschte er, darin sich Anno die Hände gewaschen, bevor er zu Tische ging. Das gab man ihm. Und damit wusch sich der Blinde die Augen. Die wurden alsbald aufgetan, und er wurde sehend zur Stunde. Aller Orten verkündete der Geheilte das Wunder, und der Honnefer Bischofshof, da Erzbischof Anno häufig einkehrte, wurde viel besucht. Bis zur Säkularisation war er Eigentum der Kölnischen Kirche und wurde in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts verkauft.

Die drei Knoten im Tuch.

Eine vielbesuchte Schifferschenke stand einst am Rheinufer bei Honnef. Darin kehrten sie alle ein, die die Nachen führten, hinüber und herüber, und die auf den Schiffen fuhren, hinab und hinauf, die Halfen, die die Pferde besaßen, welche an beiden Ufern auf dem Leinpfad gingen, und die Fischer, die mit ihren Netzen die Maifische den grünen Fluten entrissen. Eine lustige Gesellschaft war das, die allabendlich da zusammenkam und der die Wirtsfrau bereitwilligst oft mehr Gläser eingoß, als ihnen gut war.

Die Wirtsfrau! Ja, das war ein eigentümliches Weib. Die hatte nicht nur Gewalt über die Männer, daß sie nicht wußten, wann sie heimzugehen hatten. Die hatte auch Gewalt über die Schiffe, konnte den Schiffern zu glücklicher Fahrt günstige Winde verschreiben, konnte aber auch denen, denen sie übel wollte, den schönsten Schiffbruch verschaffen.

Da waren wieder einmal drei Männer in ihrer Schenke eingekehrt, besorgt um ihre Fahrt zu Berge. Sie kannten der Wirtin Kunst und baten sie um guten Wind. Da gab sie ihnen ein Tuch mit drei Knoten. „Diese drei Knoten", so sagte sie, „geben den Wind. Löst den ersten, und ein mäßiger Wind erhebt sich. Löst den zweiten, und der Wind wird stärker. Wenn ihr aber den dritten Knoten löst, so wird der Wind zum Orkan, der das Schiff zerbrechen kann."

Wohl verwahrten die drei das Tuch. Am andern Morgen traten sie ihre Fahrt an. Einen Knoten lösten sie. Alsbald erhob sich ein gelinder Wind. Ruhig und sicher trug er das Schiff stromauf. Doch ging es den Schiffern noch nicht schnell genug. Da wurde der zweite Knoten gelöst. Wie der Wind flog das Schiff dahin. Aber die Versuchung trieb einen von ihnen, auch den dritten zu öffnen. Ein wütender Sturm erhob sich. Krachend brach das Fahrzeug entzwei, und die Schiffer fanden im Rhein ihr Grab.

Der wilde Jäger von Bruchhausen.

Es war in den Tagen, da das Rittertum blühte. Da hoben sich auf den Bergen und in den Tälern seine Trutzburgen. Auch in manchen Städten und Dörfern standen feste Häuser, besonders am Rhein. So war auch in Erpel eine Burg. Darin lebte mit ihrem Vater allein ein holdselig Fräulein, die schönste von allen adligen Jungfrauen weit und breit und darum auch begehrt von manchem wackeren Manne. Am eifrigsten um sie warben zwei Junker aus der Nachbarschaft. Den Sohn des Ritters von Ockenfels sah Schön Hedwig

wohl am liebsten und erwies ihm bei frohen Festen, bei lustigen Turnieren, manche Freundlichkeit. Das sah der andere, der drunten in Bruchhausen sein Haus hatte, mit neidischen Blicken, und in seiner Seele erwuchs ihm ein Haß, der desto größer wurde, je deutlicher er des Rittertöchterleins Liebe zum Ockenfelser sah. Schließlich faßte er den schlimmen Plan, den lästigen Nebenbuhler zu beseitigen.

Fröhliche Jagd sagte er an. Mit Hörnerklang und Hundegebell ging's hinaus in die Berge. Manches Tier sank getroffen von des Jägers Geschoß. Auch der Bruchhausener hatte seltenes Jagdglück. Das größte dünkte ihm, sei es, daß er im dichten Busch, wohin ihm keiner der Jäger gefolgt, das edelste Wild finden konnte, den Junker von Ockenfels. Der war gerade im Begriff gewesen, einen Falken, der hoch oben seine Kreise zog, zu erlegen. Da hatte ihm der Bruchhausener den Dolch zwischen die Schultern gestoßen, daß er sterbend zusammengebrochen. Mit einem Fluch auf den Lippen war er dahingegangen. „Auf derselben Stelle soll dich der Tod treffen, du Meuchelmörder! Auf derselben Stelle soll dein Geist wandern, ruhelos, in alle Ewigkeit!" hatte er gerufen. In dichtes Gebüsch hatte ihn der Junker von Bruchhausen geschleift und weiter der Jagdlust gefröhnt, als sei nichts geschehen. Froh war er, daß Schön Hedwig nun sein war, unbestritten. Doch er sollte sich getäuscht haben. Als der Ritter von Ockenfels nicht mehr von der Jagd heimfand, man nicht wußte, wo er geblieben, obwohl man alles durchsuchte, wurde Schön Hedwig so traurig, daß sie niemand sehen wollte, am allerwenigsten den von Bruchhausen, denn eine innere Stimme sagte ihr, daß der Ockenfelser nicht anders, denn von dessen Hand gefallen sein könne.

Das glaubte man auch allgemein im Volke, als eine Zeit danach Waldhüter den Leichnam des Ritters fanden, den Dolch noch im Rücken. Eine Wut ergriff die Leute über die ruchlose Tat, daß sie sich zusammenrotteten und in bewaffnetem Haufen vor die Burg von Bruchhausen zogen, den Mörder zu fangen. Vergebens suchte der alle Schlupfwinkel der Burg auf, sich darin zu bergen. Man zog ihn hervor, band ihn, lud ihn auf einen Karren und fuhr ihn an die Stelle, da er dem Ockenfelser den Todesstoß gegeben hatte. An einer Eiche hing man ihn auf und begrub ihn dann am Fuße des Stammes.

Wenn der Herbst durchs Land geht, steht er aus seinem Grabe auf und fährt über die Höhe, durch die Büsche und Wälder. Laut kläffen die Hunde. Die Hörner gellen. Und dazwischen schrillt dann und wann ein Schrei, wie von einem Sterbenden. Eine Stunde lang jagt er auf den Höhen. Dann aber versinkt er wieder bei der Eiche ins Grab, der wilde Jäger von Bruchhausen.

Der fliegende Holländer auf dem Rhein.

Manche wilde, unheimliche Gestalt, nächtlichen Wanderern sich zeigend, lebt noch in den Bergen des Rheins und des Westerwaldes. Auf dem Rheinstrom selbst erscheint den Schiffern der fliegende Holländer.

Ein Schiffer von Honnef hat ihn gesehen, und darum muß es wahr sein. Mit mehreren Burschen wollte er den Rhein überqueren. Nach Oberwinter wollten sie zu lustiger Kirmes. Nicht allzufrüh war es mehr. Schon hatte sich die Nacht auf das Rheintal gesenkt, und düster standen die Berge hüben und drüben. Da kamen sie an der Sandbank vorbei, die dort im Rhein liegt. Der Strom trieb stark, und da der Wind ganz still lag und kein Segel sich bewegte, so mußte man sich mit aller Kraft in die Ruder legen.

Da! Was war das? Aller Augen wurden starr, die Gesichter bleich. Ein Schiff fuhr vorüber, schwarz wie die Nacht, und obwohl es zu Berge fuhr und kein Pferd auf dem Leinpfad ging, durchschnitt es mit großer Schnelligkeit das Wasser. Und obwohl kein Lüftchen sich regte, waren die Segel voll gebläht. Schreckliches sah man auf dem Deck. Am Maste stand ein Mann, mit einem Gesichte, als ob's der leibhaftige Satan sei, fahl und bleich und furchtbar anzusehen. Brausend zog das Schiff vorbei und hinter ihm her ein gewaltiger Wind.

Erst als es lange vorbei war, wagten sich die Männer wieder zu rühren. Entsetzt flüsterten sie einander zu: „Der fliegende Holländer!" Wohl kamen sie am andern Ufer an, aber alle Lust zur Kirmes war ihnen genommen, nicht nur für diesen Tag, sondern für ihr ganzes Leben. Sie gelobten, nie wieder um irdischer Lust willen zur Nachtzeit über den Rhein zu fahren und hielten ihren Vorsatz bis an ihr Ende.

II. An des Rheines Ufern vom Siebengebirge bis zur Lahn.

Unkel.

Der Peutherichsgraben bei Unkel.

Unweit der Stadt Unkel befanden sich einst auf der Bruchhausener Heide noch die Reste eines Grabens. Der stammte aus dem Truchsessischen Krieg, den

der Kölner Erzbischof Gerhard Truchseß gegen die Städte führte, die sich gegen ihn erklärt hatten. Zu denen gehörten auch Linz, Erpel und Unkel. Die 3 Rheinstädte hatten, um den Angriffen der Truchsessischen um so wirksamer widerstehen zu können, ein Bündnis geschlossen zu Schutz und Trutz.

Als das aber die Probe bestehen sollte, versagten die Erpeler, wurden dafür aber von Linz und Unkel schwer bestraft.

Für den Kölner Erzbischof hatte Thomas von Krichingen ein Heer geworben. Damit wollte er die abgefallenen Städte strafen. Von Bonn aus sandte er unter dem Befehl Peutherichs dasselbe gen Unkel. Der war Domherr gewesen, aber, obwohl der seiner Pfründe verlustig gegangen, noch dick und rund. Hier wollte er einen Platz einrichten zur Musterung seiner Truppen. Doch früh genug hatte er in Unkel die Gefahr erkannt, und rasch rief man die Verbündeten zusammen. Die Linzer wehrhaften Männer kamen sofort. Vereint trieben sie die Truchsessischen, die bei Unkel über den Rhein gekommen waren, wieder auf das andere Ufer, daß sie nicht mehr wagten, hier überzusetzen. Einige 100 der Feinde blieben auf dem Platze oder wurden bei der Verfolgung erschlagen. Mit einer Wunde am linken Fuße gelang es dem Anführer zu entkommen. Damit hatte er indessen seine Absicht noch nicht aufgegeben, sondern setzte weiter unterhalb, bei Königswinter über den Strom, um vom Land aus Unkel anzugreifen. Durchs Siebengebirge marschierte er auf Bruchhausen zu. Nicht allzu vorsichtig. Die Unkeler hatten daher zeitig Wind bekommen, und getreu ihrem Versprechen hatten sich auch die Linzer wieder eingestellt. Auf der Bruchhausener Heide warfen sie in aller Eile einen Graben aus, in den sie sich duckten. Arglos schlich sich der Feind heran, und als er nahe genug war, da knallte und donnerte es aus vielen Büchsen los, daß die ersten purzelten. Aus den Gräben sprangen die Verteidiger und stürzten wütend auf die Feinde. Die packte kalter Graus, und in größter Verwirrung flohen sie den 7 Bergen zu.

Damit war der Krieg mit dem Erzbischof zu Ende. Aber es galt noch, die ungetreuen Verbündeten von Erpel zu bestrafen. Auf die waren die Linzer sowohl wie die Unkeler gleicherweise erbost. In strammem Schritt, die Waffen geschultert, marschierten sie gegen die treulose Stadt. Denen von Erpel wurde die Nachricht von dem Anmarsch gebracht. Daß man ihnen nicht ihren Teil der Beute brachte, ahnten sie. Daß die viel lieber etwas holten, glaubten sie eher, und schleunigst verschlossen sie ihre Tore. Die Gegner versuchten zwar, diese zu brechen, doch es gelang ihnen nicht. Da kühlten sie ihren Mut auf andere Weise. In die Weingärten brachen sie ein, brachen die Wingertspfähle ab und rissen die Reben aus. Die Obstländer suchten sie heim und fällten die fruchtbeladenen Bäume. Die Saaten zertraten sie und richteten solchen Schaden an, daß die Erpeler noch lange daran dachten.

Den Graben auf der Bruchhausener Heide aber nannte man wegen des Anführers des Truchsessischen Heeres, den Peutherichsgraben; und auf dem Westerwald nennt man heute noch jeden, der recht dick und wohlgenährt und beim Essen sehr eifrig ist, bei der Arbeit aber wegen seiner Ungeschicklichkeit sehr wenig vollbringt, einen rechten Peutherich.

Otto von Leyen.

Etwas rheinabwärts von Linz erheben sich auf der rechten Rheinseite die kümmerlichen Reste einer mittelalterlichen Burg. Mitten in die Weinberge gebettet sind sie, nicht weit von dem Dorfe Ockenfels. Das ist die Ruine Ockenfels oder richtiger die Burg zur Leyen. Auf ihr saß einst das Geschlecht derer zur Leyen. Nach dessen Aussterben kam sie in den Besitz Rollmanns von Dadenberg, 1439 an Dietrich von Montreal, 1594 an von Ellenbach, 1609 an von Hoheneck und gelangte 1624 an die Familie von Gerolt.

Einer der Ritter von Leyen nahm das Kreuz und folgte dem Rufe seines Erzbischofs, das heilige Grab von den Türken zu befreien. Das war Otto von Leyen. Schweren Herzens allerdings zog der hinaus. Ließ er doch eine liebe Braut zurück. Das war Schön-Agnes, die Tochter eines Ritters aus dem Siebengebirge. Deren innigste Gebete begleiteten ihn ins Land der Sarazenen. Ihr Herz zitterte um sein junges Leben. Auch noch, als Jahre dahingegangen und er nicht heimkehrte. Nicht mehr, als die Kunde kam, er sei fern im Heidenlande gestorben. Da sollten ihre Gebete und guten Werke, die sie an den Armen und Kranken rundum tat, seiner Seele Ruhe geben. Und dieser Aufgabe wollte sie sich ganz widmen und trat deshalb ins Kloster. Weder ihrer Eltern Bitten noch die Werbungen anderer Ritter vermochten die treue Braut darin wankelmütig zu machen. Ihr Leben hatte für sie nur noch dadurch Wert, daß sie in der Abgeschiedenheit für ihren toten Bräutigam betete.

Drunten, wo der Westerwald in die Rheinebene verläuft, da stand das Kloster Villich, in dem einst die heilige Adelheid Äbtissin gewesen. Dort trat sie ein, begleitet von dem Segen aller derer, die sie kannten. Indessen war Ritter Otto von der Leyen, der Totgeglaubte, doch noch am Leben. Ja, er weilte näher, als man ahnte. Nach tausend Mühen und Gefahren hatte er den Weg nach der Heimat zurückgefunden. An die Klosterpforte zu Villich pochte einst ein bärtiger Mann in grauem Pilgergewande. Um ein Ruheplätzchen im Hause bat er, da er sich zu schwach fühlte, die Burg im Siebengebirge, die seiner Reise Ziel war, zu erreichen.

Die Nonne, die ihm die Pforte auftat, hörte mit Verwunderung die Erzählung des Pilgers. Das Gesicht, die Sprache kamen ihr so vertraut vor. Welche Ähnlichkeit hatte er mit ihrem vielbeweinten, totgeglaubten Bräutigam! Die ganze Nacht betete sie. Betete inniger als je für Otto von der Leyen. Dieser aber — kein anderer denn er war der Fremde — wünschte am Morgen eines Priesters Beistand. Dem offenbarte er seine Geschichte.

Lange Zeit hatte er in sarazenischer Gefangenschaft geschmachtet. Als er endlich frei geworden, da hatte ihn nur der eine Wunsch beseelt, seine Braut wiederzusehen und heimzuführen. Doch als er nach all den ertragenen Leiden und Mühsalen heimgekehrt, krank und siech, da hatte er erfahren, daß sie ihn als tot beweint und im Kloster Trost und Ruhe gesucht. Da hatte er Gott gebeten, noch einmal möge er ihn seine geliebte Agnes sehen lassen. Dann wolle er sterben. Er wisse wohl, daß die Pförtnerin keine andere sei. So habe Gott seine Bitte erfüllt. Einen letzten Gruß bat er, ihr zu bestellen

Ein Teil der Andernacher hatte vor Neuß gelegen, die Neußer zu entsetzen. Da das bewerkstelligt war, zogen sie auf dem linken Rheinufer zurück. Im Gewaltmarsch waren sie bis gen Linz gekommen. Ermüdet lagerten sie der Stadt gegenüber im Dorfe Kripp. Die Linzer hatten davon Wind bekommen. Auf Nachen fuhren sie, wutschnaubend und rachedürstend, hinüber. Sie überfielen die sorglosen Feinde in tiefem Schlaf. Hui, sausten die Knüppel. Hei, strömte das Blut! Mancher Schrei, den ein Erwachender ausstieß, war sein Todesschrei. Die meisten wurden erschlagen. Mit Wunden bedeckt, entrann der Rest. Der Andernacher Zelt nahm man mit nach Linz und verwahrte es lange auf dem Rathause als kostbare Siegesbeute.

Nun war der Streit und die Feindschaft der „Schläfer" und „Totschläger" erst recht schlimm. Wehe dem Andernacher, der sich in Linz sehen ließ, wehe dem Linzer, der nach Andernach kam. „Weder ein Andernacher Mädchen hat einen Linzer Jungen noch ein Linzer Mädchen einen Andernacher Jungen heurathen wollen." Erst Jahrhunderte waren notwendig, den alten Groll zu dämpfen.

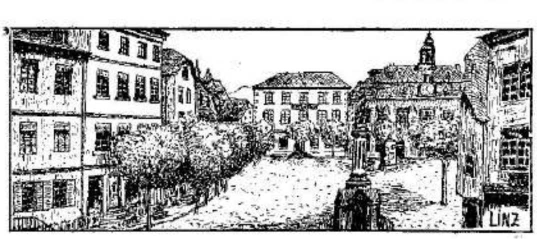
Nannten die Linzer ihre Feinde auch einst die Langschläfer, so zeigten diese doch einmal, daß sie diesen Namen nicht verdienten und retteten durch ihre Wachsamkeit die Stadt. Freilich waren das Andernacher Buben, deren Beruf als Bäcker sie zwang, in aller Herrgottsfrühe aus den Federn zu kriechen, während die Bürger sich noch wohlig und behaglich in den warmen Betten dehnten und reckten.

Einen Hauptstreich wollten einmal die Linzer gegen ihre jenseitigen Nachbarn führen. Als sich das Abenddunkel über das Rheintal gelegt hatte, da setzten sie in Nachen über und marschierten am andern Ufer stromaufwärts, bis sie gen Andernach kamen. Es war in grauer Frühe, als sie der dicken Türme und des finstern Tores ansichtig wurden. Alles in der Stadt schlief noch. Nur die Bäcker hatten seit Stunden schon Licht in ihren Backstuben, und schon waren die frischen Brote „ausgetan". Damit die Kunden sie beim Frühkaffee verzehren könnten, waren die Jungen schon mit ihren Körben unterwegs. Zwei von ihnen schlenderten, die Hände in den Hosentaschen, durch die morgenstillen Gassen. Und da es noch früh war und manche Türen verschlossen waren, so kletterten sie, ihre Körbe beiseite stellend, auf den Torturm und blickten von da nach dem Rheine. Da sahen sie ein wunderlich Treiben. Viele Gestalten schlichen sich heran, schwer bewaffnet mit Speeren und Spießen. Die blitzten ihnen ganz unheimlich in die Augen. Nichts Gutes ahnend, waren die Jungen mäuschenstill. An den Reden, die die da unten führten, merkten sie bald, daß es die Linzer waren und daß sie schlimme Absicht im Schilde führten. Auf dem Turm hatte der Wächter seine Bienen stehen, ein paar stattliche Strohkörbe. Als sich nun die ersten Linzer dem Tor näherten, ergriffen die Bäckerjungen die Körbe und warfen sie hinunter, gerade auf ihre Köpfe.

Die aufgestörten Bienen aber verließen gar zornig ihre Strohbehälter und überfielen die Linzer, wohl in dem Glauben, die hätten sie in ihrer Ruhe gestört. Sie setzten sich ihnen in die Gesichter und auf die Hände und stachen sie derart, daß sie alle Lust zum Angriff verloren und in wilder Flucht davonstoben.

Daß die Bäckerjungen noch schleunigst in die nächste Kirche eilten und dort die Glocken läuteten, damit bald alles und jedes in Andernach aufwachte und sich zur Verteidigung auf die Stadtmauer begab, wäre gar nicht mehr nötig gewesen. Sie und die Jungen hatten den Anschlag vereitelt, daß die Linzer nie wieder kamen.

Die Andernacher aber ehrten ihre Retter dadurch, daß sie ihre Figuren in Überlebensgröße an den Steinen am Rheintor einmeißeln ließen.



Linz a. Rh.

Der Brudermörder von Arenfels.

Unterhalb Hönningen liegt auf der rechten Rheinseite Burg Arenfels. 1250 wurde sie erbaut durch Heinrich von Isenburg, der die Güter seiner Gemahlin Mechtildis von Are erbte. Später kam sie in die Hand des Trierer Erzstiftes, von dem sie das Geschlecht derer von der Leyen erhielt, bis sie 1847 durch Kauf an den Grafen Friedrich Ludolf von Westerhold-Gysenberg überging, der sie aufbaute.

In dem alten Schloß befanden sich an dem Hauptbau zwei Treppentürme. In einem derselben war eine vermauerte Stube. Darin ging ein längst gestorbener Schloßherr um, der büßen mußte für eine schlimme Tat.

Zwei Brüder waren es gewesen, die auf der Burg einst wohnten, denen die Herrschaft Arenfels mit den Dörfern Honningen, Girgerath und Ariendorf, mit den Höfen Homor, Münchhof und Redenbruch gehörten. Ein herrlich Land, wie es schöner keins gab landauf und -ab den Rhein. Das hätte die Gemüter der Brüder leicht machen müssen und ihre Gemüter froh. Doch dem war anders. In das Herz des einen hatten sich die Gier und der Neid eingenistet. Er wollte das gesegnete Land allein haben. Daher beschloß er, den Bruder zu beseitigen. Wohl scheute er, seine Hand mit Blut zu besudeln. Darum sann er andere grausamere Pläne. Im Turm war ein festes Verließ. Kein Fenster blickte von da auf den strömenden Rhein. Kein Strahl des Sonnenlichtes drang durch die Scheiben. Und die gewaltigen Mauern dämpften jeden Jammerton.

Dahin lockte er den Bruder. Er aber warf hinter ihm krachend die Tür ins Schloß, daß sie sich nicht wieder auftat. Der Bruder, so sagte er dem Gesinde,

habe eine Reise gemacht, verbot aber strenge jedermann, in des Zimmers Nähe zu kommen. Keiner sonst hörte daher die Bitten des Junggrafen, keiner seine Klage. Nur er konnte das Stöhnen im Zimmer nebenan hören, kalten Blutes, konnte merken, wie das Jammern immer kraftloser wurde, bis es endlich völlig verstummte. Da wußte er es, all die Lande umher sind mein, und kein Bruder macht sie mir streitig.

Den Toten fand die Dienerschaft. Kein Zeichen eines gewaltsamen Todes zeigte er, und der Bruder weinte. Weinte tagelang. Ein prunkhaftes Begräbnis bereitete er ihm, wie es kein Fürst haben konnte. Doch damit betäubte er nicht den Wurm, der anfing, an seinem Herzen zu nagen. Damit bannte er nicht das Glück an seinen reichen Besitz. Wohl eine Gemahlin führte er heim, doch einen Sohn schenkte die ihm nicht. Seinem unruhigen Gewissen vermochte er nicht die Ruhe wiederzugeben. Die fand er auch nicht, als er sein irdisches Leben beschloß. Da mußte er zur Strafe für den Mord am Bruder vielmals den Tod leiden. Nacht für Nacht zwang es ihn an die Stelle, wo er einst die grausame Tat vollbracht. Dann sprangen aus den dunkeln Winkeln des Turmes hungrige Bestien hervor, Löwen und Tiger. Entsetzt floh er. Treppauf, treppab gings in rascher Flucht. Heulend hinterdrein die Bestien. Näher und näher kamen sie. Rascher und rasender jagte ihn die Angst. Bis sie ihn erreicht hatten. Dann faßten sie ihn mit scharfen Zähnen, mit spitzen Krallen rissen sie ihm das Fleisch vom Leib ab. Fraßen es mit gräßlicher Gier.

So mußte er sterben unter den Klauen und Zähnen der Ungeheuer, viel 1000mal.

Die Schloßbewohner hörten den nächtlichen Spuk und mieden den Turm. Mieden schließlich die Burg, daß diese leer stand. Ein frommer Priester, in dessen Macht es stand, Unholde unschädlich zu machen, bannte Mensch und Tier. Die Türe ließ er vermauern. Seitdem ist es still auf Arenfels.

Der Burggraf von Hammerstein.

Auf Hammerstein saß der alte Burgvogt. Kaiser Heinrich IV. hatte ihm für die letzten Jahre seines Lebens das hohe Felsennest angewiesen, es zu schützen und zu schirmen. Das Schwert zu führen, waren seine Arme zu müde und schwach geworden. Einst hatte er das besser verstanden als alle Ritter, die zu des kaiserlichen Herrn Gefolgschaft gehörten. Kampf und Ruhm hatte er mit ihm geteilt auf zahlreichen Heerzügen. Nun saß er, ein müder Adler in dem gewaltigen Horst, während sein Herr noch weiter im Kampfe lag mit feindlichen Mächten.

Als er eines Tages dort oben saß und hinausschaute auf den mächtigen Strom zu seinen Füßen, da flogen seine Gedanken zurück über die mannigfachen Wege seiner verflossenen Tage. An seine Kriegszüge dachte er, aber auch an seine Familie. Längst ruhte die, die ihm das Schicksal als Gefährtin gegeben, in der Burgkapelle. Die Erinnerung an sie war jedoch nicht ungetrübt. Eines hatte sie ihm versagt, so tugendreich ihr Leben gewesen. Keinen Sohn hatte sie ihm geschenkt, der seinen Stamm fortpflanzte. Nur 2 Töchter waren ihm beschert. Wohl waren die die schönsten und tugendhaftesten am ganzen Rheinstrom. Wohl pflegten sie ihn beide so gut, wie es sein sorgendes Weib nicht besser gekonnt. Aber als sie in den Saal traten, mußten sie aus seinem Munde bittere Klagen hören, daß sie nicht tapfere Söhne waren, daß ihr Arm für Speer und Schwert zu schwach sei. Das machte sie traurig, und sie weinten bittere Tränen.

Keine Stunde war vergangen, da pochte es an der Pforte der Burg, und als der Torwart hinauslugte, standen in braunen Mänteln Pilger davor, wegemüde und bestaubt und baten um Einlaß. Dem greisen Burgvogt meldete der Pförtner der Pilger Begehr. Einem Obdachheischenden hatte der Hammersteiner nie den Eintritt versagt. Und bald standen die Beiden vor ihm. Als er dem älteren von ihnen ins Auge sah, da fuhr ihm ein Schreck in die Glieder. „Bist du's nicht, mein Kaiser?" fragte er. Und bebend kam es von dessen Lippen: „Ja, ich bin's." „Und kein kaiserlicher Purpur schmückt deine Schultern, keine Krone dein Haupt? Hat dich der Feind besiegt?" „Er hat mich geschlagen, doch nicht in offener Schlacht. Schnöde hat er mich überfallen, in finstre Kerkernacht gebannt, mich des Purpurs und der Krone beraubt. Und der's getan, das war mein Sohn." Schmerzliche Tränen rollten über sein Gesicht, und auch dem alten Burgvogt stieg es heiß in die Augen.

Dessen Schmerz wollte auch nicht weichen, als er noch lange mit seinem Herrn zusammensaß bei dem Mahl, von den Töchtern bereitet, als er die ganze Nacht hindurch dann sorgsam über dessen Schlummer wachte. Auch nicht, als es in der Frühe erneut, aber heftiger an das Burgtor pochte und bewaffnete Verfolger Einlaß begehrten, indes es ihm in der Eile gelang, seine Gäste auf geheimem Pfad aus der Burg in Sicherheit zu bringen gen Köln, wo die Getreuen ihrer warteten.

Als er aber am Abend wieder in seinem Zimmer saß und seine Augen hinausgehen ließ, da war ein Leuchten in denselben: dem hatte das Schicksal einen Sohn gegeben, und der wurde — sein Verräter. Hätte ihm das nicht auch geschehen können? Wie glücklich war er, daß ihm Töchter geworden waren! Und als die beiden zu ihm herantraten, da nahm er sie bei den Händen und drückte jeder auf die Stirne einen heißen Kuß.

Treue Liebe.

Das erste Jahrtausend christlicher Zeitrechnung hatte sich gerundet. Auf der trutzigen Burg Hammerstein herrschte Graf Otto. In der Wetterau besaß er ausgedehnte Besitzungen. Weit reichte auch sein starker Arm an beiden Ufern des Rheinstromes. Im Engersgau waren Recht und Regierung seinen Händen anvertraut worden. Mit Ernst und Strenge führte er sein hohes Amt, von den Untertanen gefürchtet. Und doch schlug dem Mächtigen im Busen ein Herz, das in Liebe entbrannt war zur Base Schön Irmingard. Wenn er an ihrer Seite aus seinem Felsennest herausblickte in den sinkenden Abend, dann schwand der scharfe Ausdruck aus seinen Mienen, glättete sich seine Stirn, wurden seine Worte süße Minnelieder. Herz und Hand hatte er ihr gelobt und sich zum untrennbaren Bunde mit ihr vereinigt.

Die Kirche sah diese Liebe nicht gern. Nach ihren strengen Regeln

erschien ihr die als sündhaft und verbrecherisch. Der Kaplan der Burg hatte ihn längst gewarnt. Doch Otto schlug alle Warnungen und Mahnungen in den Wind. Und hatte er selbst einmal die besten Vorsätze gefaßt, — wenn an seiner Seite Frau Irmingard Rosen hinabstreute in die rauschenden Fluten, dann zerflatterten sie wie die Rosenblätter im Wind, die der Lufthauch verwehte. Der Bischof schickte einen warnenden Brief. Der konnte leicht warnen. Der wußte nicht, daß die Liebe heißer brennt als Feuer und Kohlen, der wußte nicht, wie schwer Scheiden und Meiden war. Der wußte nicht, wie es einem ums Herz war, der in Schön Irmingards leuchtende Blauaugen geblickt. Der wußte nicht, daß gegen solche Liebe kein Panzer schützt.

Die Kunde von Graf Ottos Liebe kam dem Erzbischof zu Ohren. In Mainz residierte der. Erkenbold war Otto ohnehin nicht wohlgesinnt, und seine Ritter und Mannen hatten mit Ottos Scharen manche blutige Fehde ausgefochten. Da war's ihm willkommene Gelegenheit, mit seiner kirchlichen Macht das zu vollbringen, was weltliche Gewalt nicht vermocht. Die kirchlich verbrecherische Ehe verbot er. Otto dachte nicht daran, das Verbot zu respektieren. Wie hätte er das Kleinod seines Herzens hinausreißen, wie sich von ihr trennen können. Da schleuderte der Erzbischof den Bann wider ihn.

Nun erwachte in Ottos Brust der Zorn. In seinem Herzen wuchs ein Widerstand, zu dem ihm die Liebe Kraft verlieh. Was störte ihn der Bann! Den vergaß er an Irmingards Seite. Was fürchtete er des Kirchenfürsten Macht! Er gebot auch über viel Land und Leute. Zahlreiche Speere und Schwerter standen in seinem Dienst. Er durfte es mit dem Krummstab aufnehmen. So gingen ihm seine Tage hin auf Hammersteins Felsenfeste in Glück und Freude.

Wieder lag die Frühlingssonne über dem schimmernden Strome, küßten die milden Lüfte aus dem ragenden Gestein die ersten Lenzblüten wach. Da kamen einige Boten herauf. Schlimme Nachricht brachten sie: Reiter sprengten durchs Tal. Des Kaisers Zeichen trugen sie, Heinrich II. Der hatte auf Erkenbolds Veranlassung beschlossen, den stolzen Grafen zu beugen. Andre Boten kamen. Schon auf den Höhen hinter der Burg nahten Reisige. Zeltspitzen hoben sich aus dem Eichengebüsch. Eine Karthaune tat ihren ehernen Mund auf und donnerte herüber. Zur regelrechten Belagerung schickte man sich an. Freilich, des Hammersteins stolze Burg war zu fest, als daß man sie leicht hätte brechen können. Aber jegliche Verbindung schnitt man ab. Keine Nahrung kam mehr herein, selbst nicht durch den geheimen Gang, der tief unten am Fuße des Gebirges im dichten Gebüsch mündete. Monat auf Monat verstrich. Ein ganzes Jahr zog sich die Belagerung hin. Da war endlich doch der Hunger der Stärkere. Bleich, mit abgezehrten Wangen und hohlen Augen beugte Otto sein Knie vor den Gewaltigen. Mit einem dreifachen Eide mußte er seiner Gemahlin abschwören. Trotzdem traf ihn harte Strafe. Das Kammergut zu Biber, die Pfründe zu Ormütz (Urmitz), Dorf Irloch (Irlich) und viele andere Besitzungen verschenkte der Erzbischof an Klöster und Abteien, denen er wohlgesinnt war. Hammerstein wurde eine Reichsburg. Wohl behielt Graf Otto auf ihr freie Hand, doch neben ihm besaß hier das Reich gleiche Rechte.

Gebeugt und gebrochen hauste er dort. Mehr als aller Verlust an Hab und Gut schmerzte ihn seine Einsamkeit. Seine Gedanken wanderten oft verbotene Wege, wanderten und wanderten, um immer wieder bei seiner fernen Gemahlin zu enden, spannen Fäden und Stricke, immer länger, immer stärker, schlugen eine Brücke zu ihr über Gräben und Mauern, über Tal und Höhen:

„Kein Graben so breit, keine Mauer so hoch,
wenn zweie sich gut sind, sie treffen sich doch."

Und sie waren sich gut, Graf Otto und Gräfin Irmingard, trotz Verbot und Bann, trotz dreimaligem Schwur. Und sie trafen sich doch, trotz Kaiser und Erzbischof. Ja, sie trafen sich unter Übereinstimmung mit jenem.

An ihn wandte sich Graf Otto mit einer Bitte, als er bald darauf selbst auf Hammerstein weilte. Gern wollte er auf seine liegenden Güter Verzicht leisten. Nur bat er den Kaiser, ihm zu gestatten, daß er den besten Edelstein seiner Grafenkrone, den er heimlich verborgen, heimtragen dürfte. Der Kaiser willigte ein, ohne Argwohn. Doch kaum glaubte er seinen Augen zu trauen. Von starkem Arm umschlungen trug Otto eine teure Last den steilen Berg hinan: Schön Irmingard. Da wich die Härte des Kaisers. Er verzieh dem Grafen die List und erwies ihm auch weiterhin manche Gnade. Wer so die Treue zu halten vermochte, der konnte auch seinem Kaiser nicht untreu sein.

Der Junker von der Meesenburg.

Im alten Leutesdorf, in dem sich einst manche Güter und Höfe befanden, edlen Herren gehorchend oder Kirchen und Klöstern am Rhein und im Westerwald ihre Zehnten zahlend, gehörte auch ein Gut der Familie von Mees. Das Burghaus am unteren Ende des Dorfes bewohnte diese. Im Jahre 1760 hatte es ein Zöllner zu Leutesdorf, von Schlern, erbaut. Durch seine Zöllnerei und fleißige Spekulation in Tuffstein und Traß war er zum reichen Mann geworden. Das stattliche Gebäude mit Zimmern und Türmen überließ der mit Gold reich, mit Nachkommen aber gar nicht gesegnete Herr seinem Neffen, dem nachmaligen Trierischen Geheimrat von Mees.

Auf der Meesenburg hauste damals ein gottloser Junker. Rauhes Kriegshandwerk, von frühester Jugend geübt, hatte ihn hart und grausam gemacht, menschenverachtend und gotthassend. Alle Bosheiten, die er draußen gesehen, hatte er sich angeeignet und brachte sie, heimgekehrt, wo er konnte, zur Anwendung. Der Schrecken der Bauern wurde er in der ganzen Umgebung, der Peiniger der Einwohner Leutesdorfs. Besonderen Haß hatte er auf den Junker von Rockenfeld geworfen. Oben in den Wäldern über dem Rheintal hatte der sein Haus. Um einer Jagdgerechtigkeit willen, die zu gewinnen sein Dichten und Trachten war, lag er mit ihm im Streit. An einem Busch legte er sich eines Tages in den Hinterhalt. Und als der Rockenfelder des Weges kam, der Jagd beflissen, jagte er ihm die Kugel durchs Herz.

Sein wildes, zügelloses Leben führte der Mörder ungestraft weiter. Ein halbes Dutzend roher Knechte waren seine Saufkumpane und willige Helfer beim Verüben nichtswürdiger Taten. Keiner getraute sich, die Unholde zur

Rechenschaft zu ziehen. Nur des Dorfes Schultheiß, ein frommer und gerechter Bauer, hatte ihn einmal zur Rede gestellt. Dafür sollte er schwer büßen.

Als er eines Tages an der Meesenburg vorüberkam, seinen Geschäften nachgehend, erblickte ihn der Junker, der in seinem Hause in johlender Gesellschaft den Becher schwang. „Heda, Bauer, kehre ein!“ rief er dem Vorübereilenden lachend zu. Nichts Gutes ahnend wollte dieser rasch entweichen, doch zu spät. Schon waren die allzeit willfährigen Knechte herausgestürzt, hatten ihn ergriffen und ins Haus gezogen. „Ei,“ grinste der Junker sein teuflisches Lachen, „nun will ich dich lehren, was sich schickt, du Bauernhund! Nun sollst du einmal zeigen, ob du wert bist, des Dorfes Schultheiß genannt zu werden. Hundert Zwiebeln sollst du mir fressen! So du das nicht kannst, hundert Stockschläge fühlen, doch auch hundert Groschen werden mir angenehm sein und dir nicht zu schwer fallen, zu zahlen. Die Dorfkasse hat Geld, und mir tut's not. So, nun wähle eins von den dreien.“

Das war schwere Wahl. Der Gemeinde Wohl ging dem rechtschaffenen Mann über alles. Deren Gut durfte nur im Notfalle angetastet werden. Und schlagen? Nein, schlagen ließ er sich nicht. „So mußt du denn hundert Zwiebeln fressen,“ lachte der Junker. Rasch waren die Gartengewächse zur Hand. Und der Schultheiß begann sein Mahl. Ein Dutzend ging glatt hinunter, wenn auch die Augen zu tränen begannen. Das zweite Dutzend folgte. Aber beim dritten gab's kein Rutschen mehr. Vergebens würgte der Ärmste. Um so mehr trieb ihn der Grausame mit hohn- und wutverzerrten Zügen. Mit Hieben drohte er. Vor Angst kaute und kaute der Übersatte. Und es gelang. Das vierte Dutzend verschwand. Aber dann ging's nicht mehr. Prügel schienen ihm Erleichterung zu bringen. Die erbat er sich und konnte sie gern haben. Alsbald waren schwanke Gerten zur Hand und sausten pfeifend über den entblößten Rücken. Der färbte sich blau. Die Striemen sprangen auf. Blut rieselte. Auf- und abgehend, an den Qualen des Mannes sich letzend, zählte der Junker die Streiche. Bis 52 kam er. Auf stöhnte der Schultheiß, indes das Blut über seinen Rücken rann. „Halt' ein, ich sterbe! Zahlen will ich, zahlen!“ Die Schläge hörten auf, als der Schultheiß zitternd den Beutel zog und um 100 Groschen erleichterte. 48 Zwiebel, 52 Schläge und hundert Groschen waren des Junkers Erfolg. Schallendes Gelächter füllte den Saal darob, als der Bauer abgezogen. Rascher kreisten die Becher, bis alles untern Tisch gesunken, Junker und Knecht.

Manch andere drangsalierte der Meesenburger, so daß es schließlich keiner mehr wagte, seinem festen Hause nahe zu kommen. Selbst seine Freunde blieben aus, denn bei dieser Verschwendung zerfloß der Reichtum wie Butter an der Sonne. Der Wein wurde saurer, die Braten magerer. Die Weinberge wurden verkauft, die Fruchtstücke und Gärten waren verschuldet, das Haus verpfändet. Schließlich war er einsam in seinen stillen Mauern, und selten bekamen ihn des Dorfes Bewohner mehr zu sehen.

Da auf einmal erwachte neues Leben im Festsaal, übermütiger noch als ehedem. Wie an einem fürstlichen Hofe ging es zu. In Saus und Braus

folgte ein Tag dem andern. Die zahlreichen Gäste aber waren nicht die alten Freunde. Aus der Fremde kamen sie vielmehr. In glänzenden Kutschen viel prächtig geputzte, wunderschöne, schwarzlockige Frauen. Auf goldgeschmückten Rossen viel prächtige Ritter. Jeder Tag war ein Fest. Jede Nacht ein prunkhaft Gelage. Erst der grauende Morgen entführte die Besucher wieder in die weite Ferne. Jedermann staunte ob diesem Wechsel. Keiner konnte sich erklären, woher die Mittel zur Bestreitung solcher Verschwendung kamen. Kein Zweifel: ein Bund mit dem Teufel ermöglichte das.

Wieder einmal ging's auf der Meesenburg hoch her. Am Gründonnerstag war es. Bis spät in die Nacht scholl das Gejohle. Über den Beginn des heiligen Freitag, da fern im Osten des Menschen Sohn für der Menschen Laster den Tod litt, an dem, ihn zu ehren, im Rheintal die Glocken stumm trauern, an dem die Menschen es vermeiden, Fleisch zu essen. Was störte das den Junker, der in des Teufels Dienst stand. Tanzend und lärmend feierte man in seinem Haus den stillen Tag, und die vielen Schüsseln quollen über von der Menge der Braten. Als der Morgen dämmerte, erging sich die übermütige Schar in dem weiten Garten, bis die Eßglocke ertönte. Scharenweise strömten sie da aus allen schattigen Laubengängen herbei und setzten sich zu Tisch. Doch nur kurze Zeit war vergangen und man konnte mit Essen kaum begonnen haben, da durchgellte ein lang anhaltender Schrei das Haus. Ein gewaltiger Knall folgte, der die Leutesdorfer aus der Ruhe schreckte. Als die Vorwitzigsten an die Burg kamen, lag sie still und einsam da. Und als sie in das Innere dringen wollten, wehrte ihnen niemand den Zutritt, selbst nicht zum Festsaal. Aber was sahen sie da? Hatten sie nicht Hunderte von Menschen erwartet? Alles war leer. Nur ein einziger langer eichener Tisch stand da und darauf lagen hin und her Reste des Fleisches. Die Stühle waren umgestürzt, der Sessel aber, darauf der Burgherr zu sitzen pflegte, lag in tausend Stücken. Daneben sein Barett, verbrannt und mit Blutflecken. Von ihm selbst keine Spur. Ihn hatte der Teufel geholt, da er durch die Verhöhnung des Karfreitag seiner Sünden Maß auf das Höchste gebracht. Schwefeldunst nur zog durch den Raum.

Des Junkers Geist aber ging noch lange Jahre um in der Meesenburg, in der Gesellschaft seiner sündhaften Freunde. In nächtlichem Spuk kam der lange Zug aus der Leutesdorfer Mark. Durch den Garten fegte er und durch den Hof. Ins Seitengebäude drang er ein und durch den alten Turm zog er. Die Treppe sprang er hinauf mit großem Lärm, in den oberen Stock, wo dem Rheine zu der Festsaal sich befand. In der Speisekammer verschwand er.

So mußte der Junker von der Meesenburg allnächtlich die Orte seiner vielfachen Grausamkeiten und seiner ruchlosen Karfreitagsentheiligung durchziehen.

Das Teufelshaus zu Fahr.

Stromabwärts von Neuwied liegt auf dem rechten Rheinufer, etwa 1/4 Stunde unterhalb Irlich, der Ort Fahr. Die letzten Ausläufer des Westerwaldes verlieren sich hier in den Fluten des Stromes. Einige derselben springen noch in scharfen Felskanten ins Tal vor, um steil zum Uferrand abzufallen. Eine solche nennt der Fahrer die Hollei oder hohe Ley.

Zu ihren Füßen hat einst ein Schloß gestanden, dicht am Rhein, und die Wellen konnten fast zu den Fenstern herein gucken, wenn sie rauschend vorüberfluteten. Graf Friedrich zu Wied, der in den bösen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges über den wiedischen Landen das Zepter führte, hatte es erbaut. Im selben Jahre, als nach 30jährigem Morden und Brennen auch am Rhein die Friedensglocken läuteten, ließ er durch seine Untertanen hier die ersten Steine schichten. Er liebte die Veränderung und wohnte bald hier, bald dort, bald im lauschigen Tal der Wied, in Friedrichstal, bald auf der Braunsburg, an den Hängen des Aubach, bald auf der Nassauischen Seenplatte, wo an weitgedehnter Wasserfläche die Zinne der Seeburg ragte. Nun wollte er am rauschenden Strom sich ein Schloß bauen. Die felsige Ley bildete das Fundament. Rasch sollte die Burg fertig werden. Da mußten die Untertanen harte Fron leisten. Doch die Ley war ehern, und die Steine schleppten sich schwer. Der Bau wollte und wollte nicht fertig werden. Das arbeitende Volk murrte über die Strenge des Grafen. Die Zeit der 30jährigen Willkür, da die Zügel der Regierung am Boden geschleppt hatten, machte es für sie unerträglich, als die schleifenden aufgehoben und wieder etwas straffer gehandhabt wurden. Unter Murren ging der Bau weiter. Langsam. Die Widerspenstigen murrten lauter. Bis 1662 zog sich das Werk hin. Ein offener Aufruhr brach aus. Nun schritt der Graf noch strenger ein denn zuvor. Schuldige zog er gefänglich ein. Die Dörfer Rodenbach und Wollendorf, Fahr und Heddesdorf, Selters und andere mußten Strafen erlegen in Geld, Feld und Wald. Leibesstrafen drohte er an. Zwei Männer aus Selters, die eines mörderischen Anschlages gegen den Grafen beschuldigt waren, ließ er am Galgen bei Anhausen aufknüpfen. Da faßte ein heilloser Schrecken die erhitzten Gemüter. Bittend und bettelnd kamen die Schuldigen. Der Graf ermäßigte ihre Strafen, aber in den Herzen gärte die Wut weiter, vererbte sich auf Kind und Kindeskinder. Nun ließ Friedrich den Bau einstellen. Fertig war er nicht geworden, aber zum größten Teil bewohnbar. Doch nicht oft führte ihn sein Weg dahin, wo er seinen Lieblingsplan, eine Stadt zu errichten zwischen Feldkirchen und Wollendorf hatte aufgeben müssen. Wer in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts von Neuwied rheinabwärts wanderte, konnte Schloß Friedrichstein noch sehen, freilich nur als Ruine. Und mancher hat sich gewundert und nach seiner Bedeutung gefragt, denn merkwürdig war der Eindruck, den das Gebäude mit der langen Front und ohne Dach machte. Zur Wohnung war es einst noch benutzt worden von wiedischen Beamten. Zeitweise war es Lazarett oder diente als Strafanstalt des wiedischen Staates. Eine Baumwollspinnerei ließ sich in ihm nieder. Eine Salmiakfabrik wurde darin eingerichtet, bis es endlich völlig vereinsamt und verödet stand. Die Ruine brach man zum Teil ab, Türen, Fenster und Holz wurden versteigert. Nun war sein Anblick vollends unheimlich.

„In den leeren Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein."

Wenn ein Schiffer am Abend vorüber segelte und der Mond über der Hollei stand, mit seinem geisterhaften Scheine, unheimliche Schatten hinter den Friedrichsstein werfend, dann bekreuzte er sich und fuhr rascher stromab. Und wenn ein Wanderer in der Dämmerung die Front mit den leeren Fensterhöhlen, dunkel wie die Augen eines Toten, im Schimmer der aufblitzenden Sterne erblickte, drückte er den Hut in die Stirne und ging schnell seines Weges. Wer nach dem Hause fragte, konnte ebenso merkwürdige Antwort enthalten. Keiner von den Fahrern wollte etwas mit dem Gemäuer zu tun haben. Man mied das Gebäude und nannte es das Teufelsschloß. Zur damaligen Zeit stand noch der Aberglaube in hellster Blüte. Da war es kein Wunder, wenn ein ganzer Kranz von Sagen, so dicht wie die Efeuranken, die hier und da die Felsen der Hollei bekleiden, sich um die zerrissenen Mauern schlang. Hexen und Zauberer hausten darin, und der Teufel trieb sein Werk. Der Nachtwächter hatte oft um Mitternacht darin ein Klopfen, Rollen und Kettenklirren gehört und der Flurhüter, der in der Dämmerung nach Dieben gefahndet, hatte ganz gewiß in einem Fenster einen Kater mit glühenden Augen erblickt, den „Gottseibeiuns" selber. Drei Vaterunser hatten ihn vor dem sicheren Tode behütet. Die Geister der beim Bau Hingerichteter gingen darin um.

Der Weiße Turm.

Neuwied gegenüber liegt Weißenturm, ein großer, ansehnlicher Ort, auf dessen Höhen ein Obelisk das ehemalige Grab des französischen Generals Hoche bezeichnet, der in den Revolutionskriegen über den Westerwald bis gen Wetzlar vordrang, wo ihm nicht nur Halt geboten wurde, sondern wo er auch den Tod fand. Seine Leiche brachte man durch das Lahntal und setzte sie in Weißenturm bei, holte sie aber, als das linke Rheinufer wieder deutsch wurde, nach Frankreich.

Seinen Namen hat der Ort von einem mächtigen Turm, den der Erzbischof Kuno von Falkenstein hier errichtete, als er in Engers den Kunostein erbaute. Dieser Turm, der auch der Pfaffenturm hieß, war ein Stützpunkt für Churtrier, an dessen Landesgrenze er stand. In seiner Tiefe befand sich ein Gefängnis, in das man mit einer Leiter hinabsteigen mußte. Zwei andere Räume befanden sich in der Mitte. Sie dienten zur Bestrafung der Untertanen. Oben war ein heizbares Gemach für solche, die geringe Verbrechen begangen. Der Turm hieß lange noch der Weiße Turm, obwohl die Reihe der Jahre ihn längst hatte grau werden lassen. Anfangs stand bei ihm nur ein einziges Haus für den Turmwächter, den der trierische Amtmann ernannte und dessen Lohn verschiedene Gemeinden bezahlen mußten. Nach und nach bauten sich andere Untertanen in des Turmes Nähe an und so entstand der Ort.

Der Kirchenschänder von Feldkirchen.

Eine schwere Zeit war es, die das 17. Jahrhundert durchtobte. Schwer, weil ein nichtendenwollender Krieg seine Jahrzehnte füllte, da man sich um Hab und Gut stritt, um Recht und Gerechtsame, da man aber auch die

Herrschaft über Herz und Gewissen sich gegenseitig abzujagen suchte, eine Herrschaft, die noch viel weiter reichte als die über Land und Leute, die aber auch noch schwerere Opfer forderte als jene.

Auch unsere Heimat sollte davon an ihrem Teil erfahren. Wo die Wied ihre Wasser in den Rhein ergießt, liegt das Dorf Irlich, seit Jahrhunderten ein Zankapfel zwischen den Wiedischen Grafen und Sayn, bis auch Trier seine Hand darauf legte. Schlimmer noch als der Kampf um die Gerechtsame im Dorf war der Kampf um die Herzen der Einwohner. In Wied war die Reformation eingeführt worden und auch in Irlich hatte sie Fuß gefaßt. Eine evangelische Kirche und Schule gab's dort. Doch das Erzstift schickte Jesuiten und Soldaten ins Dorf. Mit Wort und Gewalt wußten die das Verlorene wieder zu gewinnen. Nicht allzulange behielten sie es. Holländer kamen rheinauf. Ein Fähnlein nur, doch stark genug, der Trierischen Mannschaft Herr zu werden. Dann aber hausten sie grausam gegen die Wehrlosen. Den Pfarrer fesselten sie. Die Kirchentür stießen sie ein. Und alles, was frommer Sinn zum Schmuck hereingetragen, rissen sie hinweg, warfen es zu Boden, traten es mit Füßen. Die Heiligenbilder warfen sie auf den Kirchplatz.

Mit ihnen gemeinsame Sache machten einige aus dem Volk. Der große Haufe indessen sah stumpf zu. Dem war es fast gleichgültig, ob man heute katholisch, morgen kalvinisch war. Der war es schon gewöhnt, seine Religion zu wechseln, wie man es mit dem Rock tat im Frühjahr und im Herbst. Der hatte an dem steten Wechsel schon mehr seine Freude und sah mit Ergötzen zu, wie sich die Eiferer auf beiden Seiten prügelten.

Deren gab es indessen manche. Solche, die mit einer Zähigkeit an ihrem Glauben festhielten, wie es in alten Zeiten unsre Vorfahren getan, als man ihnen Wotan nahm und Freya. Solche, die der neuen Lehre zugetan waren und deren Herz schlug einzig für diese. Zu letzteren gehörte auch ein Einwohner von Feldkirchen. Den hatte es tief gebeugt, als zu ihm die Nachricht kam, Kurtrier sitze in Irlich, als die alte „Kirche im Felde" die Heiligenbilder aufnahm. Dem füllte sich die Seele voll Jubel und Freude, als dann die Holländer einfielen und die Jesuiten flohen. Der sah es gern, daß man die Kirche erbrach und ihre Einrichtungen zerstörte. Der rauhen Soldateska bot er seine Hilfe an. War er sonst schon ein Eiferer für seine Sache gewesen, heute faßte es ihn mit einer Gewalt wie nie zuvor. Faßte ihn, daß er lachenden Mundes half, die Heiligtümer zu entweihen, daß sein Eifer zum Frevel würde.

Vor der Kirchentür schleppte er die hölzernen Schnitzereien zusammen, die Apostel und Engel. „Heisa" schrie er, „wir wollen uns ein Tänzchen anschauen!" Mit Pulver füllte er das Innere der Bilder und steckte es an, daß sie krachend in die Luft flogen. Stieren Auges sah er es, irren Blickes hörte er das Beifallskreischen der Menge, das ihn noch rasender machte, als die Splitter herumwirbelten. „Heisa! ich will euch springen lehren!" rief er und tanzte mit ihnen herum. Immer toller, immer rasender. „Heisa, wir wollen tanzen!" scholl sein Lachen. So schrill, daß manches altes Mütterchen ein Grausen

ergriff, daß manchem holländischen Soldaten selbst das Lachen verging. Aus dem verzerrten Gesicht, den sich verrenkenden Gliedern, sprach der Wahnsinn. In die rollenden Augen stahl sich die Angst. Angst vor denen, in die seine rohe Hand den Feuerbrand geworfen. Vor seinem irren Blick sah er die Holzteile wieder sich zusammensetzen, die Heiligenbilder drohend ihre Arme erheben gegen ihn. Vor ihnen floh er in wilder Hast. Scheu sich umblickend, wähnte er, sie folgten ihm. Ihren Schrei glaubte er zu vernehmen: „Heisa, wir wollen dich tanzen lehren!" Dem Ufer des Rheines floh er zu vor diesem Schrei. Schon schlugen die Wellen an sein Ohr. Vor ihm lag der steile Abhang. Hinter ihm kamen die Heiligen angehetzt. Den verzweifelten Sprung in die Fluten wagte er. In ihnen versank er und ward nie wieder gesehen.

Die Neuwieder Franzosenglocke.

In der katholischen Kirche zu Neuwied war bisher eine Glocke, die die Franzosenglocke hieß. Den Namen hatte sie aus der Zeit, da zahlreiche Franzosen in Neuwied lebten, nicht als Feinde, sondern als Freunde und Gäste, und sie war auch von diesen gestiftet worden.

Es war zur Zeit, da in Frankreich die Revolution ihr blutiges Haupt erhob, da man den König Ludwig XVI., als er fliehen wollte, gefangen nahm und in Paris festsetzte. Seine Anhänger und Freunde verließen ihr Vaterland und suchten jenseits der Grenze Schutz und Sicherheit. Viele dieser „Emigranten" kamen nach Neuwied. Die Neuwieder hatten rechten Nutzen von ihnen. Mit vollen Händen gaben sie ihr Geld aus, und alle Handwerker hatten vollauf zu tun. Während ihres Aufenthalts hierselbst machten sie sich zum Kampfe gegen die Revolutionäre bereit, zu dem auch der Preußenkönig ihnen Hilfe versprochen hatte. Auf der Heddesdorfer „Kuhweide" wurde fleißig exerziert, und mit Spannung verfolgte man die Nachrichten über das Schicksal ihres Königs. Da verbreitete sich eines Tages die Kunde, daß es Ludwig XVI. gelungen sei, zu entfliehen. Ihr Jubel kannte keine Grenzen. In der katholischen Kirche versammelten sie sich und hielten einen Dankgottesdienst ab. Dabei veranstalteten sie eine Kollekte, die sehr reich ausfiel. Von ihrem Erlös ließen sie eine Glocke gießen, die das französische Wappen und die Inschrift aufwies:

Domine Salvum Fac Regum.

Cetta Cloché a été donnée par Messieurs les Chevaux-Legers et Gens-d'armes du Roy de France, réunis et cantonnès à Neuwied,

d. h. Herr, segne den König! Diese Glocke ist von den in Neuwied wieder vereinigten und kantonierenden kgl. franz. Chevaux-Legers und Gensd'armes geschenkt worden."

Die Freudenglocke sollte indessen bald eine Trauerglocke sein. Die Kunde war falsch gewesen. König Ludwig hatte wohl aus Paris zu fliehen versucht, war aber auf einer Haltestelle von dem Postmeister erkannt und von der Bürgergarde nach Paris zurückgebracht worden. Nicht lange danach fiel sein Haupt auf der Guillotine.

Eine Sylphe verheiratet sich.

Die Stadt Neuwied, von dem Grafen Friedrich von Wied zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges begründet und durch Kaiser Ferdinand 1653 zur Stadt erhoben, ist ein verhältnismäßig neuer Ort und darum arm an Sagen. Aber wie eine Sylphe sich dort einst in einen Affen verwandelte, dann eines ehrbaren Handwerkers Frau wurde, schließlich aber doch wieder in ihr Geisterleben zurückkehrte, weiß man dort doch zu erzählen.

Ein Neuwieder Kind war er, ein Leyendecker von Beruf, der bei manchem guten Meister in Stellung gewesen und viel Tüchtiges gelernt hatte. Dem war in der Nacht Absonderliches passiert, nachdem er spät abends vom blauen Montag heimgekommen und zuviel Bier getrunken hatte. Als er noch wach in seinem Bette lag, da flog durch eine zerbrochene Fensterscheibe eine dunkle Gestalt in das Zimmer. Es war ein rauhhaariger, langer, dürrer Affe von der Größe eines Menschen. Der sprang mit einem Satze auf den Tisch, mit einem zweiten dem Gesellen auf den Leib. Schwer wie Blei blieb er darauf liegen, daß der Bursche zu ersticken glaubte. Erst als der Tag graute, verschwand er wieder. Dem Meister klagte er sein Leid und teilte ihm die Absicht mit, nicht länger bei ihm zu bleiben. Der aber beschwichtigte ihn und suchte ihn zu halten. Wenn die Erscheinung noch einmal käme, solle er ihm rufen. Der Geselle ließ sich bereden, und als in der Nacht sich das gleiche ereignete und der Spuk ihn belästigte, da tat er, wie ihm geraten war. Alsbald trat der Meister, die Leuchte in der Hand, in die Stube. „Halt ihn fest!" rief er, da wollte das Untier entweichen. Der Geselle suchte es zu fassen, doch es zerkratzte und zerbiß ihm Brust und Gesicht, daß er es loslassen mußte. Hinaus konnte es nicht, denn der Meister hatte alle Ritzen und Löcher verstopft. Da verkroch es sich unter das Bett. Aber als man dahin leuchtete und guckte, ragte da nicht eines Affen rauhhaariges Bein hervor, sondern ein feines Damenfüßchen und dahinter kam eine wunderschöne Maid in himmelblauem Kleide. Der Mund wollte den beiden offen stehen bleiben vor Erstaunen. Auch noch, als das Fräulein unter Tränen um Verzeihung bat. „Weit her bin ich gekommen aus Venedig, eines reichen Mannes einzige Tochter. Böse Menschen haben mich aus Neid und Haß mit teuflischer Kunst hierher versetzt. Bettelnd zog ich von Ort zu Ort. Ein Nachtquartier zu suchen, störte ich auch deine Ruhe." Die bitterlichen Tränen rührten die Männer. Ja, sie empfanden sogar Liebe zu dem verdächtigen Gast, und der Meister, der das erste Recht auf ihn zu haben glaubte, ließ sich nach kurzer Zeit mit ihr trauen. Als Leyendeckersfrau war sie treu und verständig, so daß der Mann sie immer lieber gewann. Nur fürchtete er, sie könne einmal doch wieder zu ihren alten Sitten zurückkehren und auf und davon fliegen. Das beunruhigte ihn sehr und er vergaß es nie, vor dem Schlafengehen alle Öffnungen an Tür und Fenster sorgfältig zu verstopfen. Darüber lachte wohl manchmal die Frau, ließ es aber ruhig geschehen. Allmählich wurden des Leyendeckers Befürchtungen eingeschläfert, und nach so viel Beweisen von Treue und Anhänglichkeit hielt er es für eine Narrheit, sie noch weiter so ängstlich zu bewachen. Darum ließ er eines Abends das Schlüsselloch offen. Aber als er eben zu

Bett gehen wollte, da gab es plötzlich ein Zischen und Rascheln der Tür zu, daß er verwundert aufsah. Seine Frau war nicht mehr zu sehen. Die war wieder in ihr altes Sylphidenleben zurückgekehrt.

Die Kapelle zu Nodhausen.

Bevor die Wied sich bei Irlich in den Rhein ergießt, schickt sie ihre Wasser durch ein ausgedehntes Hüttenwerk. Über sich und um sich vernimmt sie das Sausen und Pochen, Rauschen und Stampfen des „Rasselstein". Aber nahe bei dem lauten Getriebe blühender Industrie liegt im stillen Walddunkel ein lauschiger Park. Nodhausen heißt er. Ehemals ein Hofgut, dahin man einen in der großen Welt abseits geratenen Sprößling des alten wiedischen Grafengeschlechtes zu fleißiger Arbeit in die „Verbannung" schickte. Daß er wieder heimfand zu Sitte und Ehrbarkeit, richtete Graf Alexander, ein warmer Freund der Natur, ihm hier den freundlichen Lustgarten ein. Obgleich die Franzosenzeit ihn wieder wegfegte, legte man ihn neu an, baute auch eine Kettenbrücke über die Wied.

Einst stand an der Stelle eine Kapelle. Der Pfarrer des nahen „Sechtendorfes", der Siedlung des Sechto, tat hier seinen Dienst. Tat ihn nicht nur an den Gläubigen, die aus der Umgegend in den stillen Wald eilten, ihrem Gott zu dienen, sondern auch an den armen Sündern, die diesen Weg gingen, wenn ein wiedisches hohes Gericht sie wegen ihrer Frevel und Verbrechen zum Tode durch den Strang verurteilt hatte. Denn nicht weit davon im Irlicher Felde stand auf der Höhe hinter Nodhausen ein Galgen. Mancher war diesen beschwerlichen Weg schon gegangen. Manchem aber hatte der Geistliche von Segendorf seine Last leichter gemacht, hatte ihm, wenn er reumütig seine Sünden bekannte, die Absolution erteilt. Dann war ihm die Kapelle das Haus, das seines Herzens Not nahm, ein echtes Nothaus.

Nicht umsonst verrichtete der Geistliche sein Amt, ebensowenig wie der Henker, den man für das Zungenbeschneiden 12, für das Brandmarken mit 6 Albus entlohnte. Dem Geistlichen gab man für seinen Dienst an den armen Seelen Wein, der am Rhein oder nahebei in den Wiedbergen gereift war, 6 Ohm das Jahr. Den Galgenwein nannte man ihn.

Die Kapelle in Nodhausen ist längst nicht mehr. Sie wurde nach der Einführung der Reformation in das Wiedische Land aufgehoben. Noch lange bestand der Galgen und die Lieferung des Galgenweines wurde erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgelöst. Als mit der Abschaffung der Strafe des Hängens auch er verschwand und mit ihm der letzte Rest aller Not, da würde der liebliche Park Nodhausen ganz das Gegenteil von dem, was er einst gewesen, eine Stätte der Verbannung und des Elends. Frohe Feste feierte man dort in trauter Gemeinschaft — und machte aus ihm einen Ort heitern Vergnügens.

Der Uhrmacher und der Wollspinner.

Zu den Männern der Kunst und des regen Gewerbefleißes, die in Neuwied stets eine Heimstätte fanden, gehört auch der Uhrmacher Kinzing, ein Mann, dessen Erzeugnisse weit über die Grenzen des wiedischen Landes ge-

schätzt waren. Trotz seines Ruhmes aber war er allezeit einfach und bescheiden. Daß er auch seinen Mitmenschen ein wohlmeinender Freund war, sollte ein Neuwieder Wollspinner erfahren.

Der wohnte in Kinzings Nachbarschaft, war aber wenig zufrieden mit seinem Los. Immer und ewig, Tag für Tag das Spinnrad drehen, gefiel ihm nicht, und oft genug fluchte er über sein Geschick und über das schlimme Instrument. Am liebsten hätte er es in den Rhein geworfen. Doch dann hatte er nichts, sein Brot zu erwerben. Er beschritt daher einen andern Weg, auf dem er leichter zu Wohlstand zu kommen glaubte. Er spielte in der Lotterie. Anfangs ohne Erfolg, doch dann schien's ihm damit zu glücken. Ein klingender Segen kam in sein Haus, ganze 500 Taler gewann er mit einem Schlage. Vor Freude tat er einen Luftsprung. Nun, Arbeit, ade! Nun, Spinnrad, lebe wohl!

Als Kinzing eines Morgens in seiner Werkstatt saß, vernahm er draußen heitern Gesang. Er schaute zum Fenster hinaus. Da sah er den Wollspinner, wie er dabei war, sein Spinnrad in Stücke zu zerschlagen. Gerade hatte er mit seinem Beile zum vernichtenden Schlage ausgeholt. „Halt ein, Nachbar!" rief er ihm zu. „Was tust du?" „Was ich tue? Siehst du's nicht? Meinen Quälgeist, mein Marterinstrument zerschlage ich. Was soll mir der Totenvogel noch? Ich habe Geld genug und brauche ihn nicht mehr. Im Feuer ist er am besten aufgehoben." „Nicht doch," meinte der Urmacher, „so rasch verbrennt man doch etwas nicht, was einem so lange vor Not und Elend bewahrt hat. Und, wer weiß, ob du's nicht noch einmal brauchen wirst." „Nun und nimmer." „So laß mir's." „Mit Vergnügen. Schenken will ich dir's dazu." Und in des Uhrmachers Besitz kam das Spinnrad. Der wollte nicht etwa ein Wollspinner werden. Der hatte anderes damit vor. Auf seinen Speicher stellte er es. Und ob es da wohl verstaubte, so blieb es doch ganz und brauchbar.

Der Nachbar Wollspinner kümmerte sich für die Folge den Teufel um sein Rad. Er lebte herrlich und in Freuden. Jeden Tag gutes Essen und Trinken, das war doch etwas anderes als arbeiten und wieder arbeiten. So gingen die Jahre hin. Mit ihnen aber in froher Gesellschaft auch die Taler, so leicht wie sie gewonnen waren. Und es kam ein Tag, da waren sie ihm alle durch die Finger geronnen. Da klopfte die Not an seine Türe. Hatte er bisher immer Wein und Braten gehabt, so wäre er froh gewesen, wenn's nun zu Wasser und Brot gereicht hätte.

Da begegnete ihm eines Tages der Uhrmacher. Wie's ihm ginge, fragte ihn der. „Schlecht," sagte er und machte ein Gesicht wie die teure Zeit. „Schlecht? Wo sind denn deine 500 Taler?" „Die waren zu rund," sagte beschämt der Wollspinner. „Und du hast keine Arbeit?" „Hätte ich die, so wäre ich froh." „Ei, ei, dann kann dir geholfen werden. Ich habe ja noch dein Spinnrad. Es steht wohlbehalten auf meinem Speicher."

Er holte es herunter und gab es seinem alten Herrn zurück. Der nahm es mit Freuden an und begann wieder Wolle zu spinnen wie einst und tat es freudiger und fleißiger und war nie wieder unzufrieden mit seinem Los.

Die Kartenschlägerin in Neuwied.

Heutigentags gibt es hier und da in der Stadt noch Frauen, die vorgeben, aus den Karten, die sie mischen und abheben, verborgene Dinge lesen zu können. Gemeiniglich dienen sie mit ihrer Kunst nur denen, die nicht alle werden. Ihnen locken sie das Geld aus der Tasche mit viel Geschick. Leicht gelingt ihnen das bei jungen Mädchen, die die Wünsche ihres Herzens erfüllt haben möchten. Die meisten aber glauben nicht mehr an solchen Unfug und behalten ihr Geld im Beutel. Das war früher anders, da galt die Kartenschlägerin als Vertrauensperson, und obwohl man den Glauben an sie öffentlich als Aberglaube kennzeichnete, glaubte man doch in Wirklichkeit fest an ihre Kunst.

So erzählte man in Bonefeld. War da ein Dienstknecht bei einem reichen Bauern. Der hatte seinen Jahreslohn bekommen, für den er sich allerlei Monturen zu kaufen gedachte und auch einen Teil am Sonntag mit seinem Mädchen verjubeln wollte. Doch als er am Morgen seine Hose, darin er sein Geld hatte, aufhob und nach diesem durchsuchte, war sie leer. Alles Suchen half nichts. Da machte er sich auf zur Kartenschlägerin in Neuwied. Der erzählte er den Fall, und als sie die Karten gemischt und aufgehoben, sagte sie ihm, das Frauenzimmer, das mit ihm am selbigen Tage gescherzt, habe ihm das Geld weggenommen. Dasselbe sagte ihm auch ein Kartenschläger, den er, der Sicherheit halber, noch befragte. Der teilte ihm aus den Karten auch mit, das Geld wäre in der Nebenlade der Kiste noch schön verborgen. Daraufhin verklagte der Bursche die Magd, und der Amtsmann ließ sie gefangen setzen. Man untersuchte die Kiste und fand das Geld, wie es der Kartenschläger gesagt. Die Diebin erhielt ihre verdiente Strafe.

Die Heddesdorfer Pfingstreiter.

Am Pfingstmontag und -dienstag feiert man in Heddesdorf auf dem großen Platz, der einst die „Kuhweide" war, die Kirmes. Mit ihr ist von altersher eine schöne Sitte verbunden, der Ritt der sogenannten Pfingstreiter. Das sind Heddesdorfer Burschen, Mitglieder einer alten Vereinigung, der „Burschenschaft". Zu Pferde sammeln sie sich am Pfingstdienstagmorgen gegen 9 Uhr vor ihrem Vereinslokal. Auf ihrem Kopfe sitzt ihnen der blankgeputzte, mit bunten Bändern und Sträußen gezierte und mit einem Sturmband festgehaltene Zylinderhut. „Häh, Pfingstreiter!" so jubeln sie. „Häh, Pfingstreiter", so jubelt ihnen alt und jung zu. Durchs Dorf geht's nach der Dierdorfer Landstraße. Da führt ein Feldweg ab nach Rommersdorf. Auf dem beginnt ein Wettrennen, dem Hunderte von Neugierigen beiwohnen. Mancher der ungeübten Reiter kollert zu Boden. Wer zuerst am Ziel ist, erhält einen Preis. In leichtem Trab geht's dann zum Rommersdorfer Hofgut. Ein Frühstück wird hier gereicht. Es mundet vorzüglich. Und dann reiten sie zurück, durch Heimbach und Weis nach Engers. Hier wird das Mittagsmahl eingenommen. Weiter geht der Ritt. „Im See", dem Ort, da ehemals die „Seepüddel" standen, die Reste des Sees, der das ganze Neuwieder Becken füllte, macht man Halt, zur Säuberung vom Staub der

Feldwege. Mit „Seewasser" ist das indessen heute nicht mehr möglich. Da müssen ein paar nüchterne Wassereimer Ersatz bieten. Das Pferd des Siegers schmückt man mit einem Kranz. Und nun zieht die Schar ein ins Dorf. Vorauf eine Musikkapelle, die am Dorf bereit steht. Vor einzelne Wirtshäuser zieht die Schar, den Festtrunk in Empfang zu nehmen. Vor den beiden Pfarrhäusern und dem Bürgermeisteramt macht man Umritte. In „Landrats Garten" steigen die Reiter ab, und im weiten Rund tanzen sie mit ihren Mädchen. Dann bringen sie die Pferde in ihre gewohnten Ställe und die Kirmes wird weiter gefeiert.

Die Sitte des Pfingstrittes ist hunderte von Jahren alt. Die Klosterleute von Rommersdorf besaßen einst große Schafherden, mehrhundertköpfig. Wenn der Sommer gekommen und die Wollkleider lang und dicht waren, schor man die Tiere. Doch zuvor mußte man sie waschen. Das geschah im Wiedbach zu Heddesdorf. Dahin trieb man die Herde durch Heddesdorfer Gemarkung, wo sie an den Saaten und in den Wiesen am Wiedbach oft Schaden verursachten. Den zu entschädigen waren die Klosterleute bereit. Doch mußten die Heddesdorfer die Entschädigung sich selbst holen, am Pfingstdienstag, wenn sie ihre Kirchweihe feierten. Und nicht ein einziges Mal durfte das unterbleiben. Sonst verfiel das Anrecht darauf.

Auch mit der Gemeinde Engers hatte Heddesdorf ein ähnliches Abkommen. Im „Teilzehnten", einem Distrikte im Heddersdorfer Bann, hatte diese eine Weidegerechtigkeit für Schafe. Dafür zahlte sie 5 Gulden und mußte an Abgesandte von Heddesdorf, die diese Gabe holten, am gleichen Tage wie Rommersdorf, bei dem in diesem Distrikte gelegenen Brunnen ein Frühstück und 4 Maß Wein geben. Ein Schäfermeister im weißen Kleide und mit einem schwarzen Hunde mußte dabei sein.

Lange haben die Heddesdorfer ihre Gerechtsame aufrecht erhalten. In einem Kriegsjahre, als feindliche Truppen in den Dörfern lagen, gar dadurch, daß ein einzelner Mann, Britz mit Namen, zu Fuß den Weg machte, den Pfingstreiterhut unterm Wams verborgen, den Tribut in Empfang zu nehmen.

Manches hat sich im Laufe der Jahre geändert, das Frühstück am Brunnen in ein Mittagsmahl in Engers gewandelt, der Schäfer fehlt ganz. Aber immer gleich geblieben ist der Ruf der an diesem Tage allenthalben tönt: „Häh, Pfingstreiter!"

Das Heiligenbild von Rommersdorf.

Zwischen Gladbach und Heimbach liegt im Neuwieder Becken das Hofgut Rommersdorf. Ehemals als Rittersitz gegründet von den Isenburger Grafen, entstand später in seiner Nähe eine bedeutende Kloster-Abtei, von der sich heute nur noch außer dem Kapitelhaus Trümmer vorfinden. Über dem alten Torbogen stehen 6 steinerne Heiligenbilder. Einem derselben fehlt der Kopf. Schon mehr als 100 Jahre. Zur Franzosenzeit war es, als Napoleon seine Scharen durch den Westerwald führte. Da kamen auch Teile seines Heeres ins Kloster. Da der Prälat fliehen mußte, war ihnen Tür und Tor geöffnet. Sie schleppten alle Kostbarkeiten, die noch vorhanden waren, fort.

Einer der Soldaten soll dabei in frevelhaftem Übermut nach der Heiligenfigur gezielt und geschossen haben. Der Schuß traf den steinernen Kopf, daß er zu Boden rollte. Die Tat sollte nicht ungerächt bleiben. Schon im nächsten Gefecht traf den Übeltäter eine Kugel. Aber auch nach seinem Tode sollte er noch büßen. Im Kreuzgang des Klosters und vor dem Tore soll er in manchen Nächten umgehen, und ist er dort oft gesehen worden, seinen Kopf unterm Arme tragend.

Das dreifache Deputat in Rommersdorf.

Die Herrlichkeit der Gebäude der ehemaligen Prämonstratenser Abtei Rommersdorf lassen die noch vorhandenen Reste, der erhaltene Kreuzgang der Klosterkirche und das Kapitelhaus ahnen. Napoleon, der so viele Klöster hinwegräumte, besiegelte auch das Ende von Rommersdorf. Im Jahre 1803 wurde der gesamte Besitz an eine Familie von Stolzenberg verkauft. Der letzte Abt, Augustus Müller, wohnte in Coblenz und starb 1821. Er wurde dort nicht selten von dem kommandierenden General von Hacke zu Tisch geladen.

Wieder einmal hatte dieser ein prunkendes Mahl veranstaltet, wobei auch der ehrwürdige Abt nicht fehlen durfte. Und als der General besonderes Interesse für klösterliche Einrichtungen zeigte, gingen dem alten Herren Herz und Lippen auf. Er erzählte, wie auch im Kloster unter den Mönchen ein guter Wein nicht verschmäht worden sei, man habe es ja gekonnt, denn das Kloster habe seine eigenen Weinberge und Weinzehnten gehabt. Da habe es Feste gegeben, bei denen den Mönchen ein doppeltes und gar ein dreifaches Deputat an Wein zugestanden. „Ein dreifaches Deputat?" Der General machte erstaunte Augen. Das schien ihm doch des Guten zu viel gewesen zu sein und er meinte, getrunken worden sei das doch gewiß nicht, denn dann sei man ja nicht mehr fähig gewesen zu Psalmen und Litaneien. Und erst andern Tags der Katzenjammer! Doch der alte Herr Prälat meinte: „O gewiß, getrunken wurde alles, auch das Dreifache beim festum triplex. Und wenn wirklich einen mal andern Tags der Jammer plagte, dann hat man denselben rasch vertrieben. So ein **leicht dünn Weinchen** trank man dann, von der Art, wie das h i e r i m G l a s."

Der Kunostein bei Engers.

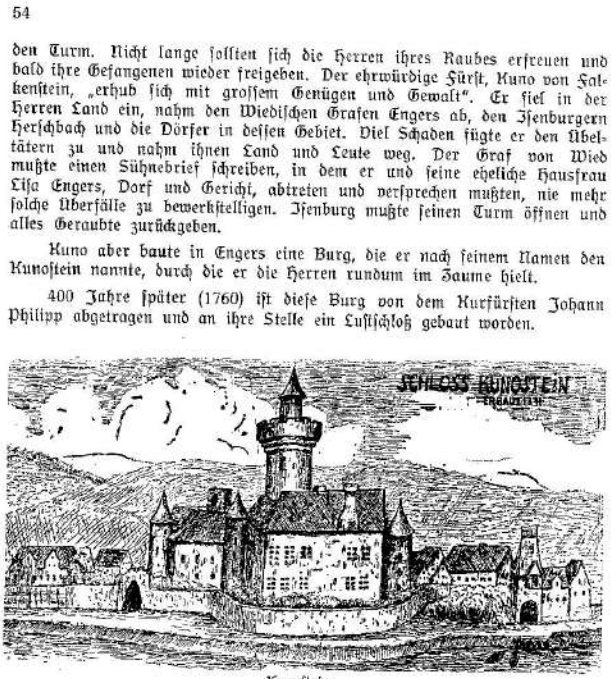
Einer der mächtigsten Erzbischöfe von Trier war Kuno von Falkenstein. Der war ein kriegserfahrener, gewaltiger Herr und vor allem darauf bedacht, die Ritter zu bestrafen, die sich an dem Eigentum ihrer Mitmenschen vergriffen. Deren gab es aber damals im Westerwald und am Rhein manche. Zu ihnen gehörten auch die Grafen im Wied- und Sayntal.

Als zu Halbfasten im Jahre 1371 niederländische Kaufleute mit ihren Waren den Rhein aufwärts fuhren, um die Messe zu Frankfurt zu besuchen, kamen sie glücklich bis Andernach. Dort aber wurden sie überfallen von dem Grafen von Wied und Salentin zu Isenburg. Für 4000 Gulden „Gewandt" nahmen die ihnen ab, und um noch ein tüchtiges Lösegeld herauszuschlagen, führte man die Gefangenen nach Isenburg und warf sie dort in

den Turm. Nicht lange sollten sich die Herren ihres Raubes erfreuen und bald ihre Gefangenen wieder freigeben. Der ehrwürdige Fürst, Kuno von Falkenstein, „erhub sich mit grossem Genügen und Gewalt". Er fiel in der Herren Land ein, nahm den Wiedischen Grafen Engers ab, den Isenburgern Herschbach und die Dörfer in dessen Gebiet. Viel Schaden fügte er den Übeltätern zu und nahm ihnen Land und Leute weg. Der Graf von Wied mußte einen Sühnebrief schreiben, in dem er und seine eheliche Hausfrau Lisa Engers, Dorf und Gericht, abtreten und versprechen mußten, nie mehr solche Überfälle zu bewerkstelligen. Isenburg mußte seinen Turm öffnen und alles Geraubte zurückgeben.

Kuno aber baute in Engers eine Burg, die er nach seinem Namen den Kunostein nannte, durch die er die Herren rundum im Zaume hielt.

400 Jahre später (1760) ist diese Burg von dem Kurfürsten Johann Philipp abgetragen und an ihre Stelle ein Lustschloß gebaut worden.



Kunostein.

Graf Roland von Engers.

Der Rheinische Antiquarius hält Roland, Karls des Großen Neffen, nicht, wie es die Franzosen tun, für einen Grafen von Angers, der großen Stadt im westlichen Frankreich. Seine Grafschaft meint er im Engersgau zu finden, wie er seinen Vater Milo von Antona, d. i. Andernach nennt. So glaubt er den größten fränkischen Helden aus dem salischen Engersgau, also unserer Heimat, stammend. Wenn dem so ist, so dürfen wir auch an der Rolandssage nicht vorübergehen, von dessen Tod das Rolandlied erzählt.

Roland war der tapferste Held in Kaiser Karls Diensten. Unzählige Waffentaten kündeten seinen Ruhm, weckten aber auch den Haß seiner

Neider, insbesondere des Mainzer Ritters Ganelo, der, obwohl mit ihm verschwägert, doch schwor, Rolands Untergang herbeizuführen.

Zu einem Zuge nach Spanien rüstete 778 Kaiser Karl. Eine auserlesene Heldenschar begleitete ihn. In ihr waren auch Roland und Ganelo. Ein Siegeszug war es. Städte und Burgen wurden unterworfen bis hinab gen Saragossa. Schon rüstete man sich zur Heimfahrt über die hohen Berge, durch die tiefen Täler und finstern Schluchten der Pyrenäen. Bei der Nachhut war Roland. Nicht umsonst zitterte Karl und mit ihm 100 000 Franken um des Helden Geschick. Ganelo war zum Verräter geworden. Ein Heidenfürst hatte ihm Gold, Silber, Stoffe und Pelze angeboten, Pferde, Maultiere und Bären. Dafür hatte er sich mit ihm verbunden, Roland zu verderben.

In Saragossa wirbelten die Trommeln, wehte des Propheten Fahne. Ungeheure Heidenscharen drängten sich herzu, von Kampflust ergriffen, den Franken nach in die Berge, wo sie den Nachtrab erreichten.

Schön ging die Sonne auf und blitzte auf den schimmernden Rüstungen der wandernden Franken. Olivier hielt von einem Hügel Ausschau und sah das sie verfolgende Heer, die weißen Turbane, die blanken Helme. Fast verzagt sprach er zu Roland: „Von Spanien her wälzt sich klirrend uns ein Schwarm entgegen. Hart wird es uns Franken gehen!"

Roland ermutigte die Streiter. „Uns hat hier der König zurückgelassen, weil er weiß, daß wir keine Schelme sind. Was wir tragen, Wunden und Tod, tragen wir um unseres Herrn willen." Auch der Erzbischof Turpin mahnte zur Tapferkeit: „Ein Kampf ist es für das Christentum. Fallt ihr unter der Sarazenen Hieben, so warten die besten Plätze des Paradieses euer."

Die Schlacht begann. Schreckliche Hiebe tauschten Franken und Heiden. Unzählige Lanzen splitterten. Furchtbar wütete Rolands Schwert Durante in der Feinde Reihen. Aber auch die Franken verloren manchen tapfern Streiter.

Viermal aber warfen sie die Sarazenen zurück. Das fünftemal wurde die Schlacht schwer und schrecklich. Die fränkischen Ritter deckten bis auf 60 den Boden. Eine letzte Hoffnung sah man darin, daß Karl seine Scharen zur Hilfe zurückführte. In dem Pyrenäenpaß mußte er den Schall des Hornes noch vernehmen. Roland setzte sein „Elfenbein", seinen Olifant, an den Mund, selbst schwer verwundet, stieß hinein, daß helles Blut seinem Munde entströmte, die Adern der Schläfe zu zerspringen drohten. Aber mächtig rief das Elfenbein weit, weit in die Berge. König Karl vernahm den Ton. „Das ist Rolands Horn," sprach er, „das niemals, außer im Streite, bläst."

Aber der falsche Ganelo an seiner Seite suchte ihn zurückzuhalten. „Um einen Hasen wird er in sein Horn tuten," sagte er. „Reitet Eures Weges, denn weit ist es noch bis heim." Und Karl ließ sich betören und ritt weiter.

Aufs neue stieß Roland in sein Horn. Die Adern an seiner Schläfe sprangen. Wieder hörten Karl und die lauschenden Franken den Ton. Herzog

Naims sprach: „Hört ihr nicht, wie Roland klagt? Auf, zu den Waffen! Dem wackern Nachtrab zur Hilfe." Nun ließ der König die Pfeifer aufspielen, die Franken legten Helm und Sturmhaube an. Die Schwerter ergriffen, die Paniere entfalteten sie. In die Sättel schwangen sich die Herrn und rastlos ging es rückwärts. „Wenn wir nur Roland lebend finden!" Das war der Wunsch eines jeden. Sie hatten zu lange gesäumt.

Der Held hatte sein Leben um den höchsten Preis verkauft. Als er die Ungläubigen ankommen sah, „schwarz wie Tinte, weiß allein von Zähnen", da faßte er wieder sein Schwert, und ein neues Blutbad richtete er unter ihnen an. Da traf ihn der Todesstreich. Aber sein gutes Schwert sollte nicht in der Heiden Hände fallen. Er nahm Abschied von ihm und wollte es dann auf einem Felsen zerschellen. Umsonst, solange Roland lebte, blieb es hart und scharf und ohne Scharten. Da flehte er zu Christus, er möge es nicht in der Fremden Hände fallen lassen. Dann starb er.

Als Karl das Tal Ronceval erreichte, war da kein Weg und Steg, da nicht Franken und Heiden aufgeschichtet lagen. Was half es, daß er klagte und weinte, daß alle seine Helden tot seien? Was half es, daß er sein Haar und seinen Bart raufte über den Verlust seiner tapfersten Recken? Er mußte heimkehren in seine Pfalz zu Aachen. Dort traf ihn der bitterste Schmerz. Vor ihn trat die edle Jungfrau Allda. „Wo bleibt Roland," so fragte sie, „der geschworen, mich heimzuführen?" In Tränen ausbrechend, sprach der König: „Schwester, Roland ist tot. Statt seiner will ich dir einen andern Mann geben, Ludwig. Einen besseren weiß ich nicht." Aber Allda antwortet: „Das verhüte Gott, seine Heiligen und Engel, daß ich einen Roland überlebe!" Tot sank sie zu Karls Füßen.

Aber auch den falschen Verräter traf die Strafe. Trotz aller Heimlichkeit kam seine Tat, die den Tod Rolands zur Folge hatte, ans Licht der Sonne. Da fuhr Karl auf in seinem Zorn. Die schwerste Strafe, die auf einer schwarzen Untat stand, wurde ihm zuteil. An 4 Pferde wurde er gebunden, die ihn auseinanderrissen.

Der Schultheiß von Mühlhofen.

Zwischen Engers und Mühlhofen, wo die Wege nach Bendorf und Sayn sich scheiden, stand einst eine Kapelle. Daselbst sollte einst der Schultheiß von Mühlhofen etwas Wunderbares erfahren. Ihm war beim Holzspalten ein Splitter ins Auge gedrungen. Kein Arzt hatte den entfernen können, so viele er ihrer auch aufgesucht. Da hatte er Gott um Hilfe angefleht. Tagelang weilte er in dem Kapellchen am Wege und betete. Doch auch das schien nicht zu helfen. Schon wollte er fast verzweifeln. Da wurde ihm eines Tages eine Erscheinung. Während er vor dem Bilde der Maria kniete, trat ein alter Mann herein, gebeugten Schrittes. Eine schwere „Kietz" trug er auf dem Rücken. Er fragte den Betenden: „Was tust du hier?" Der klagte ihm seinen Kummer, erzählte von dem Splitter, den keiner entfernen könne, den er nun herausbeten wolle. „Und das, glaubt ihr, wird helfen?" lächelte ihn der Fremde an. „Ich will euch ein wirksameres Mittel verschreiben: Wenn ihr wieder Butter schlagt, so achtet auf die Buttertropfen, die zuerst

sich an den Stößer festhängen. Das ist die Schlimmbutter. Damit schmiert 3 Tage hintereinander das kranke Auge, und der Splitter muß heraus." Verwundert wollte der Schultheiß den Fremden sich näher ansehen, da war dieser verschwunden, und er mochte sich drehen und wenden, wohin er wollte, kein Mensch war weitum zu sehen. Heim ging er und erzählte das seiner Frau. Die holte alsbald die Kirn und fing an zu schlagen. Der Mann tat, wie ihm gesagt, und als er es 3 Tage geübt, da fiel ihm der Splitter in die Hand. So war der schier Unheilbare doch geheilt. Wer aber der Heilkünstler gewesen, das hat er nie erfahren, so viel er geforscht und gefragt. Seine Frau aber, glaubt nicht anders, als daß der Fremde der Heiland selbst gewesen, der in menschlicher Gestalt gekommen, ihrem Manne die Gesundheit wieder zu geben.

Die Champaniermühle bei Mühlhofen.

In der Gemarkung des Dorfes Mühlhofen lag einst die Champaniersmühle. Sie hatte ihren Namen von einer Familie, die vor langen Zeiten in ihrem Besitz war. Die hieß ursprünglich Kremer, dann „Kremer genannt Champanier", dann Champanier und im Jahre 1683 wurden sie durch Kaiser Leopold I. geadelt und hießen seitdem „von Kaysersfeld".

Wie sie zu dem Namen gekommen, berichtet die Sage. In fernen Ungarn befand sich Kaiser Leopold. Eine Trauerkunde aus der Heimat rief ihn eilig dahin zurück. Auf der Fahrt nach Linz befand er sich. Ungarische Rebellen, verstärkt durch einen großen Schwarm von Tartaren, verfolgten ihn und nahmen ihn gefangen. Nichts half ihm alles Wehren gegen die furchtbare Übermacht. Er mußte sich in sein Schicksal ergeben. Wie sich das gestalten würde, konnte er sich denken. Das lag in den Händen der Barbaren. Die aber waren sich zu seinem Glück uneinig über das Los, das sie ihm bereiten wollten und gerieten dabei in Streit. Da kam unerwartet ein Leutnant mit einigen Kürassieren von des Kaisers Regiment zur Stelle. Ungeachtet der Zahl der Feinde warf er sich mit Bärengrimm in den dichten Tartarenhaufen. Der zerstäubte vor ihm wie Spreu im Wind, und der Kaiser war gerettet.

Der Leutnant aber, der diese Tat vollbracht, war ein Rheinländer, ein Champanier von der Mühle bei Engers.

Die Treue der Bendorfer.

Von jeher ist Bendorf, das ehemalige Bedendorp ein heißumstrittenes Städtchen gewesen. Kein Wunder auch, daß mancher den hübschen Ort in seinem Besitz haben wollte. Besonders hart war der Streit zur Zeit des 30jährigen Krieges, da die Sayn-Wittgensteinsche Linie ausstarb. Die Abtei von Laach und Kurköln suchten den Saynischen Erbtöchtern den Ort und sein Gebiet zu entreißen. Erst 1651 kam deren Mutter, die Gräfin Luise Juliane, wieder in den Besitz des Bendorfer Freihofes, den ihre Töchter und nach ihnen deren Nachkommen, die Herren von Kirchberg und Brandenburg-Ansbach, gemeinschaftlich behielten. Ruhe fand indessen der Ort auch da nicht. Als um Schlesien Preußens König mit Maria Theresia stritt,

glaubte der Kurfürst von der Pfalz die Zeit gekommen, die Grafschaft Hachenburg, die dem Kirchberger neben seinem Anteil an Bendorf gehörte, in seine Tasche stecken zu können. Und nur zu schnell machte er seine Absicht wahr. Vor Hachenburg blitzten pfälzische Speere mitten im kalten Januar. In die Dörfer der Grafschaft lagerten sich die Truppen und machten keine Miene, wieder fortzugehen. So sehr die Bauern den Tag herbeisehnten, da sie Abschied nahmen, und gewiß nicht beteten: Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's! so gut gefiel's den Pfälzern auf dem Westerwald. Dem Burggrafen von Kirchberg ließen sie nichts als seine Residenz. Ja, sie schickten sich, als es Frühling werden wollte, an, auch das schöne Städtchen am Rhein für sich zu nehmen. Dessen Wein schmeckte ihnen besser als der ihre an Hardt und Donnersberg.

„Nimmer trinkt der Pfälzer unsern Wein!" sagte da ein Bürgermeister von Bendorf. Und sein Kollege stimmte ihm bei: „Nimmer tränken Pfälzer ihre Gäule in unserm Rhein!" So meinten's auch die 7 Schöffen, als sie im Rathaus zusammen waren. Und als der älteste von ihnen, zornrot im Gesicht und einen echten rheinischen Fluch über die Pfälzer auf den Lippen, mit seiner Faust knochenhart auf den Tisch schlug, da war es wie ein Schwur. Da wußte der Burggraf, daß diese Männer und mit ihnen alle Bürger die Rechte des Landesherren zu schützen bereit waren bis aufs letzte, da wußte er, daß er auf die Treue der Bendorfer zählen konnte. Überall wurden Waffen geschmiedet, Sensen geschärft und Lanzen gehämmert. An der Steinpforte und am Burgtor fuhr man Wagen und Karren, Eggen und Pflüge, Leitern und Stangen zusammen und verrammte alles mit Weinbergpfählen. Gewaltige Barrikaden waren's, die so leicht kein Feind übersteigen konnte.

Die Fürstinwitwe von Wied, die eine Kirchbergische war, schickte einige Kompagnien Fußvolk und Husaren. Nun wuchs der Bendorfer Mut ungemessen. Nun konnten sie kommen, die Pfälzer, sie würden ihnen die „Pelze" schon „verkamisolen".

Von dem Kirchturm läuteten die Glocken. Zum Sturme riefen sie. Mutig zogen die Männer aus. Mit Stolz sah manche Frau den ihrigen ziehen. War's auch ein Abschied für immer, so wußte man doch, es wär für den Landesherrn. Händeringend und schluchzend lagen aber andere daheim im Stübchen und jammerten: „Wat brauche sech uns arm Männer für de Burggrafe von Kirchberg und de Ansbacher dudscheeße zu loße?" Sie hätten besser nicht so geklagt. Der Bendorfer Treue wäre dann reiner und glänzender dagestanden.

Die sollte nämlich nicht Gelegenheit haben, sich zu bewähren. Die Pfälzer kamen nicht, denn der alte Fritz hatte indessen dafür gesorgt, daß sie ihre Raubgelüste in Hachenburg aufgaben und sich zurückzogen. Zum Dank aber für der Bendorfer Treue verehrte der Kirchberger ihnen einen silbernen Becher, dessen Deckel den Saynschen Löwen mit Schild und Wappen trug und die Inschrift: „Georg Friedrich, Burggraf von Kirchberg, Graf von Sayn-Wittgenstein zum Andenken an die Treue von Bendorf 1742." Als ehrenvolles Kleinod wird er noch heute aufbewahrt.

Wie Westerwälder Ortsnamen entstanden.

Vergebens zerbrechen sich oft die Gelehrten die Köpfe darüber, wie die Namen mancher Orte entstanden sind. Verstaubte Akten durchkramen sie und finden doch nicht das rechte.

Viel schneller ist die Sage damit fertig, die oft humoristisch und unbekümmert um jegliche Wissenschaft die Namen deutet.

Das lehrt uns der rheinische Antiquarius, wenn er erzählt von dem reizenden Rheinstädtchen Vallendar.

Zur Zeit der Völkerwanderung war's. Da kamen die Hunnen aus den weiten Steppen Asiens. In die Ebene des Abendlandes brachen ihre Scharen ein. Bis an den Rhein kamen sie. Als sie von den Bergen des Westerwaldes ins Flußtal stiegen, staunten sie darüber, daß die Berge so steil zum Ufer fielen. Staunten auch, als sie zu ihren Füßen ein Städtchen sahen. „Wir fallen dar," sagten sie und nannten den Ort Vallendar.

Zwei Ritter zogen rheinabwärts. Berge wollten sie sich suchen, darauf feste Häuser zu errichten. Am Hammerstein waren sie vorübergezogen. Der stolze Berg hatte schon seinen Herrn. An Hönningen ging ihr Ritt vorbei. Burg Arenfels war schon erbaut. Da ragte vor Linz eine Höhe. „Wat es dat en Berg!" sagte der eine bewundernd und wählte ihn zum Stammsitz und in dem festen Haus erstand das Geschlecht derer von Dadenberg. Weiter rheinab sah der andere einen ragenden Felsen. Den wählte er, als er sagte: „Dat es ock en Fels" und nannte die Burg Ockenfels.

Drei Burgmannen zogen von der Neuerburg aus. Die Dörfer und Höfe rundum waren schon verteilt, und sie wollten doch auch Grund und Boden haben. Da kamen sie auf die andere Seite des Fockenbachs. Dort fanden sie noch drei Dörfer, die keinem Herrn gehörten. Das erste lag auf einer Höhe. Es war das größte. Das nahm sich der vorderste der drei und nannte es Hochscheid. Der zweite eilte über die Höhe nach Osten, begierig, auch ein Dörfchen sein eigen nennen zu dürfen. Da fand er das zweite Dorf und nahm es für sich. „Das will ich verwahren wie Gold", sagte er und nannte es Goldscheid. Betrübt ritt der dritte der Männer und glaubte schon, er ginge leer aus. Da fand er an einem Abhange noch ein paar Häuser. Die nahm er rasch an sich, da er meinte, sie seien doch besser, als gar nichts. „Die hol ich", sagte er und seitdem hieß das Dorf Hollig.

Weiter ober nach der Straße, die herunter ins Wiedtal nach Neustadt führt, liegt Siebenmorgen. Der Ort, da es steht, gehörte ehedem dem Erzbischof von Köln. Als der oben bei den 3 Schlägen die Schlacht schlug, da hatte er in seinem Dienst einen treuen Knecht. Der hatte in erster Linie dazu beigetragen, daß die 3 Schläge nicht auf des Kurfürsten, sondern auf seiner Gegner Haupt kamen. Zum Lohn dafür schenkte er ihm hier oben, als der Krieg zu Ende war, ein Bauerngut, so groß, wie er an 7 Morgen umpflügen konnte. Der Kriegsmann aber war nicht bloß im Schlagen, sondern auch im Ackern gar fleißig, stand des Morgens in aller Herrgottsfrühe auf und hatte nach 7 Tagen soviel unterm Pflug, als eine ganze Feldmark ausmachte. Sich selbst aber und das Dorf, das er baute, nannte er Siebenmorgen, und seine Nachkommen haben sich von da aus um die Wied verstreut.

Ein Königsmahl in Vallendar.

(König Adolf von Nassau als Friedensvermittler.)

Um die Wende des 13. Jahrhunderts war es. Auf der Burg Sayn war Graf Gottfried zur letzten Ruhe gegangen. Zwei Söhne hinterließ er, Johann und Engelbert und seine Witwe Gutta, die auf der alten Burg in Vallendar ihren Wohnsitz hatte. Bei der Mutter wohnte Engelbert. Er war stets ihr Liebling gewesen, und sorgsamer war sie auf sein Wohl bedacht als auf das des älteren Bruders Johann, der auf Sayn saß. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß sich bei der Teilung des Erbes nach des Vaters Tod ein heftiger Streit erhob. Um nichts weniger als die Sayner Grafschaft ging's, die jeder der Brüder für sich in Anspruch nahm. Und Johann wandte alles an, Mutter und Bruder aus der Vallendarer Burg zu vertreiben. Dazu hatte er sich mit mächtigen Herren verbündet. Die Grafen von Solms, von Virneburg und Neuenahr schickten ihm Truppen. So griff er Vallendar an. Doch standen Engelbert nicht minder starke Helfer zur Seite, die Grafen von der Mark, von Hammerstein und Montabaur. Eine schwere Niederlage erlitt Johann im Jahre 1293. Doch die brachte den Frieden nicht. Den erst vermittelte der deutsche König, Adolf von Nassau.

Der lag damals im Kampfe mit Frankreich. Mit einem starken Heere, das ihm die rheinischen Fürsten gestellt, war er auf der Fahrt nach Westen. Als er Vallendar passierte, tobte zwischen den Saynischen Brüdern die heiße Fehde stärker denn je. Da brachte sein Heer die Streithähne bald zur Ruhe. Wohl oder übel mußten sie sich seinem Urteil fügen. Das aber bestimmte: der älteste der Saynischen Brüder sollte Sayn allein besitzen. Engelbert mußte darauf Verzicht leisten und sich bescheiden mit der Herrschaft Vallendar, über die Graf Johann das Patronatsrecht behielt. Die Herrschaft Homberg, die Gräfin Gutta ihrem verstorbenen Gemahl in die Ehe mitgebracht, sollte unter die Brüder zu gleichen Teilen geteilt werden. In feierlicher Sitzung wurden diese Bestimmungen getroffen. In des Königs Gegenwart fertigte man eine Urkunde aus. Die bedeutendsten Herren, die zu König Adolfs Heer gehörten, unterzeichneten sie, unter vielen anderen die Grafen Adolf von Berg, Eberhard von der Mark, Wilhelm von Neuenahr, Johann von Sponheim, Gerhard von Diez; Robert von Virneburg und Heinrich von Solms, die Ritter Johann von Löwenburg und Gyso von Molsberg. Des Königs Siegel schmückte das Schreiben.

Groß war die Freude aller Beteiligten über Adolfs Werk. Friede war nun in die Lande um Rhein und Sayn eingekehrt. Deß freuten sich die Untertanen der Grafschaft Sayn und der Herrschaften Homberg und Vallendar. Deß freuten sich auch die beiden Brüder und ihre alte Mutter. Nicht genug danken konnte man dem friedestiftenden König.

War das ein Kommen und Gehen auf Vallendar! War das ein Vorbereiten! Die kostbarsten Weine, die an den besonnten Hängen rheinauf und -ab wuchsen, fuhr man auf. Die besten Speisen, die das Land bot. Im Angesichte des rauschenden Stromes führte man prächtige Turniere auf. Manch kühner Ritter führte da die Lanze zum siegreichen Stoß. Im Palas der

Burg, im sogenannten Bischofssaal, sammelte man sich zum festlichen Mahl. König Adolf saß auf hohem Stuhl. Auf des Friedens Gelingen trank er und seine lange Dauer. Und dann gab's Spiel und Tanz und allerlei Kurzweil bis spät in die Nacht. Hellster Lichterschein fiel auf den Reigen, in dem selbst König Adolf schritt, an der Hand eine der schönsten Edeldamen.

Der hlg. Bernhard und die Helfensteiner.

Auf dem südlichen Abhang des Ehrenbreitsteins, auf dessen Höhe in alten Zeiten auf den Trümmern eines römischen Bauwerkes, ein Edler, namens Ehrenbert sein festes Haus baute, den Ehrenbert- oder Ehrenbreitstein, stand einst eine andere Burg, Coblenz gegenüber. Das Geschlecht derer von Helfenstein hatte hier seinen Stammsitz. Ein Ruhmeskranz kühner Rittertaten zierte es. Johann von Helfenstein war der Tapfern einer, der sich auf dem großen Turnier hervortat, das Graf Florentius vom Hennegau 1179 in Cöln veranstaltete. Auch Blumen echter Frömmigkeit erblühten in dem Hause, an dessen Fuße der Rhein rauschte. Fromme Männer kehrten daher gerne in seinen Mauern ein. So auch einst der heilige Bernhard. Durch Deutschland kam er auf seiner Reise nach dem Haag. Dort hatte die Papstwahl allerlei Streit gestiftet. Den Frieden wieder in die Gemüter zu tragen, war des Gottesmannes Absicht. Herzlich nahmen ihn auf Helfenstein der Graf Wilhelm und seine Gattin Irmgard von Stein auf. Doch recht froh konnte er bei ihnen nicht werden, denn sie waren es selbst nicht. Ein tiefes Leid lastete auf ihnen: es fehlte ihnen das, was das Glück jeder Familie erst vollmacht, ein liebes Kind. Das drückte den Grafen, der mit seinem Tode sein Geschlecht auslöschen sah, drückte die Gräfin noch mehr. Ihren Schmerz offenbarte sie dem frommen Gast und bat ihn, von Gott ein Kind ihr zu erflehen. Der versprach es und schenkte ihr zum Zeichen dessen sein Barett.

Gott erhörte sein Flehen, und im nächsten Jahre gab er der Helfensteinerin erst eine Tochter, die sie Beninga nannte und darauf zwei Söhne, Randolf und Arnold. Das Glück der so reich Beschenkten war so groß, daß sie es kaum zu fassen vermochten. Ihren Dank aber vergaßen sie nicht, dem Geber zu spenden. In dem Hofe Helfenstein auf der „alten Leer“ in Coblenz erbauten sie ein Kloster. Zisterzienser-Nonnen zogen dort in grauen Kutten ein. Die erste Äbtissin aber wurde die Helfensteiner Erstgeborene Beninga. Lange hat das Kloster gestanden, bis es 1580, um den Jesuiten Platz zu machen, nach der Rheininsel Niederwerth verlegt wurde. Des heiligen Bernhard Barett verwahrte man als kostbaren Schatz darin. Es soll sich noch heute in der dortigen Kirche befinden.

Von den beiden Söhnen aber fiel einer im Kampf gegen die Sarazenen. Der andere saß als Graf an seines Vaters Statt. Sein Geschlecht, von dem ein Zweig auf der Sporkenburg bei Ems saß, erlosch im Jahre 1573 mit Johann von Helfenstein, einem Erbmarschall des Erzstiftes Trier, während das Schloß im Bergeshange schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts von Balduin von Trier geschleift worden war.

III. An Sayn- und Brexbach.

Die Himburg bei Pfeifensterz.

Wo die beiden Quellbäche der Sayn entspringen, deren einer in seinem obern Teile „die Kripp" heißt, liegt die Pfeifensterzer Ley. Ein großer Haufen kreuz und quer übereinandergeworfenen Basaltbrocken, an manchen Stellen steilaufragend wie die Zinnen eines Schlosses. Ein Schloß soll auf der Ley einst gestanden haben, das die Himburg hieß, welchen Namen auch heute noch im Volksmunde die Ley führt.

Wer die Erbauer der Burg waren, weiß man nicht, die einen glauben, die Molsberger könnten hier ihr Stammschloß suchen, die andern, der letzte aus dem Geschlecht der Himburger sei mit seinem Schloß untergegangen. Er hatte es auch verdient, daß sein Name ausgelöscht wurde für ewige Zeiten, denn keinen gab's auf dem Westerwald, dessen Sinn so nach Geld und Gut stand wie ihm. Sein Eigentum vergrößerte er mehr und mehr und scheute dabei weder Raub noch Mord. Den Bauern holte er das Vieh aus den Ställen, wie es ihm gefiel, und achtete nicht der Klagen der Armen. Seine goldenen Schätze, die er von nah und fern zusammentrug, goß er zusammen und gab ihnen die Gestalt eines Kalbes. Das vergrub er, als ein großer Krieg ausbrach, tief in den Keller seines Schlosses. Aber die Krieger, die ebenso große Räuber waren als er, hörten davon, berannten das Schloß und legten es in Trümmer. Es blieb nicht ein Stein auf dem andern. Das goldne Kalb aber fanden sie nicht. Es liegt noch unter der Ley vergraben und wird zur Nachtzeit von einem Gespenst, seinem ehemaligen Besitzer, behütet.

An der Ley konnte man noch vor 100 Jahren die deutlichen Spuren der Schloßtreppen sehen, erkennen, wo einst der Schloßweiher gelegen. Die Zeit hat jedoch seitdem jegliches Zeichen verwischt.

Der Holzdieb im Quirnbacher Wald.

Von Selters führt eine breite Straße in südöstlicher Richtung. Zur Höhe klettert sie, die Westerwaldbahnstrecke überschneidend. Während sie nach rechts sich auf Vilbach zu senkt, schlingt sie sich links über die Höhe nach Quirnbach. In weitem Bogen schließt sie den Wald ein, der sich weiter nördlich zur Höhe des Kreuzberges zieht. Mitten in diesem Walde lag einst eine Wiese. Diese durchschnitt ein kürzerer Fußweg, den man viel beschritt, als die Straße noch nicht da war. Doch nur am Tage ging man ihn. Sobald die Dunkelheit hereinbrach, wagte es niemand mehr, das Wieschen zu durchschreiten. Dann spukte es dort. Manchem Quirnbacher, der in Selters über seinen Geschäften auf den Ämtern oder beim Kaufmann es sich hatte dunkel werden lassen, manchem Handwerker aus Selters, den in Quirnbach die Nacht überrascht, war es erschienen, und jeder von ihnen, der einmal diesen grausigen Weg gegangen, wagte es, der ausgestandenen Angst eingedenk, nicht mehr in seinem Leben. Wenn man durch das Wieschen schritt und an die Stelle kam, da ein Quell dem Boden entsprudelte, vernahm man ein

Schnaufen und Schnauben, als ob einer eine gewaltige Last hinter sich herschleppte. Dann ließ sich ein Rasseln wie von Ketten hören. Die Haare standen den nächtlichen Wanderern zu Berge, wenn das Untier, denn ein solches mußte es sein, ein Untier, in das ein Holzdieb verwandelt sein mußte und nun zur Strafe hier umging, an ihm vorüberfegte, schnaubend und stöhnend. Einen Selterser Anstreicher hatte es gar mit feuerglühenden Augen angeguckt, daß er meinte, das sei sein Letztes.

Da war aber ein Schuster aus Selters. Der war beherzter. Bei Verwandten in Quirnbach war er eines Sonntag nachmittags gewesen, hatte hier und da sich festgeschwätzt, und es war ihm darüber dunkel geworden. Ein Stück begleitete ihn sein Verwandter aus Quirnbach mit der Stallaterne. Aber nicht bis zum Gespensterwieschen. Als er sich diesem näherte, kehrte er rasch um. Der Selterser aber schritt mutig weiter, wenn's auch im Wald und auf der Wiese dunkel war wie „im Sack". Da vernahm er plötzlich ein Schnaufen, das näher kam, erst langsam, dann rascher und schließlich wie der Wind an ihm vorbei sauste. Acht feurige Lichter schwirrten vorüber. Dann kamen sie wieder langsam näher, mit ihnen das Kettenrasseln. Der Selterser schritt auf das Gespenst zu, und nun erkannte er es. Es waren 4 Pferde eines Fuhrmannes, der nicht weit von hier wohnte. Der trieb abends seine Gäule zur Weide auf die Gespensterwiese, die rundum der Wald einzäunte. Futter fanden sie da genug, und gestohlen wurden sie auch nicht. Sie waren die umgehenden Holzdiebe, die lange Jahre die abergläubigen Nassauer in Schrecken gesetzt hatten.

Der Bauer in der Heiderbach.

Die Einwohner der Heiderbach waren von jeher gutgläubige Leute. Allsonntäglich, wenn vom Breitenauer Kirchlein die Glocken riefen, dann kamen sie das Sayntal herauf und herab, von Wittgert und Deesen herunter, den Gottesdienst zu besuchen. Da war aber ein Bauer, der kümmerte sich wenig um den Sonntag. Da er ein Reicher war und viel „Wisseplacken" saynauf, saynab sein eigen nannte, konnte er auch einmal mit dem Heumachen nicht recht vorankommen. Als daher am Sonntagmorgen andere Leute zur Kirche gingen, spannte er seinen Gaul an und fuhr mit Schellengeklingel ins Heu. Die ihm Begegnenden stellten ihn zur Rede. „Sonntag hin, Sonntag her!" meinte er. „Mei Heu ist mer mehr wert wie die Kerch," und fuhr weiter. Doch die Strafe dafür sollte ihn bald treffen. Auf der Wiese hatte er den Wagen hoch beladen. Da zog ein Gewitter herauf. Schon wollte er mit Hoho heimfahren. Da erfolgte ein gewaltiger Donnerschlag, und Wagen und Gespann versanken in der Erde. Nur die Deichsel stand noch heraus, und keiner konnte sie entfernen. Mancher Bauer hat daran lange seine Sense stumpf gehauen, bis sie endlich auch im Boden verschwand. Der Name des Mannes, der den Sonntag entheiligte, ist vergessen. Aber wenn man in stillen Julinächten über die Wiese geht, hört man tief unten im Grunde das Geläute der Schellen, die die Pferde am Hamen trugen, und das „Hoho!" des Fuhrmannes.

Das Buchweibchen im Sayntal.

In den Buchenhängen des Sayntals, von Breitenau herunter bis Kausen und bis zu der stolzen Höhe, darauf die Isenburg thront, lebte einst ein geheimnisvolles Wesen, das Buchweibchen. Im Innern der Berge hatte es seine Wohnung. Von da aus beherrschte es das ganze Tal. Eine Königstochter war sie, die im Kampf mit dem Riesen ihren Mann verloren hatte. Nun saß sie da unten und weinte und klagte. Weinte und klagte auch, wenn sie des Nachts durchs Tal zog, auf und ab und ab und auf. Dann war's, als stürmte der Wind durch die Buchen, heulte um die Felsenecken, und überall tönten die Klagerufe: „Buh! Buh!" Bald meinte man, eine Kuh brüllte. Bald klang's wieder wie Gelächter durchs Tal, bald wie Locken. Gespenstisch flatterte es dann durch die Berge. Oft ließ es einen markerschütternden Schrei hören. Wer das vernahm, dem war die letzte Stunde nahe. Den holte das Buchweibchen in sein unterirdisches Reich. Den lockie es mit seinem heiseren Rufe: „Komm mit! komm mit!"

Am Tage, wenn die Sonne in jeden Winkel des Sayntals hineinleuchtete, hockte es im Innern seines Reiches. Nur eine Botin schickte es dann hinaus. Die war ein altes verhutzeltes Weiblein. Einen Mantel trug sie, der ihr viel zu weit war. Einmal ist es einem Manne im Tale begegnet. Am Krückstock kam es daher und nickte ihm freundlich zu. Aber ein Schauer ging dem Wanderer durch die Glieder, denn im Blick des Weibes lag etwas so Seltsames, daß er ihn nicht vergessen konnte. Immer dachte er daran, und eine Furcht, die er sonst nie gekannt, hielt ihn gefesselt. Krank und schwach wurde er. Und als endlich ein Jahr dahingegangen, mußte er sich niederlegen zum Sterben. Das Buchweibchen hatte ihn geholt.

Das Franzosenkreuz auf der Blumentals=Höhe.

Das liebliche Wiesental, das von Stebach zum Saynbach führt, heißt das Blumental (Blumet). Auf der linken Uferseite schiebt sich eine Bergnase weit vor, über deren Rücken, den ein steiler Pfad erklimmt, man nach Breitenau (Breeten) kommt. Äcker breiten sich heute dort aus. Nicht allzu fruchtbar, denn überall, wo die Bergwasser geflossen, lugt steiniger Boden hervor. Einst war hier dichter Wald, ehe der Pflug seine Furchen zog. Tannen und Buchen, Wacholder und Dornsträucher schlangen ihre Zweige dicht ineinander. In rauhen Kriegsjahren haben sie oft den flüchtenden Bewohnern der „Heiderbach" Schutz und Schirm gewährt. Auch im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, als Österreicher und Franzosen im Lande lagen und auf dem Westerwald kämpften. In den Dörfern lagerten sie. Die Ställe leerten sie und Flammen kündeten ihren Durchzug. Manches Westerwälder Haus sank in Asche. Wieder einmal war der „Franzus" in der Heiderbach gemeldet. Vom Rhein her zog er heran. In Angst und Verwirrung rafften die Breitenauer ihr Hab und Gut zusammen. Auf Wagen und Karren führen sie es den steilen Berg hinan zur Blumentals=Höhe, wo im dichten Gebüsch alles untergebracht wurde. Alles lebende Inventar folgte, Rinder und Kühe, Schafe und Schweine. Mühsam war der Aufstieg, denn einen bequemen Weg dahin gab's noch nicht. Und rasch mußte er

erfolgen, denn bald kamen die Feinde. Hinein in das dichteste Gebüsch ging es. Nur einige der Kühnsten hielten aus hohem Versteck Ausschau. Sie sahen die Reiter und das Fußvolk, sie hörten das Gejohle und Gefluche der Fuhrleute vom „Adenroder Graben" her, indem die anderen in brünstigem Gebete lagen:

„Verschone uns in aller Not,
vor Raub und Mord und schlimmem Tod."

Und ihr Flehen blieb nicht ungehört. Vorüber zog die Kriegsfurie, tagelang, nächtelang. Flammen und stickiger Rauch zeichneten ihren Weg. Erst als die Gefahr vorüber und die letzten weitergezogen waren, wagte man sich ins heimatliche Dorf zurück. Zwar waren die Häuser ausgeraubt, manche Wohnstatt war zur Trümmerstätte gewandelt. Die Fenster starrten hohl. Aber das Leben und das Notwendigste waren gerettet und heil. Zum Dank dafür richtete man auf der Höhe das Franzosenkreuz auf.

Das Franzosenkreuz bei Breitenau.

Die Kirche in Adenrod.

Wo die Sayn die „Heiderbach" verläßt, um zwischen immer höher steigenden Bergen rheinwärts zu streben, liegt unterhalb Breitenau der Wiedische Pachthof Adenrod. Ein Gebäude hart an der Sayntalstraße läßt erkennen, daß es einmal eine Kapelle gewesen ist. Sie gehörte zu dem ehemaligen

Prämonstratenser-Kloster, das von Rommersdorf aus besiedelt wurde. Noch heute ist der Weg erkennbar hinter dem Gebäude, den einst die Mönche schritten, den die Wagen fuhren, wenn sie zum Rhein wollten, ehe noch durchs Sayntal die Straße führte. Zur Zeit der Säkularisation wurde auch Kloster Adenrod aufgehoben. Die Kapelle erbaute ein Ritter von Isenburg.

Ein würdiger Vertreter des alten Westerwälder Grafengeschlechts war er, Arnold II, gewesen. In mancher Fehde hatte er seine Klinge mit denen der Gegner gemessen. Ehre und Ruhm hatte er sich erworben in ritterlichem Spiel und ernstem Kampf. Für die Kirche hatte er gestritten. Und Papst und Bischöfe hatten ihn zum Erzbischof gewählt. Mehr als ein Jahrzehnt hatte er auf dem Bischofsstuhl in Trier gesessen. Zum Kreuzzug hatte er die gläubigen Gottesstreiter geführt. Nun war er heimgekehrt auf Isenburg. Aber ein Schlimmes

Adenrod.

hatte er mitgebracht aus der Ferne. Ein böser Aussatz, die Lepra, fraß an seiner Haut, entstellte sein Gesicht, zog tiefe Narben in seine Stirn. Die Ärzte kamen und schüttelten die Häupter. Selbst des Leibarztes Kunst versagte. Seine Verwandten mieden das Haus aus Furcht vor Ansteckung. Die Diener flohen bis auf einen einzigen Getreuen. So war es still und einsam um den Kranken. In seinem Wappenstuhl saß der Greis und schaute hinaus in die Lande bis ins Tal des Rheines und dachte an sein Ende. Einen Geistlichen wünschte er. Der Diener flog. Der Priester kam. Seines Lebens Beichte nahm er dem Kranken ab und erfuhr, daß der noch nicht sterben wollte, daß vielmehr in seiner Seele das Vertrauen wuchs, daß Gott seine schlimme Krankheit, die er aus fernen Länden mitgebracht, von ihm nehmen würde, wenn er ein Kirchlein baute. Gerne wollte er das. Im Sayntal sollte es erstehen, in stillem Talwinkel. Des Grafen Bauleute arbeiteten rasch. Die Fundamente waren fertig, da fühlte sich der Graf wohler. Die Mauern hoben

sich, da konnte er stehen und gehen. Das Dach schloß sich, da wich das böse Geschwür, der Turm stieg ins Blau, da konnte er zu Roß talauf reiten, den Bau zu besichtigen. Und als die Töne des Glöckleins zum erstenmal das Tal durchzitterten, da war es ihm vergönnt, das fertige Kirchlein der heiligen Maria-Magdalena und der heiligen Katharina selbst zu weihen. Und noch oft hat er das Sayntal besuchen können.

Die Teufelsburg im Sayntal.

An dem nördlichen Abhang des Sayntales liegt das Dörfchen Kausen. Ein Mühlrad klapperte sein eintönig Lied, durch gefällte Bäume zischen der Säge scharfe Zähne. Grüne Wiesen dehnen sich, und jenseits derselben dehnt sich ernst und dunkel ein Tannendickicht, darin die Wildsau zur Rast sich niederläßt, ihre Jungen bergend vor des Jägers tödlichem Blei. Über die Tannenwipfel ragte noch vor einigen Jahren ein gewaltiger Felsblock, breit und massig, mit Zacken und Zinnen. Von fern sah das übermooste Gestein einer Burg mit Türmen und Zinnen, Scharten und Fensterlöchern nicht unähnlich. Eine Burg soll es auch gewesen sein in längst entschwundenen Tagen, doch nicht von Menschen erbaut, sondern von dem leibhaftigen Teufel.

Als im Sayntal die Lehre des Kreuzes Fuß faßte, fromme Mönche ihre Arbeit begannen, den heidnischen Sinn zu brechen, die Göttermale zu stürzen, Klöster erstanden, drunten in Sayn und droben in Adenrod, da trat auch der Satan auf den Plan. Wo Gott sich Häuser baute, da wollte er sich den Platz nicht streitig machen lassen. Ein festes Schloß wollte er errichten, mitten zwischen den Klöstern, daß deren Bewohner, wollten sie von einem zum andern Hause, einen weiten Umweg durchs Tal der Brexe machen mußten.

Tief unter den Bau barg er in die Erde seine unermeßlichen Schätze an Gold und Silber und rotem Kupfer. Und dann festete er das Fundament. Er selbst schleppte dazu die härtesten Steine herbei. Darauf schichtete er die Mauern. Viele Gehilfen sammelte er um sich. Die trugen unermüdlich Baumaterial herzu aus dem Tal des Sayn- und des Brexbaches. Im besten Zuge waren die eifrigen Bauleute, da sah Gott vom Himmel ihr böses Beginnen und nahm sich vor, des Teufels Burg zu brechen. Mit seiner Hand rührte er die Mauern an und brachte sie aus dem Lot. Was tags gebaut war, stürzte nachts zusammen. Da rief der Teufel noch mehr Bauleute aus allen Gegenden. Sogar die Maurer aus der „Heiderbach", die damals schon gemauert haben sollen an den festen Bergfrieden von Grenzau und Isenburg und Hartenfels, kamen. Mit ihrer Hilfe gelang es, die Burg bis auf den Turm fertigzustellen. Da setzte Gott in der Nacht, ehe der Böse in sein Haus Einzug halten wollte, auf die Spitze ein leuchtendes Kreuz. Als mit der aufgehenden Sonne der Teufel den Schlußstein zu legen herbeieilte, sah er das ihm verhaßte Bild glänzen und gleißen. Rasch entwich er durch die Lüfte. Die letzten Steinbrocken aber, die er noch mitgebracht, warf er im Zorn zur Erde. Auf der andern Seite des Tales, etwa eine Viertelstunde bachabwärts, kann man sie noch heute liegen sehen, wenn der Winterfrost das Laub von den Bäumen gestreift.

Die Teufelsburg im Sayntal ist nicht mehr. Es ist ihr ergangen, wie so vielen Burgen, die Menschenhand gebaut, wenn sie auch gleich aus festerem Stein war als diese. Die Mauern sind gestürzt. Menschen haben das Baumaterial des Teufels, echten Westerwälder Trachyt und Porphyr, zum Bau ihrer Häuserfundamente und zur Herstellung der Sayntalstraße gebrochen.

Nur der Ort, da sie gestanden, hat bis auf den heutigen Tag den Namen Teufelsburg behalten. In der Eile hatte der Teufel seine Schätze im Berg vergessen mitzunehmen. Die Menschen haben von der Talsohle aus in die Teufelsburg einen tiefen Stollen getrieben, um sie zu heben. Gefunden haben sie bisher nur Kupfer. Es fehlte bis heute nur an dem rechten Schatzgräber, der auch das Silber und Gold ans Tageslicht bringt. Wenn der aber kommt, werden die Menschen im Sayntal sehr reich werden.

Die Schlacht bei Worringen.

Eine der schlimmsten und blutigsten Fehden des Mittelalters, daran auch die Grafen des untern Westerwaldes teilnahmen, war die mit dem Erzbischof von Köln, die da endete mit der Schlacht bei Worringen.

In Köln saß Siegfried von Westerburg auf dem erzbischöflichen Stuhl. Da starb im Herzogtum Limburg der Herzog Walram, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Auf sein Erbe machten zwei mächtige Herrn Anspruch: Johann von Brabant und der Erzbischof. Graf Eberhard von Isenburg stand mit der Grenzauer Mannschaft auf Johanns Seite, Salentin aber von der alten Isenburg auf der des Erzbischofs. So kämpfte Isenburg gegen Isenburg einen Bruderkampf, der für den Westerwald verhängnisvoll war, obwohl er sich glücklicherweise in die Ebene um Köln und um die unterhalb dieser Stadt gelegene erzbischöfliche Feste Worringen zog, aber auch das Nassauer Land schickte seine Kämpfer. Auf der Westerburger Seite stand der nachmalige Kaiser Adolf von Nassau neben den Grafen von Luxemburg und Geldern. Von allen Seiten kamen die Scharen. Herzog und Erzbischof hatten gewaltigen Anhang gefunden, am meisten jedoch Brabant, die Bürger Kölns allen voran. Sie lagen mit ihrem geistlichen Hirten seit langem in Streit und Fehde, und kein sehnlicherer Wunsch wohnte in ihren Herzen, als daß die Burg dem Erdboden gleichgemacht würde. Allzulange schon hatte deren Besatzung den Kölner Handel gestört. Samt und sonders folgten sie Johanns Fahnen, als er in das Erzstift einfiel. Die Burg wurde belagert. Ein Ring von Waffen starrte um die Feste. Der Erzbischof weilte nicht darin. Aber kaum kam ihm die Botschaft von dem Schicksal seiner Burg, so eilte er mit einem Heere zum Entsatz herbei. Auf der Füllinger Heide kreuzten sich die Speere und Schwerter am 5. Juni 1288 in blutigem Ringen.

Am frühesten Morgen las Siegfried erst in der Abtei Braunweiler die heilige Messe und sprach den Bann aus über Johann von Brabant und seine Anhänger. Auch der Herzog ließ die Messe lesen. Mit scharfen Worten feuerte er seine Scharen an. Und nun ging's drauf und dran.

Jeder der beiden Gegner führte die Mitte seiner Schlachtordnung. Heiß ging's her. Die Trompeten schmetterten. Die Pauken rasselten, die Hörner heulten. Bis zum Mittag wogte der Kampf hin und her. Siegfried hatte

einen Streitwagen herstellen lassen, den er stark bemannte. Er erwies sich als unnütz. Als am Mittag der Kampf noch schwankte, da wagte Johann einen gewaltigen Vorstoß. Bisher ruhig am Rheine gelegene Fußknechte fielen Siegfrieds Heer in den Rücken. Mit Keulen bewaffnet, die mit Eisenspitzen beschlagen waren, drangen sie vor. Den Erzbischof selbst traf der erste Ansturm. Von einer Brabanter Keule getroffen wurde sein Roß zerschmettert. Der Reiter sank zu Boden. Über die Hügel von Leichen suchte er, sich aufraffend, zu fliehen. Doch er wurde gefangen genommen und nach Mannheim gebracht, wo damals der mächtige Pfalzgraf Ludwig II., der Strenge, gebot. Nur gegen schweres Lösegeld konnte er seine Freiheit wieder erkaufen. Die Worringer Burg wurde dem Erdboden gleich gemacht. Alle Kriegsvorräte und Steine schleppte man nach Köln. Erst gegen ein sehr hohes Lösegeld ließ man den Erzbischof selbst wieder frei, und auch Salentin konnte erst im nächsten Jahre wieder heimkehren. Der befreite Siegfried wandte sich klagend an den Papst, der das ganze Erzstift mit Bann und Interdikt belegte, weil es seinem geistlichen Oberhaupt Schutz und Gehorsam verweigert. Erst nach 18 Jahren wurde die Strafe aufgehoben. Obwohl das Volk schwer darunter litt, änderte es seinen Sinn nicht.

Unter den 2000 Streitern, die bei Worringen die blutige Walstatt bedeckten, befand sich mancher Isenburger von hüben und drüben. Salentin von Isenburg geriet in die Gefangenschaft des Grafen Walram von Jülich. Gegen eine jährliche Summe von 10 Mark Silber, die auf seine Stammgüter bei Rommersdorf und Heimbach angewiesen wurden, löste er sich erst im Jahre 1289. Graf Eberhard von Isenburg-Grenzau kehrte selbst wohlbehalten, aber mit stark gelichteten Reihen, aus der Schlacht heim.

Herzog Adolf von Nassau hatte tapfer gekämpft, geriet aber auch in Gefangenschaft. Vor den siegreichen Brabanter führte man ihn. Mit höhnischen Blicken maß ihn der. Spottreden führte sein Mund, die indessen Adolfs Mut nicht zu dämpfen vermochten. „Wer bist du," fragte er den vor ihm Stehenden, „daß du solchen Spott wagst?" „Den Herzog von Brabant nennt man mich. Derselbe bin ich, dem du 5 tapfere Feldherrn erschlagen. Die sollst du mir heimzahlen." Doch Adolf erwiderte: „Es nimmt mich Wunder, daß du meinem Schwerte entronnen bist. Auf dich war's gewetzt. Und nichts begehrte inniglicher mein Herz, denn dich zu treffen." Staunend hörte Johann die freimütigen Worte und fragte: „Und wer bist du? Wo liegt dein Land, blüht dein Geschlecht?" „An der rauschenden Lahn. Graf Adolf von Nassau nennt man mich." Da reichte der Herzog dem Gefangenen die Hand und ehrte ihn als einen der tapfersten Streiter mit dem Ritterschlag. Ohne Lösegeld gab er ihn frei.

Salentin von Isenburg.

Tief im düstern Tale rauscht die Sayn. In wunderlichen Windungen schlingt sie ihre Arme um der Berge Füße. Durch die finsteren Schluchten und steilabfallenden Schroffen, durch der hochragenden Buchen Geäst dringt ihr Sang. Hinauf bis dahin, wo auf trutzigem Bergkegel die Isenburg sich reckt, mächtig und stark, im Vollbewußtsein ihrer Kraft. Graf Gerlachs Sohn aus dem

Niederlahngau, dessen Bruder Reginhold sich drüben auf Rommersdorf seine Heimstatt gegründet, hatte sie einst errichtet. Weit verzweigt war sein Geschlecht die Jahrhunderte hindurch. Hierhin und dorthin waren des Stammbaums mächtige Zweige gewachsen, während die Stämme auf der heimatlichen Feste verblieben.

Wieder saß einer der Linie oben im Rittersaal. Auch einer, der den Namen führte, der an eine Zeit erinnerte, da auf Isenburg ein christlich Rittertum daheim war, da aus dem Burgtor manch frommer Streiter hinauszog ins ferne Morgenland, gegen der Sarazenen Krummsäbel eine heilige Wehr zu bilden. Ein Salentin. Der wievielte tut nichts zur Sache. Sicherlich keiner, der, wie so mancher seiner Vorfahren das Zeug zum hohen Kirchenfürsten in sich trug. Die Zeiten waren vorüber. Das Rittertum war von seiner Stufe herabgesunken. Von Isenburgs Zinnen spürte man oft saynabwärts, erspähte manchen Kaufherrn, dessen Habe man zur bessern Weiterfahrt gerne erleichterte. Und im Rittersaal gings dann lustig zu. Salentin zechte nicht allein. Die Zahl seiner Freunde war nicht gering. Von Gewertshan und Limburg, von Arenfels und Büdingen kamen sie herüber und hielten wacker mit. Und viel zarte Frauen und Jungfrauen aus edlem Geblüt erschienen. Salentin war in seinem Element. Er hatte nicht nur eine durstige Kehle, ihm schlug unterm Wams auch ein warmes Herz. Warm nicht nur für Blumen edler Herkunft. Auch manche Westerwaldschöne, manches Blut aus niederm Geschlecht entfachte die Flammen seiner Liebe. Besonders eine hatte es ihm angetan, und die eine sollte ihm sein blühend Leben kosten.

Da war ein Schäfer, der hütete drüben auf dem jenseitigen Hange seine Herde. Ein Stiller, ein Sinnierer, dem's am wohlsten war bei seinen Schafen im grünen Hag, bei seinen Ziegen am felsigen Grat, da, wo ihn keine Menschen, die ihn doch nicht verstanden, störten. Einer, der allerlei Kunst verstand und mit wunderbarer Schönheit in seiner Waldeinsamkeit die Flöte blies.

Die Flöte! Ja, die war das Wunderbarste an ihm. Davon erzählten die Leute, die ja immer schon damals den Schäfern manches Übermenschliche nachsagten, die sie als mit höheren Mächten im Bund stehend glaubten.

Die Flöte! Wer durchs Sayntal ging und hörte hoch oben die süßen Töne erklingen, der mußte stehen bleiben, bis der Spieler zu Ende war. Wer aber am Sonntag auf dem Dorfplatz unter der Linde seine lustigen Weisen vernahm, der mußte tanzen, daß ihm das Herz bis hoch in den Hals schlug. Der mußte tanzen, ob er wollte oder nicht, bis der Schäfer mit Blasen aufhörte. Wenn der Schäfer so am Raine saß und seine süßen Melodien erklingen ließ, dann kamen die Vögel aus dem Walddunkel und lauschten auf dem Gezweige. Dann setzte sich die Amsel auf die höchste Spitze einer Buche und flötete mit ihm um die Wette. Dann kamen aus ihren Waldverstecken Hirsche und Rehe, aus ihren Höhlen Dachse und Füchse und lauschten, bis der letzte Ton in der Abendluft verhaucht war und nur noch die Wasser des Saynbaches ihr Singen hören ließen. Und noch eine war es, die herbeikam, die sein Spiel bewunderte, die seine Weisen über alles liebte. Das war die Liesel von der Isenburg drüben, des gräflichen Försters Töchterlein.

Und wie des Schäfers Weise es ihr, so hatten es der Liesel tiefdunkle unergründliche Augen ihm angetan. Die und keine andere sollte dereinst im kleinen Hirtenhaus Einzug halten. Der und kein andrer durfte, wenn die Dämmerung durch die Büsche ging und sie heimlich vom Burgberg weggeschlichen, ihr den roten Mund küssen.

Noch dreimal sollten des Buchwaldes Knospen springen, dann sollte Hochzeit sein.

So meinte es der Schäfer.

So wünschte es die Liesel.

Wenn nicht Graf Salentin gewesen wäre.

Der war dem Dirnlein schon immer nachgestiegen, wenn sie am Burgberg die Geisen hütete oder in des Grafen Wald Holz las. Doch sie war treu und ihrem Schäfer zugetan. Und wenn es ein paarmal dem Grafen gelungen, sich unbeobachtet in ihre Nähe zu schleichen, husch! war sie wie der Wind auf und davon.

Auch er hatte von dem wunderbaren Musikanten gehört. Auch er wußte, daß die Schäfer allerlei Künste verstanden. Nur von seiner Liebe wußte er nichts. Der mußte ihm helfen.

Von der Jagd, kam er einst heim aus wilden Bergen. Die sinkende Nacht hatte ihm das Weidwerk unmöglich gemacht. Durchs Sayntal ritt er. Plötzlich vernahm er von der Höhe drüben des Schäfers Flötenspiel. Entschlossen wandte er sein Roß bergan. Dem Musikanten mußte er heute Abend seinen Besuch machen. Hoch stand die Mondsichel überm Tal und leuchtete ihm. Steil war der Abhang und beschwerlich sein Ritt, doch mit sichern Hufen hielt sich sein Tier und erklomm die Höhe.

Da saß der Schäfer im Mondschein, immer noch flötend.

Erschreckt stand er auf, als er des Grafen ansichtig wurde. Tief verbeugte er sich. Aber sein Angesicht erbleichte, denn er wußte aus seines Liesels Munde von des Grafen Absichten, die ihn ins Herz trafen, und hatte Rache geschworen. Was wollte der Graf? „O Schäfer", so sagte er, „zeige mir die Kunst, — ich weiß, daß du sie verstehst — sich das Herz einer holdseligen Dirne zuzuwenden, daß sie entbrennt in seligster Minne. Viel rotes Gold soll dein Lohn sein." Statt einer Antwort setzte der Schäfer seine Flöte an die Lippen. Die süßesten und sehnsüchtigsten Weisen, die er je gespielt, ließ er erklingen. Die Blumen rundum, die ihre Köpfchen schon zum Schlaf gesenkt, schlugen die Augen auf, die Vögel in den Zweigen erwachten und horchten. Die Waldtiere kamen herbei und lauschten. Auch der Graf stand da und vermochte nicht, sich zu rühren.

Mit einem tiefen Seufzer schloß das Lied.

Und dann setzte er mit einer lustigen Tanzweise ein. Die Blumen tanzten auf ihren Stenglein, die Vögel hüpften auf dem Geäst, das Wild auf dem weichen Waldboden. Die Wipfel der Bäume wiegten sich im Takte hin und her. Selbst die Eulen schlangen hoch in den Lüften einen Reigen.

Auch der Graf begann zu tanzen, leicht und froh, wie mit seinen Ritterfräuleins in der Burg daheim. Immer rascher erklangen die Weisen, immer schneller drehten sich die Tanzenden.

Immer wilder spielte die Flöte, immer toller ging der Tanz. Die Beine des Grafen wirbelten. Der Atem verging ihm schier.

„Hör auf! Hör auf! unheimlicher Zauberer! Hör auf!" Der Schäfer schüttelte sein Haupt.

„O Gräflein, so, jetzt spiel' ich dir,
die Braut, die Braut die nimmst du mir.
Ich soll den Zauber lehren dich:
O Gräflein, nein, ich hüte mich.
Was will mir euer Gold so rot?
Ich treib' euch aus die Liebesnot."

Stunde um Stunde verrann. Der Schäfer flötete immer lustiger, immer rascher. Das Gräflein tanzte immer wilder, immer toller. Das Gräflein tanzte.

Tanzte immer näher dem Abgrund, tanzte hinab, bis die Wellen des Saynbaches es umschlangen und auf kühlen Grund betteten. Der Schäfer spielte, spielte, bis sich die Wogen geglättet hatten über ihm.

„Er spielte bis zum Morgenrot.
Es tanzt' das Gräflein sich zu tot."

Die Isenburger Bluthochzeit.

Das 14. Jahrhundert neigte sich seinem Ende zu. Im sonst so stillen Sayntal war es lebendig. Reisige auf stolzen Rossen, in glänzenden Rüstungen zogen heran. Die stolze Bergfeste Isenburg war ihr Ziel. Aus allen Richtungen kamen Freunde und Verwandte. Herüber übern Berg die Braunsberger, die Wiedischen durchs Tal bachaufwärts. Vom Rhein her, aus dem Brexbachtal und aus den Westerwälder Bergen die andern. Für den Pförtner, der im Pfortenhause unten im Tal seine Wohnung hatte, gab's allerlei zu tun, daß kein Unwürdiger den gewundenen Weg zur Burg hinaufsteigen konnte. Die Burgmannen und Diener hatten wochenlang schon allerlei heraufgeschafft in allerlei seltsamen Behältnissen. Ein großes Fest sollte auf der Burg stattfinden. Ein Fräulein von Isenburg sollte Hochzeit haben und die Verwandtschaft des hochangesehenen Geschlechtes war weit verzweigt. Ein großer Tag stand bevor. Aber ein dunkler Schatten fiel auf ihn.

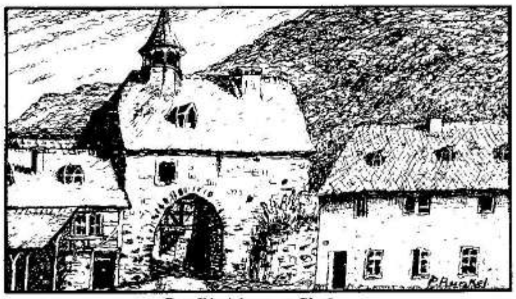
Zwei Ritter waren geladen, zwischen denen eine tiefe Feindschaft Wurzel geschlagen. Ritter Dietrich von Staffel war der eine. In Staffel bei Limburg stand die Stammburg seines Geschlechtes. Aber er wohnte in Bendorf. Wie zur Zeit manche nachgeborenen Rittersöhne in städtischen oder geistlichen Diensten standen, so war ihm die Bewachung und Verteidigung des Steintores in „Bettendorf" anvertraut und hatte er in der „Steingasse" seine Behausung. Der andere war Henn Bretten von Herispach (Herschbach). Ein Anhänger des Trierer Erzbischofs Balduin war er, der ihn zum Lohne für seine Anhänglichkeit zum Hauptmann von Limburg ernannt hatte. Lahnabwärts war er gezogen, durch Bendorf, von wo der Staffeler ihm bald gefolgt, 4 wohlgerüstete Mannen in seinem Gefolge. Zu Roß legten beide ihre Hochzeitsstraße zurück. Das Sayntal war damals noch zu wild verwachsen, darum wählten sie den Weg von Sayn aus auf Weis zu, um über den Berg nach Isenburg zu gelangen.

Bis an die Stelle zwischen Sayn und Weis war Henn Bretten gekommen, wo vier Wege sich kreuzten und eine alte Linde ihre Zweige mächtig reckte. Da blickte er sich um und sah hinter sich seinen Feind. Auch der hatte ihn erschaut und beeilte sich, ihn einzuholen. Ritter Bretten hatte keine Lust, sich die Freuden des Tages verderben zu lassen. Dem Verfolger suchte er zu entgehen. In Trab setzte er sein Roß. Doch für Feigheit mochte jener es halten, denn auch er gab seinem Tier die Sporen, so daß bald die Verfolgten eingeholt waren. Aufbäumte sich des Herschbachers Gaul, als sie an ihm vorüber wollten auf schmalem Wege, so daß er zur Seite weichen mußte. Das erregte des Staffelers Groll. Harte Worte fielen auf beiden Seiten. Die Schwerter flogen aus den Scheiden, und scharf fielen die Hiebe. Der Übermacht mußte Henn Bretten weichen. Doch er rannte noch einmal wider den Feind, und sein Schwert traf diesen dicht über dem Auge, daß er sterbend vom Pferde fiel und in den Armen seiner Männer verschied. Sie hoben den Leichnam ihres Herrn auf und führten ihn heim gen Bendorf.

Henn Bretten setzte seinen Weg nach Isenburg fort. Dorthin aber kam auch die Kunde von des Staffelers blutigem Ende und niemand konnte sich den Freuden des Tages hingeben, am allerwenigsten Henn Bretten selber, der wohl ahnte, welche Folgen die Tat nach sich zog und daher rasch auf einem andern Wege seine Stadt Limburg wieder zu erreichen suchte.

Dietrichs Anhänger wollten die Tat nicht ungerächt lassen. Zu Roß stiegen sie, und nach raschem Ritt lagen sie bald vor Limburgs Toren, an ihrer Spitze der Ritter vom Stein, der in halber Höhe des Sayner Burgbergs sein festes Haus hatte, neben ihm die Herren von Langenau und Rauenburg. Harte Kämpfe führten sie gegen die Städter, die sich weigerten, ihren Hauptmann herauszugeben, verwüsteten das schöne Lahntal und plünderten im Limburger Becken. Einmal gelang es ihnen sogar, die sogenannte neue Stadt an der Limburger Brücke einzunehmen, zu plündern und niederzubrennen. Doch das vermochte die stolze Lahnstadt nicht zu beugen. Zum Gegenstoß bereitete sie sich vor, jagte die Feinde zurück und verwüstete ihre Besitzungen, bis endlich Kuno von Falkenstein Frieden stiftete. Henn Bretten mußte 1200 Pfund Wachs erlegen, in der Abteikirche zu Arnstein dem Toten eine ewige Messe und eine ewige Lampe stiften, an dem Ort aber, da die Tat geschehen, ein steinernes Hochkreuz errichten, das die Wappen derer von Staffel trug.

Lange hat dasselbe dort gestanden. Heute ist von ihm keine Spur mehr vorhanden. Der Zeit ist es zum Opfer gefallen, und niemand dachte daran, es neu zu errichten. An der Stelle, da das Blut Dietrichs zur Erde geflossen, soll ehemals eine Linde aus dem Boden gesprossen sein mit blutroten Blättern, die lange erinnerte an die Bluthochzeit zu Isenburg. Auch sie steht nicht mehr. Der Weg aber, der vom Tatort zum Friedrichsberg führt, heißt noch heute der Ritterweg.



Das Pfortehaus zu Isenburg.

Der Spielmann aus dem Sayntal.

Hei, war das ein Leben „boben der Alteck“ auf der Anhauser Kirmes. Reichlich spät war sie im Herbst, und schon war es nachts sehr kalt, aber das war ein Juchzen und Jubeln, als ob der Lenz erst einzöge. Den Mädchen und Burschen ging es wie ein warmer Hauch durch die Herzen, fuhr es in die Beine, daß sie tanzten und tanzten, wie sie nie getanzt. Kein Wunder auch. Der Spielmann aus dem Sayntal war heraufgekommen und fiedelte seine lustigen Weisen. Darum flogen die Beine, flogen die Röcke, glühten die Gesichter. Bis spät in die Nacht. Dann spielte er den Kehraus und zog heim durch den dunkeln Wald, durch die Tannen, am „Heidengraben“ hin, durch die Buchen und Eichen. Huh! da war es dunkel! Ab und zu klatschte eine aufgescheuchte Drossel durchs Gezweig. Weiter und weiter schritt er den nächtlichen Weg. Huhuhuhu! zitterte der Eulenruf durch die Waldwipfel. Au! au! ritzten ihn die Dornen. Ein Reh rannte erschreckt vorüber. Und nun stand er plötzlich still. Er hatte den Weg verloren und glaubte ihn doch so gut zu kennen. Vor ihm starrte eine Dornhecke, zur Rechten ein dichtes Tannicht, zur Linken gähnte ein Abhang, aus dem herauf das Murmeln eines Baches drang. Er setzte sich nieder, den Rest der Nacht hier abzuwarten. Eisigkalt wurde es gegen Morgen, so daß seine Glieder immer starrer wurden. Er nickte ein, und in seinen Traum hinein wirbelten lustige Tänzer, erklangen frohe fröhliche Lieder. Heller klangen die Mädchenstimmen und übermütiger die Jauchzer. Es war zu schön. Nimmer wollte er daraus erwachen. Er wachte auch nicht auf, als die Dämmerung kam und die Sonne durch die Bäume lugte und ihre Strahlen sich brachen in kristallenem Rauhreif.

Er kam auch an diesem Tag nicht nach Anhausen, wie er versprochen, und die Musik klang ohne ihn halb so lustig und die Juchzer halb so jubelnd. Die Tanzbeine schwangen sich halb so hoch. Alle merkten es gleich: der Spielmann aus dem Sayntal fehlte. Wo war er? fragte man. Niemand

wußte es zu sagen. Holzarbeiter fanden ihn ein paar Wochen später im Walde tot auf. Er war in der Nacht erfroren.

An der Stelle aber, da er starb, errichtete die Jugend ihm zu Ehren ein Heiligenhäuschen aus Ziegelsteinen und setzte ein Marienbild hinein. Jeder, der des Weges kam, verrichtete vor ihm Gebete für die Seele des Spielmanns aus dem Sayntal. Das Häuschen steht noch im Walde und heißt des Spielmanns Heiligenhäuschen.

Das Heiligenbild im Spielmannshäuschen.

In Spielmannshäuschen im Isenburger Wald stand einst ein Marienbild. Einmal fand man das Gitter erbrochen und das Bild in Scherben auf dem Waldboden liegen. Eine rohe Hand hatte es herausgerissen. Wer der Täter war, wußte man nicht, doch wußte man, daß die Tat nicht ungesühnt geblieben. An einem rauhen Herbsttag war es, als der Übeltäter hier den Weg geschritten. Zerfallen mit Gott und der Welt. Jener hatte sein Unglück nicht aufgehalten, es nicht verhindert, daß ihm Hab und Gut verkauft worden, so oft er auch vor ihm gekniet und gebetet. Diese hatte seiner noch gespottet und in verächtlicher Habgier ihm auch das Letzte genommen. Verwirrt in allen seinen Sinnen war er in den Wald geflüchtet, wo der Herbststurm in den Buchen lärmte wie die Verzweiflung in seinem Herzen. Beim „Heidengraben“ war er an das Heiligenhäuschen gekommen. Fluchend hatte er das Gitter erbrochen, die Mutter Gottes zu Boden geworfen, daß sie in Scherben ging. Aber dann hatte ihn das Grauen gepackt. Es war ihm, als ob aus den Scherben Blut flösse, und als er sich wandte, dá rief eine donnernde Stimme durch die Buchenkronen. Und aus dem dichten Stangenholz schienen 1000 Hände nach ihm zu greifen.

Entsetzt floh er talwärts. Da kam's hinter ihm drein, trieb ihn rastlos weiter und weiter in entsetzlicher Flucht. Trieb ihn talwärts, bis er hoch über dem steilen Abgrund stand, wo unten schäumend die Sayn rauschte, stieß ihn herab vom Felsen in die schauerliche Tiefe. Den Leib fand man zerschmettert am Bachufer, aber seine Seele irrt noch heute allnächtlich durch den Wald, umschleicht das Heiligenhäuschen und weint und klagt. Ja, selbst am Tage soll es noch nicht geheuer im Wald am Spielmanns-Heiligenhäuschen sein. Die Mutter Gottes aber flüchtete sich tiefer hinein in das Dickicht vor der Roheit der Menschen. Da ließ sie ein zweites Heiligenbild erstehen, das aber nur gläubige Beter zu finden vermögen.

Der Kohlenbrenner auf dem Hausenborn.

In früheren Zeiten, als die Eisengewinnung noch in ihren Kinderschuhen stand, brauchte man auf den Eisenhütten viel Holzkohlen. So auch auf der Sayner Hütte. Diese wurden von Köhlern im Westerwald hergestellt. Dem Köhlergewerbe gingen damals viele Leute in der Maischeider Gegend nach, und allenthalben in den Wäldern brannten die Meiler. Da war auch einer auf dem Hausenborn. Der saß an einem Tage gegen Abend vor seiner Hütte und guckte, indeß sein Meiler für sich dahinglühte, in das Laub der Bäume.

Da kam vom Saynbach herauf den steilen Berg ein vornehmer Herr geritten. Vor der Köhlerhütte stieg er von seinem schweißtriefendem Gaul. Zu dem Köhler trat er und fragte ihn in einer Sprache, die dieser noch nie gehört, ob er bei ihm zur Nacht bleiben könne. Bedauernd schüttelte der sein Haupt und beschied ihm, daß das wohl nicht anginge, denn er habe kein Bett und ein solches sei der Herr doch wohl gewöhnt. Der aber sagte: Auch eine Pritsche oder ein Mooslager sei ihm recht. Sein Pferd binde er im Walde an einen Baum. So geschah's denn auch. Der Fremde blieb über Nacht bei dem Köhler auf dem Hausenborn und schlief, nachdem er auf den Knien ein frommes Gebet gesprochen, prächtig. Am nächsten Morgen in aller Frühe wollte er wieder fort. Der Köhler ließ das nicht zu, bis er erst die Morgensuppe mit ihm gegessen. Als das geschehen, fragte der Gast nach seiner Schuldigkeit. Schlafstätte und Suppe wollte er gerne bezahlen. Doch der Köhler forderte nicht, denn was er gerne gehabt hätte, das konnte ihm der Fremde doch nicht geben. Was das denn sei, meinte dieser. Der Köhler war ein frommer Mann und verließ täglich seinen Meiler, um in der Maischaider Kapelle seine Andacht zu verrichten. Aber die war so klein, daß die vielen Leute keinen Platz darin fanden. Stets mußten die meisten draußen bleiben. Sein Wunsch war es darum schon lange, daß an ihrer Stelle eine größere Kirche gebaut würde. Aber es fehlte das Geld, und das war's, was er gerne gehabt hätte. Daß ihm das der Fremde geben könne, dachte der Köhler nicht. Aber der Fremde meinte: es könne schon sein. Er solle nur mit dem Bau anfangen. Jedes Jahr um diese Zeit wolle er sich hier einstellen, und einen Teil des Geldes, das der Bau koste, bringen. Der Köhler glaubte dem Fremden, fing an, in Maischaid eine Kirche zu bauen. Jedes Jahr kam der Fremde und gab ihm Geld, solange, bis die Kirche fertig war. Wer der Spender aber gewesen ist, hat man niemals erfahren können.

Das Gnadenbild im Hausenborn.

Hoch oben in den Saynbergen, den Ruinen des alten Stammschlosses des Isenburger Grafengeschlechts gegenüber, liegen die Reste der ehemaligen Grabkapelle Hausenborn. Lange Jahrhunderte hat die Kirche dort gestanden. Von weither kamen die gläubigen Waller und erstiegen in stiller Bußübung den steilen Pfad. Ein Gnadenbild der schmerzhaften Mutter Gottes befand sich dort. Getröstet kehrten die heim, deren Seele mit Schmerz und Leid umdunkelt war. Befreit stiegen die zu Tal, denen Last und Not das Herz abdrücken wollten. Aber als dem Kirchlein droben immer mehr der Verfall drohte, brachte man in feierlicher Prozession das Gnadenbild in die Pfarrkirche zu Isenburg. Dort sollte das Bildnis der Schmerzensmutter nun verbleiben. Dort sollte es weiter sein heiliges Werk der Liebe an den Herzen der Büßenden verrichten. Aber eines Tages, als viele Beter die Kirche besuchten, war das Gnadenbild verschwunden. In der Ruine der Grabkapelle Hausenborn fand man es wieder, an derselben Stelle, da es einst gewesen. Das Heimweh hatte es zurückgetrieben ins Kirchlein im Berge. Erst als es wieder heruntergeholt wurde, verblieb es in der Isenburger Kirche.

Der Franzosensäbel in Stebach.

In dem Dorfe Stebach bei Groß-Maischeid verwahrt man einen zerbrochenen Säbel aus der Franzosenzeit. Der hat einem französischen Soldaten gehört, der, hinter seiner Truppe herziehend, ihn zurückgelassen, als ein Bauer ihm einen gehörigen Denkzettel verabreichte.

Bei Neuwied waren die Österreicher geschlagen worden. In eiliger Flucht waren sie über die Höhen der Alteck und auch durch das stille Dörfchen im „Blumental" gezogen. Das war sonst von Kriegslärm verschont geblieben. Die Bauern aber hatten doch manches gehört von den Greueltaten der rauhen Kriegsvölker, schauten ängstlich durch die Fenster, als die Gassen von Wagen und Geschützen gewaltig schütterten. Die Frauen und Mädchen aber hatten sich in Scheunen und Ställe verkrochen. Fußvolk und Reiter zogen vorüber, indessen niemand belästigte die Bewohner. Die Soldaten hatten es zu eilig und gedachten wohl, die fliehenden Österreicher noch zu erwischen. Erst als der Haupttrupp vorüber war, ging's langsamer, denn ihm schlossen sich Ermüdete, Fußkranke, Verwundete und Marketender an. Als auch die vorüber waren, kam als einer der letzten ein Reitersmann daher, der es nicht verwinden konnte, einem Bauern seine Frechheit und Roheit zu zeigen. In ein Haus trat er, das hart an der Straße lag, da, wo sich der Weg gen Adenroth durchs Blumental schlängelt. Hafer verlangte er für seinen Gaul, Brot und Schinken für sich. Seinen Gaul führte er dabei am Halfter hinter sich her. Als der Bauer das Verlangte nicht gleich brachte, und es hätte ihm schwer gefallen, denn er war arm und hatte kaum etwas für sich, wurde der Soldat grob. In die Küche drang er und brach mit seinem Säbel den Schrank auf. In die Fenster haute er, daß sie klirrend in Stücke gingen. Und als die Frau in seine Nähe kam, klatschte er ihr die flache Klinge über den Rücken. Da wurde es jedoch dem Bauern zuviel. Seine sehnigen Arme faßten den Reitersmann und warfen ihn weit im Bogen durch die Tür, daß er in den Graben flog, der am Hause vorbeiführte. Dabei entfuhr ihm der Säbel, blieb in einem Balken stecken und brach ab. Der Angegriffene hatte wohl gemerkt, wie Westerwälder Fäuste packen können. Seinen Säbel raffte er zwar auf, nahm sich aber keine Zeit, die abgebrochene Spitze aufzuheben. Auf seinen Gaul schwang er sich, und eilends folgte er dem Heerhaufen. Die Bauersfrau aber hob das Stück des Franzosensäbels auf und ihre Nachkommen verwahren es noch heute.

Warum die Maischeider katholisch blieben.

Die Bürgermeisterei Dierdorf ist zur Hälfte evangelisch, zur Hälfte katholisch. Das rührt her aus den Tagen, da der Grundsatz allgemein war: „Weß das Land, deß die Religion" oder, wie es der Westerwälder Volksmund derber ausdrückt: „Wie der Herr, so das Gescherr!"

Die Grafen von Wied, denen der nordöstliche Teil der Bürgermeisterei gehörte, nahmen recht früh die Lehre Luthers an und machten ihre Untertanen evangelisch. Auch Maischeid gehörte zur Zeit den wiedischen Grafen und hatte nur an die Isenburger, die katholisch blieben, den Zehnten zu zahlen. Als der letzte der Isenburger seine Augen schloß, entstand ein Streit

darüber, wem das Maischeider Kirchspiel zufallen solle. Ansprüche darauf machte ein Westerwälder Herr, der Graf von Waldersdorf, aber auch Wied wollte es haben. Lange konnte man sich nicht einigen, wem das Gebiet gehören sollte. Da endlich sollte ein Pferd die Entscheidung bringen, darüber und ob Maischeid katholisch blieb.

Der Graf von Walderdorf sollte, so kam man überein, das Land dann sein eigen nennen, wenn er mit seinem Pferde aus seinem Land bis ins Maischeider reiten könne, ohne fremdes Gebiet zu berühren. Das, meinte man, sei eine große Kunst, da ein recht breiter Streifen Landes, wie man glaubte, seine Herrschaft von Maischeid trenne. Der Graf v. Walderdorf ging auf den Handel ein. Er mußte wohl besser Bescheid wissen über die Lage seiner Äcker als seine Gegner. Denn am festgesetzten Tage, als der Ritt vor sich gehen sollte, da geschah es, daß der Waldersdorfer die Wette gewann. Über einen Acker, der aus seinem Gebiet weit hinüberragte bis ins Maischeider, war er geritten. Somit blieb Maischeid waldersdorfisch und katholisch.

Das Feld aber, das eine so wichtige Rolle in seiner Geschichte gespielt, lag oberhalb Stebach mitten im Walde, hineinragend in Wiedischen Besitz. In den 90er Jahren erst wurde es aus Privathand von dem Fürsten zu Wied gekauft. Der Distrikt, da es einst gelegen, heißt noch heute der „Kornhahn", obgleich seit langem dort keine Ähre mehr nickt.

Warum die Maischeider am Samstag keinen Mist fahren.

Auf der weiten Hochfläche zwischen Hommels-, Sayn- und Stebach liegt das Dorf Großmaischeid. Neben manchen anderen volkstümlichen Gebräuchen hatte man im vorigen Jahrhundert dort die Gewohnheit, am Samstag keinen Mist zu fahren, mochte es das Dickrübenfeld noch so nötig haben und der Misthaufen im Hofe sich noch so hoch türmen. Zu dieser Beschäftigung waren den Maischeidern alle anderen Wochentage gut genug. Der letzte derselben aber durfte durch sie nicht verletzt werden. Das war seit altersher so und gründete sich auf ein heiliges Gelübde.

Einstmals herrschte im Maischeider Kirchspiel eine furchtbare Seuche unter dem Vieh. In großer Zahl verendeten die Tiere, und die „Schinnwässem" vermochten nicht mehr die vielen Gräber zu fassen. Alle Mittel, die zur Bekämpfung der Viehpest in Anwendung kamen, verfingen nicht. Weder der Hirte mit seinen Sympathiemitteln, noch die siebenerlei Kräuter, die eine alte Frau zusammenbraute, halfen. Da endlich wandte man sich an den heiligen Matthäus. Am Matthäustage, an dem der Heilige, der den Landleuten überhaupt wohl gesinnt war, ihnen über Nacht aus faulenden Kohlblättern fruchtbringenden Samen wachsen ließ, — die scheinbaren Samen sind Pilze, — wurde ihm zu Ehren eine feierliche Prozession veranstaltet. Und der Heilige hatte ein Einsehen. Einem besonders frommen Verehrer verhieß er das Nachlassen der Seuche und offenbarte ihm auch die Ursache ihres Ausbruchs. Er selbst habe sie geschickt, weil den letzten Matthäustag, der ein Samstag war, die Maischeider dadurch entweiht hätten, daß sie ihren Mist ausgefahren. Zur Bedingung seiner Hilfe jedoch machte er, daß sie nie mehr am Samstag Mist führen. Gerne gaben sie das Versprechen. Und siehe da,

rasch ließ die Seuche nach. Nicht lange währte es, da war kein Krankes mehr in den Ställen, und die bisher nicht mehr auf die Füße treten konnten, vermochten wieder fest und sicher den Wagen zu führen.

Ihr Gelübde aber haben die Maischeider lange hindurch treulich bewahrt und Samstags wurde auf den Straßen keine Mistkarre gesehen, so daß an den Sonntagen die Dorfwege immer fein sauber waren, ohne daß sie besonders gereinigt werden mußten, so daß es fast den Anschein hatte, als ob der „heilige Mattheis", der auf dem Westerwalde das Eis bricht, ganz besonders hätte für die Straßenreinigung sorgen wollen. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als ein Pfarrer in Maischeid war, der solche Dinge für Aberglauben hielt und sich an das alte Gelübte nicht störte, wurde der Brauch aufgehoben. Seitdem fährt man hier auch am Samstag wieder Mist, und sind infolgedessen Sonntags die Dorfstraßen lange nicht mehr so sauber, als sie ehemals waren.

Der Stein am Heiligenhäuschen.

Am Stebacher Weg steht ein Kapellchen. Bevor es aufgerichtet wurde, hat ein anderes an seiner Stelle gestanden. Das war alt und morsch geworden, und fromme Herzen und milde Hände hatten durch Spenden soviel zusammengebracht, daß ein neues errichtet werden konnte. Schon hatte der Maurer die Steine des alten abgetragen, und lagen dieselben schön aufgeschichtet da.

Es war Herbst und die Zeit gekommen, da der Kappeshobler den Kappeshobel am ledernen Riemen über die Schulter hängend, von Haus zu Haus schritt. Die Kappesköpfe waren in den Feldern trefflich geraten und die Hausfrauen von Maischeid hatten alle Gerätschaften, die zur Bereitung eines guten Sauerkrautes notwendig waren, beisammen: das „Moosfaß", den Deckel, den Stein zur Beschwerung des „Moos", damit es tüchtig Brühe zog, und den sauber gewaschenen Lappen. Nur die Böhms „Ann" war noch nicht in der Reihe. Ihr fehlte noch ein schöner „Stein". Darum hatte sie ihrem Jockem, als er mittags nach Stebach gegangen, aufgetragen, unterwegs doch einmal Umschau zu halten nach einem solchen. Der hatte aber den Auftrag vergessen und erinnerte sich seiner erst wieder, als er an der Stelle vorbeikam, da das neue Kapellchen errichtet werden sollte. Da sah er nun einen recht schönen Stein liegen, hob ihn auf, dachte: „Der kommt mir gerade recht" und nahm ihn mit.

Daheim freute sich die „Ann" nicht wenig über den Stein. Da am gleichen Tag der Hobler dagewesen, so mußte der Jockem noch vor Schlafengehen das „Moos" mit seinen schweren Fäusten einstampfen. Der Stein kam drauf, und das Faß bekam seinen Platz im Keller.

Aber in der Nacht wurden die beiden aufgeschreckt, als sie im ersten und besten Schlafe lagen. Dreimal klopfte es an das Fenster und rief „Jockem!" Aber als der Jockem hinausguckte, war niemand weit und breit zu sehen, und doch war es ihm, als ob da eine Gestalt ging. In der nächsten Nacht wiederholte sich das Klopfen, und als der Jockem hinaus schaute, war wiederum alles leer. Als er aber zum drittenmal herausgeklopft und gerufen worden war, da fragte er in die Nacht hinaus: „Batt wäll's dau?" und alsbald kam die Antwort: „Menger Stein".

Nun wußte der Jockem, was das Klopfen zu bedeuten hatte, und als der Morgen graute, trieb ihn die „Ann“ von seinem Lager auf: „Jockem, mach, datt dä Stein ewechkimmt!“ Er trug ihn denn auch unverzüglich an seinen Platz, und seitdem hat er kein Klopfen mehr vernommen.

„Meng Reppen!“

Nach Koblenz war der „Anton“ gegangen, in aller Frühe schon. Am Gericht hatte er zu tun und wollte dabei noch so allerlei kleine Geschäfte erledigen. Er sollte seiner Frau, dem „Kathrin“, auch was Rechtes mitbringen vom Rhein. Aber nichts zum Anziehen, wie ein wollen Kopftuch oder einen Strang „Hossegarn“, sondern etwas Fleischiges, was sie so gern aß, ein fein Rippenstück, das eine gute Suppe gab. Extra hatte sie es ihm eingeschärft: „Gätt gruß met winnig Knachen“.

Und nun war er schon halbwegs Isenburg und hatte das Rippenstück ganz und gar vergessen. Halt, dachte er, ohne Rippenstück darfst du nicht heimkommen, sonst gibt's „Dachteln“, denn die Kathrin hatte Haare auf der Zunge und Mark in den Knochen. So nahm er sich denn vor, weil's einmal ein Rippenstück sein sollte, dem ersten besten der dir entgegenkommt, schneidst du den Kopf ab und nimmst ihm ein Rippenstück.

Nun wollte es der Zufall, daß ihm ein Handwerksbursche entgegenkam. Dem tat er, wie er sich vorgenommen und brachte richtig seiner Frau das Gewünschte heim. Die lobte ihn über die Maßen, lobte ihn noch mehr, als andern Tags das Rippenstück so fein zart schmeckte. Als es aber Nacht war und man sich schon längst in die Kammer zur Ruhe begeben hatte, da klopfte es ans Fenster. Die Frau machte auf und frug: „Wer ist draußen?“ „Ein armer Handwerksbursche,“ kam die Antwort. „So geh' deines Weges und störe friedlichen Leuten die Ruhe nicht,“ sagte die Kathrin und schmiß das Fenster zu. Nicht lange, so klopfte es zum zweitenmal. Wieder erhielt „das Kathrin“ auf ihre Frage die gleiche Antwort wie zuvor. Und als sie zum drittenmal geweckt wurde, da sagte sie: „Was willst du denn!“ Da antwortete die Gestalt draußen und hielt sich mit den Händen die Seite: „Meng Reppen!“ „Wer hat die denn?“ fragte Kathrin, und die Stimme sagte: „Dau häst se und der Andun“.

Nun fragte und forschte sie ihren Mann aus und erfuhr, was er getan und daß sie des Handwerksburschen Rippen verzehrt. Wohl versprach sie zu schweigen, schwatzte aber doch, und die Hand der Gerechtigkeit ergriff den Anton und erteilte ihm seine verdiente Strafe.

Vom „Kolle Chrestian“.

Der „Kolle-Chrestian“ hieß er allgemein im Dorf bei jung und alt. Nur der Herr „Pastur“, der doch hochdeutsch sprach, nannte ihn Kohlen-Christian. Seinen Namen hatte er darum, weil er seine Tage als Köhler in den Wäldern im Sayntal seine Meiler stehen hatte, in deren glühendem Bauche das Holz sich in schwarze Kohle wandelte. Zur Nachtzeit umschritt er wachen Auges die Holzhaufen, die wie glühende Augen durch das Buchendunkel schimmerten.

Am Tage griffen seine Hände rüstig zu, wenn es galt, die Scheite zu schichten, die Axt zu führen und die Säge. Selten kam er ins Dorf, und Feiertage waren's für ihn, wenn er seine Mooshütte vertauschen konnte mit dem festen Gebäude, in dem sein Weib wohnte, seine Söhne groß wurden, um später auch Waldkinder zu werden.

Wieder einmal war solch ein Tag gekommen. So schnell es möglich war, hatte der Kolle-Chrestian seine Arbeiten beschleunigt, hatte die Arbeiter angetrieben, hatte selbst mit Hand angelegt, um noch vor Einbruch der Dunkelheit in Maischeid sein zu können. Es war ihm nicht gelungen, und finster war es schon im Wald und in den Büschen, als er den Isenburger Berg hinaufschritt. Durch die Kronen der Bäume wirbelte der Sturm, daß sie sich ächzend bogen. Sackdunkel lag's auch über der Flur, und oft genug merkte er, daß er vom Feldweg abgewichen und über weichen Acker schritt. Schrill und scharf pfiff's ihm um die Ohren. Doch immer fand er wieder den festen Boden unter den Füßen.

Als er aber auf die Höhe kam, von wo man die ersten Lichter aus dem Dorfe herüberflackern sah, da wuchs der Wind zum Sturm. In den einsamen Tannen heulte und fauchte es, die schwarzen Stämme knarrten, als ob sie brechen wollten. Der „Kolle-Chrestian“, dem im Wald schon manche Gespenster erschienen waren und der als Köhler fest an die Existenz derselben glaubte, hatte im allgemeinen keine große Gespensterfurcht und wußte in der Regel durch einen Spruch sich vor den finstern Mächten zu schützen. Aber als plötzlich vor ihm riesige Männer standen, schwarze Mäntel um ihre hagern Körper, auf den Köpfen dreieckige, spitze Hüte, dunkle leere Augen im Kopfe, Augen, in die man wie in einen Abgrund schauen konnte, blieb er erschreckt stehen. Und als die drei Männer vor ihm hin und her, auf und ab schwebten, da packte ihn kalter Graus. Seine Haare sträubten sich, seine Beine schlotterten, über den Rücken rieselte ihm kalter Angstschweiß. Da krampften sich seine Hände zum Gebet und seine Lippen preßten es hervor: „Behüt mich vor dem Leibhaftigen! Eine Kapelle will ich bauen an dem Ort, da du mich vor ihm bewahrst“.

Wie ein Hohnlachen klang es da durch die Fichten. Ein Sturm faßte die drei bei ihren Mänteln, hob sie und trug sie saynwärts durch die Lüfte. Noch aus der Ferne vernahm der Christian ein schauerliches Geschrei. Blaß und abgehetzt kam er daheim an.

Sein Versprechen hat er gehalten. Wo einst die Geister ihn erschreckten, da ließ er am Isenburger Weg ein Kapellchen errichten. Seitdem aber haben sich, so oft er hier vorüber wanderte, keine Geister mehr sehen lassen. Das Heiligtum am Wege hat die Diener des Bösen verscheucht.

Das Gespenst am Maischeider Weg.

Die drei Männer, die dem „Kolle-Chrestian“ am Isenburger Weg erschienen waren, haben auch andere nächtliche Wanderer so erschreckt, daß sich bald kein Maischeider am Abend vor die Türe wagte, wenn es nicht unbedingt erforderlich war. Vollends im Herbst und im Frühling, wenn sich die drei Männer mit den spitzen Hüten mit Vorliebe draußen herumtrieben, blieb man am liebsten zu Hause zwischen seinen vier Wänden.

Da hatte sich in Kleinmaischeid ein ehrsamer Bürger auf das Krankenlager gelegt, und seinen besorgten Angehörigen schien es, als ob er viel schneller seinen Abschied nehmen würde, als sie es wünschten. Als die Nacht heraufgezogen war, da glaubten sie, sein letztes Stündlein sei gekommen. Doch nicht ohne die heiligen Sterbesakramente wollten sie ihn seinen letzten Weg gehen lassen. Eilenden Schrittes flog ein Nachbar zum nahen Kirchdorf, den Pfarrer zu rufen. Der hatte denn auch sofort mit dem Küster den Versehgang angetreten. Aber als er seines Amtes gewaltet und heimkehren wollte, da klangen bereits die Schläge der Mitternachtsstunde schwer und dumpf herüber. Draußen war es dunkel, und fast keine Hand vor den Augen zu sehen. Der Wind fegte über die Felder. Ängstlich drängte sich der Küster an seinen geistlichen Herrn. Scheu blickte er nach der Seite. Denn da sah er plötzlich die drei Männer. Die spitzen Hüte nickten, die langen Arme schlenkerten, die dürren Beine wippten auf und ab, wie sie so neben ihnen herschritten. Ging man langsam, so verzögerten auch sie ihren Gang, marschierte man rascher, so beschleunigten auch sie ihre Schritte. Immer näher rückten sie heran.

Da kam Rettung. Hoch ragten die Balken des Kreuzes am Wegrand. Dahin knieten die beiden Geängstigten im Gebet. Ihre Verfolger aber wandten sich und bogen vom Wege ab dem Wiesengrunde zu. Eiligst schritten jene dem Heimatdorfe zu, ein Dankgebet im Herzen, daß sie den gespenstischen Männern nicht in die Hände gefallen waren.

Die Gründung der alten Burg Sayn.

Wo Sayn- und Brexbach sich einen, liegt auf den schroffen Felsen die Burg Sayn, schön noch in ihrem Verfall. Am mächtigsten ist die obere Burg, einst des gewaltigsten Westerwälder Rittergeschlechts trutzige Feste. Indessen war sie nicht die älteste Burg Sayn. Die lag weiter westerwaldwärts, da, wo sich die stolze Höhe zur Brexe senkt. Nichts ist heute mehr von ihr vorhanden. Der Kölner Erzbischof Arnold, in seinem Bestreben, den Landfrieden zu bringen, die adligen Räuber zu bändigen, hat ganze Arbeit gemacht, als er die Feste in Brand stecken und dem Erdboden gleichmachen ließ.

Wer war der Gründer dieser ältesten Burg? Die Volkssage nennt ihn Friedrich von Nassau. Der war ausgezogen, Ruhm und Ehre zu erwerben, ein tugendhafter Ritter, ein starker Held. Mit seinem kaiserlichen Herrn, Karl dem Großen, führte ihn sein Weg ins ferne Spanien. Lange lag er dort zu Felde gegen die Mohren. Des Südens Hitze bereitete ihm manch Ungemach. Der Feinde Hinterlist brachte ihm manchen Verlust. Da sehnte er sich zurück nach seinen heimatlichen Gauen. Mit Karl kehrte er heim. Aber als dieser nach Aachen zog, triebs ihn zum Rheine. Dort fand er Ruhe nach rastloser Heerfahrt. Dort fand er seine Herzenssehnsucht in Sigeth, der Tochter des edlen Grafen Walter von Blian, und ihr und sich erbaute er in der Stille ein Schloß. Das aber nannte er Syne, d. h. Frieden. Dort wollte er sein Leben führen, mitten im Frieden des Berglandes, fern von allem Streit. Seine Gemahlin gebar ihm hier einen Sohn. Walter nannte er ihn, und der ist der Stammvater aller Grafen von Sayn geworden.

Die Soester Fehde.

Unter den zahlreichen Fehden des Mittelalters ist keine wohl so blutig verlaufen als die, die die Stadt Soest mit dem Erzbischof Dietrich von Cöln führte. Schon nach dem Sturze Heinrichs des Löwen war die alte westfälische Stadt unter der Kölner Erzbischöfe Schutzherrschaft gewesen, hatte aber auch immer ihre alten Rechte zu wahren gewußt. Der Erzbischof jedoch war ein kriegslustiger und prachtliebender Herr und brauchte viel Geld. Daher verfiel er auf den Gedanken, eine Vermögens-, Vieh- und Kopfsteuer in den Stiftslanden auszuschreiben. Aber die Soester wollten sich das nicht gefallen lassen. Der Erzbischof drohte mit Entziehung aller geschworenen Rechte. Im Sommer 1441 zog er mit seinen rheinischen Vasallen gegen die Stadt. Alle die Westerwälder Herren, die er mit Gütern belehnt hatte, nahmen daran teil. Die Soester Feldmark verwüsteten sie und schleppten reiche Beute mit ihren Knechten heim.

Dadurch aber ließen sich die Soester nicht zwingen. Auch alle Verhandlungen halfen nicht. Vielmehr wählten sie sich den Herzog von Kleve zum Schutzherrn. Dem Erzbischof aber gaben sie eine Frist, die alten Rechte von neuem zu beschwören. Als er diese verstreichen ließ, schickten sie ihm eine Absage. Sie schrieben ihm: „dat wy den vesten Junker Johann van Cleve lever hebbet, alss Juwe, unde wert Juwe hiemet abgesagt. Dat. Soest A. 1444.“ Mit 2400 Reitern hielt Junker Johann am 22. Juni seinen Einzug.

Aber auch der Erzbischof war nicht müßig gewesen. Viele Freunde hatte er außer seinen zahlreichen Vasallen von Rhein, Sieg, Wied und Westerwald gewonnen. Auch westfälische Städte und Herren, die den Soestern in der fruchtbaren Börde nicht grün waren, nahmen teil. Eine gewaltige Schar von Söldner ergoß sich über die Umgebung der Stadt, steckte die Dörfer und Höfe in Brand, ließ das Korn in Flammen aufgehen. Im August aber nahte Johann von Cleve. Da flüchteten die Mordbrenner nach Werl, und nun verbrannten die verfolgenden cleveschen Soldaten die Umgegend dieser Stadt. Das war immer so, wenn sich die Städte und hohen Herren in den Haaren lagen, mußten die Bauern die Zeche bezahlen. Auf allen Straßen und Wegen irrten obdachlose Landleute umher, die froh waren, ihr nacktes Leben zu retten.

Der Winter kam, aber die Fehde dauerte fort. Der Acht, die der Erzbischof über die Stadt verhängte, achteten die Bürger nicht viel, wußten sie doch genau, daß keiner die Macht hatte, sie durchzuführen. Mitte April 1445 begannen die Feindseligkeiten von neuem. Offene Treffen wurden vermieden, aber viele Grausamkeiten verübt. Die Belagerten aus der Stadt mußten Beutezüge in die Umgegend machen, ihren Hunger zu stillen. Die Felder blieben unbebaut. Im Sommer zogen die Soester vor Werl und beschossen die Stadt mit den „großen Soester Büchsen“ und Feuerpfeilen. Bis zum Herbst 1446 zog sich mit unglaublicher Erbitterung der Kleinkrieg. Da kam es zu einer Schlacht zwischen den Bürgern und dem belagernden Heere.

Letzteres führte Dietrich von Moers. Der ganze kölnische Stiftsadel und kölnische Städte waren darin vereinigt. In ihm befand sich auch

Werner von Sayn-Wittgenstein, der Propst zu St. Georg in Cöln, und Bernhard von Buhr, sowie Diedrich von Bourscheid, der auf der Burg Brohl saß. Mit Gewalt konnten sie gegen die starke Stadt nichts ausrichten. Darum suchten sie, einen Hinterhalt zu legen. Als sich eines Morgens starke Nebel auf die Gegend lagerten, kamen sie bis zum Grandweyer Tor. Es war am Tage nach Simonis und Juda. Wohl hatten die Torwächter die Feinde beobachtet, doch erst im letzten Augenblick. Aber die Gefahr hatte ihnen auch nicht groß geschienen, denn es waren nur wenige, die sich zeigten. Daher wagten die Bürger einen Ausfall, um aufs neue Lebensmittel zu holen. Crafft Stecken, ein clevescher Droste, Johann Berck und der Bürgermeister Roio führten sie. Da sahen sie sich plötzlich von Feinden umringt. Aber rasch flogen die bereiten Schwerter aus den Scheiden. Zwei gegen einen standen die Bürger. Hart fielen die Schläge auf die Eisenhelme. Vertrauend auf ihre Zahl waren die Feinde ihres Sieges gewiß gewesen. Sie hatten ihre Rechnung ohne der Soester Mut gemacht. Der aber wuchs mit jedem Streiche und fand bald nichts mehr, woran er sich kühlen sollte. Hier und dort verschwanden die Cölnischen im Nebel, so daß die Soester schließlich allein waren. Nur die Verwundeten lagen schwer stöhnend auf roter Erde und mancher, der sein Leben schon ausgehaucht. Unter den Toten befanden sich auch Westerwälder, so Graf Philipp von Nassau und Steffen von Laer (Lahr), außer ihnen 33 andere Ritter. In Gefangenschaft aber gerieten noch außer vielen Söldnern 27 Ritter. Die brachten den Soestern reichen Gewinn. Für 32 000 Goldgulden Lösegeld gaben sie sie frei. Ihre Pferde aber und Waffen wurden für 9000 fl. verkauft.

„Es worth gevangen Werner van Seyn
Grave und Here van Wyttchensteyn,
dartho dey Probst van Collen vorwar
to Sankt Jorgen stand deyselben Faer,
darnegest Bernt Edeher tho Bure
konde solke Angest nycht sture
Her Diderich van Burscheidt eyn Ritter goth
Onam in dey selffte Faer und Noth.
Dartho XXVII Ryttormedige Mans
Ser benompt mosten och an den Dans."

Zu Ende aber war die Fehde noch nicht. Ein ganzes Jahr fast zog sie sich hin. Erzbischof Dietrich hatte ein gewaltiges Heer gesammelt aus sächsischen und böhmischen Söldnern. Zahlreiche Fürsten, Herren und Städte halfen ihm. Soest hatte nur wenige Freunde. Da kam es zu einer gewaltigen Schlacht am Freitag nach St. Peter und Pauls Tag. Der Erzbischof beklagte 1528 Tote, doch die Soester schlugen trotz ihrer geringen Zahl den Sturm ab. Im Frühjahr 1449 kam der Friede zustande. Des kölnischen Erzbischofs und der rheinischen und Westerwälder Ritterschaft Mühen war umsonst gewesen. Soest blieb bei Cleve.

Heinrich III. von Sayn und sein Sohn.

In der Sakristei der alten Abteikirche zu Sayn befand sich einst eine ungeheure Statue. Heinrich III., den letzten Grafen des alten Sayner Geschlechtes, den die Geschichte den Großen nennt, stellte sie in natürlicher Größe dar. Etwa 7½ Fuß in der Länge maß das Bild. Vor dem Grafen stand sein Kind, auf dessen Haupt seine Rechte ruhte.

Der Knabe war der einzige Sproß, den ihm seine Gemahlin Mechtildis geschenkt, den er liebte, an dessen Tode er aber vermöge seiner ungeschlachten Körperkraft selbst schuld war.

Mit seinen Reisigen kehrte er von langer Kriegsfahrt heim. Ins Sayntal war ihm die Kunde von seiner Ankunft vorausgeeilt. Ihm entgegen eilten seine Gemahlin und sein zartes Söhnlein. Sich freuend über des Vaters Ankunft lief ihm das mit ausgebreiteten Armen entgegen. Auch der Vater freute sich. In seiner Freude wollte er den Stammhalter auf den Arm nehmen. Aber die gewaltige Hand, die nur gewöhnt war, das 25 Pfund schwere Schwert zu meistern, griff so hart zu, daß unter ihrem harten Drucke die zarte Hirnschale des Kindes zerbrach. Damit hatte er sein ganzes Geschlecht vernichtet.

Das gewaltige Schwert Heinrichs wurde noch lange auf Ehrenbreitstein aufbewahrt, bis Erzbischof Karl Kaspar es dem Grafen Salentin Ernst von Manderscheid und Blankenheim verehrte.

Adam und Eva in der Ritterburg.

Eines Grafen von Sayn Gemahlin war eine rechte Evastochter und wollte es nicht gesagt haben. Vielmehr wußte sie sich nicht genug zu tun im Schimpfen über ihre Urmutter. Die sei doch ein recht neugieriges, vorwitziges und dummes Weibsbild gewesen, als sie wegen eines lumpigen Apfels ihr ganzes Glück verscherzte. Der Graf aber kannte sein Ehegespons zu gut und wußte, daß sie es an Evas Stelle nicht anders gemacht hätte. Als er ihr das sagte, fuhr sie böse auf. Nie und nimmer hätte sie das getan, ihrem Herrn Gemahl lieber eine gesalzene Ohrfeige gegeben, obwohl sich das für Frauen nicht schickt. Der Graf lächelte ungläubig, was sie noch mehr in Harnisch brachte. Beweisen wollte sie ihm das, er möge nur einen Versuch mit ihr anstellen.

Gesagt, getan. Draußen auf dem großen, schönen Burghofe, wo am Rande des Brunnens eine schattige Linde ihre Krone reckte, war eine garstige Pfütze. Die war beim Wasserholen entstanden, und die Gräfin mußte immer einen großen Bogen um sie herum machen, ging sie von dem herrlichen Lugaus ins Burghaus und wollte sich dabei ihre schönen weißen Schuhe nicht beschmutzen.

Darauf wies sie der Graf und gebot ihr, während ein heimliches Lächeln um seinen Mund zuckte, ja nicht dahinein zu treten. Das war ihr sonst so selbstverständlich gewesen. Aber ging sie nun vorüber, so war ihr so eigentümlich zu Mute. Die Pfütze spiegelte gar lustig ihr Bild zurück. Der Schloßbrunnen plätscherte, als ob er sie höhnte: „O, du zimperliche Jungfrau!" Und der Vogel im Lindenbaum schien zu singen: „Tritt hinzu! Tritt

hinzu!" Selbst der Schloßhund bellte: „Was liegt daran! Was liegt daran!" Gar eilig suchte sie an der Pfütze vorbeizukommen, und immer gelang ihr das auch.

Einmal aber waren die Lockungen doch zu stark. Die Sonne lachte so lustig in den Burghof und malte auf der Pfütze die krausesten Kringel, und die war auch gar nicht so schmutzig als sonst. Schaute sie hinein, so gab sie ihr Bild so fein und sauber zurück wie der glatteste Spiegel. Der Fink in der Linde sang eifriger denn jemals: „Tritt herein! tritt herein! Die Schuh sind dein!"

Da konnte sie sich's nicht länger versagen. Das klare Wasser konnte ihre Schuhe ja kaum schmutzig machen. Mitten in ihr Spiegelbild trat sie. Und als sie ihre Füßchen herauszog, waren die Schuhe doch schmutziger, als sie erwartet. Eilig wollte sie herüber in ihre Stube laufen. Aber der Graf hatte oben an einer Fensternische gestanden.

„Ei, ei, Eva!" lächelte er, als sie flink an ihm vorbeischlüpfen wollte, und faßte sie an den Händen. „Zeig' deine Schuhe! Die sind ja schmutzig. Bist du denn nicht an der Pfütze vorbei gelaufen?"

Beschämt schaute sie unter sich, und ein glühendes Rot flog über ihr Gesichtchen. Der Graf ließ sie forthuschen. Nie erinnerte er sie mehr an den Vorfall. Nie aber schimpfte sie auch mehr über ihre Urmutter.

Des Saynischen Ritters Brautfahrt.

Die Ritter der Burg Sayn waren geachtet und geehrt weit und breit, auf dem Westerwalde und an den Ufern des Rheins. Wohl geübt im Waffenspiel gingen sie überall aus den Turnieren als Sieger hervor, wohin sie nur kommen mochten. Auch einer von ihnen, der den Namen Eisenhand führte. Und trotz seines Glückes in Kampf und Spiel konnte er nicht froh werden, denn es bewahrheitete sich bei ihm schon das alte Westerwälder Sprichwort, daß dem, der Glück im Spiel habe, solches in der Liebe fehle. So oft schon hatte er bei den Rittertöchtern angeklopft, deren Burgen, wie die seine, hinabblickten auf des Rheines silberne Flut. Aber immer hatte man ihn abgewiesen. Und so gerne hätte er auf seiner Burg eine Frau gehabt. Das stimmte ihn recht traurig, und manchmal saß er sinnend an seinem Fenster und schaute hinaus mit traurigen Augen. Ein Glück für ihn, daß seine Einsamkeit durch die Tage frischfröhlicher Kämpfe unterbrochen wurde.

Zu einem solchen hatte er wieder einmal Einladung erhalten. In der Ebene von Frankfurt sollte das Turnier stattfinden. Am frühen Sommermorgen war es, da er an der Spitze seiner Knechte das stille Sayntal aufwärts ritt. Gar fröhlich sangen die Vögel, murmelte der Saynbach, Eisenhand, der anfangs recht trübselig seines Weges ritt, wurde heiterer gestimmt.

Als er gerade um eine Wegebiegung ritt, sah er da auf der Straße vor sich ein kleines, graues Männlein gehen. Das hatte gar schwer an seinem Sacke zu schleppen. „Wohin des Weges?" rief ihm Graf Eisenhand zu. „Noch weit", entgegnete das Männlein, und bescheiden fragend setzte es hinzu: „Würdest du nicht meinen Sack ein Stück Weges mitnehmen?" „Dich mit, kleiner Mann!" rief lachend der Reiter, und flugs waren Sack und Männlein auf dem Gaul. Weiter ging der Ritt durchs Sayntal, die Hohe Straße entlang bis Limburg und über den Taunus. Als sie in die Nähe der Burg Falkenstein kamen, wisperte das Männlein: „Laßt mich herunter, Herr Ritter, ich bin daheim." Der Ritter hielt an und ließ den Kleinen auf die Straße. Auch seinen Sack warf er ihm nach. Denselben aufpackend verschwand das Männlein eilig in den Felsenklüften mit vielem Dank.

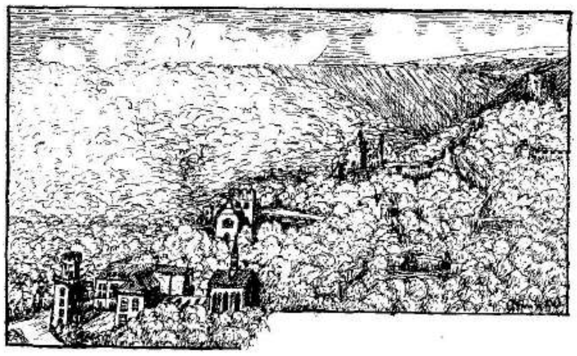
Die Reiterschar setzte ihren Weg fort bis gen Frankfurt. Das war ein gewaltiges Fest, das dort gefeiert wurde. Von Rhein und Main, von Taunus und Westerwald, von Hunsrück und Odenwald waren die Ritter herbeigeströmt. Manches Treffen wurde geschlagen. Mancher sank vom Pferde in den Sand, manche Lanze splitterte. Der siegreichsten einer war der Herr der Sayner Burg. Mehr als 10 Lanzen hatte er zerbrochen, mehr als 6 seiner Gegner vom Pferde geworfen. Ihm jauchzte man zu, wohin er kam. Und die schönste der Rittertöchter überreichte ihm zum Schlusse des Festes den Siegerkranz mit leuchtenden Augen und lächelndem Munde. Und in die Augen der Schönsten hatte Ritter Eisenhand allzutief hineingesehen, an ihrem roten Mund zu große Freude gehabt. Die schönste aber von allen war keine andre als die vom Taunusschlosse Falkenstein. Sie mußte seine Frau werden und mit ihm ziehen ins Sayntal.

Gar erstaunt blickte des Fräuleins Vater, als er schon am Abend zu ihm trat mit der Bitte: „Deine Tochter gib mir zur Frau." Gar erstaunt war auch der Ritter, als ihm zur Antwort wurde: „Die sollst du haben, wenn du zu Roß in meiner Burg einreitest." „Nichts leichter als das, dachte der Sayner und ging fröhlich in seine Herberge. Dort aber sollte seine Fröhlichkeit bald schwinden. „Keiner kommt da hinauf, so steil ist der Berg. Da muß er schon fliegen können wie ein Falke. Ein Reiter muß auf halbem Wege umkehren." So erzählten ihm die Ritter.

Ganz niedergeschlagen saß er abends auf seinem Bettrande. Da stand plötzlich das Männlein vor ihm. „Wie kommst du hierher?" fragte ihn der Ritter, „und was willst du?" „Dir helfen", sagte der Kleine, „denn du hast mir auch geholfen. Ich habe vernommen, was der Herr meiner Burg dir aufgetragen und will dir helfen, es ausführen. Reite nur getrost nach Falkenstein. Das Heer meiner Genossen, die mit mir in den Felsen hausen, wird dir den Weg hinauf bahnen." Noch etwas wollte der Ritter sagen, aber kein Männlein war mehr zu sehen.

Ganz früh am andern Morgen rüstete sich Ritter Eisenhand zur Heimfahrt voll froher Hoffnung. Als er aber den steilen Burgberg erblickte, sah er da mit Schrecken hinauf. Doch im Gebüsch glaubte er eine Stimme ,u hören: „Reit' zu!" Und er ritt. Bis in die Mitte des Hanges kam er. Da schien aber sein Roß schier ermattet zu sein. Aus allen Poren lief ihm der Schweiß wie Wasser, und zuletzt blieb es zitternd stehen. Nun aber erblickte er einen frisch in den Felsen gehauenen Weg. Der führte in weitem Bogen bergan, leicht und bequem. Den ritt er weiter und stand bald vor dem Burgtor. Keck pochte er mit seinem Schwertknauf daran, und seiner Knechte einer stieß hell ins Horn. Da schauten der Falkensteiner und seine Tochter zum Fenster hinaus und wunderten sich nicht wenig über des Sayners Ankunft.

Doch die war nicht unwillkommen, und niemand mehr verweigerte ihm die Hand der schönen Rittersiochter. Diese zog vielmehr gerne mit ihrem Gemahl in die Burg im stillen Sayntal.



Sayn.

Die Sayner Pestkapelle.

In dem alten Dorfe Sayn stand eine Kapelle. Dem heiligen Sebastian war sie geweiht. Im Volksmunde hieß sie allgemein die Pestkapelle.

Im Jahre 1666 wütete im Rheintal die Pest. Ganze Dörfer raffte sie hinweg. Auch in das Dorf Sayn griff sie mit tötlichem Finger. Aus jedem Hause zog sie grausam ihre Opfer. In die Abteikirche strömten die Scharen, durch Gebet den Tod abzuwenden. Doch die Zusammenkünfte daselbst erhöhten die Gefahren der Ansteckung. Die Kirche wurde geschlossen. Unter freiem Himmel hielt man Gottesdienste ab. Da rief der Pater Tillmann Baldens seine Gläubigen alltäglich mehrmals zusammen. Doch auch ihn verschonte die Pest nicht. Ehe er hinüberging, bat er die Gemeinde, an der Stelle, da er ihnen das Meßopfer darzubringen pflegte, ein Kreuz zu errichten. Die Gemeinde tat mehr. Zum Gedächtnis an ihren Geistlichen, errichteten sie eine Kapelle. An ihr erblickten noch lange nachher die Bewohner Sayns in der Nacht des Allerseelentages einen Zug von weißen schwebenden Gestalten, die Geister der an der Pest Gestorbenen, voran der Priester. Sie trugen brennende Lichter in den Händen und sangen Totenlieder.

Das Bild des heiligen Blasius in Sayn.

In der Sayner Pestkapelle befand sich eine Statue des heiligen Blasius. Ein Frevler, der Sohn eines saynischen Bürgers vergriff sich einst daran. Die Sage hat, obgleich es vor „unfürdenklichen Zeiten" sich ereignet haben soll,

selbst seinen Namen allen zum warnendem Beispiel bewahrt. Georg Wagner soll er geheißen haben.

Aus Übermut oder Haß nahm er, als er einst an der offenstehenden Kapelle vorüberschlich und der Abend schon in den Bergen hockte, das Heiligenbild von seiner Stelle. Ungesehen kam er an den Bach und warf es da hinein, daß die Wellen rauschend über ihm zusammenschlugen. Rasch entfloh er, aber unwiderstehlich zog es ihn immer wieder an die Stelle seiner Untat. Und nicht lange nachher, als im Sayntal der Schnee taute und der Bach große Wassermassen führte, da zog es ihn wieder genau an die Stelle, da er das Heiligenbild hineingestürzt. Die Wasser unten rauschten und grollten. Lag es noch da unten? Genauer zu sehen, stellte er sich hart an das Ufer. Da rutschte sein Fuß, und in den Wellen fand er den Tod, gleich bei der Brücke, welche Kurfürst Johann Hugo 1708 von Grund auf neu bauen ließ.

Michel Mort.

Als mit Heinrich III. das alte Sayner Grafengeschlecht zu Grabe getragen wurde, gab seine Gemahlin Mechthildis die Saynischen Besitzungen nach dem Willen des Verstorbenen an den ältesten Sohn der Schwester Heinrichs, Adelheid, den Grafen Johann von Sponheim. An dessen Bruder Simon fielen Teile der Grafschaft Sponheim und auf dem Westerwalde Selters und Marsayn. Dessen Söhne teilten das Erbe, und der zweite von ihnen, Heinrich, verkaufte das Seine an den Erzbischof von Mainz 1278. Graf Johann war damit nicht einverstanden und tat alles, den Kauf rückgängig zu machen. Darüber wurde er der Mainzer Kirche offener Feind und schädigte sie, wo er konnte. In mancher Fehde hat er mit ihr gelegen. So auch bei Genzlingen, unweit Kreuznach.

Das war ein heißer Tag, an dem Graf Johann um ein Haar in feindliche Gewalt geraten wäre, wenn nicht in den Reihen seiner Kämpfer der Michel Mort gestanden hätte. Der war ein Metzgergeselle aus Kreuznach, ein tapferer und kühner Bursche, hatte oft Blut gesehen und fürchtete den Teufel nicht. Auch an diesem Tage hatte er wie ein Löwe gekämpft. In die dichtesten Haufen der mainzischen Scharen hatte er sich gestürzt mit dem Rufe: „Hie Sayn, hie Sponheim." Mehr als 20 Erzbischöfliche hatte seine scharfe Klinge gemäht, als er sich in ihre Reihen einen blutigen Weg bahnte. Doch der Feinde waren zu viel. Von ihrer Zahl überwältigt, die Füße verwundet, sank er zu Boden. Doch es gab für ihn keine Zeit der Rast. Von allen Seiten drangen die Rächer auf ihn ein. Da erhob er sich auf die Knie. Sein Schwert faßte er aufs neue. Aufs neue begann Michel zu kämpfen. Wieder hatte er eine Zahl seiner Feinde niedergestreckt und manchem Wunden geschlagen. Da schien sein Arm zu erlahmen. Doch zu früh wars noch für ihn. Denn er sah, wie die Feinde neben andern Rittern, dem Rheingrafen, dem Grafen von Leiningen, dem von Vaihingen auch Johann von Sponheim, seinen Herrn, umringten und gefangen nahmen.

Da riß es den Tapfern auf die wunden Füße. Mit andern Kreuznachern warf er sich auf den Feind. Und die kühne Tat gelang. Sponheim fand mit

ihrer Hilfe aus dem Getümmel einen Ausweg auf schnellem Renner. Aber kaum war das geschehen, da traf eines Mainzers Schwert das Haupt des tapfern und treuen Michel. Tot sank er hin, während seine Genossen die Flucht ergriffen.

An der Stelle, da er den Tod gefunden, errichtete man dem gefallenen Helden ein Denkmal, das sein Bild zeigte. Das Feld, darauf er niedersank, nannte man das Michel-Mortsfeld. Jeder Kreuznacher ist stolz auf seinen Helden. Auch auf dem Westerwald wurde er geehrt, insbesondere in der Grafschaft Sayn, wo man heute noch seiner gedenkt.

Michel Mort hatte auch in friedlichen Zeiten schon manchmal am Hofe seines Herrn, des Grafen von Sponheim, seine Stärke bezeugt.

Auf der Burg Sayn ging es einst hoch her. Des verstorbenen Grafen Heinrich Schwester hatte mit Gottfried II. von Sponheim den Bund fürs Leben geschlossen. Jubel füllte die Burgmauern, Jubel das ganze Sayner Land. Aus allen Gauen fanden sich die Freunde des mächtigen Geschlechts ein, das Fest feiern zu helfen. Noch selten hatte der weite Hof der oberen Burg solche Pracht und solchen Prunk gesehen. Um den Brunnen unter schattiger Linde schlangen holde Frauen ihre Reigen, auf dem ebenen Plan vor dem hohen Torbogen, das den Saynischen Löwen trug, stürmten die Ritter mit eingelegten Lanzen aufeinander ein. Mancher Speerschaft splitterte. Mancher Gegner sank in den Sand. Und manches neue Blatt flocht der eine oder andre in seinen Ruhmeskranz. An den Tischen im Herrensaal, die sich bogen von köstlichen Speisen und Getränken, kreisten gar fröhlich die Becher.

Am fröhlichsten aber von allen war das gräfliche Paar, Gottfried und seine Gemahlin, schön Adelheid. Als noch der Wein die Laune hob, da ging gar fröhlich Gespräch an der Tafel um. Von Kraft und Stärke sprach man, wie sie Graf Heinrich bewiesen und Graf Eisenhand, sein Vorfahr, der zwei Jahrhunderte früher gelebt, derer sich auch alle die starken und ritterlichen Gäste in der Runde rühmten. Am meisten wußte davon der Schloßherr zu berichten. Doch nicht nur von der Stärke eines Ritters erzählte er, sondern auch von der seines Schildknappen, den er aus Sponheimschem Gebiet mitgebracht, Michel Mort, dem Kreuznacher.

Um die Lippen der Helden, die sich zur Stunde doppelt stark fühlten, spielte spöttisches Lächeln. Desto mehr pries Graf Gottfried seines Knappen Kraft. Jeden der Herren vermöge er in den Sack zu stecken. „Ein Fuder Monziger Wein, vom besten, gilt die Wette! Wer wagt's?"

Die Herren machten eigentümliche Augen. Beleidigt wollten die einen schmollen, darüber, daß man sie mit einem Knecht verglich. Lachend meinten die andern, das Stück sei zu wagen. Der Graf von Isenburg erhob sich. Eine Hünengestalt. Er galt längst als der Stärksten einer. Den Handel mochte er wohl wagen, er, dem sich so leicht kein Ritter entgegenzustellen wagte. Des Isenburgers Vetter, ein Herr von Kobern, wollte nicht hinter ihm zurückstehen, und vier andere folgten. Ein Fuder Wein konnte man nicht alle Tage verdienen.

Den Schildknappen ließ der Graf hereinrufen. Ein Kerl wie ein Turm ständ, sich verneigend, seinem Herrn gegenüber. Der Herren Herzen begannen leise zu zittern. Doch des Gegners Bescheidenheit hemmte den raschen Schlag derselben. „Er wisse wohl", sagte er, „mit hohen Herren sei nicht gut Kirschen essen, aber dem Befehl seines Herrn müsse er gehorchen, denn er sei leibeigen." Die Kampfregeln wurden bestimmt, und jeder der Ritter gelobte, dem Knappen nichts Böses nachzutragen, ihm vielmehr 3 Goldgulden zu geben.

Und nun begann der Kampf. Im Kreise rundum standen die Ritter und Damen, begierig, der Wette Austrag zu sehen. Der Isenburger trat zuerst auf. Wie mit Zangen faßte er den Knecht. Kraftvoll entwand sich der seinen Umarmungen. Der Boden dröhnte vom Stampfen der beiden Ringer. Des Ritters Atem keuchte. Gespannt starrte die Menge. Da — ein Ruck, und er lag am Boden, und ein Sack zog sich um ihn, bis er ganz darin steckte. Oben hielt ihn der Schildknappe zu, schüttelte und rüttelte, als ob er Körner verstauen wollte. Ein schallendes Lachen schwoll durch den Saal, ein Lachen, das auch nicht aufhörte, als Michel den Gefangenen alsbald wieder aus seiner engen Haft befreite.

Indessen verstummte es rasch, als der zweite Gegner auftrat, der es nicht ertragen konnte, daß sein naher Verwandter solche Niederlage erlitten. Mit Ungestüm sprang er den Knappen an. Doch wie ein Baum stand der. Wild fielen die Schläge, doch keiner traf. Da wurde wie mit Blitzesschnelle des Ritters Leib von eisernen Armen umschlungen, gepreßt, daß er vor Schmerz hätte schreien mögen. Kaum vermochte er es, sich zu besinnen, da war schon der Sack um ihn gezogen. Und ob er in ihm noch so sehr zappelte und zerrte, er wurde dadurch nicht wieder frei. Lauter scholl das Lachen.

Auch der dritte Gegner versuchte den Kampf. Auf des Schildknechts Mattigkeit baute er. Doch dessen Kraft war ungebrochen. Da versuchte der Ritter mit List, den Gegner zu Fall zu bringen. Michel vergalt Gleiches mit Gleichem. Er hob plötzlich des Ritters Fuß auf, so daß dieser mit dumpfem Schlage zu Boden fiel. Als er sich wieder erhoben, meinte Michel: „Nun wollen wir ehrlich kämpfen!" Und in ehrlichem Kampfe nahm er den Ritter unter den Arm und steckte ihn in den Sack.

Der Mut der anderen war gebrochen. Bereitwilligst kamen sie und erlegten ihre Goldgulden. Michel aber nahm sie und trug sie wie Federn durch den Saal, tanzte mit ihnen um die Tafel, daß alles laut jubelte. Der Jubel aber vertrieb auch der Besiegten Unmut, so daß sie mit einstimmten in das Lachen und es freimütig anerkannten, Michel Mort sei der stärkste im ganzen Westerwald und über ihn hinaus. Versöhnend reichten sie ihm die Hand, als er sie kniend um Verzeihung bat, daß er gegen so edle Herren so etwas getan habe und ihnen versprach, nie in seinem Leben wieder so zu tun, wie er jetzt auf seines Herrn Befehl gehandelt. Der aber führte den Knappen mitten in den Rittersaal und erklärte ihn für einen freien Mann. Auf dem Westerwald nennt man noch heute jeden, der tapfer ist, wie er, einen Morts-Kerl, und wo einer einen andern bezwingt mit rascher Hand, da sagt man: „Er steckt ihn in den Sack!"

Der Schatz von Grenzan.

Als in wilden Kriegszeiten auch durch die stillen Westerwaldtäler rauhe Kriegshorden zogen, da flüchteten die Bewohner der Burgen und bargen ihre Schätze in heimliche Verstecke. So auch die Ritter von Grenzau. Zur Zeit des 30jährigen Krieges, als die Schweden die Burg bedrohten, da brachten die Burgbewohner den Burgschatz in einer mächtigen, mit starken Eisenbändern beschlagenen Kiste fort. — Unweit der Burg, zwischen Hilgert und Grenzhausen lag ein tiefes Loch, da hatten die Grenzhäuser und Grenzauer Euler ihren Ton gegraben, aus dem sie feine Bierkrüge und schwere Humpen herstellten, aus denen die Schweden den Wein des Grenzauer Grafen sich gut schmecken ließen. Da hatte sich Wasser angesammelt, das den Ton aufweichte. Als sie nun die schwere Kiste dahinein rollten, versank diese immer tiefer im weichen Ton. Später mochte man noch so tief graben nach ihr, keine Spur war mehr davon zu finden.

Daß sie aber noch da war, daß bezeugte ein großer schwarzer Hund, der mit glühenden Augen dort saß und Wache hielt. Einmal ging ein Hilgerter Mutzebäcker dort vorbei. Da kam der Hund auf ihn zu, leckte ihm freundlich die Hand, und winkte, ihm zu folgen. Der Mann ging mit ihm an das Loch. Als er da hineinschaute, glaubte er, aus dem weißen Ton, die dunkle Kiste ragen zu sehen. Andern Tages ging er hin, sie auszugraben. Viel Ton holte er aus der Tiefe. Den knetete er, und auf der Drehscheibe formte er Töpfe und Krüge daraus. Aber wie lange er auch grub, die Kiste fand er nicht. Doch die Krüge, die er für gutes Geld verkaufte, brachten ihm soviel ein, so daß er auch so wohlhabend und gar reich wurde.

Der Weisenstein bei Grenzau.

Von Grenzau aus bergwärts heißt's auf einsamer Höhe „Am Weisenstein". Vergebens sucht das Auge das Mal, das der Stelle den Namen gab. Es ist versunken wie die Zeit, an die es erinnert, die Zeit, da hier oben eine gemeinsame Malstätte im Engersgau stand, gemeinsam für 4 Herren, deren Grundbesitz rundum sich breitete nach den vier Himmelsrichtungen. In den Bergen zum Rheine herrschte Sayn, östlich lag Trierisches Gebiet, im Umkreis der Burg im Hang der Brexe und überm Berg im Sayntal gebot Isenburg und talüber auf der Höhe war wiedisches Land. Wo die Herrschaften sich trafen, da ragte der „Weisenstein", der „Vierherrenstein", ins „Vierherrenland".

Zum Gericht, zum „vierherrigen", waren einst die Gaugenossen aufgeboten. Wohl hundert ihrer waren hinaufgestiegen. Galt es doch, in wichtiger Sache Recht zu sprechen. Was war geschehen?

Durch den heiligen Götterhain, da rauschend die Donareichen standen, war der Fremdling gegangen. Derselbe, der in der Kutte auf ihren Höfen erschienen war, ihnen eine neue Lehre zu künden, die Lehre von dem jungen, heldenhaften Sohn Allvaters, der zur Erde herabgestiegen, den Menschen die Liebe, das Wohltun, das Mitleid und Erbarmen zu bringen. Als feindlichen Späher hatte man ihn hier und da fortgejagt. Nun hatte er es trotzdem gewagt, den heiligen Hain zu entweihen.

An dem Weisenstein stand der Gaugraf. Das Schwert lag vor ihm.

Knechte zerrten den Missetäter herbei. „Bei Stein und Gras und Rain" sollte er gerichtet werden nach Gaurecht. Erwartungsvoll standen die Männer rundum. Schon hatte der Gaugraf das Schwert erhoben zum Rechtsspruch. Der Frevler soll sterben.

Da — welch seltsames Ereignis! Hoch über dem Gaumal in blauer Luft schwebte majestätisch ein Adler. Langsam senkte er sich nieder über der Walstatt. Erstaunt schauten die Männer. „Sandten die Götter den Aar hernieder? Will Wodan unserm Spruch Einhalt tun?" So standen sie und staunten.

Der Mönch aber trat zum Vierherrnsteine. Seine Stimme erhob er und erzählte dem aufhorchenden Volke mehr von dem Sohne Allvaters. Erzählte ihm, wie sie den König am Kreuze getötet hätten in grausamer Weise, wie aber aus seinem Blute neues Leben gesprossen. Und die Umstehenden lauschten seinem Wort. Der Gaugraf ließ das Schwert sinken, denn Wodan strafte den Frevler nicht. Wodans Lehre mußte Trug und Wahnsinn sein, aber im Kreuze Heil und Segen erblühen.

Unter der Kutte hervor zog der Fremde eine blanke Axt. An der Eiche Stamm am Weisenstein legte er die blanke Schneide. Hieb auf Hieb scholl. Starren Auges standen die Männer. Erwartend. Donars Blitzstrahl würde den Frevler treffen, meinten sie. Doch Donar schwieg auch jetzt, und sonnig und klar weitete sich der Himmel über dem Brextal. Als krachend die Eiche sank, wanderte die Schar hinab ins Tal. Eine Kirche zimmerten sie, und ein Kreuz richteten sie auf. Vor dem Taufbecken knieten sie —, entsagten allen „Teufelswerken und -worten", entsagten „Donar und Wodan und allen Unholden, die ihre Genossen sind."

Am Vierherrenstein aber sproß aufs neue eine Eiche aus Westerwälder Boden, an derselben Stelle, da einst der Götterbaum stand.

„Sie ist emporgewachsen
wo Wodans Eiche stand.
Vom „Weisensteine" weiset
sie weit ins Vierherrnland."

Die Grenzauer Fehde.

In Coblenz herrschte in früheren Zeiten eine eigenartige Sitte. Am Freitag nach Ostern wurde in der Liebfrauenkirche daselbst ein feierliches Seelenamt gehalten. Nach dem Gottesdienst fand eine Prozession statt. Durch alle Straßen ging der Umzug. Sieben Kirchen besuchte er; Magistrat und Geistlichkeit, die Priester des deutschen Ordens und die Bürgerschaft nahmen an ihm teil. An der Ecke der Mehlgasse trat ein Bürger auf den Stein, symbolisch bekleidet mit einem roten und einem blauen Strumpfe. Dem versammelten Volke legte er den Zweck der Andacht und des Umzugs dar. Diese Feier galt dem Gedächtnis der Coblenzer, die in den Westerwaldbergen zu Ehren ihres Erzbischofs, des mächtigen Balduin von Trier, ihr Leben gelassen.

Lange ist das indessen schon her, fast 600 Jahre und doch lebt das Ereignis noch heute im Volke.

Zu der Zeit war es, da in deutschen Landen 2 Kaiser sich um die Krone stritten, Karl IV. und Ludwig der Bayer. Durch des Trierer Erzstiftes Wohlwollen war in Karl IV., Balduins Großneffen, den Deutschen ein neues Oberhaupt geschenkt worden. Die Koblenzer, dem Trierer Erzstift treu ergeben, sahen das gerne und setzten sich ganz für ihn ein. Nicht einverstanden mit diesem Kaiser war der Erzbischof Heinrich von Mainz, und außer ihm waren manche Westerwälder Fürsten, darunter Westerburg, Isenburg, Wied und Grenzau seine Gegner. Sie hielten treu zu Ludwig dem Bayern. Manche Fehde wurde ausgefochten, und der Westerwald hörte gar häufig Schwertgeklirr und Pferdegetrapp. Der Westerwaldboden mußte manchen Tropfen Blut trinken. Nie aber soviel als am 20. April 1347.

In den Jahren vorher hatte Balduin die Burg Grenzau eingenommen. Trierische Soldaten hielten sie besetzt, ein trierischer Amtmann besaß eine Hälfte derselben als bleibendes Eigentum und maßte sich dieselben Rechte an als der Burgherr selbst. Das war dem auf die Dauer unerträglich, und hilfesuchend wandte er sich an seine Freunde und Verwandte nach Wied, Isenburg und Westerburg. Besonders Reinhard von Westerburg, „ein gar edler Ritter, von Sinn, Leib und Gestalt", war sofort bereit, wo es galt, etwas gegen Karls Freunde zu unternehmen. In gemeinsamer Kriegsfahrt warfen sie den trierischen Burgvogt samt seinen Mannen hinaus. Durch die Hänge des Brexbachtales flohen diese in eiliger Flucht, bis sie nach Koblenz kamen.

Das Schicksal der Vertriebenen rührte die guten Koblenzer, und ihre Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem Erzbischof schwellte ihre Herzen mit hohem Mut, und nichts hielt sie zurück, die Tat der Westerwälder zu rächen. 800 Mann sammelten sich. Nur ein leichter Spaziergang sollte es werden. Mit Haselstöcken, die unterwegs wuchsen, wollte man die Feinde versohlen. Waffen brauchte man nicht. Einige, die solche mitgebracht, warfen sie sogar weg. Siegen, meinte man, könne man ohne solche, und eine besondere Tracht Prügel sollte der Westerburger erhalten. Dafür auch, daß er ihnen so oft Schiffe und Waren weggenommen.

Bei Vallendar ging's die Kirchhohl hinauf und in die Wälder des „Gumschlag", nicht weit von Höhr und Grenzhausen. Über die Berge noch, und dann wollte man Grenzau mit Leichtigkeit stürmen. Sorglos zog man dahin. Nicht in geschlossenen Haufen, wie man damals in den Kampf ging. Truppweis marschierte man in fröhlichem Geplauder zur Schlacht, wie zu sommerlicher Landpartie, wie zu froher Kirmes.

Diese Sorglosigkeit der Koblenzer sollte schlimme Folgen haben. Reinhard von Westerburg hatte von einem Hügel aus das Herannahen der Feinde beobachtet. Allenthalben ins Gebüsch hatte er Knechte in den Hinterhalt gelegt. Und als die Koblenzer in ein Tal kamen, das rundum Wald umsäumte, ließ er ins Horn stoßen. Das war das Zeichen zum Angriff. Aus allen Büschen hagelte es Pfeile und vom Himmel Kolbenschläge, daß die Schädel krachten. Ein Morden war's wie nie zuvor. Obwohl keiner der Städter sich wehren konnte, gab keiner der Wäller Pardon. 172 Koblenzer starben dahin, unter ihnen die Besten der Bürgerschaft. 7 wurden gefangen genommen. Nur ein kärglicher Rest war es, der gehetzt und gejagt, den

Rhein wiedersah. Ein verbündeter Haufe von Andernach, dem auch Kunde von dem Koblenzer Vorhaben geworden war, wollte zur Hilfe kommen. Ihm stellte sich der Isenburger Ritter entgegen, schlug sie und jagte sie bis gen Unkel am Rhein. Andere Isenburger nahmen die Gelegenheit wahr und legten sich ins Kloster zu Rommersdorf, suchten es heim „durch Raub und Brand".

Große Trauer empfand Balduin über die Niederlage und den Tod seiner Getreuen, die ungeheißen, einzig im Eifer für ihren Herrn gehandelt hatten. Die Gefangenen, die noch im Verlies zu Grenzau schmachteten, befreite er. Er mußte tief in den Beutel greifen. Ein Lösegeld von 6000 Goldgulden erst sprengte die Kerkertüren. Für die Seelen aber der Erschlagenen ließ er in der Liebfrauenkirche am Tage des Unglücks die Messe lesen.

Im Wald aber droben im Gumschlag, wo man's am Bolushügel nennt, ist der Tonboden noch heute rot gefärbt. Das ist, so erzählt man, von dem Blut der Erschlagenen. Und wenn die Nacht dort in den Büschen hockt, geht es in denselben um. Männer ohne Köpfe und mit blutenden Wunden begegnen dann den Wanderern. Das sind die Geister der Koblenzer.

Die Schweden auf Grenzau.

Von der ehemals mächtigen Burg Grenzau im Brexbachtal stehen nur noch wenige Mauerreste und der dicke dreistöckige Bergfried. Ihn haben die Schweden nicht brechen können, als sie ihre Feldschlangen auf dem gegenüberliegenden Moorsberge auf der heute noch sichtbaren Schwedenschanze aufpflanzten. Und sie waren doch so erbittert auf den Besitzer des festen Schlosses, den Grafen Ernst von Isenburg-Grenzau, der ein echter Freund des Kaisers und der Katholischen war und als Feldherr sich manchen Ruhm erworben hatte. Die Mauern der Burg aber stürzten, und die Tore öffneten sich den wilden Scharen. Die raubten die Burg rein aus. Eine Anzahl echter Schnapphähne, die zwischen den Mauern zurückgeblieben, indes der Haupttrupp weitergezogen, eine andere Burg zu berennen, Herispach oder Hartinfels, machten sich's bequem. In die Burgkapelle drangen sie ein und entweihten diese mit Gesauf und Gespiel.

Der Burgvogt von Grenzau, der bei dem Sturm der Schweden in die wilden Klüfte des Brexbachtales geflohen war und sich dort mit Kind und Kegel versteckt hatte, bis die Luft sauber war, kam zurück. Mit ihm zu gleicher Zeit eine ganze Anzahl Grenzauer Knechte, die sich durch einen unterirdischen Gang geschlängelt, der Grenzau mit Isenburg verband. In dunkler Nacht erschienen sie in der Burg. Da sahen sie die Fenster der Kapelle erhellt. Neugierig schlichen sie näher und fanden da die ahnungslosen Räuber beim Würfel- und Kartenspiel. Mit Gewalt stießen sie die Tür auf, und ehe die Schweden sich besinnen konnten, waren sie von festen Händen ergriffen. Etliche wurden aus den Fenstern in die Tiefe gestürzt. Wenigen gelang es, zu entfliehen. In den Ställen und im Schloßgraben wurden sie ereilt und niedergestoßen. Sie gehen noch heute nachts dort oben um. Mitunter hört man ein heiseres Geschrei, das sind die Hilferufe der Herunterstürzenden.

IV. An der Wied.

Der Rauenstein bei Oberwambach.

Im schattigen Walddunkel bei Oberwambach liegt nicht weit von der Stelle, da einst eine Kapelle stand, die im vorigen Jahrhundert abgebrochen wurde, der Rauenstein, der einst ein Opferstein gewesen ist. Unter ihm und in seinen Rissen und Schluchten hauste in alter Zeit das Volk der Zwerge. Tagsüber wohnten sie tief unten in der Erde, aber nachts kamen sie hervor, und wehe dem der sich dann in der Nähe des Steines sehen ließ.

Davon konnte ein Schneider erzählen, der sich hierhin verirrt hatte. Den prügelten sie windelweich und warfen ihn schließlich den Felsen herunter, daß er jammernd davonlief, wochenlang mit blauen „Mälern" herumhinkte und nie mehr sich in die Nähe des gefährlichen Waldes wagte.

Der Schatz bei Neitersen.

Von Altenkirchen aus zieht die Wied in breitem Tale südwärts. Neitersen gegenüber liegt auf dem jenseitigen Bachufer der Weiler Kahlhardt. Dort stand in alter Zeit eine Ritterburg. Ernst und düster schauten ihre Zinnen und Türme aus dem dunklen Tannenkranze. Ernst und düster ging auch in ihrem Inneren das Leben seinen Gang. Kein fröhliches Lachen erscholl, keine Saite rauschte, kein Lied erklang. Stumm schlichen die Diener und Knechte in den finsteren Gängen. Trübe sah es auch in dem Herzen des Schloßherren aus, der einsam hier hauste. Eine geheime Schuld lastete auf seiner Seele, die ihn auch seiner Umgebung gegenüber verschlossen machte, die ihn ganze Nächte hindurch ruhelos die einsamen Zimmer des Schlosses durchwandern ließ bis zu der Kammer, da er unermeßliche Schätze gesammelt, an denen er sich aber auch nicht erfreuen konnte, weil an dem vielen Gold und Silber, das er besaß, Blut klebte.

Da erscholl der Ruf zur Kreuzfahrt durch die Berge des Westerwaldes. Ihm folgte auch der Ritter. Im Kampfe gegen die Heiden hoffte er alte Schuld sühnen und tilgen zu können. Ehe er hinauszog, suchte er jedoch seine Schätze zu bergen. Die letzte Nacht vor dem Abschied war es. Da hatte sich sein Auge nicht zum Schlafe geschlossen, aber auch einige Diener waren, mit den letzten Zurüstungen zur Reise beschäftigt, nicht zur Ruhe gekommen. Als sie einen Blick durch das Fenster warfen, sahen sie ihren Herrn mit einer Kiste und einem Spaten in den Burggarten hinuntersteigen. Ein tiefes Loch hob er da aus und ihre Späheraugen glaubten gesehen zu haben, daß er dahinein eine Kiste versenkte.

Andern Morgens ging's hinaus in die weite Welt. Still wurde es auf der Burg. Still blieb es auch all die Jahre hindurch, da der Schloßherr im fernen Osten weilte. Dann kehrten die Kreuzfahrer zurück. Der Ritter war nicht unter ihnen, denn er hatte im Kampf den Tod gefunden, wohl aber seine Knechte, die um das Geheimnis wußten. Den Schatz zu heben, kamen sie ins Wiedtal. Sie fanden die Burg jedoch verfallen und suchten vergebens zwischen den Trümmern. Der Schatz blieb auch ungehoben, als die Schrecken

des 30jährigen Krieges sich über den Westerwald wälzten und die Bewohner der Häuschen, die sich um die ehemalige Burg lagerten, schutzsuchend in die dichten Wälder flohen. Erst als der Krieg vorüber, die einzige überlebende Familie zurückkehrte, ihre zerfallene Hütte wieder aufzubauen, erinnerte sie sich auch des Schatzes und beschloß, ihn in der Johannisnacht zu heben.

An einem Hügel glaubte man den Ort gefunden zu haben, da er verborgen. Dort begann man, sobald es dunkel geworden, mit Eifer zu graben. Schon lag ein ganzer Berg von Erde und Steinen aufgeschichtet, da stieß man auf etwas Hartes. Das mußte der Schatz sein. Die Freude verdoppelte den Eifer der Grabenden. Da klang ihnen plötzlich eine furchtbare Stimme dröhnend ans Ohr: „Wen soll ich kriegen, den mit der roten oder mit der schwarzen Weste?" Sie schauten auf. Auf dem Erdwall stand eine weiße Gestalt. Mit hageren Händen griff die nach ihnen. Ein Schrei entfuhr einem. „Der Ritter! Der Ritter!" so gellte es durch die Nacht. Zu Tode erschreckt entflohen die Schatzgräber eiligst und wagten sich erst am hellen Tage wieder an die Stelle. Da aber fanden sie das Loch, das sie gegraben, wieder mit Erde gefüllt. Nun wußten sie, der Ritter bewachte seinen verborgenen Schatz und wagten es seitdem nicht mehr, ihn zu heben, so daß er noch heute in der Tiefe schlummern muß.

Die Rabenley.

Von Peterslahr bis Ehrenstein durchrauscht die Wied einen der romantischsten Teile ihres reizenden Tales. Felsen klettern den Hang hinauf, bilden die wunderlichsten Steingebilde, türmen gewaltige Bastionen, geschmückt mit dem Grün knorriger Eichen, umrauscht von stolzen Buchen. Die Felsenhöhle, die auf Ehrenstein hinab ins Tal schaut, heißt die Rabenley. Hinter ihr befindet sich ein freier Platz, der vor Zeiten von großen behauenen Steinen umgeben war. Damals war er der Hexenplatz. Das war zu der Zeit, als es noch hier und da im Tale und auf den Höhen Hexen gab. Die Rabenley hat damals manches traurige Bild gesehen, hat es auch gesehen, als hier die arme Kathrin aus dem Lahrschen den Tod fand.

Des Hirten Tochter von Heckerfeld war sie, ein armes Mädchen, aber ein fein Kind. Und darum hatte sie des reichen Müllers Einzigem das Herz umstrickt, daß er nimmer von ihr lassen wollte. Und darum war sie es auch, die die Kühe verhexte in des Müllers Stall, als man ihr den Sohn versagte, war sie es, die den Müleresel niederwarf, daß er kreuzlahm, keine Säcke mehr schleppen konnte, die das neue Wasserrad schief stellte, daß es nimmer laufen mochte, die die Heere von Ratten und Mäusen in die Mühle schickte, daß sie das Korn fraßen samt den Säcken.

Auf den Hexenplatz an der Rabenley hatte man sie durch den Gerichtsboten führen lassen. Im peinlichen Verhör, unter Weinen und Klagen, sich vor Schmerzen krümmend, war dort das Geständnis all dieser Schandtaten aus ihrem Munde gekommen. Und war auch da niemand, der sie hätte erretten wollen, auch nicht des Müllers Sohn. Fanden sich vielmehr, von des Müllers Geld gezogen, Zeugen genug, ihre Taten zu beweisen. Aber als sie das Todesurteil vernahm, da preßte ihr die Liebe zum Leben den

Widerruf auf die Lippen. Was half's? Es war zu spät, wäre aber auch früher umsonst gewesen.

Mit verbundenen Augen führte man die Ärmste an den Felsvorsprung. Sie sah nicht die gähnende Tiefe dort unten, ahnte sie nur an dem dumpf heraufrauschenden Wasser. Mit Gewalt stieß sie der Gerichtsbote hinunter. Ein greller Schrei brach sich an den Felsen, zitterte übers Tal, erstarb in der Tiefe. Von Fels zu Fels rollte die Ärmste. Scharfe Kanten zerbrachen ihre Glieder, röteten sich mit ihrem Blut, zerfetzten ihren Leib, bis der entstellt und zerrissen unten aufschlug. Eine gierige Rabenschar hob sich aus den Klüften und hielt ihr Mahl.

Manche Hexe hat noch an der Rabenley ihren Tod gefunden, — bis die letzte gestorben im Wiedtal. Dann aber verschwand die Einfriedigung des Hexenplatzes. Nur der Felsen hat seinen Namen bis heute behalten, obwohl er nicht m e h r der schwarzen Galgenvögel beherbergt als die andern Berge der Wied.

Das Kreuz im Walde bei Epgert.

An der Straße von Willroth nach Bertenau stehen am Grabenrande noch einige alte Steinkreuze. Die Inschriften sind verwittert und erloschen. Wahrscheinlich sind vor langen Jahren hier Menschen ums Leben gekommen, denen zu Ehren man die Steine setzte, an der Stelle, da sie den Tod fanden. Nicht weit von diesem Ort soll mitten im Walde vor Jahren auch noch ein Kreuz gestanden haben.

Ein Bote war mit einer erheblichen Geldsumme im Auftrage des kurfürstlichen Amtmannes von Oberwied unterwegs und mußte diesen Weg gehen. Da wurde er von 2 Räubern überfallen und seiner Barschaft beraubt. Weil er sich nach Kräften wehrte, erschlugen sie ihn. Gerade, als er über sich den Todesstahl blitzen sah, flog eine Waldtaube durch die Bäume. Der Sterbende rief sie als Zeuge der Untat an. Dann verhauchte er sein Leben. Die Räuber aber gingen ihres Weges. Am Abend kamen sie in den Brucher Hof, zwischen Horhausen und Flammersfeld, und verlangten zu essen. Der Wirt, der häufig solch Diebesgesindel beherbergte, trug ihnen gebratene Tauben auf. Als die angenehm duftend auf dem Tische vor ihnen standen, meinte einer der Räuber: „Die verraten uns sicher nicht!" Das hörte einer von den Gästen, die in der Wirtsstube waren, der in Diensten des kurtrierischen Amtmanns stand, dem der Hof unterstand. Er ließ die beiden Burschen festnehmen, und vor dem Richter gestanden sie ihre Tat. Am Galgen fanden sie ihren verdienten Lohn.

Die Kapelle zu den „drei Schlägen."

Von Neustadt führt die Straße bergan um die Basaltkuppe des Bertenauer Kopfes. Auf der Höhe erreicht sie Ferntal, das mit einigen umherliegenden Weilern eine Gemeinde bildet. „Zu den drei Schlägen" nennt man sie. In längst vergangener Zeit soll hier auf der Höhe eine große Schlacht geschlagen worden sein. Ob das im 30jährigen Kriege gewesen, ob in früheren Jahrhunderten, weiß man nicht. Jedenfalls war es ein blutiges Gemetzel, das sich dort auf den Höhen abspielte. Nicht weniger als 3 Heere kämpften da widereinander. In solchen Strömen floß das Blut, daß davon nicht nur südwärts der Fockenbach gerötet war, sondern auch die nördlich fließende Wied. Damals stand schon hart am Wege die Kapelle, die der heiligen Katharina geweiht war. Um sie herum tobte der Kampf am härtesten, fielen die Schläge am derbsten. An seinen Mauern sah man daher noch nach hunderten von Jahren die Blutflecken.

In der Kapelle stand damals auf dem hohen Altar ein Kreuz, an dem das Bild des Heilands hing. Ein gottloser Soldat zielte mit seinem Gewehr darauf. Seine Kugel traf den Gekreuzigten in die Füße. Eine entsetzliche Strafe traf den Frevler. Beide Beine faulten ihm ab.

Die Schweden und die Dreischläger Kapelle.

Die Schweden waren im 30jährigen Krieg auch in das stille Wiedtal gekommen. Die Kunde von ihrem Nahen hatte man auf der Höhe von Ferntal vernommen. Von der Sieg waren die Leute hierher geflüchtet und hatten viel erzählt von den Greueltaten der räuberischen Horden. Erzählt, wie sie eingefallen waren in die Bauerndörfer, in die Klöster und Kirchen, raubend, plündernd, mordend. Hatten erzählt, wie man sie um geringfügiger Ursachen willen geschlagen und mißhandelt, manche an den Beinen aufgehängt, daß sie tobsüchtig geworden, andern den Schwedentrunk verabreicht. Mit geängsteten Herzen hatte man von der Höhe nordwärts geschaut, hatte vor der Kapelle in andächtigem Gebete gelegen, Kinder und Alte, Männer und Frauen — bis drüben im Asbacher Lande ein Bauernhof nach dem andern aufflammte, — bis auch aus dem Wiedtal herauf die Schreie gehetzter Menschen drangen. Da gab es für sie keine ruhige Nacht mehr. Da lugte man allabendlich hinaus, ob nicht auch ihr Dörfchen vom Feind überfallen würde.

Wieder war ein Abend gekommen. Da dröhnten aus dem Tale herauf, wo die stolze Burg Ehrenstein auf hohem Bergsattel an der Mehrbachmündung lag, dumpfe Schläge. Das waren schwedische Feldschlangen, die alles töteten, wohin sie bissen. Und als man auf die Berghöhe stieg, von der aus man hinabschauen konnte, da füllte das Tal ein dichter Qualm. Nun wußte man, bald würden sie auch hier sein.

An der Kapelle drängte sich alles und lag in dichten Haufen im heißen Gebete. Es war ihnen auf einmal, als ob die Mutter Maria ihr Stammeln gehört habe. Ruhig ging man in die Häuser und schlief unbesorgt, wie man es lange nicht getan. Nur ein altes Mütterchen konnte den Schlaf nicht finden. Unruhig warf sie sich auf ihrem Lager, wachen Auges. Zum Gebete lagen ihre Hände gefaltet: „Schütze uns vor den Schweden!"

Horch, was war das? Klang da nicht die Glocke von der Kapelle mit lautem Schlage herüber? Ganz deutlich hatte sie es gehört. Noch lag sie horchend, da scholl ein zweiter Schlag der Glocke. Rasch stand sie auf und weckte ihre Leute. Verschlafen sprangen die auf und in die Kleider: „Was ist? Was gibt's" Da scholl deutlich und vernehmbar der dritte Schlag der Glocke allen ans Ohr. Und schon fragte keiner mehr, was es gäbe. Denn

drunten den Berg herauf hörte man's lärmend kommen, Waffengeklirr und wüstes Geschrei. Die Schweden! Die Schweden!

Rasch riß man die Ställe auf. Die Kühe trieb man hinaus, die Schafe und Schweine. Ostwärts in den dichten Wald barg man alles, barg man auch sich. Zeitig genug hatte die Glocke der Kapelle die Ankunft der Feinde angezeigt. Den ganzen Tag blieb man im Wald, und als man andern Tags heimkam, fand man die Türen offen, Kisten und Kasten zerschlagen, die Schweden aber abgezogen.

Südwärts hatten sie ihren Zug gelenkt, dem Fockenbachtale zu. Und andern Tags scholl von dort Donner und Kanonenschlag herüber, stiegen Rauchwolken auf. Die Neuerburg wurde von den Schweden zerstört.

Die 3 Glockenschläge der Kapelle aber hatten den Bewohnern das Leben gerettet.

Seitdem hieß das Kirchlein am Wege, die Kapelle „Zu den 3 Schlägen" und heißt noch heute so.

Der Höhlenbewohner im Lahrbachtal.

In Urzeiten, da die Menschen noch nicht in Städten und Dörfern wohnten, sondern in Höhlen hausten, war auch schon das Lahrbachtal von ihnen bevölkert. Im Oberlauf desselben hatte ein Höhlenmensch seine Behausung. Eine Felswand stieg dort steil auf, und in deren Mitte, im Gebüsch versteckt, sah man den Eingang zu seiner Höhle. Fast unzugänglich war diese. Nur ein schmaler Felsgrat führte hinauf. Dort mochte sich der Mensch wohl sicher fühlen, zu einer Zeit, da unten im Tal und im Wald Wolf und Bär das Regiment führten. Dort vermochte er mit seiner Familie ein stilles Leben zu führen, sich nährend von den Wurzeln, die seine Hand gruben, von dem Wild, das er mit Speer, Pfeil und Bogen erlegte. Bis ihn eines Tages der Bär, der drunten im Tale hauste, entdeckte. Als er gegen Mittag hinabschaute, sah er, wie der sich schwerfällig anschickte, heraufzuklettern. Eine Tatze setzte er vor die andere und hob von Zeit zu Zeit schnuppernd die Nase. Näher und näher rückte das riesige Untier. Da galt es, sich seiner zu erwehren. Alle Pfeile, die er besaß, schickte er ihm entgegen. Sie rissen wohl tiefe Wunden in das braune Fell, daß es rot über den Felsen tropfte, vermochten aber nicht, ihn zum Rückzug zu bewegen. Dicke Steine schleuderte er auf ihn. Die gewaltige Tatze fing sie wie Bälle auf und verminderte ihre Kraft. Da entfachte der Mensch Feuerbrände und warf sie auf den Feind. Sein Fell versengten diese und seine Haut. Aber als er trotzdem immer näher kam, so nah, daß man seinen Atem spüren konnte, da stieß der Mensch ihm seinen langen Eschenspeer in den Hals, daß er taumelnd zurückwich und am Fuße des Felsens zerschmettert wäre, hätte er nicht mit letzter Kraft einen Eichbaum, der seine Wurzeln ins harte Gefels geschlagen, umklammert. Der Kampf, der vom Mittag bis zum Abend gedauert, war entschieden und der Mensch Sieger geblieben. Unten am Wasser lag der Feind. In den Fluten kühlte er die Wunden, die ihm der Feuerbrand zugefügt, die so schwer waren, daß sie ihn dem Tod nahe brachten. Als andern Tags der Mensch aus seiner Höhle ging und ins

Tal stieg, tötete er ihn vollends durch einen schweren Stein. Eine Klaue schlug er ihm mit seinem Steinbeil ab, nahm sie als Siegeszeichen und erzählte in Bilderschrift, die er dem Felsen seiner Höhle mit scharfen Steinen anvertraute, seinen Nachkommen die Geschichte seines Kampfes.

Noch heute heißt der Ort, da sich die Höhle einst befand, Bärenklau. Und vor nicht allzulanger Zeit (ein Steinbrucharbeiter erzählte, sein Großvater habe es noch gesehen) waren die Bilder noch vorhanden: Auf schmalen Felsen kletterte der Bär, oben stand der Mensch, den Feuerbrand gegen ihn schwingend. Ein Halbkreis oben (die Sonne) mit langen Strahlen (Mittag) und ein gleicher unten mit kürzern Strahlen (Abend) zeigte die Dauer des Streites. Wasser floß auf sein Haupt. Hinter ihm stand der Mensch, in der erhobenen Hand den zum Wurf bereiten Stein.

Die Zeit hat den bebilderten Felsen und die Höhle zerstört. Wo sie einst waren, ist heute ein großer Steinbruch, der für die Neubauten rundum vorzüglichen Baustoff liefert.

Die Kirche zu Neustadt.

Zu Ütgenbach im Mehrbachtale liegt eine einsame Waldkapelle, dem heiligen Florinus geweiht. Ernste Tannen umstehen sie und rauschende Buchen. In alten Zeiten herrschte hier reges Leben. Von weither kamen die Gläubigen aus den Ortschaften nordwärts bis Uckerath und südwärts fast bis zum Rheine. Ütgenbach war der geistliche Mittelpunkt eines weiten Bezirks.

Einmal weilte Heinrich III. von Sayn mit seiner frommen Gemahlin auf seiner Burg im Fockenbachtale. Hier wurde Mechtildis ein Sohn geschenkt. Welch eine Freude das war in der Neuerburg! Der glückliche Vater zog alsbald gen Ütgenbach, daselbst das Kind zur Taufe zu bringen. Amme und Paten begleiteten ihn. Doch es war Spätherbst, und der Wind strich mit rauhem Atem durchs Wiedtal. Kalter Regen rieselte hernieder, und schon mischten sich die ersten Schneeflocken darein, wahrhaftig kein Wetter für solch jungen Erdenbürger. Kein Wunder darum, daß das Kind so schwer erkrankte, daß es, nachdem man ihm die Nottaufe gegeben, starb, gerade als die Reisegesellschaft in Neustadt anlangte. Trauer im Herzen kehrte der Vater heim, vor sich auf dem Roß seinen toten Sprößling. Trauriger noch wurde die Mutter, als sie ihr Liebstes, das sie gesund fortgesandt, kalt und bleich in den Armen hielt. Sie vermochten es beide zu verstehen, wie es mancher Mutter sein würde, wenn sie ihr Neugeborenes in Schnee und Regen hinaustragen müßte. Es reifte in ihnen der Plan, eine Kapelle zu bauen, damit in Zukunft andere Eltern vor solchem Schmerz bewahrt blieben. Das Gedächtnis ihres Kindes zu ehren, sollte dieselbe an der Wand erbaut werden, da ihnen der Westerwaldwinter ihr Kind entrissen. Den Ort zu bestimmen, da sie erstehen sollte, überließ man Gottes Fügung. Einem Esel belud man auf beiden Seiten den Rücken mit Basaltsteinen und ließ ihm freien Lauf. Wo seine Last zu Boden sank, da wollte man die Kirche erbauen. Der Esel trabte wohlgemut feldein. Grüne Weiden lockten ihn vom Ufer der Wied die Höhe hinan. Im saftigen Grase fraß er sich satt, und als er voll und rund war, streckte er sich zu Boden. Dabei fielen die Steine herunter. Wo

das geschah, ließen Graf Heinrich und Mechtildis aus eigenen Mitteln eine Kapelle bauen. Es war die Urkirche zu Neustadt. Sie hat längst einem andern Baue weichen müssen. Die jetzige Kirche in Neustadt wurde im Jahre 1873 erbaut.

Eine andere Sage erzählt, einem Einwohner aus Oberneschen sei das Berichtete zugestoßen, Heinrich von Sayn aber und Mechtildis hätten davon gehört und gesagt: „Soll es denn, diese Not zu lindern, keine Mittel geben?“, selbst aber darauf den Bau der Kirche beschlossen.

Der Teufel im Wiedwinkel.

In einem Dörfchen im Wiedwinkel lebte ein Bauer. Ein einfacher, frommer Gesell, der fleißig in die Kirche ging und es in seinem Geschäft doch zu nichts brachte. Er mochte schuften wie er wollte, es ging bei ihm unentwegt hinterrücks. Schließlich hatte er nichts mehr, das er sein eigen nennen konnte, denn sein Hüttchen, mit Moos bedeckt, eine Schar Hühner, die auf der Nachbarn Felder ihres Leibes Notdurft pickten, und seine Frau. Da trieb er denn Tag für Tag eines reichen Herrn Schweine in den Wald. Dort begegnete ihm einmal ein Mann, der mit ihm ins Gespräch kam, und dem er seine Not und seine Armut klagte. Lachend tröstete ihn der und gab ihm den Rat, nur ihm zu Willen zu sein, dann könne er Geld haben, soviel er wolle. Er brauche ihm nur seine Seele zu verschreiben. Der Bauer war damit einverstanden. Ob er eine Seele hatte, wußte er ja nicht einmal, und sein Leib war auch schon alt und schrumpelig.

Der fremde Herr aber war niemand anders als der Teufel. Der versorgte ihn nun täglich mit allem, was er haben wollte. In Saus und Braus konnte er leben. Er rauchte den besten Tabak und aß Würste, soviel er mochte, trank Bier und Schnaps, wie's ihn gelüstete. Seiner Frau war der feinste Kuchen und der beste Kaffee gerade gut genug. Aber endlich kam der Tag, da der Teufel seinen Lohn holen wollte. Da wurde es beiden doch nicht geheuer, und sie sannen und sannen, wie sie den Listigen mit noch größerer List betrügen konnten.

Endlich hatten sie's. Während die Frau sämtliche Hühner schlachten und rupfen, die Federn aber auf der Scheunentenne ausbreiten mußte, holte der Mann einen ganzen Topf mit Teer. Als sich die Frau ausgezogen, nahm er einen Pinsel und bestrich sie damit, daß sie ganz schwarz und glänzend war. Dann mußte sie sich in den Federn wälzen, daß diese an ihrem ganzen Leibe hängen blieben. Huh, sah sie da aus! Nur die Augen guckten glänzend aus dem Gefieder und die Nase wie ein spitzer Schnabel. Er mußte selbst darüber lachen.

Eine Leiter stellte er ans Scheunentor und hieß sie da hinaufklettern. Oben angelangt, mußte sie sich auf einen Balken setzen und heruntersehen. Kaum hatte sie das getan, da kam auch schon der Teufel auf den Hof. „Heraus mit deiner Seele!“ herrschte er den Mann an. Doch der war recht tapfer. „Nicht so eilig, Meister Urian! Meine Seele sollst du haben, so dir daran gelegen ist, aber erst mußt du mir sagen, was für ein Vogel da oben auf dem Balken sitzt.“ Der Teufel war's zufrieden, denn er dachte:

Nichts leichter als das! „Eine Eule ist's!“ sagte er. „Falsch geraten!“, entgegnete der Bauer. „Das ist meine Frau!“ Der Teufel hatte verloren und hob sich grimmig in die Lüfte.

Die Rittersöhne von Ehrenstein.

Wo der Mehrbach seine raschen Wellen in die Wied ergießt, liegt, in lauschigem Waldtal versteckt, das Kloster Ehrenstein, auf dem niedrigen Bergzug, der den wilden Bach zu sperren scheint, die Ruine der ehemals mächtigen Burg gleichen Namens. Ein festes Haus war es, das sich der Herr von Ütgenbach hier errichtet, gar still und heimlich, in dem ein echtes Gattenglück erblühte. Doch er mußte es verlassen und dem Rufe der Not folgen, als die Türkengefahr groß und größer wurde. Schwer wurde dem Ehrensteiner der Abschied von seinem trauten Heim und von seiner treuen Gattin. Doch das Kreuz rief, und dem Ruf folgte er als frommer und gehorsamer Ritter. Eines nur erleichterte ihm den Abschied: kehrte er zurück, dann glaubte die Gattin dem Vater einen jungen Stammhalter in die Arme legen zu können.

Als der Ritter im Osten gegen die Sarazenen heißen Kampf führte, trat auf der Burg im stillen Wiedtal ein freudiges Ereignis ein. Drillingen schenkte die Rittersfrau das Leben. Drei prächtige Knaben waren es. Ein überreiches Geschenk des Himmels. Jedoch der finstere Glaube der damaligen Zeit erblickte darin des Teufels Werk, Mißtrauen zu säen in die ritterliche Ehe. Nach dem Glauben des Volkes galt die Geburt von Drillingen als Zeichen ehelicher Untreue. Darum wich alle Freude und aller Frohsinn aus dem Herzen der jungen Mutter. Wie mochte ihr Gemahl ihr zürnen, sie vielleicht hinausstoßen aus seinem Hause! Ihr angstgequältes Herz rang sich durch zu einem verzweifelten Entschluß. Zwei ihrer Söhne galt es daher zu beseitigen. Die Wasser der Wied sollten sie aufnehmen. Der Amme wurde befohlen, die grausame Tat zu vollbringen. Das zu tun, war Eile geboten, denn schon hatte durch einen reitenden Boten der Ritter seine Rückkehr gemeldet. Rasch legte sie die dem Tod Geweihten in einen Korb und setzte sich den auf den Kopf, um damit zur Wied zu schreiten. Wo das Wasser besonders gefährlich gurgelte, machte sie Halt. Die kostbare Last nahm sie herunter, sie den Fluten anzuvertrauen. Das war das Schwerste, was ihr je ihre Herrin aufgetragen. Lange saß sie zwischen den schattigen Erlenbüschen, an deren Wurzeln die kalten Wasser zerrten. Im Korb lagen die zappelnden Büblein. Je mehr sie zögerte, desto schwerer legte es sich ihr auf's Herz, und sie weinte heiße Tränen, indessen die Kleinen jauchzten und schrien. Da sie ihren Anblick nicht ertragen konnte, deckte sie den Korb zu.

Da schrak sie plötzlich zusammen. Hinter ihr bogen sich die Erlenzweige auseinander, und herein schaute ein bekanntes Gesicht. Der Ritter von Ehrenstein war aus dem Kreuzzug heimgekommen, und hier vorbei reitend, hatte er das Geräusch vernommen. Angstvoll fuhr die Amme auf. „Was hast du in deinem Korbe?“ herrschte sie der Ritter an. „Junge Hunde, die ich im Wiedbach ertränken soll“, stammelte sie verwirrt, aber über ihr totenblasses Gesicht lief in flüchtigem Rot die Lüge. Der Ritter sah sie. Den Deckel hob er und erblickte statt der Hunde zwei strampelnde Knaben, seine Eben-

bilder. Entsetzen faßte ihn. Mit fliegendem Atem gestand die Amme ihm alles, und sein Grausen wuchs. Aber er blieb ruhig, nahm die Buben in seine Manteltasche und befahl ihr strengstes Schweigen. Mit leerem Korb ließ er sie zur Burg zurückkehren. Dort berichtete sie, daß die Tat vollbracht sei.

Der Ritter aber zog wieder den Weg, den er gekommen, wiedabwärts und über die Berge bis zum schönen Rhein. Da wohnte ihm ein guter Freund. Dem vertraute er seine Knaben an zu sorgsamer Hut und guter Pflege. Dann erst kehrte er heim in seine Burg. Freudig hielt ihm seine Gattin ihren Erstgeborenen entgegen. Fröhlich begrüßte auch er sie, doch das alte herzliche Verständnis wollte nicht wiederkehren. Das Geheimnis, das beide in ihrem Innern verwahrten, ließ die alte Liebe und Freundlichkeit nicht aufkommen.

Burg Ehrenstein.

Ein Jahr ging so nach dem andern hin. Sieben waren fast dahingeschwunden, da bereitete man sich in Ehrenstein zu einem glänzenden Feste vor. Viele Ritter des Westerwaldes hatte man geladen. Am bestimmten Tage kamen sie alle, die von den Höhen, von Steinebach, Hartenfels und Reichenstein, die aus dem Wiedtal von Lahr, Altenwied und Neuerburg, die vom Rhein, von Dadenberg und Olbrück und zahlreiche aus dem Siebengebirge. Im festlich geschmückten Saale sammelten sie sich, wo am Kopfe der Tafel drei Knaben Platz genommen, einer so blühend wie der andere, zum Verwechseln ähnlich. Zuletzt kam auch die Rittersfrau. Zwischen den Knaben hatte man ihr einen Platz bereitet. Dahin führte sie ihr Gemahl. Doch starr blickte sie die Kinder an. Nicht mehr fähig, sich zu halten, wäre sie umgesunken, hätte nicht ihres Mannes Arm sie umfangen. Eine tiefe Ohnmacht schloß ihre Augen. Aus ihr weckte sie erst wieder der angstvolle Ruf, der von sechs

bebenden Kinderlippen kam: „Mutter!" Der weckte aber auch in dem Herzen die bittere Reue und ließ aus den Augen Ströme von Tränen fließen. Unter Tränen bekannte sie, welche Freveltat sie an dem Leben ihrer Kinder hatte begehen wollen. Verzeihend umschlang sie der Ritter und berichtete, wie Gottes Vorsehung das Leben seiner Kinder gerettet.

Jubel herrschte nun in Ehrenstein. Und das alte Glück, das so lange verdunkelt war, strahlte wieder hell auf. Die drei Knaben aber wuchsen zusammen heran und gründeten drei blühende Geschlechter.

Die Ritterburg bei Mehren.

Zu den romantischsten Nebentälern der Wied gehört das des Mehrbaches. Aus den ausgedehnten Forsten der „Leuscheid", die in ihren höchsten Erhebungen eine Wasserscheide bildet zwischen Sieg und Wied, kommt er. An den Hängen des Mönchsbergs hat er seine Quelle. Im Walde geboren, vereinigt er sich auch im Waldschatten mit seinem größeren Genossen. An seinen Ufern hoben sich einst Klöster und Burgen, Ehrenstein und Ütgenbach, in seinen Gründen wohnten geistliche und weltliche Streiter.

Eine Ritterburg hat auch bei Mehren gestanden. Ihre Grundmauern waren noch vor 30 Jahren zu sehen. Der Herr aber von Merode, der in ihr gewohnt, gehörte nicht zu denen, die mit irdischen Gütern gesegnet waren. Trotzdem tat er es nicht seinen Freunden „aus den Büschen und Hecken" gleich, die das ihnen Fehlende nahmen, wo sie seiner habhaft werden konnten. Zwar lachten sie darob weidlich den armen ehrlichen Ritter aus, ja hänselten ihn mit seiner Redlichkeit, wo sie konnten, doch das brachte ihn nicht von seinem Wege ab.

Einmal war große Jagd in dem Leuscheider Forst. Viel edle Herren aus dem Siegtal und vom Westerwald hatten sich dazu angemeldet, manche von ihnen, die von der Armut des Mehrener gehört, voller Erwartung darauf, womit er sie speisen, wie der Wein aus dem Mehrbachtal munden würde. Den ganzen Tag über war man hinter Hirschen und Rehen her gewesen. Als der Abend kam, fiel die ganze große Jagdgesellschaft in die Mehrener Burg ein. Wohl oder übel mußte sie der Ritter, wollte er nicht unhöflich sein, bewirten. Die Gäste aber zechten und schmausten die ganze Nacht hindurch, blieben auch den andern Tag noch dort, und als sie schieden, war kein Tropfen Wein mehr im Keller, kein Bissen Brot mehr im Kasten, kein Brocken Fleisch mehr in der Vorratskammer.

Aber trotzdem blieb der Mehrener Ritter redlich, und als mit ihm sein Geschlecht ausstarb, fand er seine Ruhe im Grabe. Die aber, die ihn arm gegessen und getrunken, gehen nachts auf dem Platze, da die Burg gestanden, um.

Die gebildete Eiche.

Von der Grube Louise im Lahrbachtal führt der Bergmannspfad über die Höhe nach Peterslahr. Hohe Schirmfichten schaukeln im Wind ihre hängenden Zweige. Meisenvolk wirbelt darin auf und ab. Am Rande entlang zittert schlankhalmiges Waldgras. Da sperrt im Walde ein mächtiger Eich-

baum dem Weg. Mitten auf den Kreuzweg stellt er sich, als ob er hier den Wegezoll zu heben hätte. Hoch und selbstbewußt reckt er seinen Stamm, der knapp einen Meter im Durchmesser hat. Der Sturm, der über die Höhe braust, hat ihm seinen Wipfel heruntergerissen, doch um so gewaltiger breiten sich seine Astarme in die Weite.

In einer stürmischen Nacht, als hier Wodans wildes Heer durch die Lüfte fuhr und hinter ihm drein die Huldinnen, die Hollen, fegten, war es. Über die Rheinberge kam es, um die Linzer Basaltkuppen pfiff's, um die Zinnen von Altenwied, durchs Tal und herauf auf die Berge. Es heulte und rauschte, und der Bergmann, der den einsamen Weg ging, hielt sich an den Tannen und duckte sich zur Erde, bis es vorüber war. Aber weit tat er seine staunenden Augen auf, als vor ihm eine Lichtgestalt stand. Ein kleines Krönlein aus Gold zierte ihren blonden Scheitel. Und lang herab wallte ihr kostbares Kleid. Freundlich nickte sie ihm zu und lud ihn ein, niederzusitzen mit ihr im schwellenden Moose. Als der Verwunderte noch immer seine Augen rieb und endlich zu fragen wagte: „Wer bist du, Holde, Schöne?" da vernahm er eine lange traurige Geschichte. Des Ritters Töchterlein aus Lahr sei sie. Drunten im Wiedtal ragte ihre Burg. Der Vater war rauh und ungerecht. Nicht gegen sie, denn sie liebte er über alles und erfüllte ihr jeden Wunsch, aber gegen seine Untertanen in der Herrschaft, von denen er das letzte Huhn nahm, von denen er den letzten Kreuzer erpreßte, mochten sie bitten und flehen, gegen die Kaufleute, die das Wiedtal durchzogen, die er überfiel mit seinen Reisigen und im tiefen Verließ schmachten ließ, mochten sie ihre Hände blutig ringen, bis Gold und Edelsteine die Tore sprengten. All der Schmuck, den sie trage, sei Raubgut. Diese goldene Krone, dieses kostbare Gewand, diese Perlen, diese Diamanten. Sie habe sie genommen in kindlicher Unschuld. Aber nun müßte sie büßen mit ihm, mit dem ganzen Geschlecht. Der Vater geht im alten Burgfried um, unlösbar. Sie aber müsse in den Bergen weilen, — nicht wie sie jetzt vor ihm stehe, sondern als Kröte. In jener Grube drüben im Kiefernwald krieche sie unterm Nadelteppich umher. Dort verwahre sie auch den Schlüssel von der Schatzkammer des väterlichen Schlosses. Ihn wolle sie ihm bringen, und er würde sehr reich werden und sie zum Gemahl haben.

„Du wirst mich lösen können," sprach sie: „Einst hat hier ein anderer Baum gestanden. Auch eine Eiche, größer und mächtiger noch als diese. An ihr schon habe ich einmal einen Menschen um Lösung angefleht. Er konnte es nicht. Dann mußte ich warten, ewig lange Jahre. Eine Eichel, die zu Boden fiel, keimte und ein junger Stamm reckte sich aus ihr, indes der alte in Trümmer sank. Als der junge Baum herangewachsen, fällte man auch ihn und zerschnitt sein Holz. In der Wiege, aus ihm gebaut, bist du geboren. Darum kannst du mich lösen. Und willst du's nicht, so muß ich wieder viele Jahrhunderte warten, bis ein neuer Erlöser für mich geworden ist."

Ob er wollte! Ritter sein und reich, das war sein Fall. Und verdiente es das holde Mädchen nicht, das neben ihm saß, so zauberschön, wie er nie eine Jungfrau gesehen, im Lahrbachtal nicht und nicht an der Wied. Um 12 Uhr kommende Nacht sollte er zur Stelle sein. Wenn die Geisterstunde

anhub, wollte sie als Kröte kommen, und den Schlüssel wollte sie im Mund tragen, und er mußte ihn mit seinen Lippen in Empfang nehmen und mit einem Kuß die Lösung besiegeln. So sollte es sein, so schieden sie beide frohgemut.

Wieder war die Nacht gekommen, und der Bergmann schritt dem Walde zu, still und stumm. Niemand hatte er von dem, was er erfahren, erzählt. Als 12 Glockenschläge von Horhausen herunterklangen und ebenso Antwort scholl von Oberlahr herüber und von Niederlahr herauf, da stand er an der Eiche. Und über den Weg hüpfte die Kröte, den goldnen Schlüssel im Mund. Schon beugte er sich nieder zu dem scheußlichen Tier, schon wollte er den Schlüssel nehmen, da faßte ihn ein Grauen, so tief, daß er sich schaudernd abwandte und durch die Büsche floh, weiter und immer weiter. Hinter ihm aber erscholl ein markerschütternder Schrei aus dem Munde der Jungfrau, die nun weiter umgehen muß zu nächtlicher Stunde.

Die Burg im Elsafftal.

Wo am Fuße der Burg Altenwied sich die Wied südwärts wendet, nimmt sie bei Wiedmühle die Elsaff auf. Ein liebliches Tal ist es, das der Bach durchmurmelt. Saftige Wiesen breiten ihre Teppiche. Grünende Hänge schließen es ein. Da und dort lagern freundliche Dörfchen, sich zu mehreren zusammenschließend zu einem Gemeinwesen, der Gemeinde Elsaff. Zwischen den Weilern hat einst eine stolze Burg gestanden, dessen Besitzer der Schrecken der Umgebung war. Die Bauern lebten in Angst und Furcht vor ihm. Was sie säten, säten sie für ihn, was sie ernteten, ernteten sie für ihn. Huhn und Hahn, Kuh und Kalb nahm er sich, wenn's ihm gelüstete. Und wer sich nicht vor ihm in Demut beugte, dem fuhr die Peitsche über den Rücken. Obwohl sich ein tiefer Haß in die Seelen der Leute einbrannte, wagte es nur einer, gegen ihn aufzubegehren. Der war ein Barde, der das Land durchzog und allenthalben seine Lieder erklingen ließ. Der kam auch in des Ritters Burg, und im Kreise seiner Knechte lauschte der Ritter seinem Gesang.

Was sang er? Von edler Rittertugend, von Treu und Heiligkeit. Von allem Guten und Schönen. Von des Lebens heller Freude. Aber in seine Weise schlich sich heute ein tiefer Groll. Von Unrecht und Strafe berichtete er. Der Ritter horchte auf. Immer kühner wurde das Lied. Eine Zornader schwoll auf des Schloßherrn Stirn. Von ihm selber sprach es. Flammende Blitze fuhren aus seinen Augen. Sein Schwert riß er von der Seite und warf es dem Sänger in die Brust, daß ein Blutstrahl hoch aufsprang. Aber auch da verstummte das Lied nicht. Sterbend kündete es des Ritters Tod und des Schlosses Untergang.

Was der Barde prophezeit, sollte sich bald erfüllen. In der Tiefe der Erde, in der schon längst die unterirdischen Feuer glühten, begann es zu wogen und zu wallen. Berggipfel stießen aus ihrem Innern hervor. Im Elsafftal aber öffnete sich die Erde in einem breiten Spalt, in den die Burg mit allen ihren Bewohnern stürzte. Über ihnen schloß sie sich wieder, so

daß von ihr heute nichts mehr zu sehen ist. Mit dem Ritter ist auch sein Geschlecht ausgestorben. Selbst sein Name ist der Vergessenheit anheimgefallen.

„Versunken und vergessen
das ist des Sängers Fluch."

Der Teufel in der Glashütte.

Im unteren Fockenbachtal hat in vergangenen Zeiten eine Glashütte gestanden. Trümmer geben noch heute den Ort an, da man einst versuchte, auf einfache Weise die durchsichtige Masse zu erzeugen. Zwei Gebäude müssen es gewesen sein, die die ehemalige erste Fabrik im Tale ausmachten, in deren einem das glühende Herdfeuer schwelte, um das die Arbeiter standen, während sie sich, von Ruß geschwärzt und halb entblößt in dem anderen in den Ruhepausen erholten. Ein Mann aus Wüscheid hatte dort ein eigenartiges Erlebnis.

Er war einmal zur Winterzeit in Neuwied gewesen, hatte sich eine ordentliche Wegstärkung verschafft und war dann, als er von Datzeroth das Dombachtal aufwärts, an Wolfenacker vorbei den kürzeren Weg nehmen wollte, infolge aber eben seiner Wegstärkuhg im verschneiten Wald irre gegangen. Es war mächtig dunkel geworden. Da sah er, wieder ins Tal hinabsteigend, in der Ferne ein Licht. Er ging darauf zu und kam in die Hütte, da die Glasarbeiter Rast hielten. Er wußte aber nicht, wo er war, einmal weil er noch nie hier gewesen und dann auch, weil noch immer die Wirkung seiner Stärkung nicht vorüber war. In der Hütte aber ging's lustig zu. Lauter schwarze Kerle, wie Teufel anzusehen, saßen um einen Tisch. Einem großen Krug mit Wein sprachen sie fleißig zu, gaben auch dem späten Gast so reichlich davon, daß er bald in tiefen Schlaf sank, indes sie weiter zechten. Sein Schlummer war aber durchaus nicht ruhig, sondern immerfort fuhr er erschreckt zusammen. Er träumte, er sei gestorben und in die Hölle geraten, wo er mit schwarzen Teufeln zusammen sich berauschte. Eine Stunde verging, und die Glasbläser mußten hinüber in die Hütte zur Arbeit. Da sie in der Kälte den Wüscheider nicht liegen lassen wollten, so nahmen sie ihn dahin mit und legten ihn neben das Hüttenfeuer, während sie rüstig ans Werk gingen, die langen Pfeifen nahmen, die flüssige Masse aus dem glühenden Hafen holten und sie hin und her schwenkten, daß sie sich zu Flaschen formte. Die helle Lohe und der Rauch bissen dem Wüscheider scharf in die Augen, daß er sie blinzelnd öffnete, ohne aus seinem Traum von Hölle und Teufel zu erwachen. Die Rauschschwaden, die schwarzen, halbnackten Männer, die um das Feuer hin und her tanzten, hielten ihn vielmehr darin fest. Auch noch, als einer der Glasbläser zu ihm herantrat und ihn fragte: „Gut geschlafen, Kumpner?" In der Meinung, der Sprecher sei der oberste der Teufel, erhob sich der Wüscheider halb, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Teufel, daß ich hierhin gekommen. Ich bin im Rausch gestorben." Da aber erscholl ein unbändiges Lachen durch den Raum, daß er erschrocken ganz auf die Beine sprang und nun erst wach war. Da erkannte er all die Teufel, die doch bekannte Leute aus den Nachbardörfern

waren und zog beschämt heim, mußte sich aber noch oft sagen lassen: „Entschuldigen Sie, Herr Teufel, ich bin im Rausch gestorben."

Der Spott aber hielt ihn nüchtern und sparsam, und niemals verirrte er sich mehr im Wald, wenn er von Neuwied heimging. Und als er endlich zum Sterben kam, ist er sicherlich nicht zum Herrn Teufel in die Hölle gefahren.

Die Kreuzkirche bei Nieder-Breitbach.

Oberhalb der Ruinen der Clemenshütte, des ehemals berühmten Werkes, das zu Ehren des Kurfürsten Clemens August zu Köln seinen Namen trug, liegt an der Wied das Dorf Nieder-Breitbach. Die Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuz befindet sich dort.

Einst stand im Wiedtal hier, nahe bei der Brücke, eingehauen in einen ragenden Felsen, ein kleines, viereckiges Häuschen. Ein Heiligenbild hatte nach altem Brauch ein frommer Bewohner dorthin gesetzt.

Drei Burschen kamen daran vorbei, zwei von ihnen recht gottlos. Im Wirtshaus hatten sie reichlich Wein getrunken und lärmten laut durch das Tal. Als sie an das Heiligenbild kamen, faßte sie der Teufel, und einer von ihnen, der ein Gärtner war, nahm das Bild aus dem Felsen und warf es mit frevler Hand in den Wiedbach. Schlimme Strafe traf ihn dafür. Die Hand, damit er die gottlose Tat vollendet, wurde schwach und verdorrte und nach ihr alle seine Glieder, bis sich seine Seele von dem Leibe trennte. Die aber konnte auch dann noch keine Ruhe finden. Sie wanderte allnächtlich an die Stelle, da auf dem Grunde das Bild lag, wanderte die Straße auf und ab und starrte nach der leeren Felsenhöhlung. Mancher Breitbacher hat sie auf ihrer Wanderung gesehen. Mancher hat ihre Klagen gehört. Gern hätte man sie erlöst, doch keiner wußte, wie.

Acht Jahre gingen ins Land. Da wanderte ein Bettler durchs Tal. Von Tür zu Tür schlich er und bat um Brot. Doch noch ein anderes quälte ihn. Das erzählte er einem Bauern. Der Geist seines Stiefvaters war es. Tag und Nacht fand er vor dem keine Ruhe. Um ihn los zu werden, sei er gekommen, das Heiligenbild aus dem Wiedbach zu holen.

Der Bauer gab ihm seinen Knecht mit. Nacht war's, als die zwei sich auf den Weg machten. Da hörten sie das Klagen, sahen den Geist um den Felsen wandern und von da über den Bach, gerade an der Stelle, da dieser am tiefsten war, an der sog. „Honigswaag". Da mußte das Bild liegen. Wo das Wasser im Wirbel sich drehte, griffen die beiden mit der mitgebrachten Gabel hinein und zogen es heraus. Es war in Leinen gewickelt, die Leinwand aber noch unverletzt. In die Felsennische trugen sie es, dahin, wo es einst gestanden. Noch einmal sahen sie den Geist über dem Bach schweben, hörten aber kein Klagen mehr, sondern wie Lachen klang es zu ihnen herüber. Der Knecht ging heim, den Bettler aber hat niemand mehr gesehen.

Die Bewohner des Wiedbachtales aber verwunderten sich über die Maßen, als sie das Bild wieder an seiner Stelle fanden. Zum Heiligenhäuschen pilgerten sie aus dem ganzen Tal und opferten. Einige brachten Früchte, andere Flachs oder Wachs, wieder andere Geld. Die Früchte verzehrten

die Vögel des Himmels. Die Kerzen aber brannten vor dem Bilde, ohne daß sie jemand ansteckte, auch bei Wind und Wetter. Da erkannten die Leute, daß es hier ein heilsamer Ort sei, und ihrer immer mehr strömten herbei. Viele Kranke wurden geheilt. Eines Jakob Büddel Kind aus Nieder-Breitbach war blind. Er opferte Augen aus Wachs, und nach 4 Tagen war sein Kind sehend. Ch. Bach aus demselben Ort ging lahm. „Da er aber an diesem Ort gewesen und ihn alle Freytags besucht", hat er „weiter keine Lahmigkeit verspüret, sondern ist gerad und ohne Krücken gegangen." Noch viele andere kamen hierher und zogen gesund und heil heim. Immer größer wurde der Zulauf. Da baute um das Jahr 1700 Hubert Quirenbach, der ein Einsiedler war, sich eine Klause. Aus dem gespendeten Geld und aus eigenen Mitteln fing er dann an, eine Kirche zu errichten, die Kreuzkirche von Nieder-Breitbach.

Wie der Fockenbach entstand.

Es war ein schöner Sommertag, als ein Zwerg aus den sieben Bergen über den Westerwald wanderte und, das Wiedtal überschreitend, in die Gegend von Epgert und Hümmerich kam. Er war ausgezogen aus seiner stillen Erdwohnung, den Menschen Gutes zu tun. Doch der Weg von Neustadt herauf war lang und steil, die Steine waren hart, und die Sonne brannte unbarmherzig herab. Das Zwerglein wurde so müde und schwach, daß es kaum mehr fortkonnte. Verschmachtend ließ es sich am Wegrande nieder. Da kam eine arme Frau vorüber, die ein Körblein am Arme trug. Duftende Erdbeeren hatte sie für ihre Kinder im Wald gepflückt. Sie sah den Zwerg und hatte Mitleid mit ihm. Ihn zu erquicken, reichte sie ihm von den Früchten, die ihn wunderbar stärkten, und er wurde sehr froh.

Am meisten freute er sich über das gute Herz der Frau, und ehe er frisch und munter seinen Weg fortsetzte, dankte er seiner Wohltäterin und sprach: „Sprich eine Bitte aus, ich will sie dir erfüllen". Die Frau besann sich eine Weile. Dann sagte sie in ihrer Bescheidenheit: „Willst du mir eine Gnade erweisen, so tue Gutes an meinen Kindern und an diesem unwirtlichen Lande, das im Winter zu erstarren droht in Eis und Schnee, im Sommer aber fast verdorrt vor großer Hitze."

„Deine Bitte will ich gerne erfüllen," sagte das Zwerglein. „Nimm eine Schaufel und grabe an dieser Stelle im Boden." Dann verschwand es. Die Frau aber tat, wie ihr gesagt war, und als sie kaum einige Stiche getan hatte in die harte Erde, da sprang aus dieser ein silberheller Quell hervor, der lustig über Baumwurzeln und Felsgestein zutal floß, dort aber bald zu einem muntern Bache erstarkte. Es ist der Fockenbach, der den Talgrund reichlich bewässert und ehemals nicht nur einer Ölmühle und mehreren Mahlmühlen die Räder drehte, sondern auch eine Glashütte in Betrieb setzte, sowie eine Reihe von Höfen in seinem Unterlaufe mit Wasser versorgte.

Die Teufelstreppe im Fockenbachtal..

Eines der lieblichsten Seitentäler der Wied ist ohne Frage das Fockenbachtal. Wo zwischen Niederhonnefeld und Hümmerich im tiefen Tal eine stille Mühle ihr Rad dreht, gelangt man steil bergansteigend am Rande einer

Tannenpflanzung in einen Buchenhochwald. Dort ragt von schattigen Baumkronen fast verhüllt mitten im Waldgrün, ein eigenartiges Steingebilde aus dem Boden. Ein Quarzblock, 4 Meter hoch und 11 Meter im Umfang, von derselben Masse, wie man sie hier im Walde verstreut vielfach findet, wie sie sich namentlich nordwärts den Abhang hinunter durchs Wiesental und wieder zur Höhe bis Hümmerich in gerader Linie reihen. Der Stangen- oder Hangenstein heißt er und wird im Volksmunde die Teufelstreppe genannt.

Lange, lange ist es her, daß hier der Böse sein Werk trieb. Wohl zu der Zeit, da Riesen die Berge am Rhein türmten, die Kuppen auf den Linzer Höhen und im Siebengebirge. Das verdroß den Teufel, der neidisch war auf des Allmächtigen Werke. Ihm wollte er's gleich tun und eine Treppe aus Stein bauen, auf der er des Himmels Feste erstürmen und Gott von seinem Thron stürzen könnte. Auf den Bergen des Fockenbachs sollte sie erstehen. Da baute er ein gewaltiges Fundament und türmte Stein auf Stein. Von überall her schleppte er die Quarzknorren herbei. Stufe um Stufe wuchs die Treppe. Schon reichte sie nahe an die Wolken. Mit immer größerem Eifer arbeitete der Böse. Unermüdlich schleppte er neues Baumaterial herzu. Höher und höher stieg das Werk. Nicht viel mehr, und er konnte mit seiner Hand in das Himmelsfenster reichen. Da rührte Gott mit einem Finger daran und stürzte es um, daß die Treppenstufen sich in langer Linie über das Land legten. Der Teufel selbst aber flog, als alle seine Mühe umsonst gewesen war, ostwärts davon und hat sich seitdem im Fockenbachtal nicht mehr sehen lassen.

Die Jungfrau vom Ilsenstein.

Nicht weit vom Stangenstein liegt hinter Kurtscheid der Ilsenstein.

Darin wohnte einst eine schöne Jungfrau. An jedem Morgen, wenn die Sonne über die Berge schaute, saß sie auf dem Steine und blickte über das wiedische Land. Dann stieg sie ins Fockenbachtal hinab und badete ihre Glieder in den klaren, kristallenen Fluten des Bergwässerchens. Danach kam sie wieder zurück, trocknete sich in der Sonne und stieg wieder in ihren Felsen hinab, worin sie reiche Schätze hütete.

Einst schritt ein Verscheider, der in den Hängen des Fockenbachtals seine Kohlenmeiler hatte, am frühen Morgen über den Bach. Auf dem Rücken trug er einen Ranzen, worin er seinen Mundvorrat mitführte, denn er gedachte zu Mittag draußen zu bleiben. Da sah er dicht an den Baumstämmen, die als Steg über das Wasser gelegt waren, die Jungfrau sitzen. Freundlich grüßend zog er sein Käppchen ab, wie man es bei vornehmen Leuten tut. Da winkte sie ihm, mitzugehen. Bereitwillig folgte er und erklomm hinter ihr die steilen Hänge. Nach beschwerlichem Weg kamen sie an den Ilsenstein. Dreimal klopfte die Jungfrau daran mit einem Stäbchen. Da tat sich der Stein auseinander, und ein weiter Gang ward sichtbar. Dem folgten sie tief in das Innere des Berges. Da kamen sie in eine dunkle Halle. Hier hieß die Jungfrau den Verscheider seinen Ranzen abnehmen. Gefüllt gab sie ihm den wieder zurück und bedeutete ihm, ihn

nicht zu öffnen, bis er heim käme. Willig versprach er das auch. Doch Versprechen und Halten ist bei manchen Menschen zweierlei und war es auch bei dem Köhler. Mit dem gefüllten Ranzen führte ihn die Jungfrau den Gang zurück und ließ ihn dann wieder ins Freie treten.

Als sich der Mann umsah, stand der Felsen wieder vor ihm wie immer. Von einer Öffnung war nichts zu sehen. Auch die Jungfrau war verschwunden. Den Ranzen auf dem Rücken schritt er seinem Meiler zu und begann seine Arbeit. Die wurde ihm heute gar schwer, und immer zog es ihn nach dem Ranzen hin, versuchte es ihn, diesen zu öffnen. Doch seines Versprechens eingedenk, ließ er ihn unberührt. Und als der Abend kam, hockte er ihn auf und trollte zutal. Dabei kam ihm das Ding so ungemein schwer vor, daß er, als er an den Brückensteg kam, es nicht mehr unterlassen konnte, hineinzusehen.

Aber wie erstaunte er, da lag nichts darin als lauter Basaltsteine. Ärgerlich, daß ihn die Jungfrau vom Ilsenstein so betrogen, warf er den ganzen Inhalt in den Fockenbach. Aber ein wunderbares Klingen wie von Gold- und Silberstücken glaubte er vernommen zu haben.

Als er heimkam und seine Frau den Ranzen umstülpte, fielen einige Klümpchen heraus, die waren von purem Golde. Nun ahnte der Köhler, daß er eine Dummheit begangen. Rasch lief er ins Fockenbachtal zurück und suchte, ob er im Bach noch die ausgeschütteten Steine fände. Da sah er wohl noch auf der Brücke goldnen Staub, aber im Bach unten sahen die Steine aus wie alle andern.

Von den Resten aber konnte er sich noch ein kleines Häuschen bauen und ein paar Äckerchen kaufen. Schwer reich aber wäre er geworden, so reich wie die Herren von der Neuerburg, wenn er weniger vorwitzig gewesen. Immer wieder ging er den Weg, wo er sein Glück verpaßt, aber nie sah er sie wieder, die Jungfrau vom Ilsenstein.

Eine andere Sage erzählt man vom Ilsenstein.

Auf einer Burg im Siebengebirge wohnte ein Ritter, dessen Tochter Ilse die Schönste weit und breit war. Die Junker der ganzen Gegend warben um sie, auch einer, der zu den schlimmsten seiner Art gehörte und mit der Hölle im Bunde war. Seine Werbungen aber wies Schön-Ilse ab. Da beschloß er, sie mit Hilfe des Teufels in seine Gewalt zu bekommen. In einen wütenden Drachen ließ er sich verwandeln, und als solcher wohnte er in dem Stein auf der Höhe des Fockenbachtales und gab seinem Meister den Auftrag, die Jungfrau in seine Gewalt zu bringen.

Als diese einen Ritt in die Berge machte, führte der Teufel sie in die Irre, so daß sie ins Wied- und weiter ins Fockenbachtal kam und schließlich in die Nähe des Basaltblocks. In dem befand sich ein Spalt, der weit offen stand. Neugierig lugte Ilse da hinein. Als sie gar ihren Fuß in die Felsenhöhle setzte, tat sich diese hinter ihr zu, und sie war gefangen. Nun begann der Ritter seine Werbungen aufs neue, doch umsonst. Ilse weigerte sich beharrlich, seine Frau zu werden. Das half ihr indessen nicht viel, war sie doch hier oben von aller Welt abgeschlossen. Zwar ließ sie der Drache tags-

über sich im Wald ergehen, versperrte ihr aber alle Wege in die Welt und überwachte vor allem mit scharfem Auge den Pfad ins Tal hinunter.

Der Welt Kunde zu geben von ihrer Gefangenschaft, saß sie im Sonnenschein und sang Lieder, so schön, daß alles Waldgetier sich um sie sammelte, so klagend, daß die Vöglein auf den Zweigen in ihre Weisen einstimmten und mit ihr zu weinen schienen. Ihren Gesang vernahmen manche Ritter und versuchten mit blankem Schwert und blitzendem Speer in die Einsamkeit einzudringen, die schöne Ilse zu gewinnen. Keinem von ihnen gelang es jedoch, zur Höhe vorzudringen. Des Drachen glühender Atem schmolz ihre Rüstungen, und an seinem Schuppenpanzer sprangen ihre Schwerter in Stücke, splitterten ihre Lanzen. Im Rachen des Ungeheuers fanden sie alle ihren Tod.

Da wagte ein Ritter von der nahen Neuerburg, dessen Herz längst entbrannt war für die holde Jungfrau, den schweren Kampf. Stark bewehrt unternahm er den gefährlichen Ritt. An seinem Halse hing ein goldenes Kreuz. Der Drache sah ihn kommen. Feuer stob aus seinem Rachen. Zu gewaltigem Schlage holte er mit seinem Schweife aus. Da sah er das Kreuz am Halse des Ritters. Scheu wich er zurück. Aber des Ritters Roß war rascher, und sein Schwert drang ihm tief in den Leib. Tot stürzte er den Abhang hinunter. Der Ritter aber schwang die Sängerin vom Ilsenstein vor sich in den Sattel und führte sie heim in die Neuerburg, wo man die Hochzeit mit Jubel und Glanz feierte.

Die Schneeglöckchen im Fockenbachtale.

Die langen, kalten Winterwochen neigen ihrem Ende zu. Die Sonne hat die weiße Schneedecke hinweggenommen. Doch es ist noch zu früh, als daß der Lenz einziehen könnte. Es ist Anfang März. So früh kennt ihn der Westerwald nicht. Zwar haben an den Haselbüschen sich die kleinen purpurnen Blüten längst erschlossen. Schon sind auch die Kätzchen größer geworden, und hier und da stäubt es schon gelb im Winde.

Im Erlengebüsch, das noch kahl und schwarz den basalthaltigen Bergrücken deckt, wo der schwere, bindige Boden den Wasserreichtum festgehalten, da läutet's und klingelt's durch den Wald. Ein weißes, leuchtendes Blütenfeld. Glöckchen schimmert an Glöckchen. Die sog. Waldschneeglöckchen oder Frühlingsknotenblumen sind es. Noch liegt die Erde grau und rauh und weiß im Banne des Winters. Da recken sie schon aus ihren Erdverstecken anmutig ihre Blütenschäfte hervor mit den grüngespitzten Blättchen, dem im ersten Sonnenstrahl herbeieilenden Bienenvolk, den um diese Zeit heiß begehrten Nektar spendend.

Noch liegt in den Waldwinkeln der Schnee, und grau umziehts den Himmel. Schon fallen wieder einzelne Flocken, ein ganzes Heer im Gefolge kündend, und bald wirbelt's lustig durcheinander. Das Schneeglöckchen kümmert's nicht. Es läutet weiter. Kein Wunder. Es ist ja die einzige Blume, der der Schnee kein Leid zufügt. Warum das so ist? Die Sage erzählt es:

Gras und Kraut und Blumen hatte Gott geschaffen. Die buntesten Farben hatte er ihnen geschenkt. Da war auch der Schnee geworden. Aber eine Farbe war ihm, dem Nimmersatten, der alles fraß, nicht gegeben. Die sollte er sich selbst suchen. Zum Gras war er gegangen: Gib mir deine Farbe! Die rote Rose, das blaue Veilchen, die goldene Sonnenblume hatte er gebeten: Gib mir deine Farbe! Ausgelacht hatten die Eitlen ihn und ihn seines Weges geschickt. Klagend hatte er im niedern Waldgebüsch gelegen: O, wenn mir doch jemand seine Farbe gäbe!

Das Schneeglöckchen hatte ihn erhört und ihm sein leuchtendes Weiß geschenkt. Und darum schont er die Pflanze, während er alle Blumen, die so früh ihre Köpfe aus der Erde recken, feindlich zerstört. Er läßt es blühen im kalten Winter, daß es auch die Menschen erfreuen kann durch seine zarte Farbe und seinen lieblichen Duft.

Die Menschen aber vergelten ihm diese Liebe nicht so, wie sie es sollten. Auch nicht die Bewohner des Westerwaldes. Statt es zu hegen und zu pflegen, bereiten sie ihm ein schnelles Ende. Aus Liebe tun es wohl die einen. Sie pflücken die blühenden Schäfte und tragen sie in Sträußen heim, für einige Tage ihr Zimmer zu schmücken und bedenken nicht, daß sich draußen im Walde so viele daran erfreuen könnten. Sie holen sie ins kleine Gärtchen am Hause und bedenken nicht, daß es da stirbt an Heimweh nach dem dunklen Waldboden. Und wieviele werden zerrissen und zerstört beim Ausgraben. Und wieviele beiseite geworfen.

Doch auch die häßliche Gewinnsucht hat sich an dem Zerstörungswerk beteiligt. Aus den Städten kommen Händler und Gärtner und bringen die lieblichen Frühlingskinder zu Markte. Das ist recht bedauerlich. Denn nur an wenigen Stellen ist die „Blume des Westerwaldes" zu finden. Nur im Focken-, Sayn- und Brexbachtal, an der Elkenrother Mauer, den Hängen des Hohenseelbachskopfes und der Dornburg blüht sie mehr, und ist doch einst weit verbreitet gewesen. Möge sie da geschont werden, damit sie nicht bald zu den Ausgestorbenen gehört.

Wie die ersten Schneeglöckchen ins Fockenbachtal kamen.

Das erzählte eine andere Sage.

Wo von Verscheid eine Schlucht, die ein wilder Gießbach durchrauscht, hinabstürzt ins Fockenbachtal, liegen in diesem die Trümmer einer Ölmühle. Kein Rad dreht sich mehr, und die Stätte, da einst gute Menschen lebten, ist einsam und verlassen.

Als der erste Ölschläger noch hier wohnte, wuchsen auch schon im Walde rundum zahlreiche Waldbeeren. Solche zu pflücken, wanderte einst des Müllers Töchterlein durchs Tal. Es war zuvor starker Regen gefallen, und der schäumende Bach hatte manchen Steg fortgerissen. Nun aber floß er wieder ruhig und murmelnd in seinem alten Bett. Nur das geknickte Gras und das angeschwemmte Reisig legten Zeugnis ab von des Fockenbaches Wildheit. Das Müllerskind wollte eben das Wasser überschreiten, denn drüben im Hange, das wußte sie, wuchsen die schönsten Beeren. Eine Stelle hatte es gefunden, da es von Stein zu Stein hüpfend, hinüber hätte kommen können.

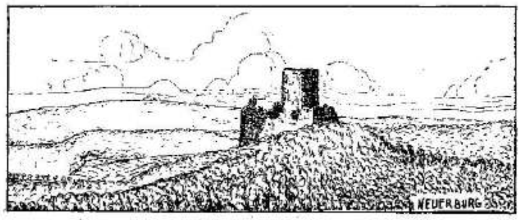
Aber, wie staunte es, als es desselben Weges herüber ein seltsam Wesen kommen sah. Klein und zierlich, mit einem Kleid wie Spinngewebe, aber glänzend wie Seide schwang sich eine Elfe über das Wasser. Noch einen Sprung hatte sie zu machen, dann war sie herüber, aber, da rutschte sie aus und fiel in den Bach. Als sie vor Schrecken schrie, ging das Müllerstöchterchen ins Wasser, zog die Zappelnde heraus und setzte sie am Ufer ins Gras. Dankbar blickte sie die Retterin an und wollte nun auf und davon. Aber da merkte sie, daß sie sich am Fuße verletzt hatte und nicht gehen konnte. Nun nahm des Ölschlägers Kind die Elfe mit ins Haus, ob sie sich auch anfangs dagegen sträubte, pflegte sie sorgsam den ganzen Winter, bis sie wieder völlig genesen war.

Eine innige Freundschaft entstand zwischen dem Mädchen und der Elfe. Sie schliefen in einem Zimmer zusammen und aßen an einem Tische, und wenn die Sonne einmal wärmer schien, gingen sie zusammen spazieren. So war der Februar gekommen, und der letzte Schnee schickte sich zu schwinden an. Da machten sie einen weiteren Spaziergang. Ins Tal gingen sie, da sie sich einst gefunden. Da sagte die Elfe: „Scharre hier das Laub ein wenig zur Seite!" Das Mädchen tat's, und da kamen aus dem Boden zwischen schmal lanzettlichen Blättern lange Stiele hervor, von denen jeder eine weiße, herrlich duftende Blütenglocke trug. Immer mehr Laub scharrte das Mädchen beiseite, und bald hatte es eine ganze Hand voll der schönsten Blumen. Da dachte es daran, seiner Spielgefährtin, die ihr diese doch geschenkt, zu danken. Aber soviel es sich auch umsah, und so laut es rief, es war von ihr nichts mehr zu erblicken. Ganz betrübt wanderte es heim und konnte sie lange nicht vergessen. Und in jedem Frühjahr ging sie ins Fockenbachtal und fand da am Berghang aufs neue die Schneeglöckchen, das Geschenk, das einst eine Elfe gab, die Menschen zu erfreuen.

Die Erbauung der Neuerburg.

Wo das Fockenbachtal sich westwärts drängt, um in das Wiedtal zu münden, schiebt sich, nicht fern mehr von der Wied, die Hochebene in langem, schmalem Grat vor. Auf seiner steil ins Tal abfallenden Kante ragen die Türme der Neuerburg. Als die „Neue Burg" ist sie von den Inhabern einer stärkern ältern Stammburg erbaut worden, eine Sage berichtet, von dem Burgvogt von Hammerstein. Im Jahre 1105 war es, als die Mauern dieser Burg am Rhein einen königlichen Gast in sich bargen, Heinrich IV. Doch kein Trompetenschall rief es in die Lande, als er in Spätherbsttagen dort einzog. Verkleidet in die Kutte eines Mönches, klopfte er an die Burgpforte. Heimlich ließ ihn der Burgvogt ein, der ein Freund des Kaisers war, der da flüchtete vor seinem Sohn, den Großen des Reiches und dem 8. Gregor auf dem päpstlichen Stuhl. Er richtete ihm sein Zimmer und wärmte es, als der Winter auf die Rheinberge kam. Bis das Weihnachtsfest nahte. Dann mußte man Abschied nehmen. Nach Coblenz wollte der kaiserliche Gast. Seinen versöhnlichen Sohn hoffte er da zu treffen. Deß war der Burgvogt froh, den nichts mehr schmerzte, als daß sein Kaiser ohne Heim und Vaterland durchs Land irrte. Ein fröhliches Weihnachtsfest feierte er auf seiner

Burg in der Hoffnung auf eine völlige Aussöhnung zwischen Sohn und Vater. Doch schlimme Kunde lief bald auf Hammerstein ein. In Coblenz hatten sich beide Heinriche getroffen und versöhnt. Aber als dann der Vater nach Mainz reiste, ließ ihn der Sohn auf dem Wege dahin gefangen nehmen und zwang ihn, der Krone zu entsagen. Soviel Untreue konnte der Vogt von Hammerstein nicht ertragen. Er verzweifelte an Welt und Menschen. In die Einsamkeit des Fockenbachtales zog er sich zurück und lebte nur dem Gedächtnis seines geächteten und verfehmten Kaisers. Eine „nouve" Burg baute er sich dort, abgeschieden von der falschen Welt, die er verachtete.



Ruine Neuerburg.

Die Neuerburger.

In das Wiedtal hinein lugt die Ruine der Neuerburg. In die Täler betten sich saftige Wiesen, an den Hängen grünen rauschende Wälder, auf den Höhen breiten sich fruchttragende Ährenfelder. Einst wohnten auf ihnen stolze Grafen. Weitum gehorchten ihnen die Lande bis zur Sieg und zum Rhein. Einer aus ihrem Geschlecht kam zum Sterben. In seinem Turmzimmer saß er, dessen Fenster hinausschauten ins blühende Tal. Ehe er schied, rief er seine Söhne um sich. Drei hatte ihm sein Weib, das längst in kühler Gruft ruhte, geschenkt. „Meine Kinder", so sprach der Greis, „mein Ende naht. Doch bevor ich scheide, nehmt meinen Segen und euer Erbteil."

Da stand der Älteste, reckenhaft und stark wie der Vater. Mut leuchtete aus seinen dunklen Augen. Sein blankes Schwert nahm der Graf von der Seite. „Das nimm, mein Ältester, mein Bruno! Ich weiß es, mit ehernen Händen wirst du es führen, damit die Burg, die auch dein sei, mit allem, was zu ihr gehört, bewahrt bleibe vor grimmer Feinde Ansturm."

Das Schwert umgürtete der Sohn, und das Schild mit dem Wappen der Neuerburger hing er an den Arm, entschlossen, des Vaters Wegspur zu folgen.

Der zweite seiner Söhne trat herzu. Lang und braun wallten die Locken ihm um die Schultern. Breit und sicher stand er da. „Dich, mein Wolf, schicke ich hinaus. Über den Bergen, zu Füßen des Hammerstein, ankert mein rascher Segler. Besteige das Schiff, und dir gehöre die Flut. Von Rittern und Kaufleuten nimm den Zoll, und dein Gold wirke, daß unseres Hauses Macht feststehe, glänzend bis in die fernsten Zeiten."

Und nun der dritte, der blondlockige, blauäugige Heinrich? Traurig fast blickte der Graf auf sein jüngstes Kind, dem ein sonniges Lächeln auf den Lippen lag. „Was gebe ich dir? Meine Burg, mein Land, mein stolzes Schiff gab ich hin", sprach ernst der Graf. Aber dann stahl sich ein Leuchten in seine brechenden Augen, als er an die Wand deutete: „Nimm hin, mein Kind, die Harfe. Wohllaut schläft in ihren Saiten, Wohllaut, der der Menschen Herzen erfreuen, Kummer und Not lindern kann. Wecke den schlafenden, dir und allen zur Freude. Singe dazu dein Lied daheim und in der Fremde. Sonnig war deine Jugend. Sonnig gestalte die Harfe deine Manneszeit und dein Alter."

Als der Tag zur Rüste ging, da erbleichten des Alten Wangen, schlossen sich seine Augen für immer. In die Gruft bettete man ihn neben seine schlummernde Gattin.

Die Söhne aber traten ihr Erbe an.

Tapfer und treu schützte Bruno die Mauern seiner Burg gegen alle Feinde. Doch in grimmer Fehde durchbohrte eine Lanze seine Brust. Hinaus zog Wolf zum grünen Rhein, befuhr Flüsse und Meere. Gold und Gut brachte er heim. Aber ein Sturm zerschellte sein Schiff. Die Fluten des Stromes begruben ihn. Im Arm die Harfe zog der Jüngste hinaus und sang seine Weisen von Burg zu Burg. Gern öffneten sich ihm die Pforten. Weit bis ins Thüringerland und in der Wartburg stolze Mauern ging seine Fahrt. Mit den besten Sängern maß er sich in deutschen Landen. Nie aber vergaß er seine Heimat, der Burg im Wiedtal.

Und diese? Sie zerfiel, ein Raub der Jahre. Die Mauern brachen und die Tore stürzten. Der Name des Besitzers verscholl wie der des kühnen Schiffers. Aber die Lieder Heinrichs leben noch heute und umklingen den Bau.

„Es geht durch die Buchen ein Singen,
durch den murmelnden Wiedbach ein Klingen,
das ist der Nachklang der Lieder
von Heinrich von Ofterdingen."

Heinrich von Ofterdingens Geburtsort.

Auf der Wartburg, im schönen Thüringerland, herrschte zur Zeit des Mittelalters gar oft ein buntbewegtes Leben. Vor den Toren klang Harfenton und Liedersang. Mancher ritterliche Sänger kehrte hier ein. Auf der Landgrafenburg wohnte Hermann von Thüringen, ein Freund der Kunst und selber ein Minnesänger. Er lud die Barden ein von weit und breit. Und sie kamen, die allerbesten aus deutschen Landen: Walter von der Vogelweide, von dem man sagte: „Her Walther von der Vogelweide, swer des vergaeze, taete nur leide," Wolfram von Eschenbach, aus dem fernen Ungarlande, Klingsor und viele andere. Unter ihnen war auch Heinrich von Ofterdingen, der Sänger des Spielmannsliedes vom Zwergkörnig Laurin, der auch unter denen ist, denen man das Nibelungenlied zuschreibt, der Dichter des „Sängerkriegs auf der Wartburg", in dem er den ernsten Kampf schildert, den der

Landgraf, der seine Freude hatte an neuen Liedern, nicht gewollt, den er aber nicht verhindern konnte. Ganz allein stand er seinen Gegnern gegenüber. Edle Fürsten pries man mit höchstem Eifer. Er stellte Herzog Leopold von Österreich am höchsten, während die andern den Landgrafen Hermann feierten. Immer heißer wurde der Streit, immer ernster. Übermütig und ungezähmt sang er, als man beschloß, daß der Besiegte von Eisenachs Scharfrichter enthauptet werden sollte. Und der Besiegte wurde Heinrich, durch Walters unvergleichliche Kunst.

Heinrich von Ofterdingen war ein Kind des Westerwaldes.

Im romantischen Wiedtal, wo oberhalb Waldbreitbach das Dorf Roßbach liegt, hat seine Wiege gestanden. Hier zählte sein Geschlecht schon lange zu den „Ministerialen" des thüringischen Landgrafenhauses, dem auch Mechtildis von Sayn, des letzten Heinrich Gemahlin, die Herrin auf Neuerburg und Altenwied, entstammte. Henricus de Rospe (Heinrich von Roßbach) wird 1246, Wilhelm von Rospe 1283 im Testamente der Mechtildis genannt. Jenseits des Rheines, bei Ochtendung, besaßen sie Güter und nannten sich nach ihnen de Oftindinch. Heinrich von Oftentinch-Ofterdingen ist im stillen Wiedtal aufgewachsen. Der frommen Mechtildis Hand schwebte über ihm, besonders, da er des Gesanges Kunst übte, der auch sie gewogen war. Als Sänger zog er von Burg zu Burg, von Hof zu Hof. Oft weilte er namentlich im fernen Österreich. — Eine österreichische Prinzessin, Sophia von Österreich, war des Landgrafen Hermann erste Gattin gewesen, in Tagen, da Heinrichs Geschlecht noch auf der Wartburg wohnte, deren Erbfürstin Sophia war. — In seinen Kampfgesängen stellte er darum auch Leopold von Österreich über alle Fürsten. Am Hofe der österreichischen Herzogsfamilie lernte er auch Klingsor kennen, den er beim „Wartburgkriege" als Kampfrichter im listigen Spiel seiner Gegner anrief. Heinrich ist seit seiner Niederlage auf der Wartburg verschollen.

Heimgekehrt, soll er dem Vater gleich, Mönch geworden sein. Im stillen Orden der Zisterzienser, denen er, wie seine Herrin, zugetan war, fand er einen Platz. Ob er an die Klosterpforte in Heisterbach geklopft und ein Schüler des berühmten Priors Cäsarius wurde, oder ob er gar die Höhen des Westerwaldes erstieg und im stillen Nistertal zu Marienstatt sein Leben beschloß, darüber berichtet uns keine Kunde.

Rosbach an der Sieg macht auf Heinrich von Ofterdingen gleichen Anspruch.

Die heilige Elisabeth auf der Neuerburg.

Die Neuerburg im Fockenbachtale, im 13. Jahrhundert neben Sayn der Witwensitz der Gräfin Mechtildis von Sayn, konnte sich rühmen, die heilige Elisabeth von Thüringen in ihren Mauern gesehen zu haben. Ihre Verwandtschaft mit Mechtildis, die die Tochter des Markgrafen Dietrich von Landsberg und der Jutta von Thüringen war, ist dazu die Veranlassung gewesen.

Des Landgrafen Ludwigs Gemahlin war Elisabeth geworden, die 14jährige Tochter des Ungarnkönigs Andreas. Früh hatte sie die Heimat verlassen müssen, als ihre Mutter, eine süddeutsche Fürstentochter, von den Großen

des Reiches ermordet worden war, ihrer deutschen Gesinnung, aber auch ihrer Habgier wegen. Tiefe Schatten ruhten daher auf ihrer Jugend. Tiefe Schatten aber auch auf der Zeit ihrer Ehe. Ihren geliebten Gemahl mußte sie ins heilige Land ziehen lassen, woher er nicht wieder heimkehren sollte. Der Ketzerrichter Konrad von Marburg verbitterte ihr das Leben, als sie in dem Trachten, sich durch Barmherzigkeit gegenüber Armen und Kranken den Himmel zu verdienen, nicht genug tun konnte. In der Absicht, ihre übermäßige Wohltätigkeit einzudämmen, auf daß sie später nicht selbst Not litt, hat er ihr mancherlei Qualen bereitet. Sie aber hatte trotz aller Leiden ihre Nächstenliebe bewahrt und dadurch ein unüberbietbares Vorbild gegeben.

Der erste Besuch soll sie im Jahre 1228 auf den Westerwald geführt haben. Eine Wallfahrt hatte sie damals angetreten nach Alsenberg bei Brüssel, wohin sie ein Marienbild brachte. Mit ihr unternahmen die Reise ihre 3 Kinder. Im Wagen legten sie die Fahrt zurück, kamen über Elkenroth und an dem heutigen Altenkirchen vorbei, zogen wiedabwärts bis zur Neuerburg. Dort aber suchte Elisabeth noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Den Grafen Heinrich von Sayn, ihren Oheim, wollte sie bestimmen, an dem Kreuzzug teilzunehmen, dem fünften, den Kaiser Friedrich II. beschlossen.

Mag es eine Freude auf der Neuerburg gewesen sein, als die liebliche Frau in der Blüte ihrer Jugend hier einkehrte, wie ihre Tante Mechtildis fromm und gottergeben und doch allezeit heiteren Gemütes. Mag es eine Freude gewesen sein, als Kinderlachen in den Räumen der Burg widerhallte. Und ungern hat man sie scheiden sehen auf dem Wege, den frommer Sinn ihr zu gehen gebot, das Leben ihres Gatten im fernen Land zu schützen und zu erhalten.

Zum zweitenmal kehrte Elisabeth auf der Neuerburg ein. Der Jahre waren nicht viel dahingerollt. Aber was hatten sie der Frau alles gebracht. Kaum 27 Jahr alt, war ihr Gemahl bei der Abfahrt ins heilige Land von einer tückischen Seuche hingerafft worden. Ihres frommen Lebens und ihrer allzugroßen Almosenspenden willen behandelten ihre thüringischen Verwandten sie hart. Ihr Schwager Heinrich und der hessische Adel vertrieben sie von Haus und Hof. Das hatte sie zu dem Entschluß gebracht, der falschen Welt zu entsagen. Vorerst aber galt es, ihre Kinder zu versorgen. Bei ihren rheinischen Verwandten glaubte sie sie gut aufgehoben, und so kam sie wieder auf den Westerwald. Drei Kinder besaß sie: Hermann, Gertrud und Sophia. Die beiden ersten waren schon bei andern Verwandten untergebracht. Das dritte aber, Sophia, die sich später dem Herzog Heinrich von Brabant vermählte, brachte sie nach Sayn. Von hier aus besuchte sie mit Mechtildis das Kloster der Prämonstratenserinnen zu Wülfersberg bei Rommersdorf. Wahrscheinlich auch kehrte sie mit Mechthild auf der Neuerburg ein und hat Elisabeth mit ihr die Fahrt dorthin unternommen, so daß auch Oberbieber, Rengsdorf und Ehlscheid sie haben wandeln sehn.

Das Ende der Neuerburg.

Nicht lange, nachdem die schwedischen Rohre vor Ehrenstein gedonnert, die Brände um Burg und Kloster verloht waren, brach's auch ins Fockenbachtal. Mit Furcht und Schrecken hatte man schon lange auf die Ankunft

der wilden Scharen gewartet, die fliehende Bauern angemeldet, erzählend von brennenden Dörfern, zertretenen Saaten, mißhandelten und gemordeten Menschen. Die Einwohner der umliegenden Dörfer, Glockscheid, Verscheid, Hochscheid, Kurtscheid hatten sich in die Wälder beim Stangenstein geflüchtet. Die Burgmannen und Knechte der Neuerburg waren allein in dem festen Hause geblieben, den gewaltigen Quadern des Turmes vertrauend.

Tag für Tag hielten sie von ihm Ausschau, hinab ins Wiedtal, hinauf auf die Höhe. Ab und zu liefen die Leute von den zur Burg gehörenden Höfen. Ängstlich lauschten die Burgfriedner auf jedes Geräusch.

Da, eines Morgens vernahm man von Verscheid aus Geschrei wilder Stimmen. Ein Strohdach flammte auf. Auch von Glockscheid her, drüben am Bergrande, scholl wüstes Gebrüll. Und plötzlich zuckte alles zusammen. Ein Kanonenschlag durchzitterte die Luft. Und schon flog pfeifend übers Tal eine schwedische Kugel. Mitten hinein in das Knechtehaus, da man in Spannung zusammensaß. Ängstlich stob alles auseinander. Und schon kam die zweite. Einem feurigen Kranze gleich durchschnitt sie die Luft. Das Dach stand in Flammen. Und Geschoß auf Geschoß flog herüber. Die Schweden zielten gut. Rauch und Qualm füllte die Burg. Lodernde Flammen stiegen auf. Nur der Turm hielt. Vergebens leckten die roten Zungen an ihm empor, umsonst prallte manche Schwedenkugel gegen das nackte Gestein, in dem alles, was an Menschen in der Burg lebte, zusammengekrochen war, jederzeit gewärtig, schwedische Soldaten den Burgberg hinauf klettern, durchs Tor brechen zu sehen.

Man wartete umsonst. Gegen Mittag verstummte plötzlich der Kanonendonner. Die Angreifer aber marschierten mit ihren Geschützen ins Wiedtal. Dort zog General Landon mit einer starken Schar, darunter auch Hessen, dem Rheine zu. Ihm schlossen sie sich an, und die Neuerburg war vor völliger Vernichtung gerettet. Manches Haus brannte zwar bis auf den Grund nieder. Andere aber konnten wieder ausgebessert werden.

Doch zu rechtem Leben erwachte die Burg seit dem Frühlingstage im Jahre 1633 nicht mehr. Die Erzbischöfe von Cöln, zu deren Stift sie gehörte, wandten auch keine Mittel auf, sie zu erhalten. Mehr und mehr zerfiel sie, selbst für die letzten Burgleute, die darin Unterschlupf gesucht, nicht mehr wohnlich. So trauert heute nur noch die Ruine im einsamen Fockenbachtale.

Der Schäfer von Verscheid.

In früherer Zeit stand auf dem Westerwald die Schafzucht in Blüte. Da gab es Schafherden auch in den Tälern und auf den Höhen des Wied- und Fockenbachs. Besonders die Gemeinde Verscheid erfreute sich einer stattlichen Herde. In jedem Herbst wurde ein Teil der Tiere verkauft, um die Städte mit Fleisch zu versorgen. Die Schäfer lieferten dann die verkauften Stücke an den Rhein. So hatte auch der Verscheider Schäfer einst eine ansehnliche Zahl an den Mann gebracht und trieb die Herde nach Coblenz. Es war eine schöne Herbstnacht. Der Mond schien hell und klar, und es war noch

gar nicht kalt. So hätte das eine herrliche Fahrt werden können, wenn ihn nicht auf dem ganzen Weg ein Gespenst verfolgt hätte. Dadurch aber wurde sie zu einer Strapaze, die ihn einige abgetriebene Schafe und eine ganze Menge grauer Haare kostete.

Abend war's, als er seinen Weg antrat. Der Mondschein lag hell über den Feldern und dem Wald. Aber kaum eine halbe Stunde war er fort, da kam ein „Kerl“ hinter ihm her. Seine Schafe trieb er zu rascherer Gangart an. Es half nichts. Um so rascher folgte das Gespenst. Immer folgte es ihm auf dem Fuße. War er vor seiner Herde, so legte es sich der Länge nach über diese. War er hinten, so ging es ihm nach. Lief er, so beschleunigte auch das Gespenst seine Schritte. Blieb er stehen, so stand auch dieses. Einmal sprang er über einen Graben. Das Gespenst setzte hinter ihm her. Es war ein Schäfer wie er. Doch merkwürdig, bald klein wie ein Zwerg, bald wie ein Riese. Die ganze liebe lange Nacht folgte es ihm. Aber als der Tag anbrach, wurde es blaß und durchsichtig, und als es ganz hell war, war er plötzlich verschwunden.

So erzählte der Schäfer einem Kollegen, dem er begegnete und der ihn ob seines seltsamen Aussehens befragt hatte, ihn dann aber „hart“ auslachte, da er das Gespenst besser kannte, obwohl er es nicht gesehen, den Schatten.

Das Gespenst von Hombach.

An der Straße, die mitten durch den Wiedwinkel zieht, von Neustadt aus über Jungfernhof bergan steigt, um sich bei Willroth mit der Neuwieder Straße zu vereinigen, liegt auf der Höhe das Dorf Hombach oder „die Homich“, wie es im Volksmund heißt. Ein paar Häuser auf jeder Straßenseite. Früher waren die aus der „Homich“ auf den Kirmessen rundum berüchtigt und wurden „Totschläger“ genannt. Ehemals trieb man da oben auch eine blühende Schafzucht. Und die Metzger aus Neuwied kauften ihr Schlachtmaterial zumeist von dem Schäfer daselbst. Dieser hatte mitunter besondere Erscheinungen. Von einer solchen wurde einem Metzger erzählt.

An einem Sonntagabend war's. Die Sonne war längst hinter dem Asberg in den Rhein gesunken. Da hütete er mit seiner Herde am Waldrand. So heiß war es den ganzen Tag gewesen, daß die Tiere noch müde waren. Und auch der Hund, der Wacker, „fochte“ noch, die Zunge aus dem Maule hängen lassend. Da guckte der Schäfer nach dem Tannenwald, der sich düster bis an die Straße zog, und bemerkte, wie sich die Zweige desselben teilten. Heraus schritt eine weiße Gestalt mit einem weißen Hut und einem langen weißen Mantel. Ihr schönes Gesicht lächelte ihm zu, ihre Augen winkten, und ihr Mund sprach, als sie mitten durch die Herde hindurchschritt, ohne sie zu berühren: „Folge mir!“ Dem Schäfer wurde es graulich zu Mute. Gerne wäre er ihr gefolgt, aber er wagte es doch nicht. Die Gestalt wandte sich wieder und ging dem Walde zu. Da winkte sie ihm abermals: „Folge mir!“ Der Schäfer blieb. Zum dritten Male rief sie und hielt einen Beutel hoch. Dann verschwand sie in den Tannen. In diesen aber erhob sich ein Sturm, der mit großer Gewalt die Bäume bog und dem Schäfer den Hut fortfegte.

Da wußte er, daß er sein Glück verscherzt hatte. Er nahm sich vor, beim nächsten Mal der weißen Frau zu folgen. Sie ist ihm aber nicht wieder erschienen.

Der Kaplan an der Gotteseiche.

Aus dem Wiedtal führte früher ein alter Völkerweg zum Rhein. Aus der Datzerother Talmulde ging er durch das Firnbachtal zur Höhe von Monrepos, um sich jenseits wieder, am Rodenbacher und Irlicher Wald vorbei, dem Rheintal zuzusenken und dann über Wollendorf nach Fahr zu führen, wo er den Fluß erreichte. Zu der Zeit nun, als das Christentum in den Wiedbergen zur Einführung kam, waren die Kirchspiele sehr groß, und die Toten aus dem Wiedtal mußten diesen Weg gefahren werden, um in Andernach ihre letzte Ruhestätte zu finden. Der Kaplan von Andernach ging der Leiche entgegen bis zu einem gewaltigen Eichbaum, etwa in der Mitte des Weges, da, wo derselbe nördlich von Monrepos die Höhe gewinnt. Dort wurde der Verstorbene eingesegnet, und hieß der Baum darum die „Gotteseiche". —

Wiederum war eins in den Wiedbergen gestorben und sollte an den Ufern des Rheines sein Grab finden. Zeitig war man von dem Dorfe aus aufgebrochen und schritt hinter dem Totenkarren. Auch der Kaplan, der dem Toten auf seinem letzten Gang entgegengehen sollte, hatte sich von Andernach aus auf den Weg gemacht. Doch er war nur bis Leutesdorf gekommen. Als Freund eines guten Tropfens hatte er in einer Schenke den Leichenzug ganz und gar vergessen. Der stand indessen dort, weit oben an der „Gottesäch" und wartete und wartete und kam endlich herunter, ohne daß der Tote eingesegnet war. Darüber entsetzten sich die Begleiter sehr, und die Sache kam zu Ohren des Oberhirten. Doch bei der Strafe, die dieser dem weinseligen Kaplan auferlegte, verblieb es nicht. Vielmehr mußte er seitdem und noch lange nach seinem Tode an der Gotteseiche mit dem Brevier in der Hand stehen und warten auf die Toten, obwohl man die längst nicht mehr daherbrachte, sondern auf einem viel näheren Friedhof zur Erde bestattete.

Die alte Gotteseiche steht nicht mehr. An ihrer Stelle ist ein neuer Baum herangewachsen. Doch der Ort heißt noch heute „an der Gottesäch".

Die „Hehlemämmcher" im Wiedtal.

Eines der sönsten Westerwaldtäler ist das wildromantische Tal der Wied. Schroff erheben sich seine buchenbeschatteten Hänge. Laut rauscht in der Tiefe der Bach, mit seinem ewigen Lied einstimmend in den Chor der Winde, der durch die breitkronigen Buchen klingt. Da aber, wo die Wasser in kurzen Windungen vor undenklichen Zeiten ihr Bett eingeschnitten haben, heben sich trotzig und starr die Felsen mit scharfen Graten. Die haben im Innern aber tiefe Höhlen. In diesen „Hehlen" hat, wie in vielen Westerwaldtälern vor langer Zeit, das kleine Volk der Zwerge gewohnt. So waren besonders in den Felsschlössern der „Hardt" bei Datzeroth die sogenannten „Hehlemännchen" zuhause. Die waren den Datzerothern wohl gesinnt, den Männern sowohl als den Frauen und Kindern. Jene brauchten nur die Karre mit Mist zu laden oder das „Puddelfaß" voll zu pumpen, die Hehlemännchen besorgten alles andere. Sie fuhren den Mist aufs Feld, spreiteten ihn so dick oder so dünn, wie es für die kommende Frucht notwendig war. Ja, fuhr man ihnen den Pflug an den Acker, so war der Dünger am andern Morgen auch schon untergeackert. Beim Grasmähen brauchte man nur die Wiese anzumähen. Am Morgen lag sie dann blank da, und das Heu oder das Grummet war gar hübsch auseinander getan. Da konnten die „Datzerter" Männer gut „Steckelcher verzehlen" und „Tuwack debei blotzen", ihre Arbeit wurde doch getan. Und die Frauen konnten ihnen Gesellschaft leisten, ihren „Schwätz" halten und ein gut Köppchen Kaffee dazu trinken. Die Arbeit besorgten die Hehlemännchen, und wenn man morgens aufstand, waren die Schuhe geputzt, die Stube geschrubbt, die Küche blank. Und die Schulkinder, die wie allerwärts, abends nicht ins Bett zu bringen sind, konnten ruhig zuhören, auch wenn die Schulaufgaben noch nicht gemacht waren. Sie brauchten nur Tafel, Hefte und Bücher hinzulegen, und morgens waren die Rechenaufgaben gelöst, die Aufsätze fertig und selbst die Gesangbuchslieder und Katechismusfragen saßen in ihren Köpfen. Ja, damals war's schön in Datzeroth wie überhaupt da, wo die unterirdischen Geister den Menschen gut waren. Aber das sollte nicht immer so bleiben. Und daran war eine Frau aus Datzeroth selbst schuld. Der war es nicht genug, daß ihr von den Hehlemännchen alle Arbeit getan wurde. Die war von der Neugier geplagt und wollte die Zwerge mit eigenen Augen sehen. Eines Abends, da sie schon an der Arbeit waren, war sie aufgeblieben und hörte sie trippeln und trappeln. Da machte sie Licht und stieß die Tür zum Nebenzimmer auf, daß die armen Kerle fast verzweifelten vor Angst und Schreck, sich unter Tisch und Stühle krabbelten und sich gar in den Uhrkasten versteckten oder in den dunkeln Ofen krochen. Hals über Kopf flohen sie dann, sobald sie das Freie erreichen konnten, hinaus und haben sich seitdem nicht mehr sehen lassen. Den Datzerothern aber geht's darum heut' wie den andern Leuten auch. Ihre Arbeit müssen sie sich selbst tun, und kein Hehlemännchen kommt mehr, ihnen zu helfen.

Der wilde Jäger von der Jägersley.

Als man durch das Wiedbachtal die Straße baute, mußte man hier und da ein vorspringendes Felsstück wegsprengen. So auch da, wo der Dombach mündet. Dort ragte bis dahin ein mächtiger Felsen ins Tal hinein, der den Namen „die Jägersley" führte. Der wilde Jäger ging dort um. Er war ehemals ein Graf oder ein Prinz von Gommerscheid, der zwischen Datzeroth und Ehlscheid, wo im lauschigen Waldversteck heute der fürstlich-wiedische Hof gleichen Namens liegt, sein Schloß hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger. Nicht genug konnte er des Vergnügens kriegen. Am frühen Morgen schon begann er es und dehnte es meist bis an den späten Abend aus. Am liebsten hätte er die Nacht durchgejagt. Doch endlich sollte es des Jagens ein Ende haben. Er kam zum Sterben. Einen Priester holte man an sein Sterbebett, obwohl er mit ihm in seinem Leben nicht gern zu tun

haben wollte. Der sollte ihm die letzte Wegzehrung geben. Der Graf indessen war neugierig, wie es nach diesem Leben um ihn bestellt sei. Bisher hatte er sich darum kaum gekümmert. Von dem Priester wollte er wissen, ob er im Jenseits auch wie auf Erden dem Weidwerk obliegen könne. Der glaubte, ja, konnte es ihm jedoch nicht in sichere Aussicht stellen. Da erschien an der gegenüberliegenden Wand der Teufel. Der sagte ihm ein ewiges Jagen in den Hallen tief unter der Erde zu. Da verzichtete der leidenschaftliche Jäger auf den Himmel und wies das Sakrament des Priesters ab. „Lieber zur Hölle, als nie mehr jagen!" so sagte er, und mit triumphierendem Lachen war der Teufel verschwunden. Aber eine furchtbare Stimme hatte gerufen: „Nun sollst du ewig jagen!" Das Wort ging in Erfüllung. Der Leib des Ritters wurde begraben, aber seine Seele jagt seitdem allnächtlich in seinem Revier umher.

Mancher, der sich in Neuwied verspätet und im Dunkel an der langen Hardt vorübergekommen, hat ihn gesehen. Zwei große Wolfshunde, denen glühendrot die Zunge zum Maule heraushängt, laufen ihm zur Seite. Der Sturm heult durch die Kronen der Buchen, biegt die Stämme und reißt dem Wanderer den Hut vom Kopf. Scheu duckt der sich dann wohl in den Straßengraben, damit die wilde Jagd über ihn hinwegfegt. Denn ereilt sie ihn, so muß er als Treiber mithelfen, oder sie fegt ihn hinweg von der Straße in den Wiedbach, und mancher, der nicht beizeiten den Heimweg antrat, konnte sich naß wie eine Katze daraus wieder herauskrabbeln. Ein Bauer aber, der mit beladenem Wagen nachts spät wiedaufwärts fuhr, wurde, als er in die wilde Jagd kam, samt Wagen und Zugvieh glatt aufgehoben, durch die Luft getragen und am Dombach wieder auf die Straße gesetzt.

Die dicken Steine im Wiedbach.

Wanderte man einst von Altwied wiedaufwärts, so sah man zwischen der Laubbachsmühle und dem fürstlichen Hofgute „Friedrichstal" im Bach drei dicke Steine liegen, an der Stelle, da die Berge beginnen, einander näher zu rücken. Hier ist's von jeher nicht ganz geheuer gewesen. Verspäteten Wanderern geschah es oft, daß sich ihnen, wenn sie aus dem Laubbachtal kamen, ein Gespenst auf den Rücken hockte, das sie bis dahin schleppen mußten. So passierte es auch einem armen Schuster von Breitbach. Der hatte in Neuwied Leder geholt und trabte, die harte Rolle auf dem Rücken, heimwärts in den späten Abend hinein. Es war Herbst, und der Wind trieb mit den abgefallenen Blättern sein Spiel. An Altwied vorbei begegnete er noch allenthalben Menschen. Dann aber wurde es einsam und ganz düster, wo die hohen Kirschbäume die Straße beschatteten. Das Rad der Laubbachsmühle stand still. Das Haus war dunkel, und dunkel lag der „Ziegenberg". Ganz unheimlich ward ihm. Da brauste es auf einmal das Laubbachtal herunter, und auf seinem Rücken fühlte er etwas klettern, als säßen drei Gespenster darauf. Vor Angst wagte er sich nicht zu drehen und fühlte doch, daß es ihm auf dem Lederbündel saß. An der „Wage" vorbei ging er, wo die Wied still und ruhig fließt, im weiten Bogen dann am Berghang hin, bis er wieder stärker ihr Rauschen vernahm. Immer schwerer wurde sein Bündel. Fast konnte er's nicht mehr tragen. Ohne, daß er wußte, wie es ge-

schah, war er von der Straße abgekommen ans Ufer des Baches und wäre beinahe dahinein gefallen, als er vor Angst aufschrie: „Herr Jesus Christus." Da tat es auf einmal drei furchtbare Plumpse nacheinander mitten in den Bach. Er selbst fiel besinnungslos zur Erde und wurde erst wach, als es wieder heller Tag war. Da er an die Stelle sah, da es so geplumpst hatte, lagen da drei dicke Steine im Bach, die er bisher nicht dort gesehen. Sie waren nichts anders als die teuflischen Gespenster, die den göttlichen Namen nicht hatten vertragen können. Lange Jahre lagen sie so hier, und die Wied umrauschte sie. Und wenn es auf den Kirchtürmen Niederbieber, Altwied und Rengsdorf 12 Uhr schlug, drehten sie sich dreimal herum. Ungläubige und Spötter behaupten zwar, sie drehten sich noch heute, wenn sie 12 Uhr schlagen hörten.

Die gebratene Katze in Altwied.

Nahe beim Austritt der Wied aus ihren romantischen Westerwaldbergen liegen die Trümmer des Wiedischen Grafenschlosses Altwied. Eine der ausgedehntesten Burganlagen alter Zeit muß es gewesen sein. Und fest. Von drei Seiten umrauscht die Wied die steilen Felsen und festen Mauern. An der vierten, der Südostseite, hält ein gewaltiges Turmgebäude steinerne Wacht. Zur Zeit der Ritterfehden, da auch das Wiedtal widerhallte vom Klirren der Schwerter und Speere streitender Grafen und Herren, wurde auch sie einmal belagert, doch ohne Erfolg.

Zu der Zeit war es, da der Graf Arnold von Isenburg auf dem Trierer Erzbischofsstuhl saß, um 1240. Um ihn selbst entbrannte der Streit. Der Kaiser und das Volk waren mit seiner Wahl nicht zufrieden. Die Grafen und Herren des Westerwaldes schlugen sich teils auf seine (Isenburg und Wied), teils auf des Kaisers Seite (Sayn), und zwischen ihnen kam es daher zu mancher blutigen Fehde. Die Sayner fielen in die Wiedischen Lande ein und belagerten die Burg Altwied. Aber die starke Feste leistete kräftigen Widerstand. Natur und Kunst hatten sich in ihr vereint, um sie uneinnehmbar zu machen. Das sollte der Sayner Graf erfahren. Selbst aushungern konnte er sie nicht. Es führte nämlich aus dem Innern der Burg ein unterirdischer Gang, der an der Nordseite, wo tief unten die Wied braust, in einer Felsenspalte ins Freie mündete. Noch vor 50 Jahren soll dieser Gang offen gewesen sein, und der Jugend des Burgfleckens war es ein besonderes Vergnügen, hindurchzuschlüpfen. Heute ist er verfallen. Diesen Gang benutzten die Bewohner der Burg, um sich mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Durch eine Furt der Wied konnten sie das andere Ufer und die auf der Höhe liegenden Dörfer erreichen. Ja, in den Wäldern jagten sie in lustiger Hetze manches Wildbret und verzehrten es mit Behagen, indessen ihre Belagerer sie hungernd glaubten. Schon meinten diese, sie würden sich ergeben, und schickten, sie in ihrer Not zu höhnen, ihnen eines Tages eine gebratene Katze zu. Die Eingeschlossenen aber glaubten, diese Höflichkeit nicht unerwidert lassen zu dürfen und sandten ein gebratenes Reh hinüber. Da erkannten die Sayner, daß es mit dem Fall der Burg nichts war und zogen wieder heim.

Der Streit aber wurde auch bald beendet, und Graf Arnold blieb Erzbischof, obwohl er seinen Feinden gegenüber einen schweren Stand hatte.

Altwied.

Der Geist von Altenwied.

Wo die Wied ihren westlichen Lauf zum Rheine, gehemmt durch die aufsteigenden Linzer Berge ändern muß, um südwärts strebend sich mit dem Strome zu vereinigen, liegt auf steiler Höhe die Burg Altenwied, einst auch Oberwied genannt. Von der mächtigen Feste, die heute dem wiedischen Hause gehört, stehen noch ein fünfeckiger Turm und ein paar Umfassungsmauern. Einst wurde hier ein großes Haus gehalten. Das war, als die Burg saynisch war und die Gräfin Mechtildis hier residierte, Heinrichs III. Gemahlin, die all ihr Gut der Kirche und dem Kölner und Trierer Erzstift schenkte und damit sich unter den Menschen soviel Haß erwarb, als sie damit Ehre im Himmel einlegte.

Daher erzählt man auch im Volksmunde von ihr manche Geschichte. Gar streng und grausam soll sie gewesen sein. Die Gefangenen warf sie unbarmherzig ins tiefe Burgverlies. Auch besaß sie in der Burg allerlei Folterwerkzeuge, die teilweise noch heute zu sehen sind (Halseisen im Hofe, Folterbank im Turm). Sie spannte sie mit den Füßen und Händen in eine gewaltige Folterbank und ließ sie darin Wochen lang schmachten. Oder zum Spott des Burggesindes fesselte sie sie an das Halseisen im Hofe und ließ sie, Regen und Hitze ausgesetzt, dort stehen. (Im Schlosse sollen noch die Urkunden über die grausamen Schandtaten der Gräfin verborgen liegen.) Ihre Härte sollte nicht ungestraft bleiben. Sie geht in Ewigkeit hier um und erschreckt die Leute.

Einst stieg ein Trupp Soldaten vom Rhein über die Berge and kam an dem Dorfe Wied und der Burg vorbei. Da begegnete ihm hart an der Burgmauer eine stattliche Dame. Die war recht altfränkisch aufgeputzt und schien hier zu lustwandeln.

Das fiel dem jungen Volk auf. Allerlei lose Reden wurden laut, als man ihr in die ernsten, gebietenden Züge blickte. Einer der übermütigsten der Kerle schlich sich neben sie und trottete mit ihr gleichen Schritt. Die

Wandelnde schnitt abscheuliche Fratzen. Da plagte ihn der Übermut, ihr einen Kuß zu rauben. Mit weit offenen Armen umfing er sie. Sie aber wandte sich. Mit weit offenem Munde und fletschenden Zähnen ging sie auf ihn zu. Vernichtende Blitze schleuderten ihre Augen. Ihre Nase glich einem Papageienschnabel. Schlangen krochen aus ihren Locken.

Entsetzen packte den Soldaten. Schreiend floh er. Erst auf halber Bergeshöhe erreichte er ein Holzkreuz. Daran klammerte er sich. Da ging die Frau vorüber und verschwand im nahen Wald.

Die umgehende Dame soll aber auch erlöst werden können. Das erzählte ein Metzger, der des Weges kam. Dem erschien sie auch. Sie bat ihn, er möge sie lösen. Doch der tat es nicht. Da setzte sie sich weinend auf die Burgmauer und sagte: „Nun muß ich wieder warten, bis ein Rabe daherkommt, der eine Eichel im Schnabel trägt. Läßt er die im Bereiche der Burg fallen und es wächst daraus ein Baum, so kann das erste Kind mich lösen, das in der Wiege gelegen, so aus deren Holz gebauet, wenn es ein Mann geworden ist."

V. Um Holz- und Aubach.

Die Glocken von Oberherschbach.

Wo einst das Dorf Oberherschbach lag, steht heute nur mehr ein Kapellchen als Zeuge längst entschwundener Tage. Ein kunstloser Bau, stammt sein ältester Teil aus dem 13. Jahrhundert, während der andere um 1700 angebaut ist. Efeu umklettert das Chor von allen Seiten und hüllt es fast ein in sein grünes Laubgerank. Anfangs besaß die Kapelle nur ein Glöckchen, das geläutet wurde, wenn ein Gewitter das Tal bedrohte. Zwei andere

Glocken gesellten sich später dem Wetterglöcklein bei, Stiftungen einer Gräfin von Isenburg.

Die Herren von Isenburg drunten im Sayntal hatten in der Umgegend zahlreiche Besitzungen. Hoher Wald dehnte sich da mit viel Wild. In ihm zogen sie häufig zur Jagd. Nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen. So war es namentlich eine Isenburger Gräfin, die mit Leidenschaft der Jagd fröhnte.

Wieder einmal hatte sie sich auf ihr rasches Roß geschwungen, dem Hirsch zu folgen. Ein Jäger begleitete sie, ihr zur Seite reitend. Als sich aber ein Hirsch zeigte im wilden Wald, da flog mit Horrido und Hussa die Gräfin so rasch hinter ihm her, daß ihr Begleiter jede Spur von ihr verlor. Die Gräfin indessen verfolgte das Tier über Bergkuppen und Täler ohne Rast und Ruhe. Der Mittag flog vorüber. Der Abend nahte. Da erst hielt sie im Jagen inne und beschloß, heimzukehren. Nun merkte sie, daß sie den Weg verloren und wußte nicht, wo sie sich befand. Westwärts war die Sonne untergegangen. Da mußte ihr heimatliches Schloß liegen. Westwärts strebte sie, kam aber immer tiefer in den Wald, immer mehr ab vom Wege. Und zuletzt war sie völlig irre. Schon ergab sie sich in ihr Schicksal, die Nacht draußen zu bleiben, nicht ohne Angst, denn damals gab es noch Wölfe im Westerwald. Manches Gelübde stieg in ihre Brust. Wenn doch ein Laut von außen ihr die Wegrichtung zeigte, was wollte sie nicht alles tun.

Und kaum gedacht, so zitterte, nicht allzufern, der Ton eines Glöckchens durch den Wald. Rasch sprang sie auf und schritt auf den Klang zu. Er kam vom Turm des Kirchleins zu Oberherschbach. In heißem Dank fiel sie vor der Pforte desselben nieder und gelobte, zwei Glocken der Kapelle zu schenken. Ihr Versprechen hielt sie. Lange haben die Glocken der Isenburger Gräfin geläutet. Als man später aber in Herschbach die Pfarrkirche baute, nahm man ihr Metall als Zusatz.

Der Tränenquell bei Herschbach.

An der Kleinbahnstrecke von Selters nach Hachenburg liegt Herschbach, da, wo der Hirschbach sich in den Holzbach ergießt, durch den Quarzitreichtum, den seine Gemarkung birgt, wohlhabend geworden. Ehemals lag in seiner Nähe ein zweiter Ort gleichen Namens, „Überherspach". Der war vor dem 30jährigen Kriege ein freundliches Dörflein. Inmitten seiner Häuser lag der Dorfborn. Nicht weit davon wohnte ein schmucker Bursche, eines Holzhauers Sohn, arm, aber brav. Der sah allabendlich, wie die Mädchen des Dorfes kamen mit ihren Genossinnen, Wasser zu holen und zu plaudern über dies und das. Von allen am liebsten sah er des Müllers Töchterlein, aus der Mühle am Ende des Dorfes. Und das Müllermädchen sah ihn nicht minder gern, wenn auch Vater und Mutter ihr einen reichen Mann bestimmt hatten, des Schulzen Sohn. Dieser aber wachte mit bösen Augen über dem Paar. Als sie heimlich eines Abends an des Dorfes Kapelle sich trafen, belauschte er sie. Da erfuhr er, an die Wand geschmiegt, daß er wenig zu erhoffen hatte. Ein wühlender Grimm packte ihn, und ein furchtbarer Entschluß reifte in ihm.

Zitternd vor Wut hatte er es vernommen, daß sie dem armen Burschen treu bleiben wolle. Solch einem Bettler! Solch einem Hergelaufenen! Ihn wegen dem verschmähen? Ihn, den reichen Schulzensohn? Das sollten sie büßen, er, der verwegen seine Augen aufgehoben zu der, die ihm gehören sollte, sie, die alle seine Werbungen abgewiesen. Nicht umsonst hatte er es erlauscht, daß sie sich am nächsten Abend treffen wollten, wo der Dorfborn sprudelt. Da wollte er schlimme Rache nehmen.

Und der Abend kam. Auf der Bank am Born gab's ein geheimes Flüstern und Raunen. Von der Bank scholl dann ein weher Schrei. Und noch einer. Und als der Mond durch die Wolken ins Dorf guckte, da sah er eine dunkle Gestalt zwei Tote fortschaffen. Wo der Holderbusch stand, arbeitete sie eifrig mit Hacke und Spaten, und bald schlossen Erde und Stein die Gruft.

Als die Sonne am Morgen aufstand, lag der Brunnen da wie immer. Die Wasser rieselten, und schwer duftete der Holder. Aber drei Menschen suchte man vergebens, und viele Tränentage folgten in drei Häusern des Dorfes aufeinander.

Dann kamen die Schweden ins Dorf. Der 30jährige Völkerkrieg hatte sie gerufen. Brennende Häuser kündeten ihr Kommen auch in Oberherschbach. Und dann erklang auch hier die Trommel:

> Hüt' dich, Bauer ich komm,
> ich bring' dir nix, ich nomm!

Die Pest folgte ihren Spuren. Die meisten Familien starben aus. Was übrig blieb, zermürbte der Hunger. Die zertretenen und verwilderten Fluren brachten keine Frucht mehr. Da zogen die wenigen Menschen aus nach Herschbach, wo die festen Mauern Schutz gewährten. Die letzten Häuser verfielen. Von Oberherschbach blieb nichts mehr als einzig das Kirchlein.

Jahrzehnte wanderten dahin. Neue Geschlechter wuchsen heran. Der große Krieg ging zu Ende. Man vergaß, daß bei dem Kirchlein, abseits im Tal ein Dorf gestanden hatte. Nur der Dorfborn sprudelte sein altes Lied.

Da wanderte nach langer Zeit ein müder Greis durch die Straßen Herschbachs, krank und blaß und abgezehrt. Er suchte den Dorfborn auf. Verwundert sah er, daß da kein Haus mehr stand außer der Kapelle. Einen Siedler, der daran seine Hütte erbaut, fragte er. Der hatte wohl gehört, daß ein Dorf da gewesen, doch das sei lange her. Doch er nahm den Alten auf. In der Hütte saß dieser oft bei ihm und weinte Tränen der Reue.

Und immer elender und schwächer wurde er. Das Mooslager wurde sein Sterbebett. Doch bevor er die Augen schloß, begehrte er des Priesters. Dem gestand er, daß er hier seine Jugend verlebt, daß er hier zwei jungen Menschen den Tod gegeben, daß es ihn dann in die Fremde getrieben. Dreißig Jahre hatte er als Soldat bei Kaiserlichen und Schweden Vergessen gesucht. Umsonst. Eine Stimme im Innern hatte ihn heimwärts getrieben, dahin, wo er die Opfer seines Mordstahls verscharrt. Bei ihnen wollte er begraben sein.

Nun sei er hierhergekommen zu sterben. Bald schloß der „Unglückliche von Oberherschbach", so hießen ihn die Leute, da er seinen Namen nicht

nannte, die Augen. Man bettete ihn unter den Holderstrauch, wo die beiden schon lange schliefen.

An der Stelle aber, da die drei im heimatlichen Boden ruhten, sprang aus dem Boden ein Quell, die Tränen, die die ihrer Jugend und ihres Glückes Beraubten geweint und die, die der Räuber desselben aus Reue vergossen. Er heißt noch heute der Tränenquell.

Die Frau aus dem Trierischen.

Die Sage berichtet häufig, daß Leute dazu verurteilt werden, nach ihrem Tode umzugehen. Irgend ein schweres Unrecht haben sie einem ihrer Mitmenschen zugefügt oder ein Versprechen, das sie ihnen gaben, nicht erfüllt. Gar um geringer Unterlassungsfünde willen können sie im Grabe keine Ruhe finden.

War da eine Frau in einem Dorfe im Trierischen. Die war lange krank gewesen. Ihre treue Magd hatte sie gepflegt. Hatte ihr alles getan, was sie ihr von den Augen ablesen konnte. Aber die Frau war geizig. Sie hatte wohl der Magd zur Belohnung ein seidenes Kopftuch versprochen, ihr Versprechen aber nicht gehalten. Darüber war sie eingeschlafen für immer. Als sie nun gestorben war und schon im Grabe lag, hörten ihre Hinterbliebenen am Abend in dem Zimmer, da sie ihre Augen geschlossen, etwas gehen. Als das auch am nächsten und übernächsten Tag sich wiederholte und man auch aus der Stube gesprochene Worte vernahm, da stand der Sohn auf. Als er die Tür öffnete, sah er eine weiße Gestalt an der Kommode stehen. Er redete sie an. Da wandte sie sich um, und er erkannte seine Mutter. „Warum wandelst du hier?" fragte er sie. Und sie sagte, daß das unerfüllte Versprechen ihr keine Ruhe lasse. Dann verschwand sie. Andern Tages kaufte der Sohn das seidene Halstuch für die Magd. Seitdem kam die Tote nicht wieder.

„Versprechen und Halten
steht fein bei Jungen und Alten."

Die Nixe im Ehrlichs-Weiher.

Zwischen Brückrachdorf, Marienhausen und Herschbach, in der Schladenbach, lag einst der Ehrlichs-Weiher, der dem Grafen zu Wied-Runkel gehörte, der in Dierdorf seine Residenz hatte. Heute ist er nicht mehr. Nur der Name lebt noch im Volke und die Sage von der Nixe, die da einst in dem klaren Wasser ihre Wohnung hatte. Die war schön wie eine Königin. In silberhellen Nächten, wenn der Vollmond über der Hohen Straße aufging und die weite Fläche mit Wald und Wiesen, Feldern und träumenden Dörfern beleuchtete, dann stieg sie aus dem Grunde tief unten. An das Ufer setzte sie sich, spielte und sang die herrlichsten Weisen. Dann kamen alle lebendigen Wesen aus dem Weiher und tanzten am Ufer in fröhlichem Reigen. Aber den Menschen war sie nicht hold gesinnt. Diese mieden darum den Weiher. Nur ein Fuhrmann, der aus dem Trierischen kam und ins Wiedische fahren wollte, hatte keine Angst. Im Wirtshaus zu Herschbach rühmte er sich gar noch seines Mutes, als viele Gäste um ihn saßen. Die warnten ihn zwar, doch er fuhr los und kam auch an den Weiherrand. Da saß die Nixe auf einem Stein im Mondenglanz. Die Saiten ihrer Harfe leuchteten wie Gold. Und ihre Weise flog über das Wasser so süß und träumerisch wie jemals. Hart am Weiher vorbei fuhr der Wagen. Der Fuhrmann knallte mit der Peitsche. Die Rosse stampften. Noch schöner klang das Lied. Da hörte die Peitsche auf zu klatschen. Die Rosse gingen wie auf Blumen. Und der Fuhrmann blieb lauschend stehen. Lange, lange.

Ins Wiedische ist er nicht gekommen. Seinen Wagen und die toten Pferde fand man im Weiher, von ihm selbst keine Spur. Ihn hatte die Nixe des Ehrlichs-Weihers geholt.

Woher der Name Marienrachdorf kommt.

Unfern der Grenze der Rheinprovinz von Nassau liegt das Dorf Marienrachdorf. Zwei andere Rachdörfer liegen nicht weit von ihm, Frei- und Brückrachdorf. Man hat ihre Namen verschiedentlich gedeutet, als Grenzdörfer, als Grafendörfer. Man gab dem einen den Namen Freirachdorf, weil ihm bestimmte Freiheiten gewährt worden waren, nannte das andere Bruchenrachdorf, weil es im Bruche, das dritte Markrachdorf, weil es an der Grenze lag. Die Volkssage erklärt sich den Namen anders.

Einst war das heute stattliche Dorf, dessen weißer Kirchturm weithin leuchtet, eine bescheidene Niederlassung. Wald dehnte sich weit in der Runde. Nur wenig Wohnstätten zählte es. Doch deren Zahl wuchs. Und ein Kirchlein erbaute man, in das die Gläubigen von weither wanderten, des Marienbildes wegen, das dort war. Das war wundertätig und hatte schon manchem die Gesundheit wiedergegeben.

Da, eines Morgens, waren die ersten Beter vor Schrecken starr. Die Tür zur Kapelle war erbrochen. Das Muttergottesbild lag am Boden. Seine Arme waren von frevler Hand abgeschlagen. Die frommen Bewohner des Dorfes sammelten sich in der Kirche. Vor dem zertrümmerten Bilde legten sie den heiligen Eid ab, für die Schandtat an dem Marienbild Rache zu nehmen. Bis das geschehen, wollten sie allabendlich sich im Gotteshaus versammeln. Fleißig fahndeten sie am Tage nach den Verbrechern. Endlich kam die Tat ans Licht. Wie dem Marienbild geschehen war, so schlugen sie auch dem Frevler die Arme und den Kopf ab. Seitdem hieß das Dorf Marienrachdorf.

Krümmel.

Hart an der Grenze des Nassauerlandes, nicht weit von Selters, liegt an der Straße ins Preußische der kleine Ort Krümmel. Ein seltsamer Name. Die Westerwälder Chronisten haben sich vergebens den Kopf zerbrochen, wie er zu demselben gekommen ist. Auch die Sage hat sich mit der Frage beschäftigt.

Es war zu der Zeit, da der liebe Gott die Erde machte und auch auf dem Westerwald Dörfer und Flecken und Weiler verstreute. Die trug er alle in einem großen Tuche, und während er so über die Höhen und Täler dahinflog, setzte er hier und da eines hin. Eben hatte er Selters ins Sayntal gelegt und war im Begriff Sessenhausen auf die Höhe zu setzen. Da

rutschte ihm ein Zipfel aus den Fingern und ein paar Häuser fielen aus seinem Tuche. Er ließ sie liegen, und so entstand Krümmel.

Einen Straßenwärter, der in der Nähe des Dorfes die Gräben in „der Reih“ hielt, fragte einmal ein Vorübergehender: „Wissen Sie nicht, warum das Dorf dort „Krümmel“ heißt?“ Da antwortete er: „O ja, datt weiß ich ganz genau: Wär' et größer, dann hieß et ‚Bracken‘ (Brocken), esu häßt et nur ‚Krimmel‘.“ —

Der Bote vom Himmel.

„En Sessenhousen
gett et nix ze mousen,“

sagen die Maurer aus der Heiderbach und meinen das Dorf auf der Höhe zwischen Krümmel und Deesen. Aber was sie sagen, stimmt lange nicht mehr. Die Sessenhäuser haben durch ihren Hausierhandel in der Fremde viel Geld heimgetragen und mit ihm Wohlhabenheit und Behaglichkeit ins Dorf gebracht. Das wissen die Handwerksburschen sehr wohl und kehren mit Vorliebe da ein, und das war auch so schon lange.

Es kam einmal ein solcher Wanderer mit einem Sack auf dem Rücken von Selters die Straße durch Krümmel nach dem Dorf. Damals wohnte gleich am Eingang des Dorfes eine Witwe mit ihrem einzigen Sohn, der wie sie „gätt domm“ war. Freundlich trat der Handwerksbursche ins Haus und bat um etwas Essen. Einen Teller Suppe gab ihm die Frau und einen gehörigen Ranken Brot. „Woher kommt Ihr denn?“ fragte sie ihn, als sie seine zerrissenen Schuhe sah. „Direkt von Krümmel!“ antwortete der Handwerksbursch. Doch die Frau hörte auf dem linken Ohr nicht recht und hatte verstanden „vom Himmel“.

„O, vom Himmel?“ sagte sie verwundert, „dann hast du gewiß och meinen Pitter gesehn?“ „Aber gewiß“, meinte der Wanderer schnell gefaßt, „den sah ich oft. Viel und schwere Arbeit hat der da oben. Der ist beim Donnern angestellt. Zuerst konnt' er's noch nicht. Aber nun donnert er ganz gewaltig. Aber nach jedem Gewitter ist er patschnaß geschwitzt, so strengt das an.“ „O, der arm Kerl“, jammerte die Frau. Aber der Bursche erzählte noch weiter: „Ja, bei all der Arbeit sieht er auch recht abgerissen aus. Sein Rock ist zerlappt, seine Schuhe sind zerrissen, sein Hut hat ein Loch, und ein Halstuch und ein wollen Wams hat er schon gar nicht mehr. Da friert er gewaltig.“ „O, der arm Kerl!“ heulte die Frau. „Was heult ihr so?“ meinte der Handwerksbursch, „dem ist leicht abgeholfen. Ich komme morgen wieder dahin. Wenn ihr was bestellen wollt —.“ Da lief die Frau auf den „Ollern“ und holte ihres Seligen Sonntagsanzug, Hut und Schuhe und gab sie dem Boten in seinen Sack.

„Ja“, sagte der, „nun geht's in einem hin. Eßwaren hat er besonders nötig. Ich sah ihn noch gestern unten am Tisch sitzen, und während die andern Wurst und Schinken aßen, mußte er schwarzen Hunger leiden.“ Da sprang die Frau in die Räucherkammer. Einen feisten Schinken holte sie, und noch ein halb Dutzend Würste tat sie dazu. Der Handwerksbursche steckte alles ein und beeilte sich, fortzukommen, daß er noch heute die Sachen

abliefern könne. Die Frau aber blieb auf der Kiste sitzen und heulte um ihren Pitter und freute sich unter Tränen, daß sie ihm noch hatte etwas Gutes tun können.

Da saß sie noch, als ihr Sohn heimkam, der Michel. Der fragte sie, weshalb sie denn so „krisch“, und als er hörte, was sie dem Vater getan, da war's ihm leid, daß er nicht auch daheim gewesen. Denn er hatte im Strumpf noch ein paar harte Taler verwahrt. Dafür könnte sich der Vater doch noch hier und da etwas dazu kaufen, „einen Primm“ oder einen „Unnauer“ oder so was. Rasch hatte er einen Gedanken gefaßt, riß den Strumpf aus der Bettstatt und den Gaul aus dem Stall. Noch vor Krümmel holte er den Burschen ein. Der wollte sich schon in die Büsche verdrücken, weil er Unrat witterte. Aber als der Bauer ihm endlich zurief, zu warten, da hielt er an und nahm gern das Geld an, versprach auch, es getreulich abzuliefern. Fröhlich wanderte er weiter. Der Sessenhäuser aber kam heim zu seiner Mutter und freute sich mit ihr über seine gute Tat.

Die Grenzsteinverrücker.

Die Habgier muß auch schon in alter Zeit ein schlimmes und verbreitetes Übel gewesen sein, auch bei unsern Landleuten. Und gerade bei diesen kam es nicht selten vor, sei es, die Not zu lindern, sei es nur den Wunsch „nach Mehr“ zu befriedigen, daß sie dem Nachbarn Grund und Boden dadurch stahlen, daß sie ihm zur Nachtzeit die Grenzmäler verrückten. Diese Vergehen wurden von den Grafen und Herren des Westerwaldes, wenn sie offenbar wurden, hart bestraft. Aber auch damals ging es schon wie heute, daß man einen Dieb nicht eher aufhing, bis man ihn hatte. Das Volk aber dachte sich, daß diese Bösewichter bestraft würden, auch wenn die weltlichen Gerichte sie nicht erwischten. Sie mußten als Geister umgehen. So ging an der Nestels Eiche bei Brückrachdorf nachts ein Mann um. Er war ganz altmodisch gekleidet. Einen hohen Hut hatte er und einen Rock mit langen Schößen, wie man sie vor mehr als 100 Jahren trug. Er keuchte immer, sobald die Geisterstunde kam, den Berg hinan. Auf seinem Rücken schleppte er einen Grenzstein. In seiner Hand trug er dazu eine Schippe und eine Hacke.

Eine volle Stunde schleppte er sich mit den Dingen da herum. Von Zeit zu Zeit ließ er den Stein von der Schulter und fing an zu arbeiten. Aber der Boden war hart und steinig, und er kam nicht tiefer in denselben. Sobald drüben vom Marienrachdorfer Kirchturm die Uhr eins schlug, verschwand er, um in der nächsten Nacht wiederzukommen. So geht er um mit dem Grenzstein, bis er endlich den rechten Ort findet, da er ihn ausgehoben.

Ein Grenzsteinverrücker geht auch bei Hof Roth. Ein Mann aus Dierdorf, der eines Abends von dort nach Hause wollte, begegnete ihm, wie er am Rother Berg immer hin und her wanderte. Als er dem Gespenst nahe kam, vernahm er deutlich die Worte: „Bo dän ich en hin? Bo dän ich en hin?“ Der Mann gab ihm Antwort und sagte: „Bo de en genomme!“ Da setzte das Gespenst den Stein an die richtige Stelle und ist seitdem nicht mehr gesehen worden.

Auch bei **Rabenscheid** auf dem „Huckerfeld" ging ein Grenzsteinverrücker um, viele Nächte. Der hatte in aller Frühe, als noch die Dämmerung über den Feldern lag, den Stein ausgehoben und in rascher Arbeit dann vom fremden Acker Riemen um Riemen an den seinen gelegt. Kaum war die letzte Furche gezogen, so hatte ihn die Strafe Gottes ereilt. Über seinen Pflug war er gestolpert und hingefallen, mit der Stirn gerade auf den Stein, den er neu gesetzt. Bauern hatten ihn sterbend gefunden und heimgetragen. Und obwohl er noch Zeit gefunden, seine Untat und deren Sühne zu bekennen, wagten es die Rabenscheider nicht, den Stein wieder an seine rechte Stelle zu bringen. Daher mußte er als Geist allnächtlich umgehen, bis ihn ein Mann aus Willingen erlöste.

Der Bauer im Armeheckelchen.

Zwischen Dierdorf und Giershofen hebt sich zur Linken der Landstraße ein mäßiger Hügel, nach Norden in einen Höhenzug verlaufend, dessen südliches Ende er bildet. Der Holzbach umfließt ihn im weiten Bogen. Ein kleiner Walddistrikt lagert sich auf ihm. Das „arme Heckelchen" heißt er im Volksmunde oder „Auf dem Oarm!" So klein das Wäldchen, so niedrig sein Gebüsch ist, so erschien es früher doch gefährlich, und abseits der Straße gelegen, getraute sich so leicht keiner hindurch zu gehen, besonders zur Nachtzeit. Dann ging dort der geizige Bauer um. Auf einem Rehbock sauste er durch die Büsche. Seine Backen waren dick aufgeblasen, seine strohgelben Haare standen zu Berge, und ein paar Augen leuchteten aus seinem Kopf, wie das „gliehnige Feuer". Was ist mit ihm? In „Schowen" ist er einst ansässig gewesen. Der dickste Bauer „rem en dem", war er zum Dorfsteher oder Heimberger ernannt worden. Aber sein Sinnen und Trachten ging mehr auf sein eigenes, als auf der Gemeinde Wohl. Seine Habgier war zum Geiz geworden, den er insbesondere den Armen gegenüber bewies. Bettler, die vor seiner Türe heischten, wurden mit rauhen Worten abgewiesen. Einigen hatte er gar die Peitsche gezeigt, die an der Wand vorm Kuhstall hing.

Da war eines Tages eine arme Frau gekommen. Gar zerrissen hatte sie ausgesehen. Hohl waren ihre Augen, blaß ihre Wangen. Und an der Hand hielt sie ein Kind. Brot erbat sie für sich und das Kleine. Der Bauer aber hatte sie mit den Hunden von seiner Scholle fortgehetzt. Das „Kietzepädchen" war sie an dem „Juddekirchhof" vorbei durch die „sieben Berge" geflüchtet und oben im „Armeheckelchen" verschwunden. Am Rande desselben aber hatte sie sich noch einmal umgewandt und einen furchtbaren Fluch ausgestoßen, der aber war, da die arme Frau niemand anderes war als die Mutter Maria mit ihrem Jesuskinde, alsbald in Erfüllung gegangen. Der Bauer hatte sich zum Sterben legen müssen, war mit den schlimmsten Gewissensbissen hinübergegangen. Er hat im Grab aber keine Ruhe gefunden, sondern jagt jede Nacht auf dem Rehbock im Heckelchen herum, die arme Frau einzuholen, und das wieder gut zu machen, was er in seinem Geiz verschuldet.

Nach einer andern Sage soll am Armeheckelchen einst eine große Schlägerei gewesen sein. Die Brückrachdorfer stritten sich mit den Dierdorfern um die Gesamtweide, die sie hier oben hatten. Der Streit artete in eine regelrechte Keilerei aus. Blutige Köpfe gab's und Beulen. Einem Kuhhirten aus Dierdorf soll dabei ein Brückrachdorfer einen „Arm" entzwei geschlagen haben.

Das Gespenst am „Juddekirchhof."

Etwa in der Mitte der Fahrstraße von Dierdorf nach Giershofen liegen zu beiden Seiten derselben die beiden Judenfriedhöfe. Links der neue mit weißen leuchtenden Leichensteinen, von einer Weißdornhecke umrahmt, rechts der alte mit seinen verwitterten grauen Totenmälern im wildverwachsenen Gebüsch. Wildrosen schlingen sich von Stein zu Stein, und Schlehdorn überragt sie still und düster. Unheimlich ist der Ort, hart an der Straße, besonders zur Nachtzeit, wenn da das Gespenst umgeht. Mancher hat es schon gesehen, wenn es zwischen den Büschen auf einem der schiefen, bemoosten Steine saß. Andere sahen es die Grabsteine umkreisen, als suche es mit Eifer eine verlorene Stelle. Einem Giershofener Bauern aber hat es sich auf die Ziege gesetzt und ist damit durch die Luft gefahren. In Steimel war er gewesen und hatte da die Geiß gekauft. Weil er das Tier nicht überanstrengen wollte und auch von Steimel bis Giershofen der „liebe Gott" gar zu oft den Arm herausstreckte, war es ihm spät geworden. Über 12 Uhr abends war es schon, als er in Dierdorf Abschied nahm, die Geiß am Strick. Er mußte am „Juddekirchhof" vorüber, hatte sich aber genug „Courage" gekauft, daß er es wagen konnte. Als er gerade an der Wegebiegung war und die Leichensteine zu seiner Rechten im fahlen Mondschein aufleuchteten, da fuhr es wie der Wind an ihm vorbei. Ein Gespenst setzte sich mit lautem Getöse auf die Ziege, die der Bauer in der Angst los ließ, und hui! ritt es wie der Blitz dem Dorfe zu. Unten am Bache leuchtete noch ein Licht. Ein Schneider wohnte dort, der noch spät in die Nacht hinein die Nadel spazieren führte. Durch die Scheiben brach's, daß sie klirrend zerstückelten, der Schneider aber, halb ohnmächtig, der Länge nach in seine Stube fiel. Als er erwachte, stand die Ziege breitbeinig vor dem Schneidertisch und meckerte. Das Gespenst aber, das das Licht scheute, hockte in einer Ecke unter dem Bett. Vor Angst schreiend lief der Schneider ins Dorf. Dort war indessen auch der Bauer angekommen. Von allen Seiten kamen die Giershöfer herbei, um gemeinsam das Gespenst zu töten. Aber als sie eben in des Schneiders Haus dringen wollten, schlug die Dierdorfer Kirchenuhr eins, und da sie unterm Bett das Ungeheuer suchten, fanden sie da nichts als ein Häuflein Asche. Der Spuk war verschwunden. Der Bauer trottete mit seiner Ziege wieder heim, hat es seitdem aber nicht wieder gewagt zur Mitternachtsstunde den Weg zu gehen, aus Angst vor dem Gespenst am „Juddekirchhof".

Das Dierdorfer Schloßgespenst.

Auf dem Speicher des alten Dierdorfer Schlosses ging lange Jahre ein Gespenst um. Allnächtlich, wenn es draußen im Park still geworden war, die Bäume nur noch leise rauschten und der Holzbach sein altes Wanderlied murmelte, dann hörte man mitunter ein Gepolter, als ob alle

Möbel und Geräte durcheinander geworfen würden. Als ob Tische und Schränke umstürzten. Als ob Kugeln rollten und Kegel fielen. Das konnte nur ein Gespenst sein. Und keiner getraute sich zur Nachtzeit, den Schloßspeicher zu betreten. Ein Dierdorfer, der nicht daran glauben wollte, wagte es auf eine Wette hin. Er kam jedoch nur bis zur halben Treppe. Da griff eine schwarze Gestalt mit langen Armen durch die Speicherluke, packte ihn und warf ihn hinunter, daß er unten liegen blieb und nie mehr daran dachte, den Erzählungen von dem Schloßgespenst zu widersprechen.

Im Dierdorfer Schloß hatte sich einst hoher Besuch angemeldet. Ein Graf „von der Lippe" wollte Einkehr halten. Da galt es, den alten Kasten bestens in Staat zu werfen. Die Wege wurden geharkt, die Treppen gescheuert, die Rahmen der Ahnenbilder blitzblank gemacht.

Es war Winter und recht kalt. Damit der hohe Gast ein warmes Zimmer fand, erhielt ein Kammerdiener, als der Abend hereinbrach und die Dämmerung schon in den Ecken und Winkeln saß, den Auftrag, in dem für den Gast bestimmten Zimmer Feuer anzuzünden. Mit trockenem Reisig versah er sich und mit Feuerzunder. Aber sobald ein Flämmchen entstanden war, blies es der Wind wieder aus. Ganz ärgerlich darüber, fing er laut an, auf den zu erwartenden Besuch zu wettern und zu fluchen: „Dat dech de Himmelsschwernut hätt', dech Graf von der Lipp, von der Lapp, von der Lomp!" Kaum war das Wort seinem Munde entflohen, so regte sich's in einer Ecke und eine drohende Stimme ließ sich vernehmen: „Was sagt der Kerl?" Da packte den Kammerdiener die Angst. Den Zunder ließ er fallen. Seine Beine zitterten. Und winselnd sagte er: „O nichts, Euer Gnaden! nichts!" Da er keine Stimme mehr hörte, so beruhigte er sich allgemach. Und als nun auch das Feuer brannte, so begann er, alle Ecken des Zimmers zu durchsuchen. Nichts war zu finden. Das Gespenst war verschwunden. Aber von da ab wagte er es nicht mehr, allein in dieses Zimmer zu gehen, und das Fluchen gewöhnte er sich völlig ab.

Schloß zu Dierdorf.

Das Schloßweibchen von Dierdorf.

An der Straße, die durch Dierdorf nach Altenkirchen führt, lag vor wenigen Jahrzehnten noch das ehemalige Schloß der Grafen von Wied-Runkel, inmitten eines von einem Park umgebenen Weihers. Heute ist dasselbe verschwunden. Seine Mauern haben Baumaterial gegeben für die evangelische Kirche. Als sie noch standen, gingen in ihnen hin und wieder Gespenster um. So gab es hier das Schloßweibchen. Das war eine ehemalige Burgmannstochter. Schön und lieblich, so daß von weit und breit die Freier kamen, aber auch ebenso hochmütig und hartherzig als schön. Alle, die um sie warben, wies sie ab. Den reichsten um und um im ganzen Westerwald wollte sie haben. Und der kam auch, und mit sich brachte er viele Geld-, Korn- und Hafersäcke. Dem sagte sie ihre Hand zu, aber zur Bedingung machte sie ihm, daß er auf die höchste Eiche im Schloßgarten kletterte. Er führte auch den Befehl seiner Erwählten aus, aber, in dem schwindligen Gipfel angelangt, stürzte er hinab in die Tiefe und war tot. Als die stolze Jungfrau ihren Bräutigam fallen und leblos auf dem Waldgrunde liegen sah, da entsetzte sie sich doch, und ihre Sinne verwirrten sich. Des Nachts fand sie keine Ruhe mehr und wanderte mit fliegenden Haaren durch die Speicher des Schlosses, wo all die Geld- und Fruchtsäcke aufgestapelt waren, saß darauf und weinte. Dann schwebte sie treppab und in den düstern Schloßgarten, wo sie immer und immer wieder die Todeseiche umkreiste. Dann hockte sie am Holzbach und ließ ihre Tränen darein rinnen.

Sie kauerte an den Stufen des Wasserfalles, und ihre Klage übertönte dessen Rauschen. Als sie gestorben war, setzte sie ihre Wanderungen fort und ist noch manchem Dierdorfer, der es zur Nachtzeit wagte, den Schloßgarten zu durchqueren, erschienen. Erst, als das Schloß in Trümmer sank, die Todeseiche stürzte, da verschwand auch sie, und heute kann es nur mehr einem passieren, der von der Wienauer Kirmes heimkehrt in später Stunde, daß er es sieht, das umgehende Schloßweibchen.

Die Linde im Dierdorfer Schloßgarten.

Bevor das Schloß der Grafen von Wied-Runkel sich innerhalb des Schloßweihers bei Dierdorf erhob, stand weiter unten im Holzbachtal, wo sich die heutige Burgwiese dehnt, ein anderes. Die Bewohner desselben vergruben einst, als sich böse Kriegszeiten ins Land legten und nichts verschont blieb vor der Raubgier marodierender Völker, einen wertvollen Schatz. Von ihrem Schlosse aus führten sie einen unterirdischen Gang bis unter die Wurzeln der uralten Linde, die noch heute ihr ehrwürdiges Haupt dicht am Holzbach hebt, deren Stamm jedoch zerrissen von Stürmen, vermorscht von der Zeit ist. Zu dem Schatz gehörte auch eine goldene Wiege. Die konnte eine arme Jungfrau erhalten, die nicht wußte, wohin sie ihr unschuldiges Kindlein betten sollte. In der Wiege lag auch ein goldener Schlüssel. Der öffnete den Zugang zu den übrigen Schätzen.

Einem armen Mädchen von Wienau wäre es auch fast gelungen, die Wiege zu heben. Weinend über ihr Unglück ging sie, ihr armes Kindlein im Arm, durch den Schloßgarten heim. Da erschien ihr eine weiße Gestalt.

„Warum weinst du?" fragte sie. Und die Ärmste erzählte ihr Los. Da zeigte ihr die Gestalt den Schatz unter der Linde. Den könne sie heben, dürfe aber kein Wort dabei sprechen. Alsbald fing die Jungfrau an, den Grund aufzuwühlen. Ihr Kind hatte sie in ein nahes Gebüsch gelegt. Das lag und schlief. Tiefer und immer tiefer kam sie, und endlich sah sie etwas golden vor sich blinken. Im selben Augenblick vernahm sie auch die Stimme ihres Kindes. Das war aufgewacht und in die Nähe des Ufers gekrochen. Voll Schrecken sah das die Mutter. Aber auch der Schatz lockte sie. Tief beugte sie sich in die Grube und hob und hob. Fast war die schwere Wiege oben. Da warf sie noch einen Blick auf ihr Kind. Das war inzwischen ganz dicht ans Bachufer gekommen und drohte, ins Wasser zu fallen. Angsterfüllt rief die Mutter seinen Namen. Da glitt die goldene Wiege ihr aus der Hand und verschwand in der Tiefe.

Sie aber sprang auf, faßte mit einem Griff ihr stürzendes Kind, zog es an sich und wanderte heim. War ihr auch die goldene Wiege nicht zuteil geworden, um so inniger herzte sie „ihr goldenes Kind".

Die „Sieben Berge" bei Dierdorf.

Hinter dem Judenkirchhof bei Dierdorf hebt sich am Abhang ein seltsames Durcheinander von Hügeln und Tälern. Birkenbäume umgrünen die Schutthalden, auf denen Moos und Heidekraut wuchert. Jedenfalls sind hier in früheren Zeiten Steinbrüche gewesen, die nach ihrem teilweisen oder vollständigen Abbau liegen blieben. Aus den Steinen soll das Schloß in Dierdorf erbaut worden sein. Damals aber wurden die Berge von unterirdischen Geistern, Zwergen und Kobolden, bewohnt. Als die merkten, daß ihre Wohnungen abgebrochen werden sollten, wehrten sie sich dagegen mit allen ihren Kräften. Besonders darüber waren sie empört, daß man aus ihren Steinen ein Schloß bauen wollte. Auf die Ritter und Herren waren sie nämlich nicht gut zu sprechen. Viel lieber hielten sie es mit den Bauern und Pfarrern. Sie schwuren daher, nur Ruhe zu geben, wenn aus den Steinen eine Kirche gebaut würde. Den Bau des Schlosses suchten sie zu hindern, wo sie konnten. Wenn die Steinbrecher am Tage die Steine heruntergewälzt, so kamen Zwerge bei Eintritt der Nacht und schleppten sie wieder herauf, warfen ihre Geräte in die Wiesen, daß sie immer erst lange suchen mußten am nächsten Morgen. Den Fuhrleuten löſten sie heimlich die Räder aus den Achsen, den Pferden die Eisen von den Hufen; den Bauleuten stießen sie die Mauern um, den Zimmerern warfen sie die Hölzer durcheinander. Trotz allem wuchs das Gebäude in Dierdorf immer höher und wurde schließlich doch fertig. Die Grafen hielten ihren Einzug. Da wanderten die Kobolde allnächtlich von den Sieben Bergen durch die „Hochwiese" und über den „Acker", schlüpften durch die Spalten, Ritzen und Schlüssellöcher in das Schloß und rumorten in den Kellern, Zimmern und Speichern, daß den Dienstleuten angst und bange wurde. Ein Kutscher hat einst einen Zwerg aus den Sieben Bergen gefragt, weshalb sie des Nachts solch Gepolter machten. Da hat ihm der gesagt: Wenn die Steine ihrer Berge zum Bau einer Kirche benutzt worden wären, kämen sie nicht, so aber müßten sie rumoren, bis eine solche

daraus gebaut würde. Als endlich das Schloß eine Ruine war, wurde der Spuk erst recht groß. Da kam die Zeit, daß man in Dierdorf eine neue Kirche bauen wollte. Der Eigentümer des Schlosses erlaubte, dasselbe abzubrechen. Mit Gekrach flogen die steinernen Mauern auseinander. Auf dem Kirchplatz wurden sie neugeschichtet zur stattlichen Kirche. Seitdem sind die Zwerge fortgezogen in die Sieben Berge, wo sie tief im Erdinnern wieder ruhig und still wohnen und sich ganz selten mehr ans Tageslicht wagen. Vielleicht auch sind sie fortgezogen in die Sieben Berge am Rhein.

Die Dierdorfer Turmglocke.

Nahe bei dem alten Marktplatze in Steimel stand vor langen Zeiten eine alte Kapelle, dem heiligen Martinus geweiht. Eine Feuersbrunst verzehrte ihr Gebälk und warf ihre Mauern nieder. Da wurde die Glocke, mit der seit alters „die Freiheit des Marktes" ein- und ausgeläutet wurde, unter den Trümmern begraben. Lange, lange hat sie dort im Schutt gelegen, bis sie eines Tages wieder das Tageslicht erblicken sollte.

Ein Schweinehirt hütete auf dem weiten Platze seine borstige Herde. Aus dem Grunde wühlten die Tiere begierig die mürben Eicheln, die der Wind von den alten Bäumen im Herbst heruntergeschüttelt. Ein alter Eber scharrte sich immer tiefer ein, und als der Hirte herbeikam, lugte aus dem Boden eine Glocke heraus. Eine Frau aus Dierdorf, der er sie zeigte, verbreitete, als sie heimkam, die Kunde rasch. „Ihr Le-it," sagt sie, „de Bier hätt bei Steimel en gruße, schine Glock rausgewohlt." Als das der Dierdorfer Stadtbürgermeister hörte, hatte er, da er auf seinem Turm in der Mitte der Stadt gerade eine Glocke brauchte, nichts Eiligeres zu tun, als mit ein paar anderen Bürgern nach Steimel zu gehen. Da gruben sie die Glocke vollends heraus, beschafften sich einen Wagen und fuhren sie gen Dierdorf.

Mitten im alten Städtchen hingen sie die Glocke in den viereckigen Turm. Da schwebte sie nun über den Dächern der Häuser. Ihre Stimme ließ sie erklingen, den Menschen die Zeit zu künden. Laut schrillte sie auf, wenn irgendwo der rote Hahn auf einem Dache saß. Zu freudigen und traurigen Gelegenheiten lieh sie ihre Stimme. Immer aber zitterte durch ihren Ruf ein wehmütiger Ton, der so klang, als wenn ein Mensch spricht, wenn ihn in der Ferne das Heimweh überkommt. Und solchen, die die Sprache der Glocken verstehen, schien es, als wenn sie immer wieder sänge:

„In Steimel
es mei Heimel."

Vergebens suchten die Steimeler ihre alte Glocke wieder zu bekommen. Als wieder einmal auf dem alten Steinmal das Marktgericht gehegt wurde (1670), da erschienen klagend vor dem Richter die Leute aus den Kirchspielen Wambach und Dreis, weil ihre Glocke, ihnen „abgenommen und nach Dierdorf geführt" worden sei. Doch ihrer Bitte, sie wieder zurückzuerhalten, konnte ein hohes Marktgericht nicht stattgeben.

Die Glocke kam nicht wieder nach Steimel. Noch heute hängt sie im Uhrturm zu Dierdorf. Daß sie aber nach Dierdorf kam, ja überhaupt das

Tageslicht wieder erblickte, daran ist nur der „gruße Bier" schuld. Das sagt sie selbst, wenn sie läutet:

„Hätt mech die Säuschnauz net gefonne,
dann wär ech net no Deerdorf komme."

Der Schinderhannes an der Glückseiche.

An der Straße von Dierdorf nach Rüscheid steht ein mächtiger Eichbaum. Viele Jahrhunderte hat er da gestanden, und obwohl einzelne Äste schon starr und tot in die Luft ragen, grünen andere noch jedes Jahr aufs neue. In ihrem Schatten hat mancher Wanderer gerastet. Unter ihr stieg auch mancher ab, der ein unheimlich Handwerk trieb. In Zeiten, da es auf Wegen und Stegen nicht sicher, war es auch hier nicht geheuer. Wegelagerer, Räuber und Diebe hielten an ihr häufig Vorüberziehende an, ihre Taschen zu erleichtern. Selbst der Schinderhannes, der sonst jenseits des Rheines sein Arbeitsfeld hatte, soll einst hier einmal abgestiegen sein.

Zu jener Zeit mußte der Pfarrer aus Dierdorf seinen geistlichen Kollegen in Anhausen vertreten, sei es, daß dieser erkrankt, sei es, daß die dortige Stelle vakant war. Die Wegeverhältnisse waren derart, daß man nur bei trockenem Wetter von einem Ort zum andern konnte, während die Straßen bei Regen durch Sümpfe und Lachen führten. Wagen blieben nicht selten im Schlamm stecken und mußten durch Vorspann wieder herausgeholt werden. Da war es bequemer, die Wege zu Roß zurückzulegen. Und so hatte sich auch der Pfarrer von Dierdorf ein solches zugelegt. Ein stolzes Tier war es.

Das hatte der Schinderhannes aus seinem Waldversteck wohl beobachtet, als der Pfarrer eines Tages zur heiligen Handlung gen Anhausen ritt. Überfallen wollte er den geistlichen Herrn nicht, dafür hatte er selbst als Räuber zu viel Respekt vor einer höheren Gewalt. Er sann auf List. Die hatte er bald gefunden, er hätte ja auch nicht der Schinderhannes sein dürfen. Ein paar Krücken verschaffte er sich und hing sie hoch in den Baum auf, paßte die Zeit ab, da der Pfarrer zurückkam. Bald hörte er den Hufschlag des nahenden Reiters. Rasch legte er sich in den Straßengraben, jammerte und stöhnte zum Gotterbarmen. Als der Pfarrer den Armen sah, hatte er Mitleid mit ihn. Er fragte teilnehmend nach dem Grund seiner Klage. Räuber hätten ihn überfallen, ihn geschlagen, beraubt und dann höhnend seine Krücken in die Eiche gehängt. Nun könne er nicht heimkommen, wenn sie ihm niemand herunterhole. Der Pfarrer war gleich bereit, ihm zu helfen. Er sah hinauf. Richtig, da hingen die Hölzer gerade über der Straße. Er stieg ab und erkletterte den Baum. Das war kein leichtes Stück Arbeit bei der Dicke des Stammes und der Äste; doch es gelang. Als er fast die Krücken erreicht hatte und über der Märkerstraße hing, stand der Räuber aus dem Graben auf, schwang sich auf des Pfarrers Roß, und heidi! gings in den dunklen Wald. Der Pfarrer sah es mit Entsetzen, konnte es indessen nicht hindern. Mit Mühe kam er auf den Boden und mußte betrübt seinen Weg auf Schusters Rappen fortsetzen.

Der Handwerksbursche an der Glückseiche.

Die Glückseiche hieß einst „Gelackseiche", d. h. Grenzeiche. Sie war eine jener Mal- oder Laachbäume, durch die man in früheren Tagen die Gemarkungsgrenzen bezeichnete. Die Sage aber geht, daß einst hier ein armer Handwerksbursche sein „Glück" gefunden habe.

Dierdorf war damals noch eine Stadt mit Türmen und Mauern, die rundum das Nest fest umschlossen. Tore führten hinaus und hinein, über deren Bogen scharfen Auges der Wächter spähte. Er hielt sie ängstlich geschlossen. Nur, wenn Markttag war, dann öffnete er sie weit, daß in hellen Haufen die Käufer und Verkäufer einströmen konnten. Mit ihnen kam auch einmal ein Schafhändler. Eine stattliche Herde trieb er vor sich her, fast vermochten die engen Gassen der Unterstadt sie nicht zu fassen. Aber sie wurde kleiner und kleiner. Die Bauern von „Wynden" und „Bruchenrachdorf", von „Elgerode" und „Gieselbrechtshofen" kauften sie ihm ab. Voller aber und größer wurde der Gurt, den der Händler um seinen Leib trug, voll von Münzen aller Art, Florins und Albus, Talern und Kreuzern. Und schließlich hatte er alles verkauft, und schwer beladen zog er andern Tages, nachdem er im Gasthause zum „schwarzen Ritter" vorzüglich übernachtet, dem Rheine zu.

Der alte Rheinweg führte ihn an der dicken Eiche vorbei, Pfützen und Lachen zwangen ihn, manchen Sprung, manchen Umweg zu machen. Sein Geldgurt drückte immer schwerer, um so mehr er dazu in Dierdorf für gutes Geld gut gegessen und getrunken hatte. Die Sonne schien heiß. Und als er an den Grenzbaum kam, legte er sich in dessen Schatten, zu schlafen. Seinen Gurt schnallte er auf, daß er neben ihm lag. Lange hatte er so dagelegen. Als er plötzlich aufwachte, war es schon dämmerig im Walde, und eilends zog er seines Weges weiter, noch vor einbrechender Dunkelheit das nächste Dorf zu erreichen. Das Geld vermißte er anfangs nicht. Als er andern Tages sein Fehlen gewahrte, war's zu spät umzukehren. Es wäre auch vergebens gewesen. Er hätte den Gurt doch nicht mehr vorgefunden. Entgegengesetzten Weges nämlich, auf Dierdorf zu, war in aller Herrgottsfrühe ein Handwerksbursche gezogen. Sein Felleisen auf dem Rücken drückte ihn nicht allzuschwer. Sein Beutel gar nicht, denn er war keiner von denen, die bisher das klingende Glück erjagt hatten, soviel er auch schon landauf, landab auf der Walze gewesen. Aber trotzdem war er stets fröhlich und guter Dinge, und an dem Morgen, als er so durch den hohen, rauschenden Buchenwald schritt und die Vögel sangen und er sang mit, da war's ihm so froh zu Mute, als ob das Glück ihm nahe sei. Als er sich auf der Moosbank unter der alten Eiche niederließ zu kurzer Rast, glaubte er kaum seinen Augen zu trauen. Eine Geldkatze, voll geschüttelt und gerüttelt lag da. Die konnte er brauchen. Dankbaren Blickes schaute er den Baum an, als ob dieser sein Glück aus seinem Geäst herabgeschüttelt hätte. Keiner kam und meldete sich als Eigentümer. Da schnallte er das Ding um und schritt dem Städtchen zu. Dort fand er Arbeit und bald ein Märkerkind, das ebensoviel Geld hatte als er. Rechtschaffen und fleißig übte er sein Handwerk, und Kinder und Kindeskinder erblühten ihm. Immer aber, wenn er in den „Wald" kam,

sah er den dicken Eichbaum mit dankbarem Herzen an. Der hatte ihm sein Glück begründet und aufbauen helfen. Ihn nannte er und nannten seine Nachkommen fortan die „Glückseiche".

Der ewige Fuhrmann an der Steinstraße.

Von Horhausen nach Sayn führt die alte Stein- oder Eisenstraße mitten durch den Märkerwald. Auf ihr herrschte einst ein reges Leben, als man auf Wagen aller Art den Eisenstein, den man auf den Gruben Georg und Louise gewann, in die Sayner Hütte fuhr. Als man aber dann die Westerwaldbahn baute, wurde es stiller auf der Steinstraße. Selten mehr knarrte hier ein Rad. Nur ein Fuhrmann blieb. Er fährt immer noch auf und ab, trotz der Bahn. Wenn der Herbststurm durch die Kronen wettert, den Wald aufblättert, die jungen Buchen erzittern und die alten krachen, dann fährt er den Weg, den er einst gefahren, fährt ihn in alle Ewigkeit, der „ewige Fuhrmann".

Er war auch einer der Eisensteinfuhrleute. Einer der gierigsten, der seinen Tieren nie genug aufladen konnte. Recht spät war er einst an der Grube fertig geworden. Dann war er in einer Wirtschaft unweit der Grube eingekehrt und sitzen geblieben. Und als er dann gegen Abend weiterfuhr, war ein Radreifen nicht in Ordnung. Das war nicht schlimm, denn wo so viel Wagen fuhren, da wohnten auch Schmiede am Wege. Ein solcher wohnte damals auf der „Höhe", zwischen Willroth und Gierend. Der Schmied hatte aber schon Feierabend gemacht, als der angetrunkene Fuhrmann herantorkelte. Er dachte nicht daran, ihm den Willen zu tun und wies ihn ab. Fluchend fuhr der daher mit dem beschädigten Rad weiter, fluchend auch durch den Märkerwald. „En drei Deiwels Namen!" so rief er, „onn wenn et ewig geht." Für das gottlose Wort traf ihn die Strafe. Er ist nicht mehr heimgekommen, und niemand weiß, wo er mit seinem Wagen gelandet ist. Aber sein Geist geht noch um. Sein Wagen knarrt bald im Urbacher Wald, bald hört man sein „Hüh" im Kleinmaischeider Revier, bald keuchen seine Pferde den Isenburger Berg hinan, bald schwingt er seine Peitschenrute auf Dernbacher Gebiet.

Die Kosakenbuche.

Westwärts von Dernbach hebt sich das Land zu einem weitschauenden Berggipfel, dem Dernbacher Kopf. Der hatte einst einen kahlen Scheitel. Da schweifte der Blick südwärts weit über den Rhein und über die Vulkane der Eifel, west- und nordwärts über den ganzen Westerwald und südlich bis zu den Höhen des Taunus. Damals aber stand auch schon die altersgraue Buche, die dort ihre knorrigen Äste reckt, war aber nicht so von all dem wilden Waldwuchs umwuchert wie heute. Damals aber erhielt diese den Namen, den sie noch heute trägt, die Kosakenbuche.

Eine Heerstraße ging an ihr vorbei. Da hat sie einmal die Schreie überfallener Menschen vernommen, Blut fließen sehen.

Schon hockte das Abenddunkel im Waldgesträuch. Da zog ein Marketenterwagen dort vorüber. Zur Seite schritten zwei Männer. Auf dem Wagen

saß eine Frau. Gemächlichen Schrittes ging der müde Gaul, friedlich plaudernd schritten die Wanderer. Sie ahnten nicht, daß in dem Hagebuchengehölz russische Kosaken lauerten. Sie merkten die Gefahr erst, als die Frau mit einem Schrei vom Wagen sprang, es die Männer zu Boden riß und kaltes Eisen ihnen in die Seite fuhr. Während erstere zu entfliehen suchte, stießen die wilden Krieger letztere nieder. Unzählige Hiebe und Stiche richteten ihre Körper furchtbar zu, bis sie mit einem Seufzer das Leben aushauchten. Dann hetzten sie durch Gebüsch und Hochwald auf die Spur des Weibes. Durchs Wiesental des Ur-Baches war dieses geflohen. Wo im Buchenwald Fürst Karl von Wied sein Jagdschloß erbaut hatte, holten sie es ein. In bestialischer Weise trennten sie ihr den Kopf vom Rumpfe, hackten ihr beide Hände ab. Nach vollbrachter Tat beraubten die Unholde den Wagen und trollten mit ihrer reichen Beute gen Dierdorf. In den Schenken verpraßten sie das erbeutete Geld.

Das irdische Gericht hat die Übeltäter nicht zur Rechenschaft ziehen können. Aber ihre Strafe sollen sie doch erhalten haben. Wenn in den rauhen Herbsttagen der Sturm durch die Buchen des Karlshauses fährt, dann klingt es wie Schreien eines Weibes. Wenn er im Geäst der Bäume auf dem Dernbacherkopf zerrt, dann tönt's, als ob's auch da oben klagte und weinte. Und Holzsammlerinnen sahen bei der Kosakenbuche auch schon finstere Gestalten herumhuschen, die niemand anders waren, als die Geister der Mörder.

Das Karlshaus im Urbacher Wald.

Der Hannes von „Stänen".

Zwischen Dierdorf und Dernbach im Tal des Dernbacher Flosses hat einst der Steinebacher-Hof gelegen, dem Kloster Rommersdorf zugehörig, von Hofleuten in Pacht genommen. Im 17. Jahrhundert hatten diese stets Streit mit den Dierdorfern und Dernbachern wegen der Pferdsweide. Sie sind vergessen worden, nur einer der letzten hat sich im Volksmund in Erinnerung gehalten, der Stäner Hannes. Er war faul, hatte aber eine prachtvolle Gabe, sich in das Unabänderliche zu finden. Hatte er es im Frühjahr unterlassen, ausreichend Kartoffeln zu pflanzen, so daß er nicht genug hatte, seinen Bauch zu füllen, so aß er keine. Und wenn man ihn fragte, sagte er allemal: „Kartoffel? Satt und genug! Aber ich mag kän. Grän Moos, ha, datt eß e fein Essen. Datt mächt Bloot. Von Kartoffeln kreit mer nur en offgeschwemmte Ranzen." Und so war er glücklich, daß er keine Kartoffel hatte. Genau so ging es ihm, wenn ihm der Hafer nicht volle Körner gebildet hatte, weil er ihn so spät ausgesät. Dann konnte er nicht genug räsonnieren über den Breimehlsbrei, den er sonst am liebsten aß, steif, daß der Löffel drin stand, dann lobte er die Kartoffel über alle Maßen, daß sie den Verstand bildeten und stark machten und so gleicherweise sorgten für Seele und Leib. Hatte er tüchtig Raden im Korn, daß das Brot bitter schmeckte, so sagte er: „Grad e su äßen ech et gär." So wußte er dem Schlimmen immer ein Mäntelchen umzuhängen und war zufrieden und guter Dinge, auch wenn's ihm nicht gut ging. Darum hat man die Erinnerung an ihn bewahrt, und wenn einer in Dernbach es auch so tut, so sagt man noch immer, der machts „wie der Stäner Hannes".

Seine Faulheit hatte den Hannes zum berühmten Manne gemacht. Er war so faul, daß er kaum dazu kam, ein Testament auf die Beine zu bringen. Seine Verwandten mußten ihn dazu treiben, und es dauerte lange, bis es fertig war. Viel konnte er ja nicht vermachen. Sein Vieh war struppig und mager, seine Felder voll Dornen und Disteln. Aber was er hatte, das sollten sie haben. Und als sie endlich sein Vermächtnis öffneten, da stand da drin: „Ich vermache allen Leuten, Verwandten und Nichtverwandten, Kindern und Knechten, Juden und Zigeunern jeden Tag 18 Stunden Nacht und 6 Stunden Tag, daß sie sich ordentlich ausruhen können von allen Arbeiten und Mühen, die sie haben." Seitdem sagt man von einem Faulpelz, der habe das Vermächtnis des Stäner Hannes angetreten.

Der ewige Jude im Westerwald.

Als der Heiland den schweren Gang nach Golgatha tun mußte, das Kreuz auf dem wundgeschlagenen Rücken, kam er durch eine Gasse Jerusalems. Da stand ein niedriges Häuschen, so niedrig, daß man mit der Hand fast auf das Dach reichen konnte. Darin wohnte ein armer, alter Jude, der ein Schuster war.

Gerade war er dabei, sein Frühstück einzunehmen und hielt in der Hand noch das Stück Brot, an dem er aß. Seine Leisten hatte er über die Schultern hängen. Auf seiner Türschwelle ließ sich der Heiland nieder, um ein wenig auszuruhen. Aber der Jude jagte ihn hinweg und gönnte ihm nicht die kurze Rast. Da trat in das traurige Auge des Herrn ein zorniger Blick

und auf seine Lippen ein Fluch: „Ewig sollst du wandern und nirgends einen Fleck finden, da dein Fuß ruhen darf." Als der Heiland seinen Fuß weitersetzte, erfüllte sich an dem Juden der Fluch. Die Leisten über den Schultern, das Brot noch in der Hand, begann er seine Wanderung. Raschen Schrittes eilte er dahin durch Wälder und Felder. Über Meere und Flüsse floh er, und nirgends fand er Ruhe. So kam er auch über den Westerwald. Anfangs eilte er wie im Sturm über seine Höhen dahin. Allmählich ist sein Schritt langsamer geworden, je näher es der Ewigkeit zugeht. Mancher Westerwälder hat ihn gesehen. So sah ihn auch ein Dierdorfer, der auf der Burgweide im Holzbachtal beim Mähen war.

Es war am frühen Morgen und zur Heuernte. Starker Regen hatte den Holzbach anschwellen lassen. Gerade hatte der Mäher einen breiten Streifen Gras niedergelegt. Da kam vom Galgen herunter ein großer Mann. Ein langer Bart umflatterte sein Gesicht. Über die Schultern baumelten die Leisten, und in der Hand hielt er sein Brot. Mit Riesenschritten eilte er zutal. Als der Bach ihm in den Weg kam, machte er einen gewaltigen Satz und war drüben. Der Mann rief ihm zu: „Wohin des Weges?" Doch der Wanderer eilte vorüber. „In die Ewigkeit!" rief er ihm zu. Da wußte der, daß es der ewige Jude war.

Werwölfe.

Mitten in Dierdorf steht ein breiter viereckiger Turm. Einst trug er eine Glocke, jetzt trägt er die Uhr. Einst wohnte auf ihm der Turmwärter, der treue Wacht hielt, auch war in seinen unteren Gemäuern ein finstres Gemach, darin Menschen in ihrem Schmerze aufstöhnten, wenn sie finsterer Aber- und Wahnglaube auf die Folterbank stieß, die hier ihr grausames Werk verrichtete nach dem Willen roher Henkersknechte, bevor des Scheiterhaufens Flammen sie umlohten.

Unter den Hexen, denen hier wider- und irrsinnige Geständnisse abgepreßt wurden, waren auch solche, die Werwölfe waren.

Da war einst auch ein Mann aus Dierdorf, der unter der Folter zugab, daß er als Werwolf im Dienste des Teufels gestanden. Dem hatte er, wie er sagte, auf der „Heide" seine Dienste angeboten. Da war ihm ein Zauberhemd geschenkt worden. Wenn er das überwarf, so wurde er in ein wildes Tier verwandelt. Dann besaß er des Wolfes unersättliche Gier und trug wie dieser ein graues Fell. In die Herden brach er ein, Schafe und Rinder riß er nieder. Kein Hund war so stark, daß er ihn hätte bezwingen können. Durch den Wald schlich er und schlug Hirsche und Rehe. Das Fleisch lieferte er den Hexen zum Mahl, wenn sie alle Quartale auf den Tanzplätzen „im Romholz" bei Urbach, oder am „Kirschebäumchen" beim „Galgen" zum Tanz mit dem Bösen zusammenkamen. Einmal fiel er im Walde einen Holzhauer an. Der setzte sich mit blinkender Axt zur Wehr. Ein Kreuz schlug er gegen das Untier, und dann versetzte er ihm einen Hieb mitten auf den Kopf, daß es laut aufheulend zusammenbrach und das Zauberhemd sich abstreifte. Das gab ihm seine menschliche Gestalt wieder und führte ihn dem Hexenrichter zu.

Auch eine Frau aus Wienau war ein Werwolf. Als sie einst ihr Zauberhemd übergeworfen, schlich sie über die Wienauer Heide. Da saß ein Kind am Wege, ein Mädchen in rotem Kleide. Blumen pflückte es zum Strauße, als die Werwölfin es sah. Rasch eilte diese auf das Kindlein zu und griff es mit scharfen Zähnen an. In sein rotes Kleid schlug sie dieselben, daß es in Fetzen riß. Dem Kind aber hatte man gesagt, es solle, wenn ihm die Werwölfin begegne, ihr nur furchtlos das Schürzlein über den Kopf werfen, in das die Mutter ein Kreuz genäht. Das tat es, und alsbald war es die Nachbarin, die vor ihm stand. Zwischen ihren Zähnen aber hingen die roten Fäden des Kleidchens. Die unterließ sie zu entfernen, und daran erkannten sie die Hexenrichter. Auf dem „Galgen" flammte ein paar Tage danach der Holzstoß. Unter der Folter hatte sie ihre Untaten bekannt.

Die Hexe von Wienau.

Eine Frau aus Wienau stand im Verdacht, eine Hexe zu sein. Sie hatte es besonders auf kleine Kinder abgesehen. Durch das Schlüsselloch fuhr sie in die Stuben, unsichtbar, und legte sich den armen Wesen auf die Brust. Diese konnten dann keine Luft kriegen und waren dem Erstichen nahe. Einer Mutter machte diese Hexe besonders viel zu schaffen, und obwohl sie ahnte, wer ihrem Kind immer den Atem benahm, und es gar nicht gern hatte, wenn die Frau in ihr Haus kam, so konnte sie doch nichts Bestimmtes sagen. Sie wandte sich daher an einen, der von der Hexenkunst auch etwas verstand. Der gab ihr den Rat, wenn das Kind wieder unter schwerem Atem litt, solle sie ein Brotmesser nehmen und im Zimmer und über dem Kind kreuz und quer die Luft durchschneiden. Wie ihr geraten, so tat sie. Alsbald vernahm sie ein furchtbar Gewimmer, aber bald verlor sich das und ihr Kind atmete freier. Andern Tags aber sah man die Frau aus Wienau mit schwer verbundenem Gesicht, das voll von Schnitten war. Seitdem aber blieb das Kind von Atemnot befreit und wurde nicht mehr „von der Maar geritten".

Der Hirte von Talhausen.

Die Wölfe waren in vergangener Zeit sehr gefürchtete Tiere auf dem Westerwald. Neben dem Bären, denen sie an Gewandtheit überlegen waren, beherrschten sie die weiten Waldstrecken. Wehe, wenn sie in die Herden einfielen. Schafe schlugen sie und Kinder und schieden zumeist mit reichem Raube. So fügten sie den Hirten großen Schaden zu. Diese, abergläubisch wie sie waren, suchten alle Mittel anzuwenden, den Wolf zu beschwören. Da war auch ein Hirte in Thalhausen. Wie alle andern hütete er seine Tiere hoch zu Roß. Als er wieder einmal in den Wald eingetrieben, glaubte er von ferne Wolfsgeheul zu vernehmen. Sich und seine Herde vor dem Überfall zu schützen, betete er, weil er glaubte, das müsse helfen, den „Wolfssegen". Der lautete:

„Christ Sohn ging unter die Tür,
die Frau Maria trat herfür:
Heb' auf, Sohn, deine Hand
und segne mir das Vieh und Land,

daß kein Wolf beiß und kein Vieh stoß
und kein Dieb kommt in mein Gebiet.
Du herz, trutz markstein, hilf mir,
daß ich komm gesund und gewertig heim."

Aber es war eine schlimme Zeit damals. Der Pastor von Anhausen besonders fahndete mit großem Eifer nach Hexen in seinem Gebiet. Und der stand, indes der Hirt so betete, hinter einem Baum. Während die Herde wirklich vom Wolf verschont blieb, fiel der Hirte diesem Wolf in Menschengestalt anheim. Der klagte ihn beim Hexenmeister an, er habe den Hexensegen gesprochen, und obwohl der arme Hirte sich keiner Schuld bewußt war, so gestand er unter den Qualen der Folter, daß er ein Hexenmeister sei und mußte am Galgenberge auf dem Scheiterhaufen eines elenden Todes sterben.

Die Ohls-Mühle.

Zwischen Marienhausen und Brückrachdorf liegen am Holzbach die Reste einer alten Mühle. Nur ein eisernes Wasserrad ragt noch dunkel und gespenstisch hervor. Es dreht sich nimmer, hat aber auch nicht zerstört werden können von dem Feuer, das die Mühle verzehrte. Ohls-Mühle heißt diese von ihrem ersten Erbauer, der ihr erster, aber nicht ihr letzter Besitzer gewesen ist. Wie ein unseliges Verhängnis hatte es auf dem Anwesen gelastet. Keiner der Eigentümer konnte sich seiner lange erfreuen. Es war nicht anders, der Teufel hatte den Müllern, wenn es an Wasser fehlte, Branntwein auf die Räder gegossen. Darum ging einer nach dem andern „die Baach eronner", so daß man damals in Brückrachdorf sang:

„Ohls-Mühl', du wildes Tier,
hast gefressen drei oder vier,
den fünften hast du schon im Rachen,
du wirst's ihm auch nicht besser machen."

Den fünften fraß sie auch auf. In einer Nacht brach Feuer aus. Aus der ganzen Umgebung kamen die Leute zum Löschen herbei.

Es half nichts, immer höher schlugen die Flammen. „Der Teufel wohnt in der Mühle," sagten sie, und einige wollen gesehen haben, wie er um das Haus gelaufen sei und das Feuer geschürt habe. Dann aber ist eine Feuergarbe hoch in die Luft und mit ihr der Teufel davon geflogen. Er wohnt nicht mehr in der Ohls-Mühle, aber es hat es auch keiner gewagt, sie wieder aufzubauen, so viele auch die Absicht dazu gehabt. Sie hatten alle Angst, der Teufel würde die Mühle zum zweitenmal fressen.

Das Muhkalb bei Wienau.

Im Wienauer Berg, wo sich der Wald rechts der Straße zieht bis zum Wienauer Bach soll es früher nicht geheuer gewesen sein. Da ging zur Nachtzeit ein wildes Tier, ein Muhkalb um, das ganz erschreckliche Stimmen machte. Es war ein Geist, der sich leicht Menschengestalt geben konnte, und manchem, der zur Geisterstunde des Weges kam, übel mitspielte.

Einst waren ein paar Burschen des Weges gekommen. An Branntwein und Bier hatten sie sich gütlich getan und fingen an, im Übermut den Geist zu höhnen. Da kam dieser den Berg herunter in wilden Sätzen und schlug sie der Reihe nach derart mit Knüppeln um den Kopf, daß sie meinten, ihre Schädel sprängen entzwei und das Blut ströme ihnen aus tausend Wunden. Doch als sie sich andern Morgens besahen, da konnten sie nichts entdecken, nicht einmal eine Beule. Nur inwendig drin da spukte und rumorte es noch, als ob da der Geist selber säße.

Manche hielten das Gespenst auch für das Lohweibchen, das in der Steinebacher Burg wohnt, und glaubten, von dem Kutschgraben, den es hin und her fuhr zwischen Steinebach und Isenburg, zweigte bei Sessenhausen ein Weg ab, der teilweise unter der Erde hindurch führe, bei Wienau aber endige, weil der Geist nicht über „die Bach" könne.

Ein Fahrender aber will es erfahren haben, daß es das Lohweibchen nicht war, sondern wahr und wahrhaftig das Wienauer Muhkalb. Er hatte mit der Ziehharmonika dem jungen Volk in Raubach zum Tanz aufgespielt und trollte sich um die Mitternachtsstunde des Weges heim. Als er an die Stelle kam, da der Wienauer Bach unter der Straße hindurch dem Holzbach zueilt, hörte er im Wald ein Knistern, als ob da einer ginge. Blieb er stehen, so verstummten auch die Laute, schritt er weiter, so schien es auch im Walde zu schreiten. Bis an die Wienauer „dicke Eiche" kam er. Da tat's plötzlich einen gewaltigen Sprung den Abhang herunter, und mitten auf der Straße stand ein großes gewaltiges Tier. Von Gestalt war es ein Stier mit langen Hörnern, und seine Augen glänzten wie Feuer. Ganz schwarz war es. Starr und steif stand es da und stierte ihn an, eine ganze Weile. Plötzlich war es fort wie fortgeblasen. An der Eiche aber stand ein schöner Mann, dicht an den Stamm gedrängt. Freundlich grüßend neigte er sein Haupt und lächelte und grüßte noch, als der Fahrende von weitem scheu sich nach ihm umwandte.

Das Muhkalb soll noch heute im Wienauer Berg umgehen, doch erscheint es nicht allen Leuten.

Das Walpod-Kreuz.

Von Dierdorf zieht sich westwärts die von schattiger Ahorn- und Eschenallee umsäumte Märkerstraße, um weiterhin durch die hohen Buchendome des Märkerwaldes und nordwärts durchs Holzbachtal ihre Bahn fortzusetzen. Nicht immer haben die Reisenden, die vom Rhein kamen, diese Straße passiert. Es gab eine Zeit, da führte der Weg, Dierdorf zur Rechten liegen lassend, am Rande des Märkerwaldes entlang durch das Dernbachtal, um über die Höhe, die man im Volksmunde noch heute „Im Hohen" oder „Im Höchsten" nennt, sich ins Holzbachtal hinabzusenken. Diese Straße ist noch heute vorhanden, und die Stelle, da der Urbacher Weg sie schneidet, an der sich eine mächtige Eiche an der Wegscheide erhebt, umgrünt von dunkler Tannenjugend, trägt den Namen Walper- oder Walpodkreuz.

Auf der ein paar Stunden nordwärts auf einem scharf ins Holzbachtal vorspringenden Felsengrat erbauten festen Burg, von der heute nur altes zerrissenes Gemäuer übrig geblieben ist, hauste einst das Geschlecht der

Herren von Reichenstein. Von ihren gräflichen Gönnern zu Wied war ihnen das Amt eines Walpoden in der Grafschaft „bussen der Alteck" übertragen. Der letzte derer von Reichenstein, Heinrich, war ein streitbarer Herr, dem es schwer fiel, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben. Bei den meisten seiner Streitigkeiten handelte es sich um Mein und Dein, das er schwer zu unterscheiden vermochte. Seine Einkünfte waren schmal, da nur wenig Güter zu Reichenstein gehörten. Dazu kam, daß er gern gut aß und trank. Weilte er in seinem festen Hause, so ließ er zu gern den Becher kreisen in fröhlicher Runde und schlemmte an reichbesetzter Tafel. Das aber erschöpfte immer bald die Vorräte in Rauchfang, Küche und Keller. Diese wieder aufzufüllen, wählte Heinrich den einfachen Weg des Nehmens nach dem Grundsatze: Gibst du mir's nicht, so nehme ich mir's. Er wurde ein Strauchritter und Buschklepper. Da kam es denn häufig vor, daß er mit seinen Reitern in die Dörfer der Umgegend einfiel und den Bauern Korn und Huhn nahm. Die waren aber die Untertanen der Grafen zu Wied, Sayn und Isenburg, und suchten bei diesen beschwerdeführend Hilfe.

Drohungen von dort halfen in Reichenstein nicht viel, denn Hunger tut weh, und Durst macht trockene Kehlen. Selbst Strafen, die man dem Reichensteiner auferlegte, brachten ihm die Tugend der Redlichkeit nicht bei. Er kriegte es sogar fertig, fahrende Kaufleute am Rhein und im Westerwald ihrer Reichtümer zu entledigen, denn auch solche Dinge konnte man in Reichenstein brauchen. Man fahndete daher mit Fleiß auf ihn, ohne indessen seiner habhaft zu werden. Heinrich von Reichenstein verstand es immer, seinen Verfolgern mit List zu entkommen. Seinen Pferden ließ er die Hufeisen verkehrt anheften, um jene irre zu führen. Das wob einen geheimnisvollen Schein um sein Haupt. Ein ganzer Kranz von Sagen schlang sich um ihn, und schaurige Geschichten knüpften sich an seinen Namen. Er mußte mit dem Teufel im Bunde sein, der ihn in seinen Schutz nahm. Niemand war imstande, ihn zu fangen, und wollte ein Schütze ihn treffen, so mußte der schon eine silberne Freikugel besitzen.

Doch endlich sollte ihn sein Schicksal ereilen. Im Isenburger Gebiet hatte er wieder einmal einen Besuch abgestattet. Nun waren es der Untaten genug. Obwohl Isenburg dem Reichensteiner nicht unfreund war, beschloß man doch, ihn hart zu bestrafen.

Reisige in großer Zahl schickte man aus, die die Zufuhrstraßen zur Burg Reichenstein zu bewachen hatten.

Ein Sommerabend senkte seine Fittiche über den Märkerwald, kühl und labend. In den hohen Buchen, die die alte Straße umstanden, rauschte der Wind. Von Süden her vernahm man Hufschlag und Stimmen. Heinrich von Reichenstein kam von verwegener Fahrt heim. Wenige Begleiter ritten mit ihm. Reichen Raub führten sie auf ihren Sätteln. Dierdorf ließ man im Talgrunde liegen, ohne es zu passieren. Die drei Türme seines Schlosses sah man aus dem Nebel lugen. Der Holzbach im Tale schlängelte sich der Heimat zu, und das Haus Reichenstein war in der Ferne schon mit seinem ragenden Bergfried zu erblicken. Wo sich die Wege kreuzten, dämpften die Männer ihre Stimmen. Doch umsonst. Sie waren bereits entdeckt. Am Urbacher Weg lagen sie in geheimem Versteck: Isenburger Ritter. Und

nun preschten sie hervor, was die Gäule laufen konnten. Heinrich ahnte nichts Gutes. Sein Schwert flog aus der Scheide, doch ehe er zum Hieb ausholen konnte, entfloh ein geller Schrei seiner Kehle. Hochauf bäumte sich sein Roß, und schwer fiel er aus dem Sattel.

Die silberne Kugel des Isenburger Ritters hatte ihm das Herz durchbohrt. Seine Begleiter flohen und wagten erst wieder in später Nachtstunde an die Stelle des Überfalles zurückzukehren. Den Leichnam ihres Herrn, der dort lag, entseelt und kalt, nahmen sie mit und begruben den letzten Walpoden von Reichenstein, mit dem sein Geschlecht erlosch, auf der väterlichen Burg. An der Stelle aber, da er der silbernen Kugel zum Opfer gefallen war, errichteten sie ein Kreuz. Lange hat es dort gestanden, das Walpodkreuz, doch der Zahn der Zeit hat es vermorscht und zerbrochen. Das Volk hat die Geschichte selbst nicht vergessen, und obwohl der Pflug da geht, wo einst der Buchenhochwald die Mordstelle umrauschte, da der letzte Herr von Reichenstein seine Seele aushauchte, so ist der Name doch geblieben und heißt noch heute das Walpod- oder Walperkreuz. Zur Mitternachtsstunde, wenn die Käuzchen ihre Runde über den Märkerwald machen und ihren Ruf hören lassen, soll's dort heute noch nicht geheuer sein.

In geheimnisvollem Zuge, begleitet von reisigen Knechten, kommt's von Wienau aus dem „Höchsten" herangeritten. Heinrich von Reichenstein ist's. Die Hufe der Pferde sind mit Heu umwickelt, und nur leise zittert der Erdboden durch die stille Nacht. Unterm Arm trägt er seinen Kopf. Er sucht und sucht die Straße ab nach der silbernen Kugel, die ihm durchs Herz gedrungen ist. Mehr als eine Stunde sucht er nord- und südwärts. Im „Toten Mann" versinkt er lautlos in den Boden, um die nächste Nacht sein Suchen wieder zu beginnen.

Die Glocke zu Roßbach.

Roßbach, ehemals der Sitz eines allgewaltigen Vogtes, war es im 30jähr. Kriege fast ganz zerstört worden. Nur die Kirche hatte die Stürme der Zeit ausgehalten, war stehen geblieben, wenn auch die Kriegsvölker an ihr manche Beschädigung verübt hatten.

Aber als zur Zeit, da Ludwig XIV. Krieg gegen Holland führte, sein Vasall, der Kurfürst von Köln, ihm Hilfe bringen mußte, da sollte auch die Kirche das Ziel der rohesten Gewalt werden. In diesen Tagen, da Raub und Plünderung mehr denn je an der Tagesordnung war, hatte man es besonders abgesehen auf die Kirchenglocken.

„Was silberne Glocken gewesen einst.
Da klingelt' als Geld durchs Land."

Eine silberne Glocke hing auch im Turm des Kirchleins von Roßbach. Die kleinste war's zwar, aber von hohem Wert. Der heiligen Katharina war sie geweiht und mit allerlei Zieraten versehen.

„Katerina heissen ich,
alle bosse weder vertrifen ich.
1450."

lautete ihre Umschrift. Ihre Patronin war bisher ihre Schützerin gewesen und wollte es auch fernerhin sein.

Eine rohe Söldnerschar war eines Tages die knarrende Turmtreppe heraufgestiegen, die silberne Glocke herunterzuholen. Da erschien neben der Glocke die hohe Gestalt der Heiligen und breitete ihre Hände über das Metall. Das half nicht viel. Die Abergläubigsten wichen zwar zurück, doch an ihre Stelle traten andere, die sich vor dem Teufel nicht fürchteten, viel weniger vor einer sanften Heiligen. Schon hatten sie die Glocken aus ihrem Joche gehoben, sie bis an das Schalloch gebracht und waren im Begriff, sie an einem Strick herunterzulassen, da riß dieser, und sausend fuhr die Glocke zu Boden. Die Räuber eilten in die Tiefe. Aber keine Spur war mehr da von einer Glocke zu finden.

Die war in die Pfütze im Hof eines Nachbarn gefallen und dort so tief eingedrungen, daß man sie nicht sehen konnte. Bis auf den heutigen Tag ist sie nicht geborgen worden, denn es weiß keiner, wo sie liegt. Nur manchmal zur Mitternacht vernimmt man dort aus der Tiefe wundersame Glockenklänge wie aus weiter Ferne. Das ist die Katharinenglocke zu Roßbach.

Das goldene Spinnrad von Reichenstein.

Als es allenthalben in unsern Bergen und Tälern, Schluchten und Felsen, Dörfern und Burgen noch Geister gab, da waren solche auch in der Reichensteiner Burg daheim. Insbesondere erzählte man von der Ritterstochter, die an ihrem goldenen Spinnrad saß, nächtelang ihres Vaters wartend, oder in langem wallenden Gewande in der Geisterstunde die Burg umschritt und den Holzbach auf und ab fuhr, ihn zu suchen. Und mancher Reichensteiner, der sich damals an Herbstabenden in Dierdorf oder Puderbach, oder gar in Altenkirchen etwas verspätet hatte, eilte raschen Schrittes und scheu an den Trümmerresten vorüber, und manche Reichensteinerin schloß, wenn der Abend sich ins Tal senkte, die Läden, aus Furcht vor der Jungfrau vom Reichenstein.

Der letzte der Reichensteiner war ein schlimmer Geselle. Kein Kaufmann drüben im Nassauer Land, der die Hohe Straße zog, keiner am Rhein blieb ungeschoren, die Bauern in den Dörfern weitum hatten seine harte Hand zu fühlen. Und mit manchen seinesgleichen lag er in Fehde. Sie suchten ihn zu fangen, doch er entging immer wieder ihren Nachstellungen.

Sein Weib war gestorben. Nur ein Töchterlein lebte ihm noch. Die liebte nicht des Vaters unstetes Handwerk und suchte ihn immer wieder zu überreden, doch daheim zu bleiben in der friedlichen Burg. Aber seinen Drang vermochte sie nicht zu zähmen.

Sie zu beruhigen, brachte er ihr allerlei kostbare Schätze mit. Einmal auch ein goldenes Spinnrad.

Sie freute sich an seinem Glanze, doch konnte sie es nicht verwinden, daß es gestohlen war.

An ihrem Spinnrad saß sie nun jeden Abend, wenn der Vater mit seinen Knechten auswärts war, oft bis tief in die Nacht, einmal bis der Morgen anbrach. Wie dringend hatte sie ihn am Tage vorher gemahnt, daheim zu

bleiben. Ihr schwante Unheil. Umsonst. Da, als der Himmel sich im Osten rötete und die Sterne erblichen, vernahm sie Hufschlag. Ein Bote kündete ihr die Unheilsmär. Ein Isenburger hatte den Vater unweit Dierdorf erschossen. Das goldene Spinnrad blieb stehen. Das Ritterfräulein erblaßte. Und als sie dann den toten Vater hereinbrachten, sank sie leblos vor ihrem Spinnrad nieder.

Den Vater und die Tochter begruben die Knechte, aber die Geister der beiden leben weiter. Jener wandelt allnächtlich im „Toten Mann", wo er die Todeskugel empfing. Diese aber sitzt allabendlich am goldenen Rad und spinnt und spinnt. Ihre Augen sehen hinaus ins Weite und warten. Für des Vaters Sünden muß die Tochter büßen, weil sie sein gottloses Treiben nicht verhinderte. Und wenn ihre Spindel leer ist, so schreitet sie in ihrem weißen Gewand durchs Holzbachtal, und mancher, der dasselbe durchwanderte, wenn die Nebel im Tal lagen und um die Hänge brauten, hat sie gesehen, wie sie im weißen Kleide talauf und talab zog, oder sich auf die Burg schwang, in der Hand die Spindel, an der Seite den Schlüsselbund, den Vater zu suchen, der heimkehren soll und nimmer heimkehrt.

Die verborgenen Schätze der Reichensteiner Burg.

Daß sich in der Nähe oder zwischen den zerfallenen Mauern der Ruine Reichenstein verborgene Schätze befinden, das weiß in „Re-isten" und den umliegenden Dörfern jedes Kind. Die Ritter der Burg, die ehemaligen Walpoden, die vor Zeiten schlimme Raubgesellen waren und ungeheure Reichtümer an Gold und Silber, Geräten und Münzen zusammenstahlen, haben sie vergraben, oder in den stürmischen Zeiten, da der letzte des Geschlechts seinen Tod fand und die Mauern stürzten, sind auch sie mit versunken. Einige behaupten, diese Schätze seien noch ungehoben und warteten auf den glücklichen Gräber. Nur wissen sie nicht, wo sie liegen und wie man sie hebt. Die einen meinen, sie seien im Tal, die andern in dem Felsen, darauf die Burg steht. Zwar haben sie sich oft gezeigt. In dunkeln Nächten sah man allerlei blaue Flämmchen sich flackernd bewegen, auf dem Burgberg und im Tale. Geldfeuerchen waren es. Doch wenn man grub, fand man Schiefer und Erde, Erde und Schiefer.

Nur einer Frau wäre es einst beinahe gelungen, die goldenen Schätze zu heben. Leider nur beinahe. Als sie bei einem Kranken wachte und hinausstarrte in die dunkle Nacht, sah sie unten im Tale ein helles Feuer leuchten. Eine Straße führte damals noch nicht an der Burg vorüber. Sonst hätte sie meinen können, ein Fuhrwerk trottete nächtlicherweile daher. Sie hätte dann auch dessen Rädergerappel gehört. Da sie aber nichts dergleichen vernahm, als sie das Fenster öffnete, der Schein aber hin und her flimmerte, so konnte es nichts anderes sein als ein Geldfeuer. Gold und Silber aber liebten damals die Menschen schon so sehr wie heute. Rasch warf sie ihren Rock, dessen sie sich bereits entledigt hatte, über und sprang dem Tale zu.

Mitten aus dem Holzbach kam der Schein. Ihn zu erhaschen, sprang sie ins Wasser und griff danach. Da war es ein Fisch mit goldenen Schuppen, den sie in den Händen hielt. Ärgerlich, daß sie sich betrogen sah, schleuderte sie ihn verächtlich auf die Wiese.

Lange zappelte er dort, bis es ihm endlich gelang, durch Springen und Wälzen wieder im Wasser zu verschwinden. Als die Frau noch einmal an die Stelle blickte, da der Fisch gelegen, sah sie etwas im Grase blinken. Sie hob es auf, und siehe da, es waren richtige blanke Goldstücke, und die hatte der Fisch als Schuppen verloren.

Nun reute sie es, daß sie den Fisch, — denn der war nichts anders als der Reichensteiner Schatz gewesen — so verachtet. Bach auf, Bach ab lief sie die ganze Nacht hindurch, vergaß dabei ihrer offenen Haustür und ihres Kranken, konnte aber von dem Fisch keine Spur mehr finden als die wenigen losgelösten Schuppen. Die aber trug sie sorgsam heim.

Manche, die glauben, in der Burg sei der Schatz begraben, haben ihn in der Geisterstunde dort gesehen. Auch das Spinnrad aus lauterem Gold, an dem das Ritterfräulein spann. Aber wenn sie unter „wunderlichem Flammen, Kreuz- und Knochenwerk" zusammengetragen und die Beschwörungsformel, in der die Worte Kaspar, Melchior und Balthasar vorkamen und die mit abracadabra schloß, gesprochen und die rechte Stelle gefunden hatten, waren es doch nur Töpfe oder Topfscherben, die aber stets leer waren und neben denen sich keine Spur von Gold und Goldeswert befand.

Trotzdem glaubten immer noch manche an die Reichensteiner Schätze, und die Erfolglosigkeit ihrer Mühen erklärten sie damit, daß dieselben entweder ganz oder teilweise schon gehoben seien.

Zu der Zeit nämlich, da man im Westerwald allenthalben in den Hängen und Bergen nach Erzen spähte, versuchte man sein Glück wie im Aubach-, auch im Holzbachtal. Die Erzsucher verstanden den Abbau damals noch nicht wie heute. Sie suchten nicht die reichen Gänge in der Tiefe abzubauen, sondern stöberten die kleinen Nester, die sich in den Tälern und Schluchten befanden, auf. In kleinen Waldhämmern beutete man sie dann aus. Es waren meistens ausländische Bergleute, Venediger nannte man sie, die es verstanden, die spärlichen und unbedeutenden Erzvorkommen aufzuspüren, oft mit Hilfe der zweigabeligen Hasel, der Wünschelrute. Um diese Leute, die den Westerwäldern schon durch ihr sonderliches Aussehen und ihre kauderwelsche Sprache auffielen, wob sich ein geheimnisvoller Schleier. Man glaubte sie mit dem Teufel im Bunde und wollte am liebsten nichts mit ihnen zu tun haben. Und doch traute man ihnen die Kraft zu, verborgene Schätze zu heben. Gar zu gern hätten die „Re-istener" goldenen Maulwürfe mit einem solchen angebunden, wenn sie der mit ihnen im Bunde stehende Gottseibeiuns nicht zurückgeschreckt hätte.

Ein Bauer aber wagte es dennoch einmal, als einer von ihnen großsprecherisch seine Künste rühmte. Ob er auch verwunschene Schätze heben könne, fragte er. Nichts leichter als das? Der Bauer wußte, wo sie lagen und brauchte die Stelle nur zu zeigen. Dafür durfte er mit dem Fremden Halbpart machen. Als sich die Nacht ins Holzbachtal gesenkt und es von der Puderbacher Kirche zwölf Uhr schlug, stiegen sie den steilen Pfad hinauf zur Burg. Mit der Hacke schlugen sie ein Kreuz in die Luft: nun waren die Geister, die den Schatz hüteten, gebannt. Eifrig begann man zu graben, erst der Bauer, dann der Bergmann. Schon war dieser so tief, daß die Schläge der Hacke dumpf verhallten. Der Bauer lauschte. Einen Sack verlangte der Gräber, den

Schatz zu fassen. Einen solchen hatte er ganz vergessen. Mit langen Sprüngen sauste er daher zu Tal, durch den Bach, hügelan. Den größten faßte er auf seinem Speicher, und zurück ging's zur Burg. Aber was war das? Das Loch war leer, der Bergmann verschwunden. Er rief. Keine Antwort. Da schlüpfte er schnell hinein und grub und grub. Mit leerem Sack konnte er heim gehen. Nun wußte er, der Schatz war gestohlen und er um all das Gold geprellt. Seitdem fuchte er nicht mehr, ließ sich auch mit keinem fremden Bergmann mehr ein.

Andere haben den Glauben an die Reichensteiner Schätze nicht aufgegeben. Freilich, vom Burgberg kamen sie ab. Dort fanden sie nur schiefriges Gestein. Um so mehr gruben sie an den Bergen gegenüber. Sie warfen auch nicht den Spaten weg, wenn sie eine Stunde oder eine Nacht gegraben, ohne etwas zu finden. Immer tiefer wühlten sie sich hinein in der Erde Schoß, nicht einer, sondern ihrer viele. Nicht Gold brachten sie zutage, sondern Eisen und haben in fleißiger Arbeit ohne Beschwörungsformeln und Zauberspruch schon viele Schätze des „Reichensteins" geborgen, und noch lange ist der Schatz nicht gehoben, der da ruht tief im „Reichensteiner Berg".

Die Freiin von Lichtenthal.

Wo die Straße, vom Holzbachtal abbiegend, hinter Reichenstein seitwärts durchs Wambachtal aufwärts klettert, um die Höhe zu erreichen, die in den Wied- und Holzbachwinkel hineinstößt, liegt in halber Höhe das Fürstlich-Wiedische Hofgut Lichtental. Dunkle Tannen umschatten das einfache Haus, um das sich, den Abhang hinunter, fruchtbare Getreidefelder ziehen. Aus dem oberen Wambachtal herunter schaut der alte Kirchturm des Kirchdorfes Niederwambach, drüben von der Höhe Ascheid, der Sitz der ehemaligen Vogtei.

Das Hofgut Lichtental erinnert an eine Frauengestalt, die ehemals in der Wiedischen Familiengeschichte eine Rolle spielte. Nicht wiedischen Blutes war sie. Niemand weiß, wer ihre Mutter war. War sie eine heißblütige Südländerin, rollte schweres slawisches Blut in ihren Adern? Ein Mädchen aus der Fremde ist sie in die wiedischen Gaue eingekehrt, hat Wurzel geschlagen, und die wiedischen Lande sind ihre zweite Heimat geworden. Ob in ihrem Herzen aber nicht auch immer und ewig die Sehnsucht gebrannt hat nach dem Lande ihrer Väter: Dahin, dahin, o Vater, laß mich zieh'n?

In der Residenzstadt Dierdorf selbst ist sie gewandelt, hat sie Vater und Mutter gefunden. Dort steht noch heute ihr Heimathaus. In dem jetzigen

Kaiserschen Hause, das in seiner Bauart und in seinem kunstvoll geschmiedeten Treppengeländer an alte Zeiten erinnert, hat sie gewohnt. Die ältesten Dierdorfer erinnern sich noch ihrer und ihrer Familie. Aber um ihre Gestalt hat die Sage einen anmutigen Kranz geschlungen.

In Frankreich hatte die Revolution um das Ende des 18. Jahrhunderts ihr blutiges Haupt erhoben. Wilde Kriegsstürme durchtobten die Lande. Soldaten durchzogen die Berge und Täler auch des Westerwaldes, und auch dessen Bewohner sollten es erfahren, was es heißt, den Krieg im Lande haben. Freund und Feind durchzogen das Residenzstädtchen Dierdorf. Im Jahre 1794 war es, als ein kaiserliches Feldlazarett hier ankam. Vor den ostwärts vordringenden Franzosen sollte es mit den zurückflutenden Kaiserlichen nach Marienstatt gebracht werden. Unter den Verwundeten lag ein Schwerkranker, ein Kosak, wie die einen erzählen, ein kaiserlicher Offizier, wie andere berichten. Mit sich führte er ein Kind.

Ein Mädchen war's mit tiefschwarzem Haar und glänzenden Augen. Als letztes Vermächtnis seiner schönen Frau, die er über alles geliebt, hatte er das Kind, das der Krieg ihm geschenkt, ihm aber gleichzeitig seine Frau genommen, auf seinen Kriegsfahrten mitgenommen. Niemand hätte ihn veranlassen können, es von sich zu geben. Nun lag er zu Tode erkrankt auf seinem Lager. Neben ihm sein Kind.

Von ihm erzählte man der Fürstin Karoline und ihrem Gemahl, dem Fürsten Karl Friedrich Ludwig. Während der schlimmsten Kriegsjahre hatten die sich in Würzburg und Frankfurt aufgehalten, waren aber dann wieder nach ihrem heimatlichen Schlosse in Dierdorf zurückgekehrt. Ihre edlen Herzen erfaßte inniges Mitleid über die Not des Kindes und sie beschlossen, da ihnen selbst Kindersegen versagt war, es an Kindesstatt anzunehmen. Die Fürstin selbst begab sich zu dem kranken Soldaten. Abkaufen wollte sie ihm sein Kleinod. Dem aber war sein Kind für Gold nicht feil. Es zu schenken, war er geneigt. Aber erst, wenn er sterben müsse. Früher, so hatte er es seiner geliebten Frau versprochen, wollte er es nicht von sich geben. Doch leicht konnte der Arzt versichern, daß er von seinem Lager nicht mehr aufstehen würde. Schon stand der Tod an den Füßen seiner Bettstatt. Da legte er sein höchstes Gut in die Hand der Fürstin, für immer verzichtend auf jedes Anrecht. Nicht lange, und der Tod, der Allerlöser, holte den kranken Kosaken heim. Sein Kind aber, die kleine Anna, wuchs unter der mütterlichen Fürsorge der Fürstin auf, brachte Sonnenschein in das kinderlose Haus, war der neuen Mutter alles. Sein Lachen durchhallte wie Silberglocken des Schlosses Gänge. Die Diener und Beamten verhätschelten den kleinen Wildfang, der Fürst schloß ihn in sein Herz.

Zur blühenden Jungfrau wuchs das Mädchen heran in der fürstlichen Familie, war ganz ihr Kind. Kluge Erzieherinnen brachten ihre Geistesgaben zur Entwickelung, Zeremonienmeister führten sie ein in die Künste des Hoflebens. Das fürstliche Elternpaar war stolz auf sein Töchterlein. Nur eins machte ihm großen Kummer. Sie war nicht edler Geburt, so edel ihr Herz, ihr ganzes Wesen sein mochte. Da tauchte der Plan auf, den Unterschied zu überbrücken. Zur Freiin von Lichtenthal wollte man sie machen und ihr das fürstliche Hofgut schenken. Letzteres indessen bedurfte

des Einverständnisses des Nachfolgers in der Regentschaft, des Bruders Friedrich, der als Soldat in holländischen und österreichischen Diensten stand. Der indessen verweigerte die Genehmigung, wodurch es zwischen den beiden Brüdern zu einer jahrelangen Spannung kam, die noch andauerte, als der Fürst Friedrich das Zeitliche segnete. Den Namen indessen konnte er ihr nicht vorenthalten, und so hieß das hübsche Kosakenmädchen „Freiin Anna von Lichtenthal".

Später verheiratete sie sich mit dem Fürstlich Wiedischen Major Pasch, und als Hochzeitsangebinde schenkte ihr der Fürst das oben genannte herrschaftliche Haus in der Nähe des Schlosses zu Dierdorf. Die Fürstin aber hing bis zu ihrem Lebensende an ihrer Pflegetochter. Und als im Jahre 1824 ihr Gemahl die Augen schloß, und man kurz nachher dessen Bruder Friedrich, und mit ihm den Letzten des Wied-Runkelschen Stammes ins Grab senkte, war sie recht besorgt um der Pflegetochter ferneres Wohlergehen. An den neuen Herrn, den Fürsten von Wied, wandte sie sich und bat, den Regierungsrat Pasch und ihre Adoptivtochter in ihrem Hause zu belassen. Sie könne es nicht übers Herz bringen, nach soviel Schmerz sich von ihrem lieben Kinde zu trennen. Fürst August von Wied gewährte die Bitte voll und ganz. Glücklich und zufrieden lebte Anna von Lichtenthal im Kreise ihrer Familie. Im Jahre 1858 starb sie im Alter von 64 Jahren. Das Dierdorfer Totenbuch teilt ihr Ende mit: „Am 30. April starb Anna Pasch, geb. Laboridin, seit 1808 Anna von Lichtenthal, geboren zu Hautes an der belgischen Grenze".

Der Beuelstein bei Oberdreis.

Mitten im Walde zwischen Oberdreis und Roßbach liegt auf weiter Waldlichtung ein eigenartiger massiger Basaltklotz, der Stein „auf dem Bühel", der Bühel- oder Beuelstein. Eine breite Buche beschattete ihn, und eine wildverwachsene Eiche legt behutsam schützend ihre Hängezweige darauf. In Vertiefungen, die ihn umgeben, hat sich Wasser gesammelt, von grüner Pflanzendecke überzogen. Den Stein haben die Menschen nicht zu zerstören vermocht, obgleich sie versuchten, ihn zu sprengen. Er ist ein verzauberter Riese. In der Zeit, da es noch Zauberer und Hexen gab, soll dieser oben im Berg, den sie den „Prangenberg" nennen, seine große, mächtige Burg gehabt haben, von wo aus er der Schrecken des „Grundes" geworden ist. Er tat den Bauern rundum viel Leid, den Großen und den Hepen-Leuthen, daß sie ihres Lebens nicht froh werden konnten, stahl jenen die Pferde und diesen die Kühe und Ziegen, allen ohne Unterschied aber die Schweine, die damals hier in großer Zahl gehalten wurden, weshalb man das Tal noch heute den „Säukrisch" nennt. Fiel er in eine Herde ein, so waren die meisten Borstentiere geliefert, und der Riese hatte fette Tage. Denn alles, was er stahl, wanderte in seinen nimmersatten Magen. Die Räubereien wurden schließlich so schlimm, daß man sie nicht mehr ertragen konnte. Da taten sich alle „Grönner" zusammen und machten einen Bittgang zum hl. Martinus, der auf dem „Steinmal" sein Kirchlein hatte. Sie baten den Heiligen auf den Knien: Erlöse uns von dem Übel! Und der Heilige versprach Hilfe. Als der Riese vom

Prangenberg wieder einmal Oberdreis heimgesucht hatte, überraschte er ihn, wie er gerade das Tal durchquerte und im Walde verschwinden wollte. Einen Fluch schleuderte er ihm nach. In harten Basalt sollte er sich verwandeln und ewig dort stehen zur Warnung für Diebe. Der Fluch ging sogleich in Erfüllung. Der Riese wurde zu Stein. Die Schweine aber hatte er von sich in den Waldgrund geschleudert. Auch sie versteinerten alsbald und blieben um den Räuber verstreut liegen. Der rührte und regte sich nicht mehr. Und als Menschen später dort Basalt brechen wollten, gelang ihnen das bis sie an den Riesen selber kamen. Da sie ihn aber angriffen, flog ein abspringender Brocken gegen die Zerstörer und schleuderte sie in den Sumpf, wo sie elendiglich zugrunde gingen. Seitdem hat keiner mehr versucht, den Riesen anzugreifen, weil man weiß, daß der Fluch des hl. Martin nachwirkt bis in Ewigkeit.

Die „Wellewechter" im Völkerwiesenbachtal.

Von Rengsdorf geht der Weg durchs „untere Gebück" ins Tal des „Heddesdorfer-" oder „Völkerwiesenbaches". Hier und weiter talwärts treten die Felsen schroff und nackt bis ans Bachufer. Ein schmaler Waldweg säumt dieses. Zwischen den steilen Bergen rauscht lautauf das Wasser. Die Wasserpest breitet ihre riesigen Blattschirme über die murmelnden Wellen. Vögel singen in den schwanken Erlen ihre Lieder. Nur ein schmaler Streifen Himmel schaut blau hinein wie in eine andere Welt. Das schmale, abgeschiedene Tal war einst der Wohnsitz fremder Wesen. Die Felsen, vielfach zerklüftet und zerrissen, waren von wilden Wichten, vom Volke „die Wellewechtercher" genannt, bewohnt. Die Menschen gingen scheu daran vorüber und wagten es selten, einen Blick in die Türspalten ihrer Wohnungen zu werfen. Am Tage hielten sich die Kobolde tief unten in ihren Wohnungen versteckt. Nahte aber der Abend, dann kamen sie heraus und wagten sich in die nahen Ortschaften, schlüpften talabwärts nach Oberbieber, aufwärts bis Bonefeld. Am häufigsten jedoch kletterten sie bergan nach Rengsdorf. Die meisten von ihnen waren den Menschen gut gesinnt. Wo sie konnten, da halfen sie ihnen. Namentlich in den Mühlen kehrten sie ein, bei Oberbieber, wo Heddesdorfer- und Aubach gemeinsam die Räder drehten, und auf den beiden Rengsdorfer Mühlen, $1/4$ Stunde bachaufwärts. Dem Müller auf der obersten Mühle waren sie besonders gut gesinnt. Er und sein Mahlbursche hatten leichte Arbeit. Am Abend stellten sie die Säcke zurecht und ließen der Mühle ihren Gang, indessen sie selbst sich aufs Ohr legten. Dann kamen die „Wellewechter" herbei, viele, viele. War der Mahlkasten leer, dann hoben und schoben sie neue Säcke hinauf. Das goldene Korn floß in Strömen zwischen die Steine, die alle Arbeit hatten, es zu zermahlen. Morgens waren alle Mehlkasten voll. Nicht so auf der untersten Mühle. Da trieben sie dem Müller allerlei Schelmerei. Wenn die Dämmerung durch den „kühlen Grund" und „den Rosenberg" ins Tal kroch, dann hakten sie sich zwischen die Speichen des Rades, daß sich ihre Kleider darin verfingen und es sich nur langsam drehte oder gar stillstand. Vergebens suchte der Müller die Schelme. Er konnte sie nicht finden. Da

schimpfte er schließlich über den oberen Müller, der ihm alles Wasser nahm. So ging auf der unteren Mühle einer nach dem andern „die Baach eronner.“ Keiner konnte auf einen grünen Zweig kommen, während die oberen Müller bei ihrem bequemen Leben wohlhabend und reich wurden. Doch das sollte auch einmal aufhören. Und das kam durch einen Mühlknecht. Der war neu eingetreten und wußte von den „Wellewechtern“ nichts. Als er daher die seltsame Beobachtung machte, daß die Mühle in der Nacht alle Arbeit allein tat, wollte er der Sache auf den Grund gehen. In einem geschlossenen Mehlkasten legte er sich auf die Lauer. Als die Geister in voller Arbeit waren, schlug er plötzlich den Deckel auf und ließ einen hellen Lichtstrahl auf die fleißigen Arbeiter fallen. Die waren ganz verbiestert und rannten schleunigst nach allen Richtungen hinaus, um niemals wiederzukommen. Seitdem mußte auch der obere Müller seine Arbeit allein tun.

Auch den Rengsdorfern halfen die Unterirdischen manche Arbeit verrichten. Die hatten's damals recht gut. Wenn Heu gemacht wurde, und sie hatten den ganzen Tag in der „Dorfwies“ oder „hennaus“ in der Sonnenglut geschafft, und der letzte Wagen war heimgeholt, so ließ man ihn in der Scheunentenne stehen und morgens war er leer und das Heu auf dem Heustall festgedämmert bis hoch ans Eulenloch. Auch beim Kartoffelgraben ließ man abends den Wagen unabgeladen. Am Morgen waren die „Krumbieren“ im Keller an Ort und Stelle. Wollten die Bauern ihr Brachland „stürzen“, so brauchten sie abends nur den Pflug anzufahren und stehen zu lassen. Wenn der Tag graute, lagen die Schollen braun und glänzend da wie lange Schuhriemen. Im Winter sogar, wenn die Bauern nicht viel mehr zu tun hatten, als ihr Brennholz zu „gejen“, legten sie die Scheiter neben den Sägebock. Die „Wellewechter“ kamen, sägten und spalteten alles kurz und klein. Auch den Frauen halfen sie viel, „kirnten“ die Butter, schmierten die Schuhe, wuschen die Wäsche, putzten das Gemüse. Die Rengsdorfer Weiber konnten daher recht lange schlafen. Selbst den Kindern, die damals auch schon allerlei Arbeit hatten für die Schule, waren sie von Nutzen. Freilich gab's da noch nicht so viel zu tun als heute. Aber der Katechismus mußte gelernt werden, das Gesangbuch und die Bibel. Die legten sie abends aufgeschlagen neben das Bett und lasen es nur an. Die „Wellewechter“ hämmerten ihnen über Nacht alles ins Gedächtnis, wie sie auch die Schreibereien und Rechnereien fertig machten. Die schöne Zeit ist längst vorbei. Die Rengsdorfer haben sich das selbst verdorben. Die meisten von ihnen waren ihren nächtlichen Helfern dankbar und legten ihnen hin und wieder etwas zur Belohnung hin, ein Ei oder ein bißchen Fett, ein Schälchen Milch, einen Bissen Kuchen. Manche aber waren geizig und gönnten ihnen das nicht einmal. Da war besonders ein Schneider. Der übertraf selbst die Hungrigsten. Nicht mal einen Schnippel Zeug gab er ihnen, woraus sie sich hätten ein Mützchen machen können. Ja, einmal hatte er einen größeren Lappen aus Versehen liegen lassen. Das fiel ihm mitten in der Nacht ein. Er stand auf und sah, wie die Zwerge ihn gerade fortschleppten. Da nahm er ihn und schlug auf sie ein, daß die ganze Schar von dannen stob. Seitdem sind sie nicht wieder nach Rengsdorf gekommen. Auch verschwanden sie ganz aus der Gegend, und die Rengsdorfer Männer, Frauen und Kinder müssen ihre Arbeit selbst tun. Die Felsklüfte und -spalten am Lützenberg sind leer.

Der wilde Mann auf der „Langenmaß“.

Von Rengsdorf führt die Straße nach Hardert talwärts in den kühlen Grund, wo einstmals zwei Mühlen lustig klapperten, deren eine zur Kettenschmiede geworden und längst still liegt, deren andere sich in einen Sommersitz umgewandelt. Jede Mühle hatte einen Weiher. Am obersten Mühlenweiher vorbei, aus dessen tiefster Stelle die Harderter, Rengsdorfer und Bonefelder Hebammen die neugeborenen Kinder holten, führt die Straße durch einen hochkronigen Wald bergan. Recht düster wiegen sich die Wipfel in dieser Waldecke, „der Langenmaß“, die fast nur von Wagen befahren wird, während alle Fußgänger den geraden Weg durch den „Gräben“ wählen. In der „Langenmaß“ soll's auch nicht geheuer sein. Die Harderter Fuhrleute haben es alle erfahren, wenn sie sich in Neuwied verspätet hatten und in der Geisterstunde hier, sich auf den Wagen duckend, vorüberfuhren. Dann raste es in den Bäumen, als ob die Kronen brechen wollten. Die Eulen heulten, und eine ganze Herde Hunde jaulte. Dann ging der wilde Mann um, und wehe dem, der ihm in die Quere kam. Am liebsten wartete man, bis die Uhr auf dem Rengsdörfer Kirchturm eins schlug. Dann war er verschwunden. Einer aber der Fuhrleute hatte mehr Mut. Er wußte, wie man den wilden Mann unschädlich machen konnte. Dazu nahm er auf seiner Fahrt sich einen Frosch mit. Den hielt er in einer Papiertüte versteckt und öffnete diese am Mühlenweiher. Nun konnte er ungehindert fahren. Das Heulen erscholl weit über ihm in der Höhe und verlor sich immer weiter. Eine Stimme aber rief aus dem dunklen Wald:

„Hätt' er net dä Fräsch en de Tott,
Ech macht eich all merenanner kabott.“

Den wilden Jäger in der langen Hardt im Wiedbachtal konnte man unschädlich machen, wenn man eine schwarze Katze und eine Hand voll Salz mitnahm und das unschädliche Gespenst rief im Entweichen:

„Hätt' er net die schwarze Katz un die Hand voll Salz,
ech bräch uch allebieds off der Stell de Hals.“

Die Stadt auf dem dürren Berg.

Auf einer der Dorfwiesen von Rengsdorf, „hennaus“, soll vor langer Zeit eine Stadt gestanden haben. Groß war sie und reich. Prächtige Häuser standen in allen Straßen, und die Bewohner fuhren in goldenen Wagen und legten ihren Pferden goldene Zügel an. Ja, in den reichsten Vierteln waren die Straßen gar mit Silber gepflastert. In ihren Häusern hatten die Leute goldene Tische und Stühle und aßen und tranken nur aus goldenen und silbernen Geräten. All den Reichtum hatten die Städter von den „Wellewechterchen“, die in den Felsen des Lützenberges hausten und dort reiche Schätze besaßen. Die Gärten, die um die Stadt lagen, bargen das köstlichste Obst, und die Brunnen der Tiefe spendeten ein Wasser, so gut wie der beste Wein. Aber das Wohlleben der Städter sollte schlimme Folgen haben. Von Jahr zu Jahr wurden sie durch ihren Müßiggang lasterhafter und gottloser. Über dem Berge, im „Lee“, hatte ein Klausner seine einsame Hütte aufgeschlagen,

nicht weit von der Stelle, da heute die „Geiseleiche“ sich erhebt. Der hatte die Zuchtlosigkeit der Städter längst mit Sorge beobachtet. Hin und wieder auch war er mit warnender Stimme zwischen die Leute getreten. Doch die hatten ihn mit Spott und Lachen fortgejagt. Da klagte er dem lieben Gott sein Leid. Und der wollte selbst in der Stadt nach dem Rechten sehen. Die Gestalt des alten Klausners nahm er an und schritt durch die Straßen. Allenthalben, wo er böse Kinder sah, hob er drohend seinen Finger. Doch einer streckte ihm die Zunge heraus. Der andere machte ihm eine lange Nase. Auf dem Marktplatz richtete der Klausner ernste Worte an die Erwachsenen. Da kam er übel an. Mit Steinen warfen sie ihn. Mit Knüppeln schlugen sie nach ihm und trieben ihn mit Schimpf und Schande fort. Aber auf dem „Aserberg“ stand er mit drohender Hand und sprach einen furchtbaren Fluch aus. Der ging auch bald in Erfüllung. Es versiegten die Brunnen, und soweit die Stadtbewohner gingen, nach Wasser zu suchen, fanden sie keins. Viele von ihnen verdursteten. Die Gärten trockneten aus und brachten keine Nahrung mehr. Alle Pflanzen rundum verdorrten, und die Menschen starben in ihren goldenen Häusern. Schließlich stand nichts mehr als das gleißende Gold an Straßen und Häusern, darauf unbarmherzig die Sonne brannte. Auch das schmolz von der Hitze endlich und floß ins Innere der Erde, wo es sich verlief. Der Hügel, auf dem einst die Stadt stand, heißt heute noch der „Dürre Berg“.

Die Nonnenley bei Rengsdorf.

Von Rengsdorf führte ehedem, als es noch nicht der Kurort von heute war, der Weg von der Hauptstraße ins Tal des „Völkerwiesenbach“. Dort soll vor vielen Jahren eine Schlacht geschlagen worden sein. Nur weiß man nicht mehr genau, wann das geschehen. Möglich, daß schon zur Römerzeit die Besatzungen der Kastelle Niederbieber oder Anhausen den Weg durch dieses Tal nordwärts zogen, um die in den Westerwaldbergen wohnenden Germanen zu unterjochen. Möglich auch, daß zu der Zeit des 30jährigen Ringens sich dort feindliche Völker trafen, und der Name des gegenüberliegenden Lützenberges, der an die Schlacht, da Schwedens König fiel, erinnert, läßt das wohl vermuten. Jedenfalls soll es ein blutiges Ringen gewesen sein, so blutig, daß es den Bach rot färbte, und mancher Gefallene im Wiesenboden des „toten Kriegers“ seine stille Ruhe fand. Wo schon das Gewässer durch stillen Wald murmelt, stellt sich ihm ein schroffer Fels in den Weg, so daß er um den herum seine Bahn schlingen muß. Das ist die „Nonnenley“ oder im Volksmund die „Nunsley“. Schroff und steil springt dies nackte Gestein zu Tage, kaum bedeckt von den krüppeligen Eichen, die ihren Rissen und Schrunden entwachsen. Auf der Höhe liegt eine Hütte, die den wunderbarsten Blick gewährt ins romantische „Engelstal“.

Vor vielen Jahren stand drüben auf der „Anhauser Burg“, über die der Weg von Oberbieber hinauf führt zum Westerwald, ein festes Schloß, das von einem mächtigen Ritter bewohnt wurde, der ein Räuber und Wüterich war. Besonders stellte er den Frauen und Mädchen nach, und öfter wußten sich solche nicht vor ihm zu retten. Einst wanderten drei Nonnen von

einem Kloster im Wiedbachtal über die Berge, um in einem Schwesternkloster am Rhein einzukehren. Da kamen sie auch durch diese Gegend. In den Wäldern aber streifte der böse Ritter umher. Als er der drei Nonnen ansichtig wurde, jagte er ihnen nach. In ihrer Todesangst flohen sie immer weiter über Berg und Tal und ahnten es nicht, daß sie immer mehr in sein Gebiet eindrangen. Da kamen sie plötzlich an den steilen Abgrund. Hinter sich der Ritter. Vor sich die schroffen Felsen. In ihrer Todesangst baten sie die heilige Maria um ihren Schutz, und alsbald wurden sie von dieser erhört. Als der Ritter mit seinem Roß auf den Felsen gestoben kam, waren die Verfolgten verschwunden. Er mochte suchen, wie er wollte, nirgends waren sie zu finden. Ärgerlich mußte er nach der alten Burg heimreiten. Die Nonnen aber kamen, als er fort war, wieder zum Vorschein. Der Felsen, der sich aufgetan und seine steinernen Hände schützend über sie gehalten hatte, heißt noch heute die „Nonnenley“.

Die Bittfahrt nach Anhausen.

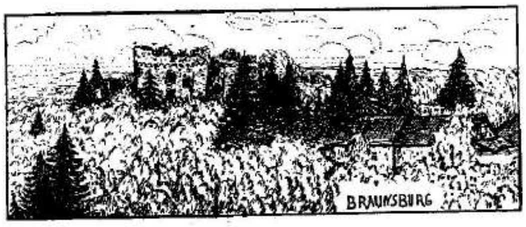
In dem Kirchdorf Anhausen feiert man nicht nur **einen** Buß- und Bettag, sondern deren **zwei**. Der zweite findet alljährlich am 2. Januar statt. Nun geht man dabei aber keineswegs aus von dem Grundsatze: „Doppelt genährt hält besser“ und „Doppelt Gebet erfährt eher Erhörung“, sondern es hat damit seine eigene Bewandtnis.

Einer der wiedischen Grafen hatte sich in die Einsamkeit auf die stille Braunsburg geflüchtet, mit seiner Gemahlin. Die lag dort schwer krank darnieder. Ärztliche Kunst hatte sie aufgegeben. Da schlich sich stille Trauer durch Braunsburgs hohe Hallen. Im Erkerstübchen stand der Graf. Tränenumflorten Auges schaute er von seinem Erker ins Tal hinab. Winter war's. Schnee deckte die Hänge und Schluchten. Wie oft hatte er dort in den Sommermonaten fröhlichem Waidwerk obgelegen. Auch jetzt war der Bann reich an Getier, und auf dem Hofe bellten die Rüden. Doch nichts konnte ihn froh machen, nicht Jagen und Turnieren. Alles wollte er lassen, wenn er nur seiner Gemahlin zu helfen vermöchte. Da sah er auf der Höhe den bescheidenen Kirchturm von Anhausen ragen. Das Kreuz darauf zeigte ihm den Ort, von wo alle Hilfe aus Todesnot kommt. Und diesem Zeichen folgte er. Gen Anhausen ging sein Weg.

Barhäuptig, betend, mit gefalteten Händen schritt er dahin. Seine Diener, ahnend, daß es um das Wohl der gnädigen Frau ging, schlossen sich ihm an. Paarweise folgten sie, jung und alt. In den Buchenhallen schloß sich der Waidmann dem Zuge an. Im Felde ließ der Bauer sein Gespann, im Dorfe der Arbeiter sein Werk. Aus den Hütten kamen die Frauen und Mädchen. Bis man zu des Altars Stufen gekommen, hatten sich alle Dorfbewohner angeschlossen. In einer Bitte vereinigten sich die Lippen, die Herzen aller: „Erhalt' uns unsere geliebte Mutter!“

Der Himmel erhörte das Gebet. Die Gräfin wurde gesund. Und Freude herrschte wieder in Braunsburgs Mauern. In Anhausen aber feierte man fortan den Tag, da die Bittfahrt den Tod ferngehalten, am Tage nach

Neujahr als Bettag, und nicht tat es der Schönheit der Sage Abbruch, daß man den Grund eines zweiten Bettags im Kirchspiel anderwärts suchte, sei es nun, daß der schwarze Tod bei den Menschen, sei es, daß eine schlimme Seuche unter dem Vieh durch den Gang zur Kirche ein Ende gefunden.



Die Schätze der Braunsburg.

Überall, wo im Lande Burgen gestanden haben, gehen auch die Sagen von versunkenen Schätzen und mannigfache Geschichten von Schatzgräbern, die sie heben wollten. Daß es einem dieser „goldnen Maulwürfe" gelingt, seinen Zweck zu erreichen, kommt selten vor. Die Sage kennt in der Regel nur um ihre Hoffnung Geprellte. Auch auf der Braunsburg ist ein verborgener Schatz vergraben. Er scheint eine Ausnahme zu machen, da er wenigstens teilweise einmal gehoben worden sein soll. Als der 30jährige Krieg die deutschen Lande durchbrauste und auch am Rhein sein Zerstörungswerk begann, da brachten die Wiedischen Grafen ihre silbernen und goldenen Schätze in Sicherheit. Die stille Braunsburg schien ihnen der geeignetste Ort dazu. In einem unterirdischen Gewölbe bargen sie dieselben. „Weil sich aber Wasser darin gesammelt, hat sich niemand getraut, dort zu suchen."

Unter den Burgleuten war einer besonders habgierig. Der nützte die Zeit, und in wüster Räuberei nahm er, wo er konnte, den Leuten ihr Geld und ihre Schätze ab. Auf Gold und Silber war er besonders erpicht und hatte davon einen ganzen Vorrat angesammelt, zu dem auch manches Stück gehörte, das er seinem braunsbergischen Herrn genommen. Viel Sorge machte ihm die Aufbewahrung seines Diebsgutes. Tag und Nacht fand er keine Ruhe, aus Furcht, seine Taten könnten ans Tageslicht kommen. Da öffnete er ganz heimlich in der Nacht eine der dicken Wände im Burghause und mauerte die Kisten mit den vielen Goldstücken an verschiedenen Stellen ein.

Aber auch nun fand er seine Ruhe noch nicht. Besonders, als auf kurze Zeit einmal die Schweden in der Burg lagen, überall herumstöberten, klopften und zertrümmerten, quälte ihn Tag und Nacht die Angst. Am höchsten stieg sie, als die Schweden eines seiner heimlichen Verstecke entdeckten und die gestohlenen Goldstücke an sich nahmen. Tag und Nacht durchschlich er die Höfe und Räume, stand in den Gängen und lauerte auf Diebe. Doch der

Rest seiner Schätze blieb den Schweden verborgen. Doch auch, da sie abgezogen, war seine Angst noch nicht geschwunden. Ja, nach seinem Tode wanderte er voll Unruhe durch Burg und Haus. Eine Frau aus Anhausen, die auf der Braunsburg bedienstet war, hörte allnächtlich „viel Gepolter". Aus Furcht ließ sie jedesmal das Licht brennen, bis sich der Lärm verzog. Einmal erwachte sie um Mitternacht. Da stand neben der Wand ein Mann. Wie in einer Wolke schwebte er und wich nicht von der Stelle, auch nicht, als sie ihre Eltern aufweckte.

Und diese Gestalt erschien ihr lange Zeit hindurch jede Nacht, ging auch manchmal von der Wand bis zum Tische, um dann wieder zurückzuweichen. Allmählich gewöhnte sie sich an den grausigen Anblick und blieb ruhig. Als die Gestalt wieder einmal erschien, öffnete sich neben ihr die Wand, und heraus rollte eine große Menge „Goldstücker", fiel auf den Boden, bis ein großer spitziger Haufen dalag, der dann immer seitwärts herabfiel. Aber die Goldstücke verschwanden, sobald der Geist um die Mitternachtsstunde sich wieder in Nichts verlor.

Einem bekannten Manne erzählte die Frau ihre nächtliche Erscheinung. Der belehrte sie, wie sie fernerhin dem Geist begegnen solle. Als dieser wieder zu mitternächtiger Stunde sich zeigte redete sie ihn nach des Mannes Rat ohne Furcht an: „Alle guten Geister loben den Herrn!" Aber der Geist antwortete nicht darauf. Auch nicht, als sie ihn fragte: „Was machst du hier? Was ist dein Begehr, daß du mich beunruhigst?" Trotzdem erschien der Geist noch vielmals, blieb aber endlich weg, und damit blieb der Rest des Schatzes von der Braunsburg noch heute ungehoben. Er wurde auch nicht gefunden, als die Mauern auf dem äußern Burghof fielen. Ob Schweden oder andere Kriegsvölker ihn dennoch geborgen? Oder ob er noch in der Burgruine schlummert?

Die Zwerge im Aubachtal.

Auch im Aubachtal wohnten einst Zwerge. Die wild zerklüfteten Felsen waren ihre Wohnungen. Darin arbeiteten sie am Tage. Die Erze, die in seltener Menge dort in der Tiefe schlummerten, gruben sie und häuften unschätzbaren Reichtum an. Des Nachts aber kamen sie hervor, streiften talauf bis nach Jahrsfeld, setzten sich den Müllern in das große Wasserrad, daß das um so rascher herumflog und im Handumdrehen den Kornvorrat in feines Mehl wandelte. Gingen auch in den „Hammer", den man in der „Hammerwiese" am Fuße des „Ziegenberges" angelegt hatte, bliesen in das Feuer, daß die Funken sprühten, hingen sich an den Blasebalg, daß er fauchte und lärmte. Auch talabwärts zogen sie nach Oberbieber, halfen den Leuten, wo sie konnten. Auf die Höhen trippelten sie mit ihren kleinen Füßchen, kamen nach Rüscheid und nach Anhausen. Besonders gerne gesehen wurden sie von den Anhausenern. Die Bauern des Dorfes kamen nicht selten herunter ins Tal des Aubach, wenn eins krank war im Haus. Vor den Spalten der Zwergfelsen stellten sie sich auf und warteten, bis einer herauskam. Dem erzählten sie dann treuherzig ihre Schmerzen und baten um Hilfe. Und die Zwerge konnten helfen. Heilsame Kräuter, die rundum in den Hängen wuchsen, die die Menschen nicht

kannten, die sie aber fleißig sammelten, gaben sie ihnen. Die vertrieben jede Krankheit. Die Anhausener waren im allgemeinen nicht geizig, sondern belohnten jede Hilfe. Viel brauchten die Unterirdischen ja nicht, ein Stückchen Fleisch, ein Schälchen Milch. Und manchmal kamen die Zwerge und liehen sich in Anhausen den Sauerteig zum Brotbacken. Brachten sie das Geliehene zurück, so steckten sie dahinein kleine Klumpen Gold und Silber, woran daher damals die Anhausener keinen Mangel hatten. Sie hätten deshalb die wilden Wichte noch länger in ihren Bergen geduldet. Die wären auch geblieben, wenn sie nicht vertrieben worden wären. Im Dorfe gab es einige, denen wollte es mit den Gaben der Zwerge nicht genug sein. Die verlangten immer mehr, und da kamen sie auf den Gedanken, ihre Wohnungen im Aubachtal einmal zu besuchen. Mit Pickel und Hauen nahten sie sich. Weil die Felsspalten ihnen zu eng erschienen, räumten sie die Steine hinweg, daß das helle Tageslicht in den Berg fiel. Da gab es unten viel Geschrei und Gepolter. In der Erde rafften die Zwerge ihre Schätze zusammen und verschwanden damit. Ob sie tiefer in die Berge flohen oder in eine andere Gegend, weiß man nicht. Man hat sie seitdem nicht wieder gesehen. An Silber fand man nur spärliche Reste. Die zu schmelzen legte man ein Schmelzwerk, die „Silberschmelze", an, ließ es aber wieder zerfallen, nachdem die wenigen Schätze, die die Zwerge zurückgelassen, heraufgeholt waren. Wären die Anhausener bescheidener gewesen, so flögen ihnen noch heute die Gold- und Silberklumpen unverdient ins Haus. So aber müssen sie von früh bis spät im Schweiße ihres Angesichtes darum arbeiten.

Des Braunsbergers Brautfahrt.

Von der stillen Burg im Aubachtal stammte das lange Jahre in Brohl am Rhein ansässige Geschlecht der Ritter von Braunsberg. Mächtig und reich gebot dasselbe einst über manches Dörflein am grünen Rhein, und mancher Wingert spendete ihm seine köstlichen Trauben. Kein Wunder, daß den Sprossen des Geschlechts mächtige Ritter aus dem Westerwald und Mosellande gerne ihre Töchter gaben. So wurde einst auch die schöne Agnes, des Ritters von Eltz holdes Kind nach damaliger Sitte, als sie noch in der Wiege lag, dem Sohne des Braunsbergers, der seine ersten Gehversuche auch noch nicht lange hinter sich hatte, verlobt.

Früh gefreit, hat niemand gereut! sagte man damals auf dem Westerwald, aber hier sollte das Wort nicht wahr sein. Als die beiden Kinder heranwuchsen, zeigte es sich, daß sie nach ihrer Gemütsart nicht zueinander paßten. Der sanften stillen Agnes wollte der heftige, aufbrausende, gewalttätige Jüngling gar nicht gefallen, und je länger, je mehr wuchs ihre Abneigung gegen ihn. Er jedoch wollte nichts davon wissen, daß er sich eine andere Braut suchen sollte, um so weniger, je mehr sie ihn abstieß. Auch beider Kinder Eltern ließen von der Verbindung nicht ab, soviel Schön Agnes auch Tränen weinte.

Ein großes Fest ward auf Burg Eltz vorbereitet. Der öffentliche Ehevertrag, die Verlobung, sollte abgeschlossen werden. Der Rittersaal war festlich geschmückt. Ritter, Knappen und Edelfrauen von nah und fern saßen in stattlicher Tafelrunde. In Pracht und Glanz war auch der junge Braunsberger erschienen mit stolzem Troß. Herein trat Schön Agnes. Die Tränen mancher durchweinten Nacht hatten ihr Angesicht gebleicht. Zaghaft ließ sie sich von dem Bräutigam auf ihren Platz führen. Während in offener Verhandlung die „Gift" festgesetzt wurde, sah sie teilnahmlos in den Schoß, und nur ab und zu stahl sich ein heimlich Tränlein auf ihre Wange. Des ärgerte sich der Junker nicht wenig. Mit bebenden Knien saß er. Auf seiner Stirn schwoll eine Ader. Und als die Braut ihm den Verlobungskuß, den Pakt zu beschließen, weigerte, da übermannte ihn der Zorn. Seinen ehernen Handschuh zog er ab und warf ihn der schönen Jungfrau klatschend ins Gesicht.

Das war zuviel. Das konnte sich auch der Eltzer Ritter nicht gefallen lassen. Schon erhoben sich seine Mannen, die seinem Hause angetane Schmach zu rächen. An die Schwerter flogen die Hände, und es wäre zum blutigen Kampfe gekommen, wenn nicht Schön Agnes zwischen die Streitenden gesprungen wäre. Mit heißen Bitten beschwor sie ihre Leute, nicht den Burgfrieden zu brechen. Ihr war es genug, daß die Verlobung nicht zustande gekommen war, nicht mehr zustande kommen konnte, sie frei war.

Drohend zog der Braunsberger ab. Aber nur ein paar Tage dauerte es, da flog sein Fehdebrief über die Eltzer Burgmauern. Und noch ein paar Tage später, da lag vor der Burg ein Fähnlein fehdelustiger Streiter. In die Dörfer fielen sie ein, verwüsteten die Äcker und Weinberge. Doch der Eltzer blieb dem Gegner nichts schuldig. Jahr auf Jahr zog sich der blutige Streit hin, ohne eine Ende zu finden, ohne aber auch des Braunsbergers Zorn zu kühlen. Der schoß vielmehr immer üppiger ins Kraut, und da es ihm nicht gelingen wollte, im offenen Kampf den Sieg zu erringen, so beschloß er, durch List seine Braut zu gewinnen.

In stiller Nacht zog er mit einer kleinen Schar Ritter vor die Burg Eltz. Mit Leitern überstiegen sie die Burgmauer, indessen der Wächter schlief. Im äußern Burghof standen sie. Doch weiter ging's nimmer. Denn in der Burg war man erwacht. Schnell hatten sich die Mannen von Eltz in ihre Rüstungen geworfen. Spät genug, denn schon begann das Tor dem Ansturm von außen zu weichen. Aus ihrem Turmfenster schaute Schön Agnes. Sie erkannte die Gefahr. Ihres jüngsten Bruders Panzer warf sie um. Ein leichtes Schwert ergriff sie. Den zagenden Mannen voran, drang sie durch ein enges Pförtchen hinaus und auf die Braunsberger. Den ersten schlug sie nieder. Da erspähte sie der Ritter. Sein Faustrohr hob er und richtete es auf ihre Brust. Ein Knall und die Kugel durchbohrte Harnisch und Herz. Zu Tode verwundet, fiel sie nieder. Heißer Grimm packte die Eltzer. Hei, wie wüteten ihre Schwerter! Hei, wie sanken die Feinde auf das harte Gestein, als erster der schändliche Bräutigam, ihm nach alle bis auf einen.

Der floh eilenden Fußes und brachte die Mär auf des Herren Burg.

Den durchlöcherten Brustharnisch aber nahm man der schönen Agnes ab, als man sie ins Grab bettete. Noch heute verwahrt man ihn in der Rüstkammer der Burg Eltz.

VI. Um die Montabaurer Höhen.

Montabaur.

Im untern Westerwald hebt sich ein breiter Höhenrücken aus der Ebene, der den Namen der Stadt trägt, die an seinem nördlichen Rande erbaut ist, Montabaur. Ein stolzes Schloß, weit ins Land schauend, krönt die ragende Felskuppe. Seltsam ist der Name, fremd, südländisch. Woher mag er kommen? Märchen und Sagen erzählen es uns.

In früheste Vorzeit gehen sie zurück, in das Jahr 244 vor Christi Geburt, das 3705. des Weltalters. Ein König wohnte damals dort. Taborein hieß er, und nach ihm nannte sich auch die Stadt. Da zog aus dem südöstlichen Europa ein fremdes Volk nach Deutschland. Die Cimmerier hießen sie. Über den Rhein kamen sie unter ihrem König Basan. In Taboreins Land fielen sie ein. Das Volk setzte sich wohl zur Wehr, vermochte aber den Angreifern nicht zu widerstehen und wurde vollständig geschlagen. Auf der Felskuppe aber baute sich Basan eine Burg und gab ihr zum Gedächtnis des erfochtenen Sieges den Namen des geschlagenen Königs Taborein. Später erstand hier eine andere Burg, die man Humbach nannte. Diesen Namen behielt sie, bis man ihr den jetzigen gab, 1217.

Über das Trierer Erzstift herrschte um diese Zeit Dietrich II. (Theodorich). In Deutschland tobte damals ein schlimmer Krieg. Zwei Gegenkaiser, Friedrich II. und Otto IV. kämpften um die Anerkennung. Auf Friedrichs Seite stand der Erzbischof. Für Otto stritt mit andern Westerwälder Herren der Graf Heinrich von Nassau. Der geistliche Herr geriet in dessen Gefangenschaft und konnte sich erst nach zwei Jahren daraus befreien. Dann aber beschloß er, sein Land besser zu schützen gegen die fehdelustigen Westerwälder und auch an die Grenze seines Gebietes eine starke Burg zu setzen. Es war die Zeit der Kreuzzüge, die Zeit, da Geistliche und Weltliche hinauszogen in das ferne Morgenland, zu kämpfen gegen der Sarazenen Krummsäbel, gläubige Pilger zu schirmen gegen der Ungläubigen Bedrückung. Der Erzbischof war selbst in seinen jungen Jahren den Weg gezogen, hatte an heiliger Stätte gekniet, Not und Mühen ausgestanden. Die Täler Palästinas hatte sein Wanderfuß durchschritten, die Berge erklommen. Tief hatten sich die Bilder in seine Seele geprägt, unauslöschlisch. Sie begleiteten ihn auch noch, als er in seine Heimat wieder zurückgekehrt war. Und als er einst sein Land durchzog, den rechten Ort für eine Burg zu suchen und in der Gegend von Humbach den Fels mit seiner uralten Ruine hochauf ragen sah und schaute aus dem zerbröckelnden Gemäuer weithin in die Westerwaldlandschaft, wo westwärts das Land der Wiedischen, ostwärts das der Westerburger, nordwärts das des Sayner Grafen und vieler anderer streitbarer Herren lag, da kam ihm der Berg gar bekannt vor. So hatte er einen im heiligen Lande erblickt. So war der Berg, auf dem einst der Heiland seinen Jüngern verklärt wurde. Mons Tabor mußte der Berg heißen und die Burg, die er hier bauen wollte. Bald erstand sie, und der fromme Name wurde ihr ein besserer Schutz, als alle Tapferkeit und aller Rittermut es sein konnten. Die Ritter, die sonst

in heißer Fehde gegen ihn gestritten, schlossen Frieden mit ihm. Der erste unter ihnen war Graf Heinrich von Nassau. Mit ihm verpflichteten sich noch manche Westerwälder Herren, den Frieden zu schützen, die von Dernbach und Molsberg, von Hadamar und Wirges, von Bendorf und Pfaffendorf. Nie mehr wurde der Ort zum Schauplatz blutiger Kämpfe.

Die Nonne von Montabaur.

Wo die Höhe ostwärts abfällt vom Humbacher Schlosse, hat in alten Zeiten ein Kloster gestanden. Fromme Frauen rief die Klosterglocke dort zum Gebet. Wo das Klosterkirchlein stand, findet sich noch das Bild der Mutter Gottes im ragenden Mauerwerk. Des Klosters Hallen aber sind zerfallen, als eine Nonne die Feinde einließ durch das enge Pförtlein.

Zu wilder Fehdezeit war es. Oftmals hatten die Ritter von Humbach mit ihren Mannen im Streit gelegen mit den Herren rundum. Auf ihre trotzige Burg pochend, hatten sie manchen Handstreich gewagt. Das hatte der Nachbarn Zorn erregt und eines Tages zogen sie in dichten Scharen heran, die Burg zu berennen. Die Schildmauer aber wies den Feinden ihre eiserne Stirn und vergebens lagen sie vor der Stadt, Wochen und Monde, bis eine List ihr Werk gelingen ließ.

In stiller Nacht war es. Offenen Ohres machten die Wächter auf den Wehrgängen die Runde. Nichts Verdächtiges war zu bemerken. Aus dem Fenster einer engen Klosterzelle nur zitterte noch ein Licht. Zu ihm herauf drang ein weher Laut und hieß die wachende Nonne ihr Fensterlein öffnen, zu horchen auf die klagende Stimme. Von brennender Wunde erzählte die und bat um einen kühlen Trunk. Zaghaft stand die Nonne. Die Stimme wurde werbend, drängend. In süßen Worten koste sie und nahm der Jungfrau Herz und Sinn gefangen. Zaghaft, ängstlich gab sie Antwort.

Und dann knarrte ein Schlüssel in der Klosterpforte. In ihr stand ein bärtiger Mann und hinter ihm drein drängte ein ganzer Haufe Bewaffneter. Vergebens war der Nonne Angstschrei. Breite Hände schlossen ihr die Lippen, und Mann hinter Mann strömten sie herein in das Kloster, in das Schloß und in die Stadt. Vergebens lugten die Wächter in die Tiefe. Von hinten traf sie der Schlag und machte sie stumm. Zu spät erwachte die Bürgerschaft. Montabaur war bezwungen durch den Verrat einer Nonne. Die aber hat seitdem keine Ruhe finden können und geht noch heute um. Wenn der Herbstnebel im Tale braut und der Wind seine Fetzen wie Schleier um des Berges Scheitel schlingt, dann vernimmt man dort, wo einst das Kloster stand, Töne wie das leise Klirren eines Schlüsselbundes, wie murmelndes Beten, und von Zeit zu Zeit schallt ein Angstschrei durch die Luft. Das ist die Nonne, die seit Jahrhunderten hier wandert, rastlos, ruhelos, klagend über ihren Verrat. Sie wird hier gehen, bis ihre Strafzeit zu Ende ist.

Die vier Ratsherrn von Montabaur.

Auf dem Marktplatz zu Montabaur stand einst ein Brunnen. Aus vier Röhren spie er das Wasser, das kristallklar aus der Tiefe quoll, in das große eiserne Becken. Er ist versiegt, als vier ungetreue Ratsherren in seine Tiefe die Zeugnisse ihrer Untreue versenken wollten.

Eine wohlhabende Stadt war Montabaur einst. Die alten Häuser beweisen das noch heute. Aber die Männer, die die Geschäfte derselben führten, waren alles andere, denn redlich. Sie streckten ihre Finger aus bis in die Kasse, mit deren Geld ihre Beutel zu füllen. Ihr böses Werk mußten sie geschickt zu vertuschen durch allerlei gefälschtes Schriftwerk. Aber wie das so kommt, wenn Diebe gemeinsame Sache machen, so verrieten sie sich auch hier, als einer von ihnen glaubte, nicht so viel ergattert zu haben als seine Genossen. Die Sache kam dem Stadtbürgermeister zu Ohren und vor ein hohes Gericht.

Doch rasch wollten die drei ihre Untaten verbergen. Zu nachtschlafender Zeit saßen sie in einem Rathausstübchen und kratzten in den alten Pergamenten und kritzelten dazu, was sie für gut hielten. Aber je mehr sie kratzten und kritzelten, um so weniger stimmten ihre Rechnungen. Da trugen sie die Bücher und Akten, die die Beweise ihrer Schuld hätten bringen können, auf den Marktplatz und versenkten sie in der Tiefe des Brunnens.

Das Gericht konnte nicht allen ihre Schuld beweisen und sprach ihrer drei frei. Der vierte aber kam an den Galgen, und eine Röhre am Brunnen gab kein Wasser mehr.

Doch auch die drei andern fanden ihre Strafe. Ihr böses Gewissen ließ ihnen keine Ruhe. Tag und Nacht sahen sie das Bild ihres gehängten Genossen. Des Brunnens Tiefe aber barg ihr Geheimnis, bis sie starben. Da aber versiegten auch die übrigen Röhren und von dem Grunde fischte man die versenkten Akten auf. Irdische Richter konnten sie nun nicht mehr bestrafen. Aber der himmlische gab ihnen im Grabe keine Ruhe. Wenn sich die Nacht auf den Marktplatz senkt, dann geistert es um den Brunnen. Drei Gestalten schreiten daher, beugen sich über den Brunnenrand, fischen in der Tiefe und ziehen in ihren Netzen dicke Bücher herauf, werfen sie wieder hinab eine ganze Stunde lang.

Das sind die drei ungetreuen Ratsherren von Montabaur.

Die Schweden in Montabaur.

Wo in die steilaufsteigenden Schieferfelsen hineingehängt Montabaurs doppelte Stadtmauer ihren Ring schlägt, in den die kleinen Häuschen des „Rebstocks“ geklebt sind, die Hauswände von schwindelnder Höhe herabschauend, wo in die Felsen eingehauen die Stufen einer Treppe das Hinaufklimmen ermöglichen, lag einst mit Schutzwehren, Hecken, Gräben und Wällen das „Gebück“. In ihm war früher ein unterirdischer Gang sichtbar, der heute vielfach zerfallen ist, ehemals aber im Innern der Stadt mündete, da, wo heute noch ein alter Turm steht.

Man schrieb das Jahr 1633. Kaiserliche Truppen hatten sich in Burg und Stadt eingelagert und ließen sichs wohl sein — bis man eines Morgens in aller Frühe an das Stadttor pochte und Einlaß begehrte. Schweden waren's. Von Vallendar und Bendorf hatte sie der Weg hierher geführt. Gold und Wein hofften sie zu finden. Um deretwillen wollten sie schon einen Strauß wagen. Die Kaiserlichen indessen getrauten sich nicht, mit ihnen die Hellebarden

zu kreuzen. Durch den unterirdischen Gang entwichen sie und zogen in Eile westerwaldwärts. Mutiger waren die Städter. Die dachten nicht daran, die Tore zu öffnen, und als es den Schweden dennoch gelang, über eine Mauer hereinzukommen, da schwangen sie gewaltig ihre Waffen, daß die Feinde bald wieder hinausgedrängt waren. Manchen von ihnen sah man allerdings mit zerhauenem Schädel in der Gosse liegen. Aber einer blieb lebendig zurück.

Dem war gesagt worden, im Turm sei ein kostbarer Schatz vergraben, viel Gold und edles Gestein. -- Dahin drang er vor. Seinen Genossen die Bezwingung der Stadt überlassend, wollte er sich dort die Taschen füllen. Krachend stieß er die Pforte ein und fand tief unten im Verließ viel rotes Gold. Gierig raffte er seine Taschen voll, so voll, daß er sie kaum mehr zu schleppen vermochte. Und dann saß er bei dem goldenen Haufen, ergötzte sich daran in glühender Gier, wähnte seine Genossen längst Herren der Stadt und konnte sich nicht von ihm trennen. Da fanden ihn die Bürger, als sie der Schweden Herr geworden und sie den letzten derselben rücklings die Mauer hinuntergestoßen, schlafend und träumend. Eine schwere Montabaurer Axt segnete ihm Schlaf und Traum, daß er nicht mehr daraus erwachte.

In des Turmes Tiefe liegt der Tote noch heute. Unverwest ist sein Leichnam, ein warnend Beispiel für alle, denen die Gier nach Gold Sinn und Verstand raubt.

Der Junker von Schwalenborn.

Auf der Burg zu Montabaur lebte einst ein stattlicher Junker. Eines adligen Burgmannen Sohn, Walter von Schwalenborn geheißen. Der war, als er auf froher Fahrt durchs Lahntal geritten, da, wo sich die Lahn in den Rhein ergießt, auf der Burg eingekehrt, die hoch über Lahnstein ihre Zinnen reckt. Dort hatte er ein liebliches Burgfräulein kennen gelernt. Und als er nun nach Montabaur zurückgekehrt, da zog's ihn mit Gewalt wieder lahnwärts. Das Fräulein sah ihn gerne kommen. Nicht so der stolze Lahnecker, der sein Töchterlein nicht einem Burgmanne geben wollte. So kam er heimlich, wenn der Abend sich über die Berge senkte. Hoch zu Roß legte er oft den Weg zurück über die Montabaurer Höhen, durch das Tal der Augst, und fand immer die Furt durch das Wasser der Lahn. Wieder war er auf Lahneck gewesen und wollte heim. Wenn auch der Lahn Fluten angeschwollen waren — denn es war Frühling, und der Schnee geschmolzen auf Westerwald und Taunus — so dünkte ihm hindurchzukommen doch ein Kinderspiel. Aber es war schlimmer, als gedacht. Da er noch auf der Burg saß, hörte er den Wind heulen und die Fluten rollen. Eine ungewöhnliche Herzensangst überfiel ihn nun. Gerne wäre er geblieben. Doch das ging nicht, da ihn sonst der Ritter entdeckt. Und so ging es ans Scheiden. Auf sein Roß schwang er sich. Bergab und in die Fluten der Lahn trug es ihn. Doch nimmer ans andere Ufer. Die reißenden Wasser trugen Roß und Reiter dem Rheine zu, und beide wurden nie wieder gesehen. Doch der Geist des Junkers macht noch allnächtlich den Ritt, steigt auf weißem Schimmel den Burgberg hinab, sprengt durch die Lahn und über die Höhen des Westerwaldes weiter, bis sich die Pforten von Montabaur hinter ihm schließen.

Ritter Gerhard von Holbachs Fahrt nach dem Mantel.

In der Nähe von Montabaur liegt das Dorf Holbach. Dort hat einst eine Burg gestanden. Im Mittelalter residierte darauf der Ritter Gerhard. Der war ein frommer Mann. Von allen Heiligen war er besonders dem heiligen Thomas zugetan. Jedem Armen und Hilfsbedürftigen, der ihn in dessen Namen um eine Gabe anging, half er. Das mochte der Teufel, der in diesen Zeiten noch auf dem Westerwald sein Unwesen trieb, nicht leiden. Er trachtete danach, den Ritter an seinem Glauben irre zu machen und seine Liebe zu dem Apostel zu ersticken.

Eines Abends pochte es an die Schloßpforte. Als sie aufgetan wurde, stand da ein Pilger. Im Namen des heiligen Thomas bat er um eine Nachtherberge. Bereitwillig wurde er eingelassen. Keiner ahnte, daß sich in seiner Person der Teufel verbarg, merkte es auch nicht, als er, da er doch an Hitze gewöhnt und es draußen kalt war, zitterte wie ein Schneider. Vielmehr gab ihm Ritter Gerhard mitleidig seinen Pelzmantel zum Zudecken. Als der Morgen graute, war der Gast verschwunden und mit ihm der kostbare Mantel. Die Rittersfrau schmähte ihren Gemahl deshalb nicht wenig ob seiner Gutmütigkeit jedem Landstreicher gegenüber. Doch was half's. Damit kam der Mantel nicht wieder, und Gerhard tröstete sich damit, daß ihm der heilige Thomas, in dessen Namen er seine Tat vollbrachte, auch den Mantel wieder oder einen neuen schaffen würde. Zwar mußte er darauf lange warten. Doch er zweifelte nicht an des Heiligen Macht. Im Gegenteil, er beschloß nach einiger Zeit gar, eine Pilgerfahrt zu ihm zu machen. Dabei gedachte er im geheimen, auch wieder zu seinem Mantel zu kommen.

Als er von seiner Burg in Holbach und von seiner Gemahlin Abschied nahm, brach er seinen goldenen Trauring in zwei Stücke, steckte das eine ein und gab das andere seiner Frau mit den Worten: „Diesem Zeichen vertraue. Fünf Jahre warte auf mich. Bin ich dann nicht zurückgekehrt, so bin ich tot, und du kannst einen andern Mann nehmen."

Die Wanderung des Ritters war weit, denn des heiligen Thomas Stadt lag in Indien. Durch Wüsten und Gebirge zog er, und manchmal glaubte er umkehren zu müssen vor Hunger und Mühsalen. Aber endlich erreichte er doch sein Ziel. Die Bürger der Stadt nahmen ihn freundlich auf. Wie alte Bekannte taten sie. Das schrieb er dem Apostel zu, und in dessen Kirche lag er oft in heißem, inbrünstigem Gebete. Für Weib und Kind betete er, für Burg und Hof, die er allesamt des heiligen Thomas Schutz empfahl. So gingen Jahr und Tag dahin. Und endlich merkte er, daß es Zeit sei, heimzukehren, denn eine innere Stimme sagte ihm: „Zieh heim, sonst nimmt deine Frau einen andern Mann." So trat er den Rückweg auf den Westerwald an.

Aber es war, als ob Gott ihn absichtlich nicht zeitig heimkommen lassen wollte. Bald hemmte ein himmelhoher Berg, bald ein reißender Strom seinen Weg. Gar traurig wurde es Gerhard zu Mute. Als er wieder so in tiefer Betrübnis ging, sah er plötzlich den Teufel vor sich her spazieren. Denselben Mantel trug er, der vor fünf Jahren ihm gestohlen worden war.

„Kennst du mich?" sprach er stehenbleibend zu dem Ritter. „Dich nicht,

aber meinen Mantel," entgegnete dieser. Und nun gestand er, daß er es gewesen, der damals um Nachtherberge gebeten und ihn zum Dank dafür bestohlen. Wegen dieser Tat habe er schon viel leiden müssen, und um seine Schuld abzutragen, müsse er ihn jetzt nach Deutschland bringen, denn in seiner Burg wolle sein Weib Hochzeit feiern mit einem andern Mann.

Den Pelzmantel breitete der Teufel aus und lud den Ritter ein, sich auf dessen Zipfel zu stellen. Kaum hatte er das getan, so erhob sich der Teufel mit ihm hoch in die Luft. Über Länder und Meere ging die Fahrt, und als sich das sonderbare Luftschiff endlich senkte, da war es auf dem Westerwald, und der Ritter glaubte kaum seinen Augen zu trauen, denn vor sich sah er die Burg Holbach. Sein Führer war verschwunden, aber das Gefährt, der Mantel, lag ausgebreitet zu seinen Füßen. Er zog ihn an und eilte seinem Hause zu.

Dort ging es hoch her. Mit einem unbekannten Manne feierte seine Frau Verlobung, und viele Gäste waren da. Da trat er an sein Weib heran und warf in ihren Becher den halben Ehering. Daran erkannte sie ihn wieder, obwohl er sich sonst sehr verändert hatte. Sie zog die andere Hälfte aus ihrer Tasche. Die Stücke paßten genau zusammen. Es war kein Zweifel, das war ihr heimgekehrter Mann. Sie gab dem Bräutigam den Laufpaß und lebte glücklich und zufrieden mit ihrem Manne, den sie tot geglaubt hatte. Der aber glaubte nun erst recht an die Macht des heiligen Thomas.

Kirchähr.

Im lieblichen Tale des Gelbachs liegt Kirchähr. Wie in einem tiefen Kessel, dessen Wandungen leuchtendes Laubgrün schmücken, ist es eingebettet. Umkränzt von blühenden Gärten, umschattet von grünenden Bäumen kuscheln sich die Häuschen um das graue verwitterte Mauerwerk der alten Kirche.

Viele Jahrhunderte sind vergangen, seit man die Siedelung gründete. Damals deckte noch dunkler Wald den Talgrund. Zwischen dessen dichtem Gebüsch hatte ein einsamer Klausner seine Hütte erbaut. Der war einst ein Ritter gewesen. Auf einer Burg irgendwo im Westerwald hatte er gesessen. Wie seine Vorfahren, so hatte auch er ein Leben ohne Treu und Redlichkeit geführt, hatte mit frevler Hand oft tief hineingelangt in die Geldbeutel und Kornsäcke der Bauern. Hatte ein Leben gelebt, da ihm oft des Todes Boten ernst mahnend die Finger entgegengereckt, ohne daß er sie gesehen. Bis ihn immer härtere Schicksalsschläge trafen. Sein Weib starb. Seine Kinder holte der schwarze Tod, und er selbst lag lange an des Lebens Grenze. Wieder genesen, trachtete er danach, den heiligen Schwur zu erfüllen, den ihm der Tod von den Lippen gerungen. Seine Burg in den Bergen verließ er. Den einsamen Wald im Tale suchte er auf, wo niemand mit ihm sprach denn Gott und der rauschende Gelbach. In schwerer Buße reinigte er seine Seele, und als er starb, da bestimmte er all sein Hab und Gut zum Bau einer Kirche, an derselben Stelle, da seine Klause stand.

Aber als man dann daran ging, sein Testament zu vollstrecken, fand man's recht töricht, die Kirche ins dichte Tal zu setzen. Auf der freien Höhe sollte das Gotteshaus stehen, weitschauend in die Lande. Und so beschloß

man, des Toten Wunsch nur zum Teil zu erfüllen. Die Axte erklangen im Gelbachwald. Schwer sank Eiche um Eiche zu Boden, Bauholz zu liefern, das man mit schwerer Mühe zu Berg führte. Aber als man andern Morgens daran gehen wollte, den Bau aufzuschlagen, war auch nicht mehr ein Balken dort oben. Nach langem Suchen erst fand man das Holz im Tal, feinsäuberlich geschichtet an derselben Stelle, da des Ritters Klause gestanden.

Wunderbar war das wohl, und sie hätten es verstehen müssen, verstanden es aber nicht, sondern hielten es für Schabernack und beschlossen, das Holz wieder zu Berg zu führen. Doch andern Tags fanden sie es wiederum an der alten Stelle. Auf den Stämmen aber saß ein Vöglein, wie sie nie eins gesehen. Das sang ein seltsam Lied: Kirch hieher! Kirch hieher!" schien es in einem fort sagen zu wollen. Hatte ihnen das Verbringen des Holzes nichts gesagt, so hätten sie des Vogels Lied verstehen müssen. Aber auch der Vogelsprache schienen sie nicht kundig zu sein und schafften mit vieler Mühe zum drittenmal das Holz auf die Höhe.

Und wieder fanden sie es im Tale, und der Vogel saß abermals da und sang unentwegt: „Kirch hieher! Kirch hieher!" und flatterte ängstlich ab und zu. Da wurden sie erst ärgerlich und wollten das Tier wegjagen. Aber das gelang ihnen nicht. Immer ängstlicher flatterte es um die Holzstöße und um ihre Köpfe und schrie voll Angst: „Kirch hieher! Kirch hieher!" Da erst merkten sie, daß die Kirche ins Tal solle, wie es der Ritter gewollt und verstanden des Vogels Lied. Im Tal bauten sie die Kirche und nannten das Dorf, das bald um dieselbe entstand, nach ihm „Kirchähr."

Michel, der Gotteslästerer.

An der Straße stand es, die von Eschelbach nach Montabaur führt, das hochragende Kruzifix. Lange Jahre. Fromme Beter, fröhliche Kinder und alte Mütterchen, Jünglinge und Männer knieten auf der Bank am Fuße des Kreuzesstammes. Und immer sah der Gekreuzigte barmherzig auf die Gläubigen herab und nickte selbst dann wie verzeihend, wenn der Michel von Eschelbach, der ein Maurer war und ein Säufer, an ihm vorbeitorkelte ohne Gruß. Er hatte Mitleid mit dem Manne, der dem Schnapsteufel verfallen war, weil er ihn liebte, wie er alle Menschen liebt. Auch noch, als eines Tages das Ungeheuerliche geschah.

Wieder hatte der Michel im Wirtshaus tagelang geludert, indes an dem Hause, das er im Bau hatte in Montabaur, die Mauern nicht höher werden wollten. Schon am frühen Morgen hatte ihn sein Meister, der Schnapsteufel, gepackt. Wankend war er bis in die Nähe des Kreuzes gekommen. Da hatte ein Stein am Wege gelegen. Über den war er gestolpert, daß er klatschend hingefallen und nicht mehr aufkonnte. Fluchend und schimpfend kroch er auf der Straße. Da sah er das Kreuz. Da sah er den Heiland, der auf ihn herabschaute.

Daß er vor Scham in den Boden sank, ließ der Teufel in ihm nicht zu. Der vielmehr stachelte sein umnebeltes Hirn auf, daß es böse Gedanken schmiedete, öffnete seinen losen Mund, daß er Fluchworte heraus brachte. Ja,

er verführte ihn dazu, die Gestalt am Kreuz zu beschädigen. Nach Eschhofen ging er zurück. Dem ersten besten Hofe entnahm er eine Leiter und stellte sie an das Kreuz. Mit seinem Maurerhammer schlug er dem steinernen Bild einen Finger nach dem andern ab, und gar gegen das Haupt richtete er einen Schlag. Schimpfend torkelte er weiter seiner Baustätte zu, hohnlachend. Er vollendete sein angefangenes Werk nicht. Eine schwere Krankheit befiel ihn. Lange Jahre nagte sie an seinem Körper und fraß ihn. Ins Brüderhaus zu Montabaur lieferte man ihn ein. Ein Finger nach dem andern faulte ihm ab und schließlich die ganze Hand. An den Füßen setzte sich das Zerstörungswerk fort, ganz so, wie er es einst an dem Christusbild getan hatte.

Als warnendes Zeichen hat das beschädigte Kreuz lange am Wege bei Eschhausen gestanden, bis ein neues an seiner Stelle errichtet wurde.

Dies ist der Garten Eden.

In engem Tale fließt vom Südabhang des Westerwaldes der Lahn zu der Gelbach, einst der Eynar oder Annax genannt, dessen Wasser die Lande des Erzstiftes Trier von der Grafschaft Diez, den Engersgau von dem Niederlahngau und der Esterau, dem späteren Gebiet der Grafschaft Holzappel trennte. Vielfach gewunden zieht er seine Bahn. Bewaldete Vorsprünge, scharf umrissene Felsnasen und kahle Klippen stellen sich ihm in den Weg. In grüner Talmulde liegt das Dörfchen Dies. Nicht 20 Häuschen zählt es, weder Kirche noch Schule besitzt es. Selbst die Toten müssen den weiten Weg nach Gackenbach hinaufgetragen werden zur letzten Ruhe. Und doch wohnt hier tiefer Frieden.

Das erkannten auch schon vor vielen 1000 Jahren die ersten Menschen. Wegen ihrer Sünde hatte Gott der Herr sie hinausgetrieben aus dem Garten Eden und vor dessen Tür den Engel gestellt. Nun wanderten sie, die das Paradies verloren hatten, durch die weite Welt. Über Heiden kamen sie und durch lachende Gefilde, durch schattige Wälder und öde Wüsten. Aber nirgends fanden sie den Ort, da sie sich ansiedeln konnten. So kamen sie auch ins Lahntal und wanderten den Gelbach aufwärts, kamen dahin, wo das stille Dörflein liegt im Talgrund. Wie malerisch lag es da im grünen Wiesengrund mit seinem bunten Blumenschmuck. Und auch ein mächtiger Birnbaum stand da, übervoll der köstlichsten Früchte. Wie ein Leuchten ging es da den Menschen übers Gesicht.

Entschlossen legte der Mann den Wanderstab beiseite: „Hier laß uns bleiben," sprach er. „Der Himmel selbst hat uns den Weg hierher gewiesen. Dies ist das Paradies!" Seitdem hat das Dorf den Namen Dies behalten.

Der Montabaurer Scharfrichter auf der Coblenzer Straße.

Nach dem 30jährigen Kriege zerfiel die Grafschaft Sayn in Sayn-Hochenburg und Sayn-Altenkirchen. Jede der beiden Erbtöchter, Ernestine und Johannette, des Grafen von Sayn-Wittgenstein erhielt eines der beiden Länder. Johannette bekam Altenkirchen und heiratete in erster Ehe den Landgrafen Johann von Hessen-Eppstein, in zweiter den Herzog Joh. Georg von Sachsen-Eisenach. Mit letzterem hatte sie eine Tochter, die die Gemahlin des Mark-

grafen von Brandenburg-Ansbach wurde. Der vererbte die Grafschaft auf Sohn und Enkel. Letzterer hieß Alexander. Zu seiner Zeit wurde Altenkirchen durch einen Gouverneur regiert. Im fernen Ansbach besaß er einen Hof, den er dazu benutzte, heimlich Gericht zu halten. Davon sollte einst ein Montabaurer Scharfrichter erfahren.

Der erging sich eines Abends — es war im Jahre 1752 — auf der Straße, die nach Coblenz führt. Da wurde er von einem Trupp Leute überfallen und zu Boden geworfen. Keinen kannte er, denn sie hatten unterschiedslos ihre Gesichter gefärbt. Zwei knieten auf ihn und versuchten ihm die Augen zu verbinden. Er wehrte sich aus allen Leibeskräften. Da beruhigte ihn ein anderer und sagte: „Dir soll nichts Böses geschehen. Nur ein gutes Trinkgeld wollen wir dich verdienen lassen. Doch mußt du tun, was wir von dir verlangen. Darum lasse dir ruhig die Augen verbinden.“ Nun ließ er das geschehen, denn sich gegen die Schar zu wehren, wäre zwecklos gewesen, und Hilfe war nicht zu erwarten.

Man band ihm die Augen zu und führte ihn abseits in den Wald. Das merkte er an dem Gesträuch, das um ihn schlug. In eine alte Kutsche, die dort ihrer harrte, hoben sie ihn. Zu beiden Seiten setzten sich die Männer, mit Flinten bewaffnet, was er an den Stößen merkte, die sie ihm verabreichten. Und nun ging's los. Lang, endlos lang war die Fahrt. Nur von Zeit zu Zeit schien man die Pferde zu wechseln. Das Rumpeln und Rütteln ermüdete den Fahrenden, daß er bald fest einschlief.

Geweckt wurde er durch eine rauhe Stimme. „Wir sind da!“ herrschte sie ihn an. Die Binde löste man ihm. Verwundert blickte er um sich. Die Gegend war ihm fremd. Grüner Rasen rundum und Eichen darauf. Die Sonne stand im Osten. Es war Morgen.

Die Gesellschaft lagerte sich und begann zu speisen. Dann lud man auch den Entführten ein, und er ließ es sich trefflich schwecken. Auch den reichlichen, guten Trunk verschmähte er nicht. Kein Wunder auch, nach den Anstrengungen der Nacht, nach der Angst und Sorge. Man trank ihm zu, und er gab Bescheid, mehr als er eigentlich wollte.

Endlich nahm ihn einer der Männer bei Seite. „Nun sollst du erfahren, was wir mit dir vorhaben, warum wir dich hierher schleppten. Deine Scharfrichterkunst brauchen wir, damit sollst du einen vornehmen Verbrecher vom Leben zum Tode bringen. Öffentliche Gerichte strafen nicht leicht solch adligen Missetäter. So soll er hier seinen Lohn empfangen. Einen Kopf kürzer sollst du ihn machen.“ „Das sei ferne von mir!“ entgegnete der Scharfrichter, „Ich habe nur mein Amt, der Gerechtigkeit zu dienen und werde nicht einen Menschen ohne Urteil umbringen.“ Mit beredten Worten suchte ihm der Fremde nachzuweisen, daß es ein Übeltäter sei, der Kopf und Kragen verwirkt habe. „Doch ein Schwert fehlt mir!“ suchte der Henker einzuwenden, „hängt ihn an den Galgen, dazu bedürft ihr meiner nicht.“ „Für den Galgen ist er zu vornehm, darum soll er durchs Schwert sterben. Und hier ist ein solches!“ Damit zog er aus dem Stroh des Wagens eine kostbare Waffe. In der Sonne blitzte sie, und leicht war sie wie eine Feder. Mit Vergnügen ruhte des Scharfrichters Auge darauf. Er wog sie in der Hand. Prüfte die Schneide. Sie war haarscharf. „Die soll dein sein und zehn Konventionsthaler mit der

Muttergottes auf dem halben Monde dazu!“ bot der Fremde an. Als der Scharfrichter noch immer zögerte, zog jener eine Pistole aus der Tasche und hielt sie ihm vor die Stirn. „Nun sage ja oder nein!“ herrschte er ihn an, während er bisher freundlich gesprochen. Vor Schreck blieb dem Scharfrichter das Wort im Halse stecken, aber dann würgte er doch ein „Ja!“ hervor, und die Pistole wurde gesenkt.

Da scholl Peitschenknall durch den Wald. Hufschlag wurde hörbar, und um die Ecke bog ein zweiter Wagen, der alsbald anhielt. Einen Klotz rollte man aus ihm, stellte ihn auf der Wiese auf und verhüllte ihn mit einem schwarzen Tuch. Aus dem Wagen hob man einen jungen Mann von 30 Jahren. Ein seidener Schlafrock umhüllte ihn. Man führte ihn an den Block.

„Nun tut Eure Schuldigkeit,“ war des Fremden Befehl, der unterstützt wurde durch Pistolen und Büchsenläufe. Wohl oder übel mußte der Scharfrichter folgen. Er nahm dem Manne, der vor Angst halbtot zu sein schien, Schlafrock und Perücke ab. Den Halskragen legte er zurück und prüfte die Schneide.

Mit flehenden Blicken schaute ihn der dem Tode Geweihte an. „Fehlt mich nicht!“ bat er. Zum Andenken reichte er ihm seine goldene Uhr. Er zog die Mütze und sprach ein letztes Gebet. Als er zu Ende war, wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden. Still legte er sein Haupt auf den Block. Der Scharfrichter führte den Rücken des Schwertes über den Hals, die geeignetste Stelle zum Schlage zu finden. Eben wollte er ausholen, da scholl erneut des fremden Mannes Stimme: „Halt! Keiner rühre sich!“ Wie eine Bildsäule stand der Scharfrichter. Der Schrecken war ihm in die Glieder gefahren.

Da entschlüpfte dem Wagen ein schwarzer, schmächtiger Mann. Er winkte, das Schwert einzustecken. Als das geschehen, zog er ein Dokument hervor und las. Darin stand, daß sich der Verurteilte vielfältig gegen den Landesherren vergangen. Den Kopf und die rechte Hand zu verlieren sei er darum verurteilt. In Gnaden habe jedoch der Markgraf das Urteil gemildert. In immerwährende Haft habe er die Strafe umgewandelt, zu verbüßen auf der Freusburg.

Den Kopf hob nun auch der Begnadigte. Aufstehen konnte er nicht. Man trug ihn in den Wagen und fuhr mit ihm davon.

Dem Scharfrichter zahlte man die versprochene Summe und gab ihm das Schwert. Man verband ihm die Augen und fuhr ihn wieder heim. Auf der Straße bei Montabaur setzte man ihn zur Nachtzeit aus, und bald hatte er sein Heim erreicht, in dem die Seinen in Angst und Sorge seiner geharrt.

Die Zwerge im Hilgerter Küppel.

Im „Küppel“ bei Hilgert, der im Volksmund auch „der Bühl“ heißt, einem Basaltkegel, wo in hohen Säulen die Steine emporstehen, haben einst Zwerge gewohnt. Das waren eigentümliche Gesellen. Kleine Burschen mit langen Bärten. Das Merkwürdigste an ihnen aber war, daß sie kleine „Mutzen“ hatten, in denen sie allerlei heilsame Kräuter, die sie in Wald und Feld sammelten, verbrannten, den Rauch aus einer Öffnung herauszogen und in die Luft bliesen. Ihre unterirdischen Höhlen im „Bühel“ waren davon völlig

in Nebel gehüllt. Dieser Nebel hielt sie gesund, so daß sie alle so alt waren wie der Westerwald. Ihre „Mutzpfeifen“ stellten sie selbst her aus dem Ton, der im Boden in großer Menge schlummerte.

Mit den Leuten in Hilgert standen sie auf gutem Fuße und besuchten sie häufig bei anbrechender Nacht. Weil denen die „Mutzen“ und das Rauchen auch gefielen, so ließen sie sich lehren, wie man solche herstellte, und erbaten sich von ihrem Rauchkraut. Und die Hilgerter waren keine schlechten Schüler, machten Pfeifen bald nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern versahen damit auch die weite Umgebung, ja schließlich entstand eine blühende Industrie daraus, und Hilgert entwickelte sich zum echten Pfeifenmacherdorf.

Den Zwergen „im Bühel“ aber waren sie recht undankbar. Als sie von ihnen alles gelernt, war einer unter ihnen, der sie vertrieb. Zum Schabernack streute er auf die Treppe, die sie jeden Abend heraufkamen, die Scherben eines zerbrochenen Steinkruges. Im Dunkeln stolperten sie, flohen und kamen nie wieder. Das Pfeifenmachen und das Rauchen haben die Hilgerter aber nicht verlernt, auch nicht, als man anfing, statt der wohlriechenden, heilsamen Kräuter, schädliche, stinkende Tabakblätter in Rauch aufgehen zu lassen.

„Am Bühel“, wo einst die Zwerge wohnten, ist ein herrliches Plätzchen. Wenn man dort im Sommer sitzt, an einsamer Stelle Rehe grasen und Fasanen übern Weg laufen, dann ist's oft so, als könnte in jedem Augenblick, die „Mutzpfeife“ im Mund, eines Heinzelmännchens altes Gesicht aus Gras und Gebüsch auftauchen.

Wie Hillscheid gegründet wurde.

Südwärts Höhr liegt Hillscheid. „Im Bärenlande“ nennt man's dort, und die Hillscheider heißen in der ganzen Gegend die „Bären“, warum, weiß so genau keiner mehr. Die Sage erzählt, daß sie einst zur Kirmes beschlossen hätten, den Bären zu schlachten und zu verzehren, der die Gegend unsicher machte. Die Jäger aber, die sie ausschickten, ihn zu erlegen, hatten ihn nicht erwischt, und um ihnen einen „Bären“ aufzubinden, ein Ziegenlamm gekauft, das aber, da die Kirmesgäste einen „Bärenhunger“ gehabt, bei weitem nicht gereicht, so daß sie alle, als man sie gefragt, ob sie nun satt seien, geantwortet: „So hungrig wie die Bären.“

Entstanden ist das Dorf erst zur Zeit des 30jährigen Krieges. Damals lag hier ein anderer Ort; der Hirschai hieß, nordwestlich, wo es heute in den „Dorfwiesen“ ist. Das wurde von den Schweden 1632 in Asche gelegt. Die vertriebenen Bewohner hielten sich anfangs in den Wäldern auf. Sie bauten ihren Ort nicht wieder auf, sondern siedelten sich in drei Höfen an, auf denen sich später die andern Vertriebenen zugesellten. Den neuen Ort nannten sie Hirscheid, woraus später Hillscheid entstand.

Der Beilstein bei Hillscheid.

Von Vallendar führt das Grundbachtal westerwaldwärts. Bergriesen schließen es ein. Rauschend wandert der Bach und treibt geschäftig das große Wasserrad in der Grundmühle. Von der Höhe winkt ein gewaltiger Felsblock. An einem steilen Hange klebt er.

Vor undenklichen Zeiten, da eine gewaltige Flut sich vom Rheintal aus in die Täler dehnte, trug diese den Stein hierhin. Seitdem liegt er dort und unter ihm führt, so erzählt man, das Tor zur Hölle hinein. Ein Glück, daß seine Höhe so schwer ersteigbar ist, es würden sonst viel mehr Menschen dahin kommen, als es so der Fall ist. Vernimmt der Beilstein den Schlag der Hillscheider Kirchenuhr, so dreht er sich dreimal um sich selbst.

Brotofens Tännchen bei Höhr.

Nicht nur um den „Streitwald“, wie die Walddistrikte „Krautseifen“ und „Erdkoulen“ im alten Höhrer Markwald heißen, in dem tiefgehende Streitigkeiten zwischen Höhr und Vallendar einst geschlichtet wurden mit Totschlag und Blutvergießen, hat die Sage ihre Fäden geschlungen, sondern auch um „Brotofens Tännchen“.

In den Franzosenkriegen war's, da vom Rhein herauf auf den Westerwald allerlei Kriegsvölker ihren Weg nahmen: Rotmäntel und Kosaken, Panduren und Kroaten. Erpressungen und Drangsale waren an der Tagesordnung, und die Bewohner wußten schließlich nichts mehr zu tun, als in den Dickichten des „Oberwaldes“ Zuflucht zu suchen, während ihre Häuser widerhallten von der Feinde Tun und Treiben. Die hatten sich in Höhr und Hillscheid und Grenzhausen so fest eingenistet, als wollten sie nimmer weiter ziehen. Da drohte in den Waldverstecken, Hunger einzutreten. Doch einer der Geflüchteten wußte Rat. In einer Mulde schichtete er Steine zu einem Backofen, verschmierte das Ganze sorgfältig mit Lehm, heizte den Ofen an und fing an, von dem mitgebrachten Mehl Brot zu backen. Da kamen alle aus den Wäldern herbei und buken hier ihr Brot, und Tag und Nacht stieg der Rauch auf, den aber, weil von Gebüsch und Hügel verdeckt, die Feinde nicht sehen konnten. Als das Land wieder frei von Feinden war, ließ man den Brotofen stehen. Er ist längst zerfallen. Aber der Ort, da er einst stand, hat den Namen behalten.

Wie der erste Ulner geschaffen wurde.

Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte, da verteilte er sie unter die Menschen. Einen unter diesen setzte er in die fruchtbare Rheinebene. Da sollte er in das gesegnete Land den Samen säen und reiche Ernten einheimsen. Aber dem Menschen gefiel das nicht. Immer war er traurig, saß oft auf seiner Scholle und stierte einen braunen Erdklumpen an, den er in der Hand zerbröckelte. Da führte ihn der Herr dahin, wo die ragenden Berge zum Strome abfallen. Dort sollte er den Fels roden, die Rebe pflanzen. Im Schweiße seines Angesichtes tat er es, doch ohne Erfolg. Die Reben verdorrten unter seiner liebelosen Pflege. Auf dem überhängenden Felsen saß er, starrte in das wonnevolle Land, krümelte wieder ein Stücklein Erde und war traurig wie zuvor.

Nun achtete der Herr mehr als bisher auf das Tun des Mannes. Jenseits der Sieg setzte er ihn ins flache Land, wo sich purpurne Heide weithin dehnt im gelben Sand. Da -- wurde des Mannes Auge lichter. Aus dem Sande formte er allerlei Gefäße und Figuren und erfreute sich an den wunderlichen Kunstwerken seiner Hand. Aber als die Sonne kam, zerbrachen diese und

rannen ihm als Sand durch die Finger. Da wurde er wieder traurig und klagte sogar dem Herrn sein Leid und bat ihn, ihm doch eine Erde zu geben, deren Gebilde erhalten bliebe. Und Gott führte ihn dahin, wo in der Ebene weißer Ton in seltener Menge lag. Da wurde der Mann froh. Ein frisches heißes Leben erwachte in ihm. Die weiße Erde grub er, mischte und knetete, formte und brannte sie in unermüdlichem Eifer. Krug reihte sich an Krug auf langen Simsen, daß selbst der Herrgott staunen mußte über den Sonderling, den ersten Ulner.

Das Wildweiberhaus auf dem Malberg.

Auf dem Phonolitkegel des Malberges, der sich am Südwestabhange des Westerwaldes, nördlich von Moschheim, aus der hügeligen Landschaft trotzig gen Himmel hebt, liegen die Riesensteinbrocken des Kling- oder Glassteines wild durcheinander, bald wie aus einem Riesensack verloren, bald wie abwehrbereit aufgetürmt zur gigantischen Bergfeste. Kein Wunder, daß Frau Sage um sie geheimnisvolle Schleier gewoben hat, daß sie einzelne dieser Felsbrocken ganz besonders ins Auge gefaßt.

Wenn man die Hochfläche, die etwa 400 Meter im Geviert mißt, überschreitet, so fällt am östlichen Hange eins dieser Gebilde besonders auf. Zwei riesige Felskolosse recken sich so dicht nebeneinander aus dem Boden hervor, daß zwischen ihnen eine tiefe Felsspalte verbleibt. Da hinein führt der Gang ins Innere des Berges, zu eng, als daß Menschen sich hindurch zu winden vermöchten, weit genug, daß geheimnisvolle Geister, luftige Schemen, hineinschlüpfen. Das ist das Wildweiberhäuschen.

Hier wohnten einst die Wildweibchen. Die stellten sich gerne zur Nachtzeit in den umliegenden Ortschaften ein, taten den Leuten Gutes oder fügten ihnen Böses zu. Gut waren sie besonders gegen die von Leuterod, die jenseits des Berges wohnten. Insbesondere nahmen sie sich, selbst ohne Männer, der Witwer im Dorfe an, die der sorgenden, flickenden und reinigenden Hand der Hausfrau entbehrten. Nachts, wenn alles im Dorfe schlief, die Männer schnarchten, indes, da das rechte Verständnis für häusliche Arbeiten fehlte, ihre Buxen zerplatzt auf dem Stuhl vorm Bett, die Strümpfe zerrissen auf dem Boden, die Schuhe mit der weißen tonigen Ackererde beschmutzt unterm ungescheuerten Herd, die geschlagene Butter in der Buttermilch, lagen, und man allenthalben sehen konnte, daß eine Frau im Hause fehlte, kamen sie vom Malberg herunter und schlichen auf leisen Sohlen durch Küche und Kammer, durch Speicher und Keller. Alle Hausfrauenarbeiten verrichteten sie. Den Herd scheuerten sie, die Milch, die in den Eimern stehen geblieben war, schütteten sie sorgsam in Töpfe und stellten sie beiseite, die Butter, die halbfertig in der „Kier" stand, schlugen sie vollends, wuschen, salzten und kneteten sie, die Schuhe reinigten sie, die Hosen flickten und die Strümpfe stopften sie. Im Herbst, wenn der Sturm reichlich Fallobst heruntergeschüttelt hatte, schälten sie Äpfel und Birnen, reihten die Schnitzel an Fäden neben dem Ofenrohre auf. Die Töpfe und Eimer scheuerten sie. Es fehlte nur noch, daß sie die Kühe gemolken hätten. Doch das mußten die Männer selber tun, denn zur Melkezeit waren die Wildweibchen schon wieder in ihrer Felsspalte verschwunden.

Für all diese Hilfe zeigten sich die Leuteroder Witwer aber auch dankbar, ließen von all den Sachen, die die bäuerliche Wirtschaft abwarf, ihren Helferinnen auch ihr Teil zukommen: ein Klümpchen Butter, ein paar Eier, ein Schälchen Milch. Die Geister nahmen's gern, und wenn's bei den Menschen Tag war, so schwelgten sie in ihrer Felsenspalte und kamen des Abends immer wieder von neuem, ihre Arbeit zu tun.

Anders waren sie gegen die Moschheimer, die südwärts des Bergkegels wohnten. Auch denen erwiesen sie anfangs ihre Dienste wie denen von Leuterod. Doch die waren geschäftstüchtiger und weniger dankbar. Sie nahmen die Wohltaten gerne an, vergalten die Dienste anfangs wie ihre Nachbarn, wurden aber bald geizig, machten die Tribute immer winziger und schenkten ihnen schließlich gar nichts mehr. Das merkten die Wildweibchen bald und kamen nicht wieder. Die Moschheimer fanden am Morgen ihre Stiefel im Dreck, die Eimer beschmutzt, die Milch im Eimer und mußten sich schließlich selbst zu der Arbeit bequemen. Aber auch die Leuteroder sollten die Hilfe der Wildweiber verlieren. Und das durch eigene Schuld. Da war wieder einem Manne die Frau gestorben. Der war ein Schuster und hatte sich zeitlebens nur mit der Schusterei, nie aber mit der Hauswirtschaft beschäftigt. Dem erwiesen die Geister des Malberges viele Wohltaten. Da erwachte in ihm der Wunsch, sie einmal zu sehen. Gehört hatte er sie oft genug, wenn er, das Deckbett bis über die Ohren gezogen, in der Kammer lag. Vom Malberg holte er seine Schusterschürze voll Steinbrocken und streute sie kunterbunt im „Ern" aus. Sich selbst aber stellte er am Abend hinter die Tür. Und als die Weiber in vollster Arbeit waren, da machte er Licht. Da gab's ein ängstliches Geschrei unter den Geistern. Zu Tode erschrocken, flohen sie zur Tür hinaus. Einige stolperten über die Steine und fielen jammernd hin. Der Schuster hatte sie gesehen. Aber zum letzten Male. Sie kommen seitdem nicht mehr aus ihrer Höhle heraus.

Eigenartig soll es einem Hirten von Oetzingen mit den Wildweibern des Malberges ergangen sein.

Ein grauer Herbsttag war's. Der Nebel lag über dem Tale des Aubach bis an die Hänge der Berge hinauf. Am Fuße des Malberges weidete der Oetzinger Hirte seine Kühe. Sie waren den ganzen Tag bimmelnd zwischen den Steinbrocken herumgestolpert und hatten das fette Waldgras gefressen. Nun kam der Abend. Zeit war's zum Heimtreiben. Als er dahin kam, wo der Berg sich mählich senkte, und die ragenden Buchen lichter standen, überzählte er seine Schützlinge, Stück für Stück. Da merkte er, daß eins der Tiere fehlte und eins der besten. Da wurde ihm angst. Er wußte, brachte er die Kuh nicht wieder, so war er seines Amtes quitt. Hin und her lief er, die Herde dem Beihirten überlassend, auf und ab bis auf die Höhe. Er tutete ins Horn. Er bimmelte mit einer Kuhglocke. Nichts zu sehen, nichts zu hören von dem Tier. Schon dunkelte es zwischen den Felsblöcken. Da kam er auf die gegenüberliegende Seite des Berges zum Wildweiberhaus. Klagend ging er an dem Felsspalt vorüber. Da lugte eine der Bewohnerinnen aus der Öffnung hervor. Was die Ursache seines Jammers wäre, forschte sie.

Ängstlich gestand er, was geschehen. Doch sie tröstete ihn. Etwas Besseres, Wertvolleres wollte sie ihm geben. Dafür könne er sich zehn Kühe

kaufen. Aus der Spalte zerrte sie einen großen Sack, gefüllt bis oben hin. Den solle er heimtragen, aber ihn nicht öffnen, bis er im Hause wäre. Halb sich freuend, halb zweifelnd lud er ihn auf, dankte und ging fürbaß. Um den Berg herum kam er, kletterte den kleinen Hügel hinan und war bald daheim. Als er an die Stelle kam, wo die Ötzinger ihre Brechkaul seit lange haben und er schon die ersten Häuser liegen sah, plagte ihn die Neugier. Der Sack kam ihm so leicht vor, als sei er leer. Sollten ihn die Weiber zum Besten gehalten haben? Doch er dachte an sein Versprechen. Da glaubte er hinter den dicken Buchenstämmen ein höhnisches Gelächter zu vernehmen. Nun hielt's ihn nicht mehr. Er hob den Sack von der Schulter, öffnete ihn und schaute hinein. Und was sah er? Nichts als Ziegenmist. Nun war's kein Zweifel mehr, er war angeführt. Fluchend nahm er den Sack und schüttete ihn aus und kam mit dem leeren in seinem Hirtenhaus an. Ärgerlich warf er ihn in die Ecke und legte sich auf die Streu.

Als er am Morgen erwachte, trat er zufällig an den leeren Sack. Da rollten ein paar Goldstücke heraus. Neugierig hob er ihn auf, und als er schüttelte, kollerten noch einige nach. Da dämmerte es ihm, daß er einen dummen Streich gemacht habe. Von dem gleißenden Metall mußte noch mehr darin gewesen sein. Rasch eilte er dahin, wo er ihn seines Inhaltes entleert hatte. Doch soviel er suchte, er fand nicht Gold, nicht Ziegenmist. Und als er sich von der Richtigkeit der gefundenen Stücke überzeugen wollte, waren auch sie verschwunden. Seine Neugierde war hart bestraft worden.

VIa. Im Quellgebiet von Sayn und Wied.

Das Schmanddippen von Hartenfels.

Unweit der Nassauischen Seenplatte liegen auf einem Bergkegel mitten in einem reizenden Tale zwischen Herschbach und Freilingen die Reste der kurtrierischen Burg Hartenfels.

Von der starken Feste, die einst dort thronte, ein scharfer Wächter über die auf der Höhe vorbeiführende Kaufmannsstraße, die Köln und Frankfurt miteinander verband, sind heute nur noch der runde Bergfried und einige Umfassungsmauern vorhanden. Den Turm nennt man wegen seiner Form weitum das „Schmanddippen". Die Sage erklärt seinen Namen anders.

Vor längerer Zeit soll auf dem Schlosse ein Ritter gehaust haben, der ein eifriger Räuber und daneben ein gewaltiger Geizhals war. Der schleppte gewaltige Schätze zusammen, und damit ihm die nicht gestohlen wurden, baute er einen Turm gleich einem ungeheuren Topf. Keine Türe gab er dem, weder ins Freie noch nach der Burg. Nur eine geheime Öffnung führte durch einen unterirdischen Gang, den aber niemand wußte als er, und von der er den goldenen Schlüssel immer bei sich trug. Alles, was er in dem Turm aufhäufte, ließ er von oben hineinschütten. Schon glaubte er seine gewaltige Schatzkammer fast gefüllt, da sollte ihm ein Unglück zustoßen. Auf einem Raubzug wurde er von seinem Gegner am Rhein niedergeschlagen und starb im dichten Gebüsch.

Seitdem reitet der Geist des Ritters allnächtlich um den Burgberg, zu beobachten, ob seine Schätze noch nicht gehoben, das Schmanddippen noch nicht zertrümmert ist. In der Hand hält er den goldenen Schlüssel. Wer ihm den entreißt, wird ihn erlösen und den Schatz heben. Er darf aber dabei kein Wort sprechen.

Einmal zogen drei Männer von Herschbach dahin. Die Zeit hatte das Schmanddippen schon längst seines Daches beraubt. Nun wollten sie sich von oben in die Tiefe hinein lassen. An langen Leitern und Stangen erkletterten sie den Rand des Turmes mit vieler Mühe. Stricke ließen sie in die Tiefe mit scharfen Haken. Damit faßten sie eine schwere Truhe und zogen und zogen aus Leibeskräften. In der mußte der Schatz sein. Immer höher schwebte sie, immer näher kam sie. Schweigend arbeiteten die Männer. Der Schweiß perlte ihnen von der Stirn. Fast war die Kiste oben, und schon wollten sich sechs Hände nach ihr ausstrecken. Da seufzte einer: „Gott sei Dank!" Einen gewaltigen Schlag gab es, und zurück sauste die Truhe in die Tiefe. Die Männer aber wurden durch die Luft weit fortgeschleudert. Als sie wieder zu sich kamen, da lag der eine im Sumpf des Hausweihers, der andere steckte zwischen den Basaltwaken bei Mörtingen, und der dritte hing in einem Eichbaum bei Rückeroth. Sie wagten sich nicht wieder an die Hartenfelser Schätze und nach ihnen auch keiner mehr. So liegen sie noch ungehoben im Schmanddippen, harren ihrer Hebung, wie der Ritter auf den, der ihn erlöst.

Dreifelden, Helferskirchen und Nordhofen.

Am Ufer des Seeweihers liegt, Seeburg gegenüber, das Dorf Dreifelden, wo die Wied sich anschickt, das weite Wasserbecken zu durchfließen. Auf einem Hügel, wo es heute noch am „Rittersmorgen" heißt, hatte einst ein Ritter seine starke Burg. Seine Herrschaft reichte hinüber bis ins Angesicht der Feste Humbach. Als der Christen Notschrei aus dem fernen Morgenland kam, nahm er Abschied von Weib und Kind und zog wohlgerüstet hinaus. In der Fremde litt er bittere Not. Brennender Durst und beißender Hunger quälten Mann und Roß. Bald vermochte er dem Heere nicht mehr zu folgen und blieb weit hinter ihm zurück. Da umschwirrte ihn auf schnellen Pferden ein Schwarm Türken. Wohl wehrte er sich mannhaft, doch der Übermacht vermochte er nicht Meister zu werden. Gefesselt warfen sie ihn auf ein Tier und schleppten ihn in Gefangenschaft. Da schmachtete er nun lange Zeit im dunkeln Kerker. Im Gebet flehte er Gott um Rettung an, lange umsonst. Da, als er in einer Nacht wieder inbrünstig betete, wurde es so hell in seinem finstern Gelaß, daß er die Augen schließen mußte vor dem Glanz.

Drei hehre Gestalten erschienen ihm, redeten ihn an und verhießen ihm Rettung und glückliche Heimkehr. Er beugte sich tief vor ihnen, und als er wieder aufsah, waren sie verschwunden. Er wußte, daß ihm der dreifaltige Gott erschienen war, und tat ein heiliges Gelübde: wenn er wieder heimkäme, wolle er drei Kirchen bauen. Seine Hoffnung sollte nicht lange auf Erfüllung warten. Als der Tag graute, vernahm er von draußen lauten Lärm, Schwerterklirren und Kampfruf, und als sich das Toben

gelegt, schlugen wohlbekannte Laute, deutsche Worte an sein Ohr. Durch Rufe machte er sich bemerkbar, und als man ihn herausholte, waren es seine Landsleute, denen er die Rettung dankte. Mit ihnen zog er weiter in den Türkenkrieg, und als er siegreich heimkam, erfüllte er treulich sein Gelübde.

Eine Kirche baute er da, wo er im Norden seines Besitzes einen Hof hatte und nannte sie Nordkirche, die zweite errichtete er im Sayntal ostwärts und nannte sie, weil er sie erbaute zum Gedächtnis an Gottes gnädige Hilfe, die Helferkirche. Die dritte aber ließ er in der Nähe seiner Burg zum Gedächtnis der heiligen Dreifaltigkeit erstehen. Er hieß sie die Dreifaltigkeitskirche. Die Nonnen vom Kloster im Seeweiher, das da lag, wo sich noch heute bei niedrigem Wasserstande die kleine Insel zeigt, sammelten in ihren Schürzen Erz und gossen auf der „Wiese", die noch heute die „Gußwiese" heißt, für das Kirchlein eine Glocke. Bei den Kirchen aber siedelten sich mit der Zeit seine Untertanen an. Es entstanden die drei Dörfer: Nordhofen, Helferskirchen und Dreifelden.

Der Mägdeborn zu Dreifelden.

Hu, war das ein Donnern und Blitzen auf dem Westerwald. Nicht weniger denn drei Gewitter hatten sich zusammengezogen. Schwere dunkle Wolkenwände waren von Sieg und Lahn heraufgestiegen und hatten sich über dem Seeweiher bei Dreifelden zusammengezogen. Grell zuckten die Blitze herunter, und schwarze Schatten lagerten über dem Wasser, das unheimlich dalag, als wollte es die Dörfchen rundum, Steinen und Schmidthahn und Dreifelden, in die Tiefe ziehen, wie es einst mit der stolzen Feste am jenseitigen Ufer getan, wie es einst mit dem Kloster geschehen, als seine Bewohnerinnen abwichen vom Wege, der ihnen zu wandeln geboten. Scheu barg sich das Wassergevögel im hohen Uferschilfe. Aber die Menschen aus Dreifelden verkrochen sich keineswegs furchtsam in ihre Hütten. In Scharen kamen sie vielmehr heraus, während vom Turm der Kirche die Glocken läuteten. Namentlich die Jungfrauen des Ortes schreckte nicht des Donners Rollen und der Blitze Leuchten.

Zum Mägdeborn eilten sie, der im Wiesengrund lag und um den eine geheimnisvolle Mär ihre Fäden spinnt. In seiner Tiefe ruhten seit alter Zeit drei schön gewundene Hörner. Von Zeit zu Zeit vernahm man ihre wunderbaren Klänge, wie von Posaunen. Dann tauchten sie allmählich aus dem Wasser hervor. Viele hatten die herrlichen Harmonien vernommen. In manchen Herzen war dann auch das heiße Verlangen gekommen, sie zu besitzen. Einige hatten mit begehrlichen Händen danach gegriffen. Aber das tückische Wasser hatte sie heruntergezogen auf den Grund, wenn sie bei Glockenklang und Donner, wie es der Sage nach nur gelingen konnte, danach gegriffen.

Nun aber hatte es eine Wahrsagerin gesagt, daß nur drei reinen Jungfrauen das Wagnis gelingen könne. Und welche Dorfschöne wollte sich nicht dazu zählen. So kamen jetzt ihrer drei zum Brunnen. In das Wasser schauten sie und sahen darin wirklich drei Hörner. Alle drei griffen danach,

gerade, als ein gewaltiger Donnerschlag über das Land schauerte und den Brunnen in so klarem Licht daliegen ließ, daß alle Umstehenden die Augen geblendet schließen mußten. Als sie dieselben wieder auftaten, da waren zwei der Jungfrauen hinuntergezogen, eine aber hielt das Horn in der Hand.

Seitdem sind die Hörner im Mägdeborn nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Die Grafen von Hartenfels.

Der Herbst war auf dem Westerwald eingezogen. Die Sommersonne hatte immer kühler und matter allabendlich beim Scheiden die Hänge an der Hohenstraße geküßt. Der Westerwaldwind war immer rauher geworden und fegte bereits recht eisig über die Seenplatte, färbte in den Wäldern das Buchenlaub rostbraun und die Eichenblätter grellgelb, riß auch schon manches Blatt zu Boden und wirbelte es hoch in die Luft. Schon waren die ersten Schneegänse südwärts über die Montabaurer Höhe geflogen. Der Tod ritt wie jedes Jahr über den Westerwald.

Der Tod klopfte auch an die Burgpforte zu Hartenfels mit knöchernem Finger. Mit dem alten Grafen ging es zu Ende. Seit Jahren war schon sein Weib aus diesem Leben geschieden. Und nun sollte auch er folgen. Sinnend saß er am Fenster seiner Burg und schaute hinaus ins Weite. Da lagen rundum Wiesen und Felder im Tale und die Hänge hinan. Die Hörigen, deren Hütten am Fuße des Burgberges lehnten, bebauten das Land, rissen mit scharfem Pflugeisen die Scholle auf, senkten Saatkorn hinein, und Gott im Himmel ließ es wachsen zu reicher Ernte. Er sah über den ragenden Wald hin, da er so oft in fröhlicher Jagd den Fuchs gehetzt, den raschen Hirsch gejagt. Er sah den Wartturm seiner Burg, stolz und stark. Alles, was sein müdes Auge schaute, war sein. Alles mußte er nun lassen, da er Abschied nehmen sollte.

Zwei Söhne nannte er sein eigen. Sie sollten seine Erben sein. Doch seine Burg war zu klein, sie beide zu beherbergen. Einer von ihnen nur konnte sie erhalten. Wie er so die Blicke und die Gedanken schweifen ließ, da traten seine Knaben herein. Hoch aufgerichtet der Erstgeborene. In Ritterrüstung, stattlich und vornehm. Manche Probe seiner Tapferkeit und seiner Waffenkunst hatte er schon abgelegt auf glänzendem Turnier, in blutiger Fehde. Bescheiden der Jüngere. In einfacher Kleidung. Stillen Sinnes weilte er von jeher am liebsten daheim im ruhigen Burggarten.

Zu sich heran rief der Graf seine beiden Söhne. „Meine Kinder", so sprach er mit matter Stimme, „mit mir geht's zu Ende. Bald werdet ihr ohne mich sein, da ich euch verlasse, wie eure Mutter euch verließ. Wie sie euch segnete, ehe sie schied, so soll auch mein Segen euch begleiten."

Den Diener, der ab und zu ging, dem alten Grafen zur Hand zu sein, winkte er zu sich. „Bringe aus der Rüstkammer mein altes Schwert und meinen starken Bogen; Trage aus dem Burghof einen blanken Pflug herauf!" Gehorsam brachte der Diener beides. Seine Söhne hieß der Graf niederknien.

Das Schwert ergriff er mit zitternden Händen. „Diese treue Waffe nimm du, mein Ältester. Halte sie in Ehren, wie deine Väter es getan. Werde ein Ritter, wie sie es waren. Erwirb dir Ruhm und Ehre. Den Bogen nimm dazu. Jagd und Kampf, das sei deine Freude, und wohne du auf deiner heimatlichen Burg."

„Und dieser Pflug, mein Sohn," hob er zum Jüngsten an, und eine Träne trat in sein Auge, „sei dein Erbteil. Mit ihm nimm Feld und Wiese rundum. Pflüge die Scholle und laß sie Brot hervorbringen. Sorge und Arbeit sei dein Los, schwerer sei es, aber nicht minder schön."

Segnend hob der Alte die Hand über die Häupter der Knienden. Noch einen Blick warf er westwärts, wo die Sonne hinter den Bergen in rötlichem Glanze verblich, dann erlosch sein Auge wie das große Sonnenauge.

Weinend umstanden die beiden Söhne ihren toten Vater.

Noch ein paar Tage, und sie betteten ihn in der Gruft an der Seite der Mutter.

Dann ging jeder den Weg, den der Sterbende ihm gezeigt. Ein starker Ritter wurde der eine, der Seinen Schutz, der Feinde Trutz. Mit glänzenden Mannen zog er in den Kampf und Sieg, mit zahlreicher Meute zur wilden Jagd. Ein stiller Bauer wurde der andere. Im Schweiße seines Angesichtes baute er seine Scholle wie die Untertanen des Bruders. Die richteten gar oft ihre Blicke voll Mitleid auf ihn, daß er arbeiten mußte wie sie. Doch ihn selber verdroß das nicht. Fröhlich zog er seine Furchen, säte seinen Samen. Dankbar führte er den Erntewagen hinein in das Haus, das er sich am Fuße des Burgberges errichtet.

Die Jahre gingen dahin. Wilde Kriegsscharen zogen über den Westerwald. Die stolze Burg fiel in Trümmer. Das Geschlecht seiner Besitzer starb und verdarb in den wilden Wogen der Zeit, die Schwerter rosteten, die Speere wurden stumpf. Aber im Tal grünt noch heute der fruchtbare Acker. Der Pflug ist blank geblieben und wird in Ehren bleiben, heute und immer, der Pflug des Bauerngrafen.

Die Burgmannsfrau auf Hartenfels.

Arm war die Frau und krank, die im letzten Häuschen des Burgfleckens Hartenfels wohnte. Schwer hatte das Leben sie gepackt, hatte ihr den Mann genommen und die Kinder, sie aber allein zurückgelassen und dazu noch seit langer Zeit aufs Krankenlager geworfen. Oft hatte sie hungern und darben müssen. Da waren ihre Wangen eingefallen und ihre Augen hohl geworden. Viel hatten ihr wohl die Dorfleute geholfen, aber die waren selber arm. Die konnte sie nicht mehr ansprechen. Doch droben in der Burg, da wohnte eine, die ihr hätte helfen können, die hatte Brot in Überfluß und Geld genug. Aber sie war hartherzig und geizig. Ob sie ihre Bitte diesmal erfüllen würde? Der Hunger trieb sie, einen Bittgang zu wagen.

Mühsam kam sie den steilen Burgberg herauf. Barsch wollte sie der Torwart zurückweisen, doch als er ihr ins bleiche Gesicht sah, ließ er sie ein. Auf die Knie fiel sie vor der Burgfrau. Nur ein Stück Brot wollte sie. In bewegten Worten schilderte sie ihre Not, und heiße Tränen rollten über

ihre Wangen. Doch nichts rührte das Herz der Frau. Böse Worte sprach sie und wies der Armen die Tür. Und als sie nicht gleich ging, lockte sie die Hunde aus dem Zwinger. Die trieben das arme Weib bellend hinaus. Schweren Herzens wich es den drohenden Rachen bis vor das Tor. Dort aber blieb es stehen. Drohend erhob es die Faust gegen die Burg: „Wehe dir, du Hartherzige! Im Überfluß sitzest du und bist zu gierig, davon ein klein Teil abzugeben! Möge dir in alle Ewigkeit der Überfluß zum Ekel werden, ohne daß du von ihm loskommen kannst." Des Weibes Wort ging in Erfüllung. Die Burg zerfiel. Nur der runde Bergfried blieb stehen. In ihm aber, den man noch heute „das Schmanddippen" nennt, sitzt die geizige Burgmannsfrau verbannt. In Hülle und Fülle hat sie dort die feinsten Leckereien und muß im Überfluß schmachten, zur Strafe dafür, daß sie einst davon der Armut nichts abgab.

An manchen Abenden steigt sie aus der Öffnung des Turmes als weiße Frau heraus, geht im Dorfe umher und sucht Kinder und Erwachsene, die verspätet über die Straße gehen, an sich zu locken mit allerlei guten Sachen. Sie möchte sie mitnehmen in den Turm, in dem sie einsam sitzt und ihnen von ihrem Überfluß schenken, das wieder gut zu machen, was einst ihr Herz verdarb.

Die Zehntgarben bei Hartenfels.

Unweit der Straße, die von Hartenfels über die Höhe ins Sayntal führt, liegt am Waldrande in einem Gebüsch von Hasel und Schwarzdorn ein eigenartiges Steingebilde. Ein Haufen sechskantiger Basaltsäulen und vor ihm ein paar unregelmäßige Blöcke. Zu der Zeit wurde er geschichtet, da der Erzbischof von Trier noch hier die Herrschaft führte und auf der Burg im Tal ein Vogt saß, der getreulich alle Abgaben eintrieb. Den Zehnten forderte er von allem, was der Bauer erzeugte. In der Zehntscheune sammelte er die Korn- und Hafergarben, die er den Hausten auf den abgeernteten Feldern entnahm. Die wählte er selbst, um nicht die schlechtesten zu erhalten. Und keiner durfte sich unterstehen, sein Korn abzufahren, wenn nicht er zuvor seine Wahl getroffen. Das paßte natürlich den Bauern nicht immer. Gaben sie schon den Zehnten nicht gern, so war es ihnen besonders verdrießlich, wenn der Vogt auf sich warten ließ und das Korn war trocken und dunkle Wolken standen am Himmel. Als das wieder einmal der Fall war, da hielt's einen Bauern aus Hartenfels nicht länger. Seine Kühe riß er aus dem Stall, spannte an und heidi! ging's in den Acker. Was kümmert ihn der Vogt! Der konnte sehen, was er kriegte, wenn der Acker leer war. Alles lud er auf, was der Acker getragen. Doch der Vogt, der in einer anderen Flur beschäftigt war, hatte von ferne den Abfahrenden gesehen. Spornstreichs eilte er ihm nach. Schon hatte der Bauer geladen und fuhr eben heimzu. Der Vogt mußte eilen, wollte er ihn einholen. Als der Bauer den Vogt kommen sah, schlug er auf die Kühe ein, daß sie sich mit Kraft in die Sielen legten. Umsonst. Schon war der Vogt bei ihm. „Erst den Zehnten, dann kannst du heimfahren!" rief er ihm zu. Doch der Bauer dachte nicht daran, den zu geben. Einen entsetzlichen Fluch schleuderte er dem Vogt entgegen: „Daß du zu Stein würdest!" schrie er.

Kaum war das Wort seinem Munde entflohen, so ging es auch schon in Erfüllung. Aber auf den Fluchenden fiel es zurück. Sein Wagen stürzte um. Schwer und massig wälzten sich die Garben zu Boden, zu Stein geworden. Zu Boden sanken die Kühe und regten kein Glied mehr. Auch sie waren Stein. Selbst der Bauer konnte nicht mehr vom Platze. In den Boden sank er. Sein Herz hörte auf zu schlagen. Wie Gespann, Wagen und Ladung war auch er in starren Basalt gewandelt.

So ragen die Zehntgarben noch heute aus dem Boden hervor, jedem eine ernste Mahnung: Habgier und Geiz kann nicht nur Wagen und Garben, sondern auch Menschenherzen in Stein verwandeln.

Der Darr-Bur bei Hartenfels.

Wandert man von Hartenfels die Straße gen Marsein südwärts über die Höhe, so steht dort zur Linken einsam zwischen Äckern und Wiesen eine alte ehrwürdige Linde. Nahe dabei sprudelt ein Born. Den Dörr-Bur (Born) oder Darr-Bur nennt man ihn, und auch das Feld dort heißt Dörr- oder Darrfeld. Nur spärlich fließt das Wasser, und oft ist er wie ausgedorrt. Einst sprang es mächtiger, war der Born so tief, daß man darin ertrinken konnte. Das hat ein Hartenfelser erfahren.

Der war ein Fuhrmann und kam mit seinen Pferden weit im Land herum, wenn auf der Hohen Straße südwärts zur Lahn oder nordwärts zur Sieg und zum Rhein seine Räder rollten. Der sah und hörte fremde Menschen und hörte und lernte auch manches gottlose Wort auf offener Straße von fahrendem Volk. So war er selbst ein Spötter geworden, der auf Gottes Wort und Haus nichts mehr hielt. In die Kirche ging er schon lange nicht mehr, denn am Sonntag hatte er viel Wichtigeres zu tun.

Es war wieder einmal ein Feiertag gekommen. Die Hartenfelser waren samt und sonders dem Rufe der Glocke gefolgt, beteten und sangen in ihrem Gotteshause und hörten mit Andacht die Predigt. Nur der Fuhrmann nicht. Nachdem er ausgeschlafen, ging er in den Stall, schirrte seine Pferde, spannte sie an und fuhr über Land dem Sayntal zu, Geschäfte zu machen, die ihm mehr brachten, so meinte er, als Kirchengehen. Als er aber die letzten Häuser des Dorfes im Rücken hatte und über den Holzbach fuhr, scheuten plötzlich seine Tiere und jagten querfeldein dem Born zu, hielten auch da nicht an, sondern fuhren mitten hinein. In die Tiefe versanken Roß und Wagen und Mann und wurden nie wieder gesehen.

Wenn Sonntags aber die Leute zum Hochamt in der Kirche sind, so erscheinen sie wieder. Dann steigen sie herauf aus dem Brunnen und jagen durchs Feld, alle die, die abseits von der Kirche gehen, zu mahnen, welches ihre Sonntagspflicht ist.

Der Überfall bei Hartenfels.

Das war ein stattlicher Zug, der an einem Frühlingstag im 3. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts die Hohe Straße gen Frankfurt zog. Von Höchstenbach kam er herauf durch den Wald. Die Buchen hatten sich bereits mit jungem, frischem Grün geschmückt. Das Geäst der Eichen, die eben ihre Knospen öffnen wollten, war rötlich überhaucht. Amsel und Fink schmetterten um die Wette.

Tief aus dem Holz kam das Gurren der Wildtauben. Im Hange zur Seite blühte der Schwarzdorn, und Waldkirschen hatten ihr Festkleid angelegt. Über das „Steinmeer" bei Mörtingen kam das Geschrei der Kiebitze, die in neckendem Fluge ihr Spiel trieben.

Frohe Gesichter waren es, die da die Straße zogen. Doch ihre starke Bewaffnung erinnerte daran, daß es eine harte Zeit war, die über den Westerwald ging, trotz Vogelsang, Laubgrün und Blütenduft. Auf stolzen Rossen ritten dem Zuge voran und zur Seite gewappnete Männer. Hell blitzten die Speere, glänzten die Harnische in der Sonne. Den Schluß bildete eine Schar Gewappneter zu Fuß, mit langen Spießen. In der Mitte aber fuhr ein Wagen, mit grobknochigen Gäulen bespannt. Darin saß ein würdiger Herr. Der Bürgermeister der Hansestadt am Rhein war es, den wichtige Geschäfte nach der Schwesterstadt am Main führten. Trotz der unsicheren Zeiten war er heiter und guter Dinge; im Vertrauen auf seinen starken Schutz. Auf den verließen sich auch die zahlreichen Kaufleute, die sich ihm angeschlossen, die da saßen zwischen ihren mächtigen Tuchballen, ihren zahlreichen Fässern edlen Weines. Lachen und Scherzen überall. Keiner hatte eine Ahnung davon, was jenseits des Waldes lauerte.

Das war eine unheimliche Schar, die dort nahe der „Heide" im finstern Tannenwald lagerte. Ritter und Knechte, bis an die Zähne bewaffnet mit Schwertern und Morgensternen. Seitab scharrten zahlreiche Rosse, gesattelt und gezäumt. Inmitten der Schar stand ein Ritter von herkulischer Gestalt. Lang hing ihm der Schnauzbart herunter. Wild blickte sein Auge. „An den Waldrand einen Boten!" herrschte er blitzäugig einen der Knechte an. „Auf schnellem Rosse bringe mir Kunde, wenn sie nahen, die Pfeffersäcke." Mächtig reckte sich seine Gestalt, und rot trat der Zorn auf sein Gesicht.

Der so sprach, war Sebastian von Hatzfeld, derselbe, der einst im Kampf gegen die Sarazenen gefangen worden war und heimkehrte mit einer Türkin, die seine Fesseln gesprengt, die er dann in seine Burg führte, nachdem er zuvor seiner Gemahlin Entscheid eingeholt, ob sie seine Retterin neben sich als seine zweite Frau dulden wolle, oder ob er sie erschießen solle. Den Wilden nannte ihn das Volk nicht mit Unrecht. Drüben jenseits der Sieg bewohnt er in einem stillen Seitentale das Schloß Crottorf, der Hatzfelder Stammburg. Seit langem lag er mit den Kölner Kaufleuten im Streit. Manchem von ihnen hatte er die Waren weggeschnappt. Manchem hatte er in seinem düsteren Gefängnis, das längst der Schrecken aller Kaufleute war, hohes Lösegeld abgezwungen. Da hatte sich der ganze Zorn der Kölner auf ihn gerichtet. Gar zu gerne hätten sie ihn gefaßt. Seine „Wildheit" hätten sie ihm schon vertrieben und ihn „zahm" gemacht wie ein unschuldig Lamm. Einmal wäre das ihnen fast gelungen. Kühn und dreist, wie er war, hatte er sich trotz aller Gefahr in die „hillige" Stadt gewagt. In Verkleidung natürlich. Aber ein Stadtknecht, der bei mancher Fehde dabei gewesen, hatte ihn trotzdem erkannt. Und da wäre es ihm fast an den Kragen gegangen. Was er nie getan, das mußte er, sich der Gewalt der „Pfeffersäcke" entziehen durch schmähliche Flucht.

Die Schmach konnte er nicht verwinden. Das wollte er ihnen eintränken. Lange zwar entschlüpfte ihm dazu jede Gelegenheit. Aber vor 14 Tagen war

ihm geheime Kunde gekommen, daß der Bürger Oberhaupt eine Reise nach Frankfurt unternehme. Ein Lachen war über sein Gesicht gegangen. Und eiligst hatte er alle Vorbereitungen getroffen zum Zug der Rache. Eilends war er auf den Westerwald gezogen, durchs Tal der Nister und hinüber in die Berge der Wied. Hier nahebei, wo die Krämerseelen gar oft ihre Waren verschachert auf dem „Häusches Markt", dicht an der Straße, da wollte er sie fassen, wo die Hartenfelser Burg hinauf schaute. Und hier hielt er nun die Hand geöffnet zum eisernen Griff.

Gestreckten Laufs kam der Bote zurück. „Durch den Tannenwald kommt's! Stark bewehrt!" „Was Wehr, was Waffen! Habt ihr nicht stärkere Fäuste, schärfere Schwerter? Drauf und dran!" Auf die Gäule ging's. Der Straße näher, lautlos! Da polterten die ersten Räder! Da brach sich Lachen und Schwatzen an den Stämmen. Es sollte sich rasch verwandeln.

„Heraus!" schrie des Wilden Stimme. Da preschte es hervor, daß die Äste brachen. Und auf der harten Straße gab's ein grimmiges Schlagen. Schwerter klirrten auf Schwerter. Morgensterne krachten auf Helmen. Lanzen brachen an stählernen Harnischen. Der vorderste im wilden Streit war Sebastian von Hatzfeld. Längst war das Lachen verstummt. Schreien scholl und Stöhnen. Hier wälzte sich einer der kölnischen Knechte auf der Straße, dort hauchte einer im Graben sein Leben aus. Was übrig blieb, entfloh eiligen Fußes in die Wälder von Schenkelberg.

Als Sieger stand der „Wilde" mitten auf der Hohen Straße. Den meisten hatte er den Rest gegeben. Nur einem nicht, dem Bürgermeister von Köln. Fast hätte einer seiner Knechte ihn niedergestoßen. Da hatte er dem noch rechtzeitig das Schwert aus der Faust gehauen. Den wollte er lebendig auf seine Burg bringen. An dem wollte er besonders seine Rache kühlen.

Das war ein langer Zug, der da die Hohe Stroße rückwärts ging und bei Höchstenbach abbog, um wieder nach Crottorf zu kommen. Kein fröhliches Lachen. Finsterer Sinn, der Schlimmes brütete. Angst im Herzen vor dunkler Zukunft. Zwei Tage rollten die Wagen bis sich vor ihnen die Crottorfer Zugbrücke niederließ.

Aus seinem Wagen holte man den Kölner Bürgermeister. Ins finstre Verließ warf man ihn. Sebastian aber ließ von seinem Schmied ein Halsband schmieden mit viel Kunst. Spitze Stacheln zeigte das nach innen und hing an einer schweren Kette. Das zeigte er dem Gefangenen, als es fertig war: „Sieh her, welch' herrliches Halsgeschmeide ich dir zugerichtet habe! Nicht von Gold, wie es einem Bürgermeister geziemt, sondern von Eisen, wie es einem Rittersmann wohl ansteht."

Mit Schrecken hörte der Kölner, was ihm bevorstand. Gegen solch schimpfliche Behandlung wandte er sich mit bitterm Vorwurf. Nimmer würde er die ertragen.

„Nun, willst du den Hals nicht geben, so gib den Kopf," entgegnete der „Wilde". Und der Gefangene wollte lieber sterben, als das Halsband des Hatzfelders tragen. Im tiefen Verließ fiel sein Haupt.

Das Halsband aber zeigt man noch heute im Schloß zu Crottorf, und in der Ahnengalerie hängt auch inmitten seiner beiden Frauen das Bild Sebastians von Hatzfeld, des „Wilden".

Mörtingen.

F. W. Riehls Wort: „Der Westerwald gleicht einer öden Hochfläche, auf die Gott in seinem Zorn Basaltbrocken gehagelt," scheint in der Nähe der Wiedquelle geschrieben worden zu sein. Das „Steinmeer" bei Steinebach und noch mehr das weiter oben an der Hohen Straße wecken ganz den Eindruck. Da liegen die Steine durch Wald und Wiesental gestreut wie von Riesenhand gesät. Einst hat hier ein Dorf gelegen. Mörtingen hieß es. Es ist längst ausgegangen, wie Stahlhofen drüben bei Steinen, wie auch das hinter Monrepos im Friedrichstal, einem Seitental der Wied, wie Ryl, das in der Rheinebene bei Engers lag, von dem nur noch ein Brunnen einst vorhanden war. Wie so viele andere auf dem Westerwalde.

Der 30jährige Krieg, der so manche Siedelung zerstört, hat auch Mörtingen dahingerafft. Auf der Hohen Straße zogen die Kriegsscharen herüber und hinüber, der Lahn zu und siegwärts. Marodebrüder folgten den ziehenden Truppen, sammelten das, was Schweden und Kaiserliche übrig gelassen, nahmen die letzten Schinken, die letzten Würste, rissen das letzte Stück Brot hungernden Kindern aus der Hand.

Marodebrüder kamen auch in das stille Dorf abseits der Straße, nachdem vorüberziehende Truppen es verschont, da sie keinen Weg ins Steinmeer fanden.

Da liefen eines Tages ein paar Knechte herbei. Schreiend: „Die Schweden kommen! Die Schweden kommen!" Und schon brachen sie aus dem Wald. Zerlumpt, verlottert. Mit hängenden Schnauzbärten und flackernden Augen. Einen Bauern aus dem Dorfe hatten sie bei Seeburg geschnappt. Der mußte ihnen den Weg zeigen.

Keine Zeit fanden die Dorfbewohner mehr, ihre Habe zu bergen. Das paßte den Feinden recht. Unter Fluchen verlangten sie alles von den Bauern. Und was man ihnen nicht gab, das nahmen sie. Lange hausten die Kerle im Dorf. Warfen den Bauer und die Bäuerin aus ihren Betten und legten sich hinein mit „Dreck und Speck", mit „Stiefeln und Sporen". Doch die Bauern wollten sich das nicht gefallen lassen. In den umliegenden Dörfern suchten sie Hilfe, in Steinebach und Schmidthahn. Auf einem heimlichen Platz, wo eine knorrige Buche ihren verkrüppelten Stamm aus dem Steinboden reckte, sammelten sie sich, „härten" ihre Sensen, schärften ihre Mistgabeln. Und dann begann in tiefer Nacht ein grauses Morden. Mancher Marodebruder fühlte die scharfen Zinken zwischen den Rippen. Manchem schnitt die scharfe Sense ins Gebein. Doch genug von ihnen entkamen in die dichten Wälder, wo sie sich sammelten und dem Dorfe schlimme Rache schwuren.

Und eine Nacht kam. Dunkel und schwarz. Da umschlichen finstere Gestalten das Dorf. In den Händen trugen sie Brände. Die flogen in die Strohdächer, daß die Flammen erst leise über sie hinkrochen, dann hellauf loderten zu einem einzigen Feuermeer. Erstickte Schreie schrillten aus den Häusern. Hier und da enteilte eine Gestalt dem Feuer, dem Walde zu. Da empfingen sie wütende Hände, scharfe Waffen: „Das! und das! dafür!" gellte es ihnen entgegen, „ihr Mörder."

Als der Morgen kam, sah das Steinmeer nur rauchende Trümmer und schwelende Asche. „Mörtingen" war vom Boden geschwunden.

Der Ritter von Steinebach.

Wo die junge Wied, nachdem sie, dem Wiesenborn bei Linden entsprungen, den Seeweiher durchströmt hat, ins Tal kommt, da heben sich an ihrem Ufer die Trümmer der Burg Steinebach, einst der Wohnsitz eines der mächtigsten Westerwälder Rittergeschlechter. Fromme Männer, die Kloster und Kirche gerne Gunst und Habe schenkten, die, als es galt, den Kampf gegen die Sarazenen zu führen, sich bereit zeigten, das Kreuz zu nehmen.

Besonders einer von ihnen zeichnete sich durch Mut und Tatkraft aus. Unter glühender Sonne hatte er gefochten und sein deutsches Schwert mit manchem Krummsäbel gekreuzt. Traurige Kunde aus der Heimat kam an sein Ohr: In der Steinebacher Burg hatten sich zwei treue Augen für immer geschlossen, sein geliebtes Weib wäre gestorben. Fast hatte er es nicht zu fassen vermocht. In neuem Kampf suchte er Vergessen. Neue Ruhmeskränze schlang er um sein Haupt. Dann aber geriet er in die Gefangenschaft der Türken. Ein anderes Weib war es, das dort sein Herz umstrickte. Heiß war die Liebe der dunkeläugigen Sultanin. Sie schmachtete wie er in Ketten. Und beiden gelang es, in dunkler Nacht sich zu befreien, er aus dem Gefängnis der Türken, sie aus den Banden eines ungeliebten Mannes. Zum Dank für die Tat beschloß der Steinebacher, seine Retterin heimzuholen in seine Westerwälder Burg, wenn die Kreuzfahrt zu Ende. War doch die Kemenate verwaist. Nicht allzu lange sollte es dauern, bis der Tag der Rückkehr kam, und weit vorauf flog die Kunde zum Westerwald, daß er heimkehrte. Da war alles zum festlichen Empfang geschmückt. Der Ritter staunte, als er von weitem die Burg in buntem Zierrat sah. Am meisten indessen faßte ihn Verwunderung, als an der Schloßtreppe sein totgeglaubtes Weib ihn begrüßte, ihn und seine Retterin. Die Todesnachricht war falsch gewesen. Doch froh, daß ihr Gemahl noch lebte, ertrug sie es, daß ihr sein Herz nur halb gehörte. - Miteinander lebten die drei Menschen, liebten einander ohne eine Spur von Eifersucht und starben friedlich, wie sie gelebt hatten. Seitdem hatte das Holz des Schlosses die Kraft, jede Eifersucht zu überwinden, wenn man es aufs Herz legte.

Das Lohweibchen in der Steinebacher Burg.

In allen Teilen des Westerwaldes hat es geheimnisvolle Wesen gegeben. So hauste einst zwischen den Trümmern der Steinebacher Burg eine Jungfrau. Das Lohweibchen nannten die Bewohner des Dorfes sie. Tagsüber hielt es sich versteckt im tiefen Burgverließ. Wenn aber die Nacht zwischen den Erlen des „Steinmeeres" hockte, dann verließ es die Burg. Ihre dreirädrige Kutsche bestieg es, und heidi! ging es die Höhe hinan über die Heide, durch die Täler, durchs Herschbacher Feld, über Selters, durchs Sayntal bis zur Isenburg. Ein Graben, teilweise heute noch sichtbar, der sich durch die Lohwälder zog, zeigte den Weg, den die Fahrerin nahm. Niemand sah sie, aber das Fauchen der Pferde, das Knallen der Peitsche, das Rollen der Räder haben nächtliche Wanderer manchmal vernommen, und wem die unheimliche Frau auf ihrer Fahrt zwischen den zwei Burgen in die Quere kam, hat sie keinen geringen Schrecken eingejagt.

Da war der Weißbinder von Herschbach. Der war in Hartenfels zur Arbeit. Aus Angst vor dem Lohweibchen hatte er sich sonst stets früh auf den Heimweg gemacht, denn sein Weg kreuzte den Kutschgraben. Aber einmal war es ihm doch dunkel geworden, und mit zagen Schritten nahte er sich dem Lohwald. Nebel lag zwischen den Büschen, so recht ein Wetter für Geister und Spukgestalten. Er merkte es nicht, daß der Kutschgraben bereits vor ihm lag, denn der war trocken. Als er aber hineintrat, war es ihm, als fiel er auf ein weiches Polster, und vier Fäuste fingen an, ihn nach Kräften zu bearbeiten, daß ihm Hören und Sehen verging, bis er an der anderen Seite wieder herausflog. Nicht anders, meinte er, war es, als daß er dem Lohweibchen mitten auf die Kutschenpolster gesprungen sei, das ihn darum so geprügelt. Mühsam und zerschlagen raffte er sich auf. Eilends entfloh er dem Lohwald und kam bald darauf auf die Wiese, wo am rauschenden Bach die Ölmühle stand. Da war noch Licht, und als er sich näherte, kam ihm der Müller mit der Laterne entgegen. Seinen Gaul, der ihm entlaufen, wollte er suchen. Der Weißbinder, der jammernd von seiner Not erzählte, sollte ihm dabei suchen helfen, dann wollte er ihm auch heimleuchten. Auf ihrem Gange kamen die Männer an den Kutschgraben. Da fanden sie den Gaul, wie er auf dem Rücken lag und mit allen Vieren strampelte. Von dem Lohweibchen aber sahen sie nichts mehr.

Noch heute warnt man nächtliche Wanderer: „Paß auf, daß dich das Lohweibchen nicht kriegt" und erzählt sich manche lustige Geschichte von ihm.

Der ewige Jäger bei Mündersbach.

Zwischen Höchstenbach und Mündersbach fährt der „iwige" Jäger mit seinen „honnert Honn" durch den Wald. In schwülen Sommernächten erscheint er und zu finsterer Herbstzeit. Mancher hat ihn gesehen und hat geglaubt, der letzte Tag sei gekommen, wenn er durch die Lüfte fuhr, mancher seine Donnerstimme gehört und das Gebell der „honnert Honn", auch Kesselflicker, die auf ihrer Fahrt durchs Land ihre beiden Wohnkarren hart an der Straße mitten im Wald stehen hatten. Ein heißer Tag war's gewesen und am Abend hatten sich schwarze Wolken bei der Merkelbacher Höhe gezeigt. Und der Schnaps im „Weißen Roß" zu Höchstenbach hatte gut geschmeckt. Noch nicht lang hatten sie auf dem Ohr gelegen, da klopfte es einem an den Wagen: tipp! tipp! Erschreckt fuhr der aus dem ersten Schlaf und fragte: „Wer klopft da?", erhielt aber keine Antwort. Auch seinen Nachbarn im andern Wagen weckte er. Und beide standen nun da und guckten in den dunklen Wald und horchten auf die nachtdunkle Straße und hörten und sahen nichts.

Da plötzlich erschien ihnen drüben am schlanken Tannenstamm eine Gestalt. Ein vornehmer Mann war es, mit Kragen und Schlips und Manschetten. Freundlich grüßend beugte er fortgesetzt sein Haupt und nickte den Landfahrenden zu, ohne ein Wort zu sprechen. „Wer bist du?" fragten ihn die, erhielten aber keine Antwort. Da sprachen sie drohende Worte, verbaten sich die nächtliche Störung. Doch der Vornehme nickte weiter. Nun aber riß den beiden die Geduld. Die Axt holte einer herbei. Sie in der

erhobenen Rechten haltend, näherte er sich dem Fremden. Doch als er nunmehr 10 Schritte von dem entfernt war, verschwand dieser plötzlich. Durch den Wald aber hallte ein Krach, als ob „honnert" Kanonen auf einmal losdonnerten, durch die Kronen der Bäume fuhr ein heulender Sturm, daß ihr Geäst knirschte und krachte und sich bis zur Erde bog. Durch die Lüfte fuhr's wie eine schwarze Wolke, und aus ihr winkte höhnend das Gesicht des Fremden. Hinter ihm drein aber scholl das Gebell der „honnert Honn," und ein gewaltiger Regen ergoß sich hernieder.

Ein Grausen überfiel die Kesselflicker, das ihnen die Haare zu Berge stehen ließ. Sie hatten den „iwigen" Jäger gesehen, der, weil er am Sonntag hier gejagt, auf dem Westerwald jagen muß bis in alle Ewigkeit. Sie hatten keine Lust mehr, im Walde zu bleiben. Ihre Karren lenkten sie rückwärts gen Höchstenbach. Zwischen den friedlichen Häusern auf offener Dorfstraße ruhte sich's sicherer als im dunkeln Wald.

Wie Marceau starb.

An der Köln—Frankfurter Straße liegt da, wo sie von der Nassauischen Seenplatte heruntersteigt ins Tal der Wied, im Waldesschatten das Denkmal Marceaus, des französischen Generals. Im September des Jahres 1796 fand er hier seinen Tod. Das französische Heer zog eilig siegwärts, ihm nach zogen die Österreicher. Die Weiher und Seen Nassaus hemmten ihre Verfolgung. Nur ungarische Husaren und Tiroler Jäger waren ihnen auf den Fersen. Bei den letzten der Verfolgten war der General. Am Waldesrand stand er, da traf ihn die Kugel. In Altenkirchen starb er zwei Tage später, „beweint von den Soldaten und Bürgern, geachtet von dem Feind."

Um den Tod des Helden und besonders um die Person dessen, der ihn niederstreckte, hat auch die Sage ihren Schleier gewoben. Hodler hieß er. Ehemals hatte er, ein Neuwieder von Geburt, bei einem Grafen von Leiningen-Westerburg, der General in österreichischen Diensten war, gestanden. Der Dienste im Hause Leiningen überdrüssig, nahm er die Stelle eines fürstlich Wiedischen Jagdgehilfen und Waldhüters an. Auf der Seeburg wohnte er, nahe der Hohenstraße, auf der tagtäglich Kriegsvölker zogen. Häufig kamen verstreute Abteilungen auf den Hof. In stürmischer Nacht klopfte auch ein Verwundeter an, der General Marceau. Hodler nahm den hohen Offizier auf. Sein blondes Töchterlein pflegte ihn, ohne zu ahnen, wer er war. Zwischen beiden schlang sich ein Band inniger Liebe, und auf der Seeburg feiert man eines Tages die Verlobung des Paares, ohne zu wissen, wer der Bräutigam war. Niemand war glücklicher als das Westerwälder Försterkind, niemand aber unglücklicher als dieses, als einige Tage darauf der Geliebte verschwunden war. Des unglücklichen Mädchens Kummer zu zerstreuen, unternahmen die Eltern mit ihr eine Reise nach Hachenburg. Des Schauens sollte es da viel geben, denn einer der höchsten Generäle hielt seinen Einzug. Und guter Dinge wanderten die drei die lange „Guck" dahin bis zur Stadt. Aber wie sie heimgekommen, konnte das Mädchen nicht sagen. Denn was sie in der Stadt gesehen, hatte einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie kaum ihrer Sinne mächtig war. Der General, der hoch zu Roß über

die gepflasterten Straßen Hachenburgs ritt an der Spitze eines stattlichen Heeres, war kein anderer, denn ihr Bräutigam, den sie lange Wochen gepflegt. General Marceau nannten ihn die Hachenburger. Nun wußte sie, der war für sie, die einfache Försterstochter, für immer verloren. Und die an seiner Seite ritt, die schöne stolze Dame, mit der er freundlich sich unterhielt, konnte niemand anders denn seine Gemahlin sein. Die Qualen des jungen Mädchen sollten indessen nicht lange dauern. Eines Morgens suchte man sie vergebens. Im stillen Weiher hatte sie Vergessen gesucht, und man begrub sie auf dem Friedhof am See, indessen der, den sie liebte, als Soldat weiter zog über die Höhen des Westerwaldes. Da faßte ein Grimm den Seeburger Förster, daß der Entschluß in ihm reifte, nicht zu rasten, bis er den Tod seines Kindes gerächt.

Die Gelegenheit dazu sollte nicht allzulange auf sich warten lassen. Die Franzosen fluteten wieder über den Westerwald zurück, ihnen folgten Österreichs siegreiche Scharen. Da pochte es eines Tages an die Pforte des Seeburger Jägerhauses. Ein versprengter Tiroler Jäger trat bei ihm ein. Ein Landsmann war es, wie er, vom grünen Rhein. Sein Regiment suchte er. Es zu finden, sollte der Förster ihm helfen. Der tat das nicht ungern. Wußte doch keiner besser Bescheid hier oben zwischen den Seen und Sümpfen, denn er. Kannte er doch jeden Schleichweg durch Hecken und Gebüsch, wo sonst nur der Hirsch wechselte und das schnelle Reh. Und eins machte ihn besonders willfährig. Vielleicht fand er dabei den, den seine Rache suchte.

Durchs Tal der Wied schlichen die beiden Männer und dann über den Höhenrücken, den breit und mächtig der Höchstenbacher Wald deckte. Hart an der Heerstraße lagen sie im Gebüsch, wo die Wagen der Franzosen vorüberrasselten. Brombeergerank zerriß ihnen Gesicht und Hände. Schwarzdorn hielt ihre Kleider fest. Mühsam kamen sie vorwärts, das Gewehr fest umspannt, jede Minute zur Verteidigung bereit wie zum Angriff. Fast waren sie am Ende des Waldes. Eben rollten die letzten Wagen zutal.

Da sprengten in schlanker Kavalkade französische Offiziere, die den Nachtrupp führten, heran. An einer freien Stelle machten sie Halt. Von dort aus suchten sie das Gelände zu übersehen, zu forschen, ob ihnen nicht der Feind folgte. Aus ihrem Versteck konnten die beiden Jäger sie sehen.

In Hodlers Herzen ging etwas Sonderliches vor. Wär's im Waldgebüsch nicht so dunkel gewesen, man hätte ihn erbleichen sehen können. Fester krampften sich seine Finger um das Gewehr. Den einen der Offiziere erkannte er als den, der seines Hauses Gastfreundschaft genossen, der in Hachenburg einzog, der seiner Hütte Ehre geschändet, den General Marceau, den er suchte. Nun war der Augenblick der Rache gekommen. Nun galt's zu beweisen, daß er ein sicherer Schütze sei. Und er bewies es. Auch der Tiroler Schütze, der bei ihm war, zeigte sich seiner Truppe würdig. Zu gleicher Zeit krachten zwei Schüsse, und mitten herausgerissen aus der Schar sank der höchste der Offiziere vom Pferde. Zwei seiner Kameraden machten sich an den Verletzten, die übrigen sprengten ins Gebüsch, die Schützen zu fangen. Das gelang ihnen nicht. Hodler entkam in den dichten Wald, sah seinen Landsmann aber nie wieder.

Der schwerverwundete General starb zwei Tage darauf in Altenkirchen. Hodler blieb in fürstlich Wiedischen Diensten und zog später nach Neuwied, wo er als Hausverwalter oder in ähnlicher Stellung auf dem fürstlich Wiedischen Sommerschloß Monrepos bei Neuwied starb. Er liegt in Neuwied begraben.

Die Hodlersage wird im Westerwald auch in anderer Form erzählt. Danach soll Hodler als Jägerbursche auf der Seeburg tätig gewesen sein und bei seinen Streifzügen Weg und Steg genau kennen gelernt haben. Aus irgendeinem Grunde verließ er den Westerwald und trat in österreichische Dienste. Unter Erzherzog Karl nahm er am Kampf gegen die Franzosen teil. Über den Westerwald zogen sich diese zurück, und ihnen auf den Fersen folgten die Österreicher, voran die Tiroler Scharfschützen. In die Gegend von Höchstenbach waren sie gekommen. Das unübersichtliche Gelände erschwerte die Erkundigung. Diese vorzunehmen, wurden Freiwillige gefordert. Wer war geeigneter denn Hodler? Den höchsten General zu treffen war sein Ziel. Der sei, sagte man ihm, kein Feigling und müsse sich daher beim Nachtrupp aufhalten. Fände er Offiziere, so wäre er unter ihnen nicht der, der den höchsten Helmbusch trüge, sondern der, der sein Haupt mit einer Mütze bedeckte. Den fand er auf seinem Gange, und eine Kugel streckte ihn am Waldrand von Höchstenbach nieder. Es war kein anderer, denn Marceau. Nach den Revolutionskriegen trat Hodler in wiedische Dienste.

Der gute Schütze.

Von dem alten Hodler erzählt man sich in den Dörfern des Westerwaldes manche Geschichte. Viele derselben berichten von seiner außerordentlichen Treffsicherheit.

War da an einem schönen Frühlingstage ein Bauer aus Steinebach damit beschäftigt, die Schollen seines Ackers herumzuwerfen. Den ganzen Morgen schon hatte er seinen Pflug durch die Erde gehen lassen. Das war ein schwer Stück, denn der Boden enthielt noch manchen Basaltknorren, an dem sich die Schar verfing oder stumpf kratzte. Nun wollte er kurze Rast halten. „Hüh, Schimmel!" rief er seinem Gaul zu, und als die Tiere standen, setzte er sich gemütlich auf den Pflug, zog seine irdene Mutzpfeife aus der Tasche, steckte sie mit Feuerstein und Zunder in Brand und qualmte vergnügt in die Morgenluft. Ha, wie das schmeckte! Heiter blickte er in die blaue Luft, wo die Lerchen jubilierten.

Da plötzlich pfiff etwas an seiner Nase vorbei. War's ein Vogel gewesen? Er griff nach seiner Pfeife. Da fehlte der Kopf und nur den Stummel der Röhre hielt er zwischen den Zähnen. Als er noch so ganz verdutzt dastand, kam aus dem Walde lachend der Förster, der alte Hodler. Nun wußte er, was geschehen. Der Teufelskerl hatte ihm die Pfeife aus dem Mund geschossen.

Das Schloß im Seeweiher.

Auf der zweiten Terasse des Westerwaldes, die man die Nassauer Seenplatte nennt, deren westlichen Rand die Hohe Straße bildet, dehnt sich zwischen Dreifelden und Freilingen eine Reihe glänzender Wasserspiegel. Fischweiher

sind es, die der Fürst von Wied hier oben anlegen ließ, von denen einer einem See gleicht und daher den Namen Seeweiher führt. Erlengebüsch umgibt seine Ufer und schwankes Rohr. Darin wispert und raunt es, als ob Geister geheimnisvolle Zwiesprache hielten, Feen und Nixen. Als ob sie erzählten von dem versunkenen Schloß, das einst hier oben stand, mit seinen Zinnen hineinragend in das Blau des Himmels, die Tannenriesen der Berge in der Runde überragend, stolz und kühn, und das hinabsank in die Tiefe des Wassers.

Ein wilder Ritter hauste hier, finster und hart gegen seine Eigenleute, grausam gegen die Kaufleute, die er, wenn ihre Wagenzüge nach Frankfurt gingen oder nach Köln, aus Waldesdickicht und Rohr hervorbrechend, überfiel,

Der Seeweiher bei Dreifelden.

beraubte und tief im sumpfigen, modrigen Verließ schmachten ließ. Gar oft lud er seine Freunde von nah und fern ein. Dann herrschte buntes Leben und Treiben hier oben in der Weltabgeschiedenheit. Von nah und fern kamen die Ritter herbei zu frohem, zu übermütigem Gelage, die von Selbach und Bicken, von Steynebach und Gevertshahn, von Molzberg und Albrechtsrode, und wie die Adligen des Westerwaldes alle hießen, die in den Tälern versteckt, auf den Bergen trotzend, ihre festen Häuser erbaut hatten.

Wieder einmal war ein großes Fest auf der Burg im See, die auch Rohrbruch hieß. Lärm scholl durch Säle und Gänge. Schneidend und höhnisch erklang das Lachen zum Geklirr der Gläser. In Strömen floß der Wein. Hin und her eilten die Diener. Und tief im Verließ schmachteten die Gefangenen. Ihrer Bitten spotteten die Ritter mit lästerndem Wort. — Grollend stieg die Flut rundum.

Lauter wurde der Lärm, kühner der Spott. — Die Wogen wuchsen. Bis heran zum Schlosse rollten sie. Der Treppe Füße bespülten sie bereits. In den Urwäldern der Berge erhob sich der Sturm.

Beängstigt und besorgt mahnte die gottesfürchtige Gemahlin den Hausherrn. Ein frevelhaftes Lachen flog ihr entgegen. Aufheulte die Flut. Wie Meeresbranden nahte es. Donner rollten über die Wälder. Blitze zerschellten die Eichenriesen.

Das Lachen war dem Grausamen im Halse stecken geblieben. Der Boden unter den Füßen wankte. Die sumpfige, moorige Tiefe tat sich auf, reckte sich, dehnte sich weit auseinander. Und tiefer und tiefer sanken Schloß und Ritter, Freude und Jubel. Unheimlich gurgelten die Fluten über sie hin. Und finster und schwarz lagerte sich die Nacht auf die Seenplatte.

Die Morgensonne stieg herauf. Verwunderte Augen machte sie und traute ihnen kaum. Kein Schloß weit und breit. Nur Sumpf und See. Die Flut hatte es verschlungen, das Moor, das unersättliche, hatte es gefressen.

Bei klarem Wasser können Wanderer auf dem Seegrund das Schloß schimmern sehen. Alle 100 Jahre aber vernimmt man, in stiller Sommernacht, wenn der Mond bleich über der Lochumer Heide steht, in der Tiefe ein Singen und Klingen wie von herrlicher Musik. Und Toben und Brüllen, Höhnen und Scheltwort klingen dazwischen. Dann steigt's aus den Fluten herauf mit seinen spitzen Türmen und gezackten Zinnen, das untergegangene Schloß. Und die Fenster leuchten, und hastige Gestalten huschen an ihnen vorüber. Wohl eine Stunde lang. Und dann versinkt alles, um aufs neue ein Jahrhundert in der Tiefe zu schlummern, bis es Märchenaugen wieder emportauchen sehen, das Schloß im Seeweiher.

Totenberg.

Am Westrand der Lochumer Heide liegt das Dorf Totenberg. Der Berg, da Toto oder Dodo seine Siedelung begründet hatte. Das Volk nennt es den Berg der Toten. In alter Zeit, da ostwärts auf dem Waffenfeld bei Höhn die Sigambrer im Kampf lagen gegen den Römeradler, da dessen Fänge allzu scharf sich einkrallten in die Blondhaare der Germanen, daß diese westwärts fliehen mußten, zog sich das Ringen bis hierher. Die fliehenden Sigambrer suchten Schutz in den alten Steinwällen bei Stockum. Bevor sie diese jedoch erreichten, waren sie von der Römer Scharen ereilt worden. Blutig hausten die Schwerter. Gewaltig sausten die Keulen. Erst als sich des Abends Dunkel zwischen die Streitenden legte, gelang es den Sigambrern, sich in dem Steinwall zu bergen. Als die Sonne am Morgen aufstand, sah sie an der Stelle, da heute das Dorf liegt, Berge von Toten. Seitdem heißt die Stätte Totenberg.

Fast zwei Jahrtausende sind seitdem dahingegagen, aber am Jahrestage der Schlacht erheben sich zur Nachtzeit die Gefallenen aus ihren Grüften. Ganze Scharen Bewaffneter zu Fuß und zu Roß ziehen über die Heide und kämpfen ihn noch einmal, den blutigen Kampf vergangener Tage. Wild hallen die Lüfte von ihrem Geschrei, und dumpf dröhnt der Boden. Erst wenn auf den Türmen in der Runde die Mitternachtsstunde schlägt, versinkt alles in der Erde.

Einst schritten Holzhauer den Weg. Es war Winter und frischer Schnee gefallen. Da sahen sie die Geisterschlacht. Von Angst und Entsetzen gefaßt warfen sie Beile und Sägen von sich und eilten, so rasch sie konnten, heim. Als sie am Tage an der Stelle wieder vorüberkamen, gewahrten sie nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

Der Franzosenspuk bei Rotzenhahn.

Durch die Heide zwischen Rotzenhahn und Lochum sprengt zur Nachtzeit ein Reiter. Auf einem Schimmel rast er durchs Gebüsch und ruft fortgesetzt: „Mon Dieu! Mon Dieu!" Am häufigsten läßt er seinen Ruf in den zwölf heiligen Nächten hören. Frauen, die dann über die Heide gingen, haben den Schrei vernommen und den Reiter gesehen.

Als die Franzosen im Jahre 1812 aus Rußland zurückkehrten, wo sie mit Mann und Roß und Wagen Gott geschlagen hatte, kamen Nachzügler des Heeres, die sich verirrt hatten, diesen Weg, verlumpt, verlottert, verhungert. An die Türen der Bauernhäuser klopften sie, und milde Hände gaben ihnen Brot, Geld und Speck. Aber daneben nahmen sie, was man ihnen nicht freiwillig gab. Hühner und Eier stahlen sie in Rotzenhahn und kletterten auch wohl manchem Bauern in den Rauchfang. Darüber waren diese recht erbittert.

Einem Rotzenhahner hatten die Marodebrüder besonders übel mitgespielt. Als er sein Haus nur für kurze Zeit verlassen hatte, hatten sie ihm alles gestohlen, die Kühe gemolken, den Käse mitgenommen, den seine Frau eben fertig gemacht, die Kinder geschlagen und die Magd mißhandelt. Da nahm er sich vor, den ersten, der ihm in die Quere käme, zu erschlagen. Er brauchte nicht lange zu warten. Als er im Walde war, kam einer daher geritten auf einem Schimmel, so klapperdürr und verhungert als er selber. Als ihn der Bauer sah, dachte dieser an sein Gelübde. Einen Knüppel nahm er und schlug auf den Soldaten los, ob der gleich bat und flehte, bis er sterbend niedersank. Im Todeskampfe rief er immer und immer wieder nur: „Mon Dieu! Mon Dieu!" Die Worte kamen dem Rotzenhahner Bauern nicht mehr aus dem Sinn. Sie verfolgten ihn, wo er ging und stand, bis es auch mit ihm zum Sterben kam. Da gestand er dem Geistlichen seine Tat und betete für den Erschlagenen. Nun starb er ruhig. Aber der Franzose reitet noch immer über die Heide, und mancher, der dort wandert, glaubt, wenn das Laub im Winde rauscht, des Franzosen Seufzer zu hören: „Mon Dieu! Mon Dieu!"

Der Ritter im Beilstein bei Wahlrod.

Von Höchstenbach zieht die Straße gen Altenkirchen. Breit und weiß klettert sie die Höhe hinan. Ehe sie Wahlrod erreicht, ragt ihr zur Linken ein gewaltiger Steinblock, der Beilstein. Ernst und düster schauen die letzten Reste hinüber. In drei Köpfe hat menschliche Habsucht den ehemaligen Koloß zerschlagen. Einst war er eine einzige Platte, auf der unter stolzer Eiche

Wodan Opfer gebracht wurden und die Menschen der Umgegend sich versammelten, um heilig Ding zu halten. Dann thronte auf dem steinernen Sitze inmitten seiner Getreuen der König des Stammes. Als dann das Christentum seinen Einzug hielt, floh dieser ins Innere des Steines. Dort sitzt er noch heute tief unten in einer gewaltigen Felsenhöhle und schläft. Auf einen Steintisch lehnt er sein Haupt mit dem langen silberweißen Bart. Um ihn herum liegen seine Mannen, scharren die Rosse, des baldigen Ausritts gewärtig. Doch sie scharren umsonst, denn alles schlummert so tief, daß keiner das Gehämmer der Menschen draußen vernimmt. Und niemand kommt, die Schlafenden zu wecken. Denn nur kurze Zeit im Jahre ist der Berg geöffnet, in der Matthäusnacht von 12—1 Uhr. Vor langer Zeit soll um diese Stunde ein Waldhüter des Weges gekommen sein. Im hellen Mondschein sah er den Beilstein weit offen stehen. Er ging wie von überirdischer Kraft getrieben hinein und kam bis zum Königsthrone. Schlaftrunken erhob der König sein Haupt und fragte, ob um den Eichbaum der Rabe noch fliege. Als das der Forstmann bejahte, neigte er sein Haupt von neuem und schlief ein. Erwachen wollte er erst wieder, wenn kein Rabe mehr draußen seine Fittige rührte. Dann wollte er hervorkommen, den Beilstein, den die Menschen zerstört, wieder aufbauen und auf ihm wie ehedem den Göttern opfern.

VII. In den Rheinbergen.

Die Zwerge zu Ohlenberg.

Auf der Höhe der Rheinberge zwischen Casbach und Renneberg liegt mit seiner Pfarrkirche zu St. Nikolaus das Dörfchen Ohlenberg. Sein Name bedeutet soviel als Ölberg, den es wohl herleitet von dem gen Ockenfels führenden Stationenweg.

In Ohlenberg hausten einst wie in vielen Westerwaldbergen die Zwerge. Den Leuten waren sie sehr gewogen und wußten gar nicht, was sie ihnen alles tun sollten. Wurde ihnen auf dem Weg aus dem Rheintal herauf eine Last zu schwer, so ließen sie sie hinterm Busch stehen, und kamen sie heim, so war ihre Kiepe oder ihr Sack auch da. Die Zwerge schleppten ihnen den Mist in die Weinberge und trugen ihnen die Trauben heim. Und daheim in Stall und Scheune, in Küche und Keller, brauchten sie kaum mehr zu arbeiten. Kein Mensch hatte es besser als die Ohlenberger. Bis sie eines Tages die Unterirdischen beleidigten. Eine Frau hatte sich in einer Nacht im Frühjahr in die Ecke eines Wingerttreppchens gesetzt, sie dort zu belauschen. Auf die Stufen aber hatte sie Steine gestreut. Als die Kleinen nun mit ihren schweren Kiepen heraufkamen, rutschten sie aus und fielen hin. Das nahmen sie den Ohlenbergern sehr übel und ließen sich seitdem nicht mehr sehen. Sie sind in derselben Nacht ausgezogen, und ein Schiffer drunten zu Erpel hat sie herüberfahren müssen.

Der wurde durch ein Pochen an seiner Tür geweckt. Eine Stimme forderte ihn auf, seine Pflicht zu tun. Rasch sprang er aus den Federn und machte sich bereit zum Überfahren. Er sah niemand, als er aus seiner Tür trat, aber

es war ihm, als ob auf dem Boden alles von lebenden Wesen wimmele. In seinen Kahn stieg er. Da schien es ihm, als stiegen noch viele mit ihm ein, doch erblicken konnte er niemand. Die Ruder setzte er ein. Da sank sein Fährschiff tiefer ins Wasser, als ob es schwer belastet sei. Glücklich brachte er es bis ans andere Ufer. Als er es dort an einen Weidenstamm festmachte, wurde es plötzlich leichter, als ob viele Leute ausstiegen. Den leeren Kahn fuhr er wieder an das Erpeler Ufer. Auf dem Boden desselben fand er zahlreiche Goldstücke.

Es waren die Zwerge von Ohlenberg, die er übergesetzt und die ihn so reich belohnt hatten.

Der Geisterbanner von Ockenfels.

In den Trümmern der Burg Ockenfels hausten seit je Geister. Allnächtlich schwebten sie um die verfallenen Mauern. Vom Tale aus sah man dann die Burg oben mit erleuchteten Fenstern stehen. Stimmen schollen hernieder, als ob man da oben ein rauschendes Fest feiere. Wenn dann der Morgen graute, erbleichten die Lichter, zerflatterten die Schemen wie Spinnweb. Selbst am lichten Tage wagte es kaum einer, sich der Burg zu nahen, und die Weinberge oben blieben manches Jahr unbestellt.

Da beschloß man, die Geister zu bannen. Ein Mann aus Linz verstand die Kunst. Der ging eines Abends hinauf, und mit ihm zog eine Anzahl Linzer Bürger. Unter eifrigen Gebeten umschritten sie, der Geisterbanner mit einem Kreuz vorauf, die Burg. Dreimal mußte das geschehen, dann waren die Geister verjagt und kamen nie wieder.

Den ersten Rundgang machten sie. Da heulte ein Wind um die Mauern und aus den Fensterlöchern, daß die Leute schützend die Hände vor ihre Fackeln hielten, da diese auszugehen drohten.

Die zweite Runde gingen sie, aber da war der Wind, den die Geister entfachten, so stark, daß die Fackeln verlöschten. Schon wollten die Linzer fliehen, aber der Banner hielt sie zurück.

Zum dritten Rundgang steckte man die Lichter an. Aber da setzte ein wahrer Orkan ein. Ein Geheule von 1000 Stimmen kam aus der Burg, daß alle und mit ihnen der Beschwörer entsetzt den Burgberg herunterstürmten.

So sind die Geister noch heute in der Burg.

Der eiserne Mann am Leiberg.

Auch der Leiberg hat seinen nächtlichen Wanderer, sein nächtliches Ungetüm. Das ist der eiserne Mann. In stürmischen Nächten, wenn er um die Bergkuppe fährt, dann klingt's, als wenn Eisen aufeinander schlüge, Schwerter sich zerhieben im wilden Männerstreit. Eine arme Frau aus Linz ging einst hier oben im Wald Beeren sammeln. Da sie sich verirrt hatte und müde war, schlief sie ein. Sie merkte nicht, daß es mittlerweile Abend und dunkel geworden war. Durch ein Getöse wurde sie wach, und da sah sie über sich wie ein starker Mann mit einem andern kämpfte, daß es weithin schallte, und Funken stoben von den Schwertern, als seien es Blitze. Das war der eiserne Ritter. Der wohnte einst auf der Burg Ockenfels und war ein wilder, wüster Geselle. So wüst, daß er gar nicht ohne Streit und Fehde

leben konnte und im Zorn seinen eigenen Bruder erschlug. Das muß er nun ewig büßen. Als er im Kampfe fiel, begrub man ihn zwischen Ockenfels und Leiberg im Walde. Aber Ruhe fand er im Grabe nicht. Vielmehr muß er stetig hin und her reiten, kämpfend und streitend in einem Graben, der sich zwischen Ockenfels und Leiberg hinzieht.

Der blecherne Jäger am Asberg.

Eines der mächtigen Berghäupter der Linzer Höhe ist der Asberg. Hoch reckt er sein Haupt, das die Menschen vielfach zerklüftet und zerbrochen haben. Rauh saust der Wind um seinen bewaldeten Scheitel, zerzaust die Bäume und Büsche und singt ein wildes, schallendes Lied. Besonders in den Herbstnächten ist's da nicht „genau". Dann jagt der blecherne Jäger um die Höhen. Weiter rheinwärts auf dem Rennenberge hat der einst gelebt. Als Förster stand er im Dienst des Grafen und hatte dessen Wald zu pflegen, dessen Wild zu hegen. Aber gar hart ist er gewesen gegen die armen Leute. Jedes alte Mütterchen, das in den Rennenberger Forsten Holz sammelte, ihr Stübchen zu wärmen, klagte er an und sorgte dafür, daß der Graf die höchsten Strafen festsetzte. Die Wilderer, deren es damals auch schon gab, schoß er nieder, ohne sie anzurufen. Zur Strafe für diese Hartherzigkeit kam er nach seinem Tode nicht zur Ruhe. Als Jäger muß er durch den Wald ziehen und auf Holzsammlerinnen und Wilderer fahnden an Orten, an denen sonst keines Menschen Fuß geht. Immer denselben Weg geht seine Fahrt: um den Asberg herum, über den Kreuzberg tiefer im Walde, an dem die „Kreuzches Eiche" ihren Stamm hebt, nach Rederscheid, durch „Gießlers Seifen" bis zu den 7 Bergen, heulend und brausend. Heulend und jaulend folgen seine Hunde. Er selbst hat ein Kleid aus Blech an, und blechern ist sein Helm, und wird er darum auch der blecherne Jäger genannt. Mancher, der in die Nähe seines Pfades gekommen ist, hat das Getöse vernommen und ist rasch abseits gesprungen, um ihm zu entgehen. So jagt und jagt er immer noch dort oben, kann aber niemand mehr ertappen.

Wie das Kloster St. Katharinen entstand.

Hoch oben auf der Linzer Höhe liegt das Dorf St. Katharinen. Seinen Namen hat es von dem Kloster, das dort einst gestanden, gegründet im Jahre 1238 durch Gerhard von Rennenberg und Benedikta, seine Gemahlin. Zuvor aber ist an der Stelle ein anderes Kloster gewesen.

Zur Zeit des heiligen Bernhard hatten sich hier oben adelige Stiftsdamen niedergelassen, ihrem Gott zu dienen in der Einsamkeit. Ein einfaches Haus war's, darin sie wohnten, im Gebet nur mit Gott zusammen. Die Linzer Höhe bedeckte damals ein großer Wald, und mitten drin stand ihre Klause. Der Westerwaldwind fegte durch die Kronen der Bäume, rauh und kalt. Da fingen auch die Stiftsdamen an, zu frieren, wie einst die ersten Ansiedler am Petersberg und am Altklosterhof bei Marienstatt. Sie sehnten sich nach dem mildernen Rheintal. Und an Speise mangelte es da oben auch nicht selten. Eine nach der andern wanderte ab und diente in anderen Häusern Gott und seinen Heiligen. Nur wenige blieben. Da brach

eines Tages Feuer aus. Das Haus ging in Rauch und Flammen auf. Nun schieden auch die letzten. Teils in Dietheim bei Bonn, teils in Gerresheim bei Düsseldorf fanden sie eine neue Heimat. Die Stelle aber auf der Rheinhöhe wurde immer stiller. Über die Trümmer wuchs Gras und Gestrüpp.

Zur Zeit wohnte drüben auf Renneberg Graf Gerhard. In frommer Buße hatte er eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande unternommen. Am heiligen Grab war er gewesen und am Berge Sinai. Dort überfiel und verfolgt ihn eine Schar Heiden. In rascher Flucht suchte er sich ihren Händen zu entziehen. Da rettete ihn ein Heiligtum am Wege, eine Kapelle, in die er sich flüchtete. Wie geblendet rasten die Verfolger vorüber und verloren so seine Spur. Ihre krummen Säbel schwangen sie umsonst. Ratlos zerstreuten sie sich in die Wüste.

Im kleinen Kapellchen aber kniete der Gerettete. Das Bild der heiligen Katharina schwebte vor ihm und nickte ihm freundlich zu. Nun wußte er, sie hatte ihn vor Türkengefahr bewahrt. Ihr wollte er nun Dank bringen, ihr zu Ehren ein Kloster bauen. Wo auf der heimatlichen Höhe noch die Mauerreste des alten Hauses lagen, ließ er, als er heimkam, die Steine schichten. Und als im Herbst 1238 vom Turm das Klosterglöcklein ins Rheintal hinab rief und in die Berge der Wied, gab Mechtildis von Sayn, die drüben auf Altenwied wohnte, dem Hause zahlreiche Güter. Damit die Nonnen aber auch Braten und Fisch und einen guten Trunk dazu hatten, schenkte sie ihnen die Jagd- und Fischereigerechtigkeit in ihrem Gebiet und den Weinzapf an dem Bach Seien, der bei Casbach in den Rhein fließt.

Die Glocke von St. Katharinen.

Als die Schweden im Jahre 1631 die Wiedgegend heimsuchten und auch das Kloster St. Katharinen ausbrannten, da flohen die geistlichen Jungfrauen aus demselben hierhin und dahin, so daß nur wenige zurückblieben, die Äbtissin mit einigen Jungfrauen sich aber in den Giselberger Hof, des Klosters Eigentum, rettet. Einsam und stumm hing nur noch die Glocke in den verkohlten und geschwärzten Mauern des Kirchleins. Sie trauerte, daß sie nun nicht mehr, wie sie das so oft getan, die frommen Jungfrauen zur Andacht zusammenrufen konnte. Aber als das Fest Allerheiligen kam, da machten die Leute in den Höfen und Weilern rundum staunende Gesichter. Um die Mettenzeit vernahmen die von Strödt und Lorscheid feierliches Geläute von der Klosterkirche her. Die Glocken schwangen und tönten weit durch das Land, und war doch niemand, der sie läutete. Aber ihr Ton wurde von allen Nonnen, die noch verstreut in den Dörfern lebten, wohin sie beim Brande geflüchtet, die in Linz und anderwärts wohnten, vernommen, und wie bisher im Klosterkirchlein so sanken sie auf die Knie und beteten, als ob sie noch zusammen seien. Dann aber rafften sie sich auf und kamen, eine nach der andern wieder in ihr Haus, Chorjungfern und Logenschwestern. Die neugewählte Äbtissin aber hatte am Abend den St. Katharinen Altar in hellem Glanz gesehen, von Strahlen, die vom Himmel gefallen. Das gab ihr Mut, das Kloster und die Kirche aufs neue zu gründen. —

Die heilige Katharina und der Junker von Rennenberg.

Wo die Linzer Berge nach dem Rheine zu abfallen, stand in dem Winkel der beiden Quellflüsse des Renneberger Baches ehemals die Burg der Herren von Renneberg. Heute ist sie ja nur noch eine Ruine. Einer der Junker von Renneberg war, wie auch die andern Ritter seiner Zeit, ein echter Heckenreiter. Wo er konnte, überfiel er die Kaufleute, brandschatzte er die Bauern der Umgegend. Nebenbei war er aber ein sehr frommer Herr und stiftete besonders der heiligen Katharina in dem Bergkirchlein manches Beutestück, was der sehr wohlgefiel und weshalb sie ihm auch, wo es not war, ihren Schutz angedeihen ließ. Nicht so günstig gesinnt war ihm der Kölner Erzbischof, der auf die Raubritter überhaupt ein scharfes Auge hatte. Als der Renneberger wieder einmal einen Raubzug in die Asbacher Gegend unternommen hatte, lud er ihn vor Gericht auf die Burg Altenwied. An dem dafür bestimmten Tag, machte sich der Ritter beizeiten auf, obwohl er gar nicht weit zu reiten hatte, denn des Erzbischofs Krummstab scheute er. Aber als er die Höhe erreicht und zuerst in der Kapelle zu St. Katharinen ein Gebet verrichtet und ein Gelübde getan, für den Fall, daß die heilige Jungfrau ihn vor Strafe beschütze, stürzte sein Roß und brach ein Bein. Da kein Knappe ihn begleitete, so kam er verspätet auf der Burg Altenwied an und hielt natürlich seine Sache für verloren. Ritter, die herauskamen, fragte er, ob das Gericht schon begonnen. Verwundert schauten ihn die, die ihn kannten, ob dieser Frage an. Er sei doch selber dagewesen und habe sich so glänzend verteidigt, daß er freigesprochen worden, ja der Erzbischof sein mannhaftes Verhalten nicht genug zu rühmen gewußt und er bei ihm einen gewaltigen Stein ins Brett bekommen hätte. Da merkte der Renneberger, daß die heilige Katharina es gewesen, die an seiner Stelle sich dem hohen Gericht gestellt und ihn von Schuld und Strafe freigemacht hatte. Nun aber gelobte er, ihr fortan allein zu dienen und aller Räuberei und Wegelagerei ledig zu bleiben.

Die Räuber in St. Katharinen.

Die heilige Katharina, der das Kloster auf der Linzerhöhe geweiht war, trat nicht immer verzeihend für Räuber ein, wie sie es mit dem Junker von Renneberg getan. Sie wußte ihr Haus auch tapfer zu schützen gegen Mörder und Einbrecher, und dabei half ihr der Patron der Kirche, der heilige Georg.

Es war zu Beginn des 17. Jahrhunderts, vor Ausbruch des großen Krieges. Da wurde das Land hier häufig von einer Räuberbande heimgesucht, und waren die Leute von Dattenberg am Rhein bis Hausen im Wiedtal mehrere Jahre hindurch vor ihr nicht sicher. In einer Nacht hatten sie es darauf abgesehen, in das Kloster einzufallen, zu stehlen und zu morden. Schon waren sie gekommen bis an einen Eichbaum, der auf dem Damm des Klosterweihers stand, der hart an der Straße lag, Neustadt zu. Doch im Kloster wachte noch ein Pater. Der hetzte die beiden starken Hunde auf die Bande. Einige der Mordgesellen versuchten es, die Hunde zu verscheuchen. Da erhoben sich zu ihrem Schrecken von dem Kirchhof her zwei

hohe Gestalten, ein Mann und eine Frau. Schneeweiße Kleider trugen sie, und in den Händen hielt jede ein blankes Schwert. Über die Wiese kamen sie auf die Räuber zu. Vor Angst und Schrecken ergriffen, fielen diese zu Boden, rafften sich wieder auf und liefen, was sie konnten, waldeinwärts dem Tale zu. Aber auch die Hunde ergriff eine solche Angst, daß sie winselnd sich ins Kloster flüchteten. Und als der Pater sie wieder hinaustreiben wollte mit Drohen und Schlagen, blieben sie dennoch in seiner Kammer, bis es heller Tag wurde.

Die Räuber wurden später gefangen und bekannten, daß sie von dem Kloster vertrieben worden seien, und die sie in die Flucht geschlagen, das sei niemand anders gewesen als die heilige Katharina und der heilige Georg.

Die Ritter von Renneberg und das Judenmädchen.

Die Ritter von Renneberg waren fromme Leute, die nicht nur den Kirchen und Klöstern reiche Zuwendungen machten, sondern auch ihren Mitmenschen, und waren es auch nur die Höfner, die auf ihren Gütern in Fron oder für geringen Lohn arbeiteten. Als zur Zeit des Großen Krieges auch in den Rheinbergen und im Westerwald die Pest ihren Einzug in die Dörfer hielt, ging ein heißer Zorn durch die Gemüter der Bauern. Sie suchten nach einem, der der schlimmen Krankheit die Wege in die Dörfer gewiesen. Und da sie niemand anderes fanden, so wiesen ihre Finger auf die Juden. Da wuchs der Zorn noch gewaltiger und lohte zu sengenden Flammen auf. Die fraßen den Juden ihre Häuser, die töteten sie selber. Zu dieser Zeit fand einer der Renneberger Ritter, als er heimritt auf seine Burg, ein kleines Judenmädchen am Wege. Vater und Mutter hatte ihr der Verfolgungswahn der Dorfleute genommen. Auf seine Burg brachte er das weinende Kind, in den Schutz seiner Frau, die ohnedies eines Kindleins entbehrte.

Christlich taufte man es und gab ihm eine treue Pflege. Fromm wurde das Mädchen, wie der Renneberger selbst. Und als ihre Pflegemutter viel zu früh das Zeitliche segnete, da war es zur schönsten Jungfrau erblüht. Freier kamen aus nah und fern. Doch keiner führte das Glück heim, denn der Renneberger selber. Die Liebe, die er bisher als Vater dem rettungslosen Kinde zugewandt, wandelte sich allgemach zur Liebe eines Bräutigams. Und die Jungfrau sah seine Werbung gerne und gelobte ihm Herz und Hand.

War das ein heimliches Glück auf Renneberg! Es fehlte nur noch, daß sie als Frau in die ritterliche Kemenate einzog. Doch da fiel ein tiefer Schatten in das Glück. Die kirchlichen Gesetze waren streng. Sie verboten die eheliche Vereinigung der beiden. Nur mit Genehmigung des päpstlichen Stuhles konnte sie erfolgen. So mußte das liebende Paar sich trennen. Die Jungfrau brachte man zu den frommen Nonnen in St. Katharinen. Ein Jahr sollte sie dort sein und dann selbst eine Nonne werden. Der Ritter saß trauernd in seiner Burg. Sollte er für immer getrennt werden von der, die er in sein Herz geschlossen? Das konnte, das wollte er nicht denken.

Zum Erzbischof ritt er nach Köln. Um seine Fürsprache bat er beim päpstlichen Stuhl. Der Bischof versprach's ihm wohl. Er kannte des Ritters frommen Sinn. Er wußte, was er seinen Klöstern im Erzstift getan. Ge-

tröstet und fröhlich ritt der Renneberger heim. In Jahresfrist, so hoffte er, würde des Papstes Antwort da sein. Dann sollte es eine Hochzeit geben, wie sie die Linzer Berge noch nicht gesehen.

Monat auf Monat verrann. Zehn ihrer waren schon ins Land gegangen. Da sattelte wieder der Ritter sein Roß zur Fahrt nach Köln. Die Antwort hoffte er sich holen zu können. Denn es war hohe Zeit. Noch zwei Monde und die Würfel in St. Katharinen fielen, das Probejahr war fast vorüber, und der Tag der Einkleidung hätte ihm seine Braut für ewig genommen.

Eine frohe Antwort erwartete er. Doch was er in Köln aus dem Munde des Erzbischofs hörte, war nur das eine Wort: „Entsagt Eurer Liebe!“ Das legte sich ihm so schwer aufs Herz, daß er nicht aus noch ein wußte, daß er nicht hörte und nicht sah, daß er nicht den scherzenden Ton in des Bischofs Stimme vernahm, daß er nicht das Zwinkern um seine Mundwinkel erblickte. Noch einmal wiederkommen hieß er den Ritter. Nach Verlauf eines Monats. Dann werde vielleicht die Antwort da sein. Hoffnung gab er ihm nicht. Traurig zog der Ritter heim. Er ahnte nicht, daß die Erlaubnis zu seinem Bunde längst da war, und daß der Bischof nur seine Treue und Beständigkeit prüfen wollte.

Endlos folgten die Tage aufeinander. Endlich war der Monat zu Ende. Frühmorgens machte sich der Ritter auf den Weg. Er ahnte nicht, daß hinter ihm ein verschlossener Wagen fuhr, in dem die Äbtissin von St. Katharinen und neben ihr seine geliebte Braut saß. Er wäre sicherlich nicht eine Stunde vor ihnen im erzbischöflichen Palast angekommen in trüber und verzagter Stimmung. Dort empfing ihn der Bischof in vollem Ornat. Freundlich reichte er ihm die Hand und führte ihn in die Kapelle, die gar prächtig geschmückt war mit Lichtern und Blumen. Das nahm ihn nicht wenig wunder. Als aber durch eine Nebentüre, durch einen Schleier verhüllt, eine Jungfrau hereingeführt wurde durch die Äbtissin von St. Katharinen, und die, als sie den Schleier hob, niemand anders war als seine geliebte Braut, da wußte er sich vor Staunen nicht zu fassen.

Doch der Erzbischof ließ sie beide niederknien und traute sie. Hochbeglückt zog das junge Paar heim nach der Burg und lebte lange glücklich, der Ritter von Renneberg und seine Gemahlin, das ehemalige Judenmädchen.

Die Kirche zu Ägidienberg.

Hoch oben auf der Linzer Höhe liegt Ägidienberg, ein hübsches Dörfchen. Auf einem Hügel ragt das schmucke Kirchlein. Zutraulich schmiegen sich die Häuser um dasselbe, und niemand vermutet heute mehr, daß der Ort, da sie stehen, einst einer weniger anziehenden Bestimmung diente. Ein Galgen stand hier, an dessen mächtigem Balken mancher Dieb und Räuber sein Ende fand. Ein warnendes Zeichen war er, das man weitum sehen konnte. Aus dem Namen Galgenberg hat sich im Laufe der Jahrhunderte „Ägidienberg“ gebildet.

Wo sich heute die Kirche hebt, stand vordem ein anderes Gotteshaus. Der Ort, da es gebaut wurde, ist der Sage nach durch einen Esel bestimmt worden. Man wollte es anfangs an einer anderen Stelle errichten, da, wo es

heute bei Retscheid noch „Zur Klause“ heißt und wo damals fromme Einsiedler in der Einsamkeit ihrem Gott dienten. Die hatten schon aus den Bergen rundum durch einen Esel viel Steine herbeischleppen lassen und aus diesen mit Eifer das Fundament geschichtet. Aber Gott schien nicht mit dem Werk einverstanden zu sein, denn was am Tage gebaut wurde, fiel zur Nachtzeit wieder zusammen. Fast wollten die Baumeister verzweifeln. Sie beteten zu Gott, er möge ihnen zeigen, wo sein Haus stehen solle. Was sie nicht wußten, sollte ein unvernünftig Tier ihnen sagen.

Ihren Langohr beluden sie mit Steinen und trieben ihn an. Gemächlich schritt der mit seiner Last bergan. Als er auf den Hügel kam, legte er sich nieder neben einen Dornstrauch. Da fingen sie an zu bauen. Bald hob sich der Bau stolz in die Lüfte, und es wurde das Kirchlein, das lange Jahrhunderte hier oben stand, bis es dem größeren Hause Platz machen mußte.

Der Tanzstein bei Ägidienberg.

Steine, die sich um die Mittagszeit, wenn die Glocken vom nahen Turme erklingen, dreimal um sich selbst drehen, gibt es manche auf dem Westerwald, so bei Dierdorf auf der Heide, im Wiedtal unfern der Laubachsmühle und an manchen anderen Orten. Wer an Sagen nicht glaubt, legt sie scherzhaft aus und meint wohl, sie würden sich drehen, wenn sie Mittag läuten „hörten“, da das aber schlechterdings nicht möglich sei, blieben sie auch still liegen, und manchem wäre es lieber, wenn sie von ihrem Platze forttanzten.

Ein wirklich tanzender Stein soll aber einst an dem Wege, der von Ägidienberg nach Honnef herunterführt, gelegen haben. Kein schwerer Steinkoloß war es, wie man sie oben auf dem Westerwald findet, sondern von mittlerer Größe, rund und glatt. Und auf einem alten, vermoosten Steinkreuz lag er, das man vor langer Zeit errichtet, wo einer sein Leben verloren hatte. Jeder, der vorüberging, ließ den Stein liegen, so daß er schon seit undenklichen Zeiten seinen Platz hier einnahm. Bis er einer Westerwälder Bäuerin, die, mit Butter, Käse und Eiern beladen, wöchentlich ihren Gang an den Rhein machte, passend erschien, ihren weißen Käse zu beschweren. Als sie an dem Steinkreuz vorüber heimzog, steckte sie den Stein in ihre Kieze. Der bewegte sich anfangs unruhig hin und her und fing, als die Frau ihn auf den Käsetopf legte, gar lustig zu tanzen an. „Der will wieder heim!“ dachte die Frau. Und als sie nach acht Tagen wieder rheinwärts wanderte, nahm sie ihn wieder mit und legte ihn an seinem alten Platze nieder. Dort blieb er still liegen und hat seitdem nicht mehr getanzt.

Der Ellekülsches Teufel.

Von Himberg zieht über Ägidienberg hinter den sieben Bergen die Straße nordwärts dem Siegtale zu. Zahlreiche Dörfchen und Höfe lagern sich auf der Höhe. Nicht weit ab von ihr liegt auch Wüllscheid, und unterhalb des Ortes ein muldenförmiges Wiesental, das Ellekülschen genannt. Vielleicht bedeutet der Name „Erlenkuhle“ (Koule = Vertiefung) und wäre gar nicht geheimnisvoll. Aber unheimlich ist es dort doch in der Nacht; denn dann geht da der Ellekülsches-Teufel um. Auf einem Pferde sitzt er. Nicht auf seinem

eigenen, sondern auf einem solchen, das er einem der umwohnenden Bauern aus dem Stalle geholt. So reitet er denn bald einen Schimmel, bald einen Braunen, bald einen Rappen. Auf dem Tiere saust er durch die Wiese wie der Sturmwind, mit rollenden Augen und fliegenden Haaren, dabei immer heißere Schreie ausstoßend. Mancher, der ihn gesehen und gehört, hat auch seine Worte verstanden: „Herrjeses, wo hast de dein ein Ohr!“ Er meint den Gaul. Denn einst war der Geist ein Ritter. Auf einem der sieben Berge drüben stand sein festes Haus. Aber er war einer von denen, die von des Nächsten Gut schmausten. Namentlich seine zahlreichen Pferde stahl er den Bauern rundum, und um sie unkenntlich zu machen, schlug er ihnen regelmäßig ein Ohr ab, bald das rechte, bald das linke. Für diese Freveltaten muß er allnächtlich im „Ellekülschen“ reiten, eine ganze Stunde, in wilder Hast. Dann aber springt er vom Pferde, wenn ihm das nicht unterm Leib fortgelaufen ist, was oft vorkommt, und versinkt im sumpfigen Wiesengrund. Den Gaul muß sich andern Morgens der Besitzer wieder holen, wenn er nicht selbst den Weg in den heimatlichen Stall findet.

Das Auge Gottes.

Hoch steigen die Berge hinter Linz und Honnef. Dichter Wald krönt ihre Gipfel. Dazwischen dehnen sich weite Rodungen. Anmutige Dörfchen lagern sich auf die Höhe und an die Hänge. Hochoben im Blauen ziehen Sperber und Bussarde ihre Kreise. Nicht weit vom Fuße des Leyberges liegt ein Häuschen mit schlichtem Heiligenbild. Das „Auge Gottes“ wird es genannt.

Hier oben stand in früheren Jahrhunderten die Wilddieberei in höchster Blüte. Rauhe Kriegsjahre hatten den Männern und Burschen die Feuergewehre in die Hand gedrückt. Und da sie die nicht mehr gebrauchten für menschliches Wild, so legten sie sie an auf die Tiere des Waldes, sehr zum Verdruß des geistlichen Herren zu Köln und ihrer Lehnsträger in den rheinischen Bergen auf Dattenberg, Renneberg und Ockenfels. Besonders einer der Wilderer war vor allen andern berüchtigt. Das war der schwarze Joseph aus dem Wiedtal. Der kannte in den Bergen jeden Hirsch und schonte nichts. Lange hatte man nach ihm gefahndet, doch umsonst. Nichts half's den Förstern und Waldknechten, wenn sie ihm bei Tag und Nacht auflauerten. Unter den Händen jagte er ihnen die fettesten Stücke ab. Was die Menschen nicht vermochten, das tat Gott selber.

Wieder einmal hatte der Schwarze einen Streifzug unternommen. Manches Stück hatte er zur Strecke gebracht, nur des Mordes willen. Die geschossenen Tiere ließ er liegen, den Füchsen und Wölfen zum Fraße. Da verfolgte er eine Hirschkuh. Ihr noch sehr unbehilfliches Junge hatte die bei sich. Auf die Mutter legte er seine Büchse an. Doch ehe er abdrücken konnte, hob sich das Marienbild aus dem Heiligenhäuschen und stellte sich zwischen das geängstigte Tier und den Schützen. Vor Schrecken sank letzterem die Büchse aus der Hand. Er ließ sie liegen, floh, und hat seitdem kein Wild mehr geschossen. Heimlich aber schlich er sich an das Häuschen und meißelte dort in den Stein die Worte: „Gottes Auge sieht alles.“ Seitdem heißt der Ort und das Heiligenhäuschen „Auge Gottes“.

Das Pferd bei Himberg.

Leuten, die einst auf der Linzer Höhe an Himberg vorbei wanderten, begegnete oft ein sonderbares Pferd. Das bestand nur mehr aus Knochen, als habe es schon lange Zeit unterm „Schinnwossem“ gelegen und sei nun wieder aufgestanden. Wer das Tier erblickte, den überlief eine Gänsehaut, und er eilte, so rasch er konnte, aus seinem Bereich zu kommen, obwohl es niemand etwas zu Leid tat, sondern nur stumm am Wege stand und nur mit dem klapperigen Knochenkopfe nickte.

Einmal hatten sich ein paar Frauen, die in Linz gewesen, verspätet. Da erschien ihnen der gespensterhafte Gaul. Schon wollten sie rasch entfliehen, aber er versperrte ihnen den Weg, daß sie, ob sie wollten oder nicht, an ihm vorüber mußten. Während die eine fast verging vor Angst und Bangen, faßte sich die andere ein Herz und redete das Tier an. „Wo kommst du her?“ fragte sie. Da tat der Gaul sein Maul auf und antwortete: „Vom Wald“. Da er aber noch stehen blieb, so fragte die Frau weiter: „Wo willst du hin?“ Und rasch antwortete das Tier: „Nach dem Wald“ und setzte hinzu: „Auf das Wort habe ich schon hundert Jahre gewartet. Nun bin ich erlöst.“ Da bekam es seine Menschengestalt und verschwand im Gebüsch.

Seitdem hat man das Pferd bei Himberg nicht wieder gesehen.

Das Diebskreuz bei Himberg.

Ein Kreuz stand einst auch an dem Wege, der von Himberg über die Höhe nach Asbach führt. Längst ist es verschwunden. Aber die Stelle, da es stand, heißt noch heute das Diebskreuz.

Ein Bauer lebte einst im nahen Dorfe mit seinem Sohn. Der wollte einen Stall bauen, und es fehlte ihm nur noch ein Balken. Den hätte er sich kaufen können, denn Geld genug besaß er dazu. Aber er dachte, im Gemeindewald wachsen die Bäume umsonst. Dahin schickte er am Abend seinen Sohn mit der Axt. Eine passende junge Eiche suchte sich der aus und lud sie auf die Schulter. Doch das frische Eichenholz war schwer. Dazu war es ihm, als ob's im Walde nicht geheuer sei. Dunkle Männer standen am Wege, und manchmal kam es ihm vor, als ob Finger nach seinem Holz griffen, es festzuhalten. Als er durch das niedrige Gebüsch strebte, meinte er plötzlich hinter sich Ketten rasseln zu hören. Über ihm hallte das Gerassel in den Baumkronen wieder, tanzte um ihn in wildem Tanz. Da warf er den Stamm von der Schulter und rannte fort, so schnell er konnte. Aber das Gerassel folgte ihm nach, bis er, in Schweiß gebadet, heimkam, wo er vor dem Vater, bleich vor Schrecken, niederstürzte mit den Worten: „Nie mehr will ich Holz stehlen.“

Das hielt er fernerhin treu und ehrlich. Den Bau zu vollenden, kauften sie reichlich Bauholz. Aus dem einen Stamm aber zimmerten sie, die Tat zu sühnen, ein Kreuz und richteten es an der Stelle auf, da sie vollbracht worden war, das Diebskreuz. Die Leute, die um den Diebstahl nichts wußten, nannten es das „Ziels“ Kreuz, nach dem Namen des Errichters.

Das Sühnekreuz im Saugitterich.

Auf der Höhe zwischen Rhein und Wied liegt der Weiherhof. Von ihm führt der Weg rheinwärts nach Rheinbrohl. Eine düstere Schlucht liegt dort. Sumpfboden birgt sie in ihrem Dunkel, da wo man's den „Saugitterich" nennt. Einst stand dort in Moor und Wildnis ein altes, vermorschtes Steinkreuz, halb umgesunken und in zwei Teile gebrochen. Eine Inschrift trug der vermooste Stein, die Schriftzeichen verwittert, verwischt, unleserlich. Man nannte die Stelle, da er stand, auch das „Holländer Loch", denn ein holländischer Graf war es, der hier vor langer Zeit den Tod fand.

Fröhlich war er ausgezogen, in den Wäldern hier oben der Jagd zu pflegen. Gar reich waren die Berge an Hirschen und Rehen, und in den Ackerfurchen versteckte sich manch feister Hase. Da gab es an einem Herbsttag hier oben ein fröhliches Treiben. Schüsse hallten, Hunde bellten, und hell und lustig klangen die Hörner. Reich war die Strecke am Abend. Aber einer der Jäger fehlte, der Graf aus den Niederlanden selbst. Und man mochte des Hornes Ton hinaustragen, so laut und so weit man wollte, es kam keine Antwort zurück. Man mochte warten, so lange man wollte, der Fehlende stellte sich nicht ein.

Erst Tage nachher fanden ihn Holzsammler. Eine Kugel war ihm von rückwärts ins Herz gedrungen, die Kugel eines, der ihm das Recht des Jagens streitig machen wollte und gleiches Recht für sich in Anspruch nahm, die Kugel eines Wilderers. Der aber blieb nicht unentdeckt. Seine Tat kam ans Tageslicht, und er endigte am Galgen. Er war ein Bauernsohn von der Höhe. Seine Tat zu sühnen, errichtete seine Familie das Steinkreuz.

Längst ist es verschwunden, das Sühnekreuz im „Saugitterich", wie das Gedächtnis an die Tat, die zu sühnen man es aufrichtete, verschwunden wie so viele Kreuze, die man in vergangenen Tagen an Wegen, Straßen und einsamen Fußpfaden, ja sogar auf Feldern, in Gebüschen und Wäldern errichtete. Roh in der Form, rauh an der Oberfläche, grob im Gestein, lagen oder liegen sie ruinenhaft zwischen Moos und Blumen, weisen allerlei Zeichen auf, die niemand mehr zu deuten weiß. Meist stammen sie aus dem 15. und 16. Jahrhundert. In dieser Zeit mußten sie gesetzt werden als Nebenstrafen für begangene Mordtaten, „was maßen sie" auch Sühnekreuze genannt werden.

Das Ende der Grube Altglück.

Zwei Bergleute wanderten einst über den Westerwald dem Rheine zu. Auf den Höhen des Gebirges hatten sie eine Grube besessen. Doch die war eingestürzt, und nun wußten sie keinen Platz mehr, da sie Schätze aus der Tiefe der Erde holen konnten. Als sie in die Nähe von Uckerrath kamen und es schon dunkel geworden war, da hörten sie neben sich auf der Straße ein feines Stimmchen, und da sie hinsahen, war es ein Zwerg, der war so alt wie der Westerwald. „Sucht ihr euer Glück, so bleibt hier," sprach er zu den Wanderern, „Schätze sind hier genug im Boden." Als die Bergleute dem Alten folgten, führte er sie seitab der Straße in einen dichten Busch. Ein steiler Felsen hob sich dort. Als er den mit seinem Stabe berührte, tat sich ein Spalt auf. Er ging da hinein und hieß die Männer folgen.

In einen Stollen kamen sie, da glänzte und glitzerte alles von Gold und Silber, daß einem fast die Augen vergingen vor all der Pracht. Ihr Herz aber lachte, als der Zwerg ihnen sagte, daß er mit ihnen den Reichtum teilen wollte, sofern sie still und verschwiegen wären. Das versprachen sie hoch und heilig. Und nun begann für sie eine schöne Zeit. Jeden Tag stiegen sie hinunter und fanden da immer eine ganze Masse des edlen Metalles heruntergehauen. Das hatte der Zwerg über Nacht getan. Davon nahmen sie immer schön die Hälfte und wurden reich. Aber mit ihrem Reichtum wuchs auch ihre Gier. Was sie hatten, war ihnen nimmer genug. Sie nahmen sich fortan stets den größten Teil, und schließlich ließen sie dem Zwerg gar nichts mehr. Zudem hatte einer von ihnen auch nicht reinen Mund gehalten und im Wirtshause erzählt, als man ihn nach seinem Reichtum gefragt, sein Glück habe er von dem Alten im Walde drüben. Als sie daher eines Morgens wieder in die Grube kamen, suchten sie an den Wänden vergebens nach Gold und Silber. Nur graues Gestein war mehr da. Bald war ihr Reichtum dahin, und sie mußten wieder im Schweiße ihres Angesichtes schaffen und mit kargem Lohn zufrieden sein. Die Grube „Altglück" verfiel allmählich. Von Zeit zu Zeit nur kamen die Menschen dahin, um von neuem nach Schätzen zu suchen. Als sie nichts fanden, ließen sie die Grube endlich jahrhundertelang liegen.

Dann aber versuchte man wieder dort Silber zu graben. Mit neuem Mut drang man in die alten Stollen ein. Ein Besitzer fand auf einmal einen gewaltigen Klotz Silbererz. Er baute daraufhin am Rhein eine Schmelze, die er aber bald wieder verfallen ließ, da im „Altglück" keine einzige silberhaltige Ader mehr gefunden wurde. Es war nur ein Stück gewesen, das der Zwerg verloren hatte.

Der Hexenkreis im Kasbachtal.

Den Kasbach, der in früheren Zeiten auch Katzbach hieß und unterhalb Linz in den Rhein mündet, talaufwärts liegt der Severinsberg, einst dem Domkapitel zu Köln zuständig. Eine halbe Stunde über demselben findet sich im Tal eine runde, ehemals ummauerte Erhöhung. Der Hexenkreis heißt diese Stelle. Hier hat das Erpeler Gericht in den dunkeln Tagen des Mittelalters seine Hexen verbrannt. Nicht wenige waren es, die dort ihre Seelen aushauchten, als letzte Anna Kath. Nurberg aus Bruchhausen. Es wurde ihr nachgewiesen, daß sie stets ein leichtfertiges Leben geführt, besonders in sittlicher Beziehung sich manches zu Schulden hatte kommen lassen. Zu Hexentänzen fuhr sie in einem goldenen Wagen durch die Luft nach Fitzhelde, einem gräflich Nesselrodischen Rittersitz und Hof. Der Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Mannes mit einer schwarzen spitzigen Mütze empfing sie. Mit ihm setzte sie sich wie eine Königin zu Tisch und trank aus silbernem Geschirr. Die Stühle, auf denen sie saßen, waren von Silber und übergoldet. Nach dem letzten Tanz fuhr sie wieder durch die Luft heim. Als sie vor dem Hexenrichter stand, leugnete sie erst, bekannte aber schließlich alles und wurde auf dem Hexenkreis als die Königin der Hexen verbrannt.

Wie die Kreuzkirche entstand.

Ehemals war die weite Ebene des Neuwieder Beckens, wo sich heute fruchtbare Felder dehnen, mit Wald bedeckt. An allerlei Wild, aber auch an wilden Tieren, war dieser überreich, und daher pflegten in ihm die Ritter der nahen Burgen gerne der Jagd, besonders einer aus dem Wiedtal. Der war ein recht weltlich gesinnter Herr und gab auf Kirche und Gotteswort nichts. Viel lieber streifte er im Wald und zog hinter dem raschen Wilde her. Einmal hatte er der Jagd wieder mit solchem Eifer obgelegen, daß er gar nicht an die Heimkehr dachte. Seine Begleiter hatte er längst verloren, und der Abend senkte sich herab. Da stieß er ins Horn. Doch keine Antwort wurde ihm von fern und nah. Alles blieb still. Schon schickte er sich an, die Nacht im Walde zuzubringen. Auf einer Anhöhe hatte er sich ein Lager unter einer Eiche gesucht. Da sah er plötzlich einen hellen Schein durch die hohen Stämme kommen. Näher und näher kam er, und eine weiße Frauengestalt schritt an ihm vorüber. In der Hand hielt sie ein strahlendes Kreuz, und ihre Stimme sprach: „Folge mir!“ Er gehorchte, und sie zeigte ihm den rechten Weg, so daß er wieder heim zu den Seinen kommen konnte. Plötzlich aber war die Jungfrau verschwunden. Als der Ritter über die nächtliche Erscheinung nachdachte, wurde es ihm klar, daß sie einen doppelten Sinn hatte. Einmal hatte sie ihm den Weg zur Burg gezeigt und ihn vor dem Untergang bewahrt. Dann aber hatte ihm das Kreuz sagen wollen, daß er nun einen andern, einen gottesfürchtigen Lebenswandel führen solle. Und er beschloß, das fortan zu tun. Auf der Höhe, da ihm die Jungfrau erschienen, ließ er ein Kreuz setzen, und hieß die Stelle fortan „Kreuzburg“. Später erbaute er daselbst eine Kapelle, dieselbe, deren Trümmer noch heute, von Efeu überwuchert, zur Seite des Weges von Melsbach nach Niederbieber träumen, die Kreuzkirche.

Das Ende der Weitersburg.

In der Nähe von Weitersburg liegt eine Höhe, die noch heute im Munde des Volkes die „Alte Burg“ heißt. Dort hat noch um das Jahr 1400 ein Schloß gestanden. Stolz schaute es von seiner Höhe herab in das Rheintal, übersah den Strom mit seinen Schiffen, die Straßen, die am Ufer dahinführten hüben und drüben, auf der die Wagen zogen, die der Städte reiches Kaufherrngut trugen. Schaute auch über die Westerwaldberge nordwärts, da die Berge starke Burgen trugen.

Ritter Arnold von Wittersburg wohnte dort oben, wie alle die Edeln seinesgleichen ein Kind seiner Zeit. Die Schiffe, die dort unten zogen von Köln nach Frankfurt und weiter gen Mainz, konnte er nicht vorübergehen lassen, ohne sie um einen Teil ihrer Ladung zu erleichtern. Die Kaufleute auf der Straße im Rheintal ließ er ebensowenig ungerupft vorüber. Wie oft geschah es, daß den Berg hinunter seine reisige Schar sprengte, wenn von Ehrenbreitstein oder von Bendorf stromab oder -auf Wagen rollten. Mancher Kaufherr schmachtete in seinem Verließ, bis ihm Gold und Silber die Tore sprengte. Aber auch die Bauern des Westerwaldes, besonders drüben, wo's im Trierischen Land war, spürten gar oft seine Faust. Und jedesmal, wenn ein Zug geglückt war, ging's auf der Weitersburg hoch her, und in Strömen floß der Wein. Das Leben, das dem Ritter und seinen Knechten sehr wohl gefiel, wäre so weiter seinen Gang geschritten — wenn nicht die Stadt Coblenz gewesen wäre und der Erzbischof Balduin von Trier.

Coblenz und mit ihr manche andere Stadt am Rhein befanden sich damals in höchster Blüte. Seit einigen Jahrhunderten schon gehörte sie zu dem Bunde, den die Städte untereinander geschlossen, um sich gegenseitig Hilfe zu bringen, wenn ihnen Gefahr drohte oder wenn ihre Bürger von den Rittern des Landes belästigt wurden. Manches Raubnest hatten sie schon ausgehoben, lange genug auch dem Treiben des Wittersburgers zugesehen. Länger ging es nicht.

Unten bei Engers hatte Erzbischof Balduin 1372 seine Feste Kunostein gebaut, die Ritter des Rheines, der Wied und der Sayn in Schach zu halten. Manchem derselben war er ein Schrecken geworden. Auch er wollte helfen, der Bedrängnis ein Ende zu machen.

So beschloß man gemeinsam, die Burg auf der Höhe zu brechen. Im Jahre 1400 war's. Da marschierten aus Coblenz eine stattliche Schar Männer, Coblenzer und Andernacher voraus. Selbst Oberwesel hatte Hilfe geschickt. Viel Geritt und Gerenn gab's auch in Kunostein. Da waren zu den Trierischen, Truppen der Stadt Bonn gestoßen. In aller Frühe marschierten auch sie los gegen das gemeinsame Ziel, die Weitersburg. Dort ahnte man nicht die nahende Gefahr. Ritter Arnold hatte weit in die Nacht hinein mit seinen Kumpanen gezecht, und kaum mochte man seinen Ohren trauen, als mit Gekrach das Tor eingestoßen wurde und der Hof von Waffen starrte. Es half nichts, daß man in der Eile die Lanzen faßte, die Schwerter umgürtete. Der Feinde waren zu viel. Die Weitersburger mußten es sich gefallen lassen, daß man sie gefangen nach Coblenz führte und konnten hinter sich nur noch die Flammen aufsteigen sehen, die ihre Burg verzehrten.

Lange saß Arnold hinter festen Mauern. Zur Wohnung gab man ihm dann ein Haus in Urbar, das ihm nicht erlaubte, sein gefährliches Handwerk wieder aufzunehmen. Wohl wandte er sich klagend an Kaiser Wenzel. Der versprach ihm auch wohl, für den Verlust seines Besitztums eine Entschädigung. Ob er aber sein Versprechen hielt, weiß man nicht.

Die Wiltburg bei Vallendar.

Oberhalb Vallendar, wo die Straße vom Rhein nach dem Westerwald hinaufgeht, stand einst eine alte Ritterburg, die Wiltburg. Das Rittergeschlecht derer von Wiltberg hauste in den rauhen Jahren des 17. Jahrhunderts in dem einfachen aber mächtigen Bau, dem zwei dicke Türme ein trotziges Aussehen gaben.

Der letzte Wiltburger war ein rechtes Kind seiner Zeit. Fehlte es ihm an Geld und Gut, das reiche Land umher gab es ihm. Den Rhein hinauf und hinab zogen Schiffe, die reicher Kaufherrn Gut trugen. Gemeinsam mit andern seiner Art verstand er die anzuhalten und auszubeuten. Fehlte es ihm an kühlem Trunk, die Weinberge rheinauf und -ab trugen Trauben in Hülle

und Fülle. Und war am Rhein nichts mehr zu suchen, so trug ihn sein Klepper westerwaldwärts ins Land der Kannen- und Krugbäcker.

War er daheim in seiner Burg, so ging's dort hoch her. Im Kreise seiner Raubgesellen ließ er übermütig den Becher kreisen und verhöhnte Gott und seine Diener. Gerade letztere waren ihm ein Dorn im Auge. Wagten sie doch von Zeit zu Zeit drohend und mahnend den Finger wider ihn aufzuheben. Aber es ging ihm, wie es vielen Menschen geht, die nicht die Wahrheit hören wollen.

Auch gegen Frau und Kinder war er roh und hart. Einst lag sein Weib schwer krank darnieder, indessen er im Rittersaal ein wüstes Gelage feierte. Nach dem Priester hatte sie gesandt um die letzte Wegzehrung. Der war gekommen. Gerade schritt er über die Schwelle des Frauengemachs, als der Wiltberger heraustrat. Die Spuren des Trinkgelages standen noch in seinem Gesicht. Zornig riß er sein Schwert aus der Scheide und schlug nach der goldenen Monstranz, daß sie klirrend zu Boden fiel. Dann hieb er in seiner Wut auch den Priester nieder.

Doch ihn sollte für seine Untat schwere Strafe treffen. Sein Weib starb. Seine Burg verfiel. Als er gestorben, mußte sein Geist noch lange, von den Qualen der Hölle verfolgt, mitternächtlich im Turm der Ruine umgehen, zur Strafe für seine gottlose Tat.

Die Reste der Wiltburg sind in jüngster Zeit aufgebaut worden. Eine Zigarettenfabrik befindet sich darin. Der Spukgeist des letzten Wiltburgers ist seitdem verschwunden.

Die Himmelsbraut von Besselich.

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wurden allenthalben im Westerwald durch Napoleon die Klöster aufgehoben. So auch das Kloster Besselich bei Urbar. Die Nonnen mußten die Stätte verlassen. Nur einer derselben wurde gestattet, zu bleiben und ihr Leben zu beschließen in der Zelle, da sie bisher gewohnt. In hohem Alter starb sie und wurde auf dem Klosterkirchhofe begraben. Das war Schwester Franziska, die Himmelsbraut.

Sie war die Tochter eines Kaufmanns aus Ehrenbreitstein. Nachdem sich die Eltern lange dagegen gewehrt, daß sie den Geliebten ihres Herzens heirate, da ihnen des Bräutigams Art kein Vertrauen einflößte, hatten sie endlich, auf ihr fortgesetztes Bitten hin, eingewilligt. Die Hochzeit war vorbereitet, die Gäste hatten sich bereits eingefunden zum Kirchgang. Nur der Bräutigam fehlte. Diener wurden abgeschickt, ihn zu holen. Sie brachten ihn nicht mit. Ihm war die Verbindung leid geworden und er deshalb abgereist.

Furchtbar war die Wirkung dieser Nachricht auf die Braut. Mit einem Schrei sank sie ihren Freundinnen in die Arme. Tränenlos starrte sie vor sich hin. Doch plötzlich faßte sie einen Entschluß. Vor ihre Eltern trat sie, die weinend um sie saßen. „Weinet nicht," sagte sie, „ich bin dennoch eine Braut. Noch heute werde ich einem andern Bräutigam angetraut." Sie raffte sich auf, nichts vermochte, sie zurückzuhalten, und ging zu den Bernhardinerinnen nach Besselich. In ihrem Hochzeitsschmuck bestieg sie mit ihren

Angehörigen einen Kahn. Bis gen Mallendar fuhr sie. Dort stieg sie die Höhe hinan. Und als sie durch die Tormauern des Klosters trat, schwur sie einen feierlichen Eid, diese Mauern nie mehr zu verlassen. Den Schwur hat sie gehalten und ist bis an ihren Tod geblieben die Himmelsbraut von Besselich.

Als 1807 das Kloster versteigert wurde, schrieb man ins Protokoll: „Bleibt der pensionierten Klosterfrau Vicarissin Franziska und der sie bedienenden Laienschwester Clara auf die Lebensdauer der erstern die freie Wohnung im Kloster, so wie sie solche bisher genossen, vorbehalten."

Die Wallfahrt des Königs Florian nach Besselich.

Oberhalb Urbar stand auf den Rheinbergen ehemals ein Kloster. Besselich nannte es sich. Zur Zeit, da der Frankenkönig Chlodwig in der Alemannenschlacht bei Zülpich Christ wurde, machte ein anderer christlicher König, Florian mit Namen, samt seiner Gemahlin, seinen beiden Töchtern und vielen Jungfrauen und andern Gefährten, unter ihnen auch Bischöfe und Geistliche, eine Wallfahrt nach dem „hilligen" Köln. In der Karwoche war es, da sie von Koblenz stromabwärts fuhren. Da hatten sie unterhalb Koblenz eine eigenartige Erscheinung. Über dem Kirchlein, das bei Besselich auf dem Berge stand, schwebte ein feuriges Kreuz. „Hier landet," schien das Gestirn zu sagen. Und dem Winke des Himmels folgten sie, stießen an Land und stiegen zum Gotteshause empor, darüber es stand. Darin verrichteten sie in Andacht ihre Gebete. Doch da kamen die Heiden, die in den Westerwälder Einöden noch Thor und Wotan dienten, überfielen sie und schlugen den Bischof am Altar nieder. Auch der König mit seinem ganzen Gefolge mußte sterben von der Hand der Heiden. Ihre Leiber begrub man um die Kapelle und so fand die Wallfahrt Florians ein trauriges Ende. Aber durch das vergossene Blut wurden Berg und Kirche geheiligt, und als später der Ort verwüstet wurde, da errichteten um 1200 die Herren von Helfenstein hier eine neue Kapelle und hatte der Berg Besselich allerlei Kraft, kranke und bresthafte Menschen zu heilen. Die kamen seitdem in Scharen dahingewallt aus den angrenzenden Graf- und Herrschaften, opferten „Geld, Kleinodien, Lichter, Hühner, Tuch, Bänder, Flachs und wächserne Bilder und Glieder". Geheilt kehrten sie heim.

Bis in die 80er Jahre des 18. Jahrhunderts fand zum Andenken an die Wallfahrt am Freitag vor Himmelfahrt hier eine Bittfahrt statt. In Niederberg sammelte man sich und ging zu Tal, bestieg, in getreuer Nachahmung der Fahrt Florians, Fahrzeuge und fuhr bis Vallendar, von wo man über Mallendar den Stationenweg hinaufstieg. Einmal hat man die Fahrt unterlassen. Das war im Jahre 1632, da Ehrenbreitstein besetzt war. Da wurden die Fahrlässigen bestraft. Ein schreckliches Unwetter suchte die Gegend heim. Hagel vernichtete die Saaten, die Ackerer auf dem Felde wurden vom Blitz erschlagen. Die Wallfahrt mußte auch zu Schiff ausgeführt werden. Versuchte man sie zu Fuß, so wurden den Wallern die Beine gelähmt.

Edeltrudis von Urbar.

Wo von Urbar durch einen Wald von Obstbäumen der Weg bergan führt zu dem Orte, da ehemals das Kloster Besselich stand, steht am Wege ein

Heiligenhäuschen. Einst dem heiligen Pankratius geweiht, enthält es jetzt das Bild der Mutter Gottes. Hier geht nachts die Nonne Edeltrudis um, schon seit Jahrhunderten.

Reicher Eltern Kind war sie, verwöhnt und verzogen von Geburt an. Stolz und Hochmut hießen die bösen Gaben, die ihr in die Wiege gelegt waren, die ihre Mutter noch besonders auszubilden sich bemühte. Mit Verachtung sah sie daher hinab auf alle Gleichgestellten, mehr aber noch auf alle Untergeordneten. Mit Verachtung blickte sie auch auf die vielen Werber, die ihrer begehrten. Ihrer Schönheit und ihres Reichtums wert war nur ein Gemahl von fürstlichem Geblüt. Einen solchen glaubte sie gefunden in dem Erbprinzen von Jülich, und ihn zu fangen, legten sie und ihre Mutter allerlei Stricke. Und fast schienen die Pläne zu gelingen, denn schon war der Tag der Hochzeit festgesetzt, als der Erwählte einer Erbtochter von Geldern den Vorzug und Edeltrudis den Laufpaß gab.

Nichts hätte ihren Stolz mehr verletzen können als das. Aber nicht müßigem Schmerze hing sie nach, sondern Rache, furchtbare Rache sann sie. Dazu half ihr ein schlimmer Geselle. In den Diensten des Teufels stand der. Gegen eine ihrer goldenen Locken lehrte er sie die Kunst, andern Schaden zuzufügen. Und die nutzte sie gegen die Söhne ihres Ungetreuen. Von zwölf derselben hatte keiner Nachkommen, gerade, als ob der Fluch auf ihrem Geschlechte ruhe. Die meisten nahmen ein klägliches Ende.

Edeltrudis aber ließ sich im Verkehr mit dem Bösen immer mehr einweihen in die höllischen Künste, lernte Liebes- und Gifttränke brauen und geriet so tiefer und tiefer in der Sünde Pfuhl.

Ihre Kunst anzuwenden, sollte sie wieder einmal Gelegenheit haben, als ihr ein schöner Jüngling in die Quere lief. Gewöhnt, alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen, begehrte sie, dessen Weib zu werden. Ihren Gehilfen schickte sie als Werber. Mit Hohn wurde sie abgewiesen, denn der Jüngling besaß bereits eine Braut, die er demnächst heimzuführen gedachte. Wiederum brütete Edeltrudis Rache, schlimmer noch als zuvor, und bat den Teufel, ihr dabei zu helfen. Der war aber nun mit einer Locke ihres Haares nicht zufrieden, sie mußte ihm vielmehr versprechen, ihm nach sechs Jahren an ihrem Geburtstage ihre Seele zu geben. Das tat sie, und dafür lehrte er sie die höchste höllische Kunst. Damit blendete sie am Hochzeitstage die Verhaßten, und die Kinder, die ihnen geschenkt wurden, hatten gleichfalls keine Augen.

So gingen fünf Jahre dahin. Noch eins, und der Teufel würde von ihr das Versprochene fordern. Da fing ihr an, bange zu werden. Vergessen suchte sie im Rausche der Sinnenlust. Umsonst. Sie betete, was sie lange nicht getan. Erst ging's schwer, dann lernte sie es wieder. Stunden lag sie im Gebet, Tage. So kam ihr Geburtstag, der Tag des heiligen Remigius. Da trat vor sie im Traum der Bischof, der dem Tage seinen Namen gegeben, zu dem sie auch gebetet. „Ich bin Remigius," sprach er, „den du riefst. Ich will dich retten aus deiner Sünde Pfuhl. Sündige nicht mehr, tue Buße und kasteie dich, bis der Teufel dir das mit Blut beschriebene Versprechen zurückgibt. So lange du die Handschrift nicht in Händen hast, wirst du des Versuchers Lockungen ausgesetzt sein. Darum gehe gen Besselich ins Kloster. Dort findest du einen Kranz von reinen gottgeweihten Jungfrauen, die dir den Weg zum Heil zeigen. Folge ihnen, und sie werden dich in ihren Kreis aufnehmen."

Tränen der Freude weinte Edeltrudis, da sie am Morgen erwachte. Ohne zu säumen, trat sie die Pilgerfahrt an, kam nach Besselich und kniete vor des St. Remigius Altar. Der Äbtissin warf sie sich zu Füßen und verlangte auch des Ordens Kleid. Bereitwillig nahm man sie auf in den Chor der Jungfrauen. Und sie wurde allen ein Vorbild. Doch noch hatte der Teufel Gewalt über sie. Mancherlei Versuchungen schickte er ihr. Sie bestand sie siegreich. Bis ein Tempelherr kam aus dem Hause am Fuße des Berges. Da entflammte ihr Herz in sündhafter Liebe zu dem schönen Jüngling. Am Stationenweg zwischen Mallendar und Besselich traf sie sich mit ihm, und oft auch an anderen Orten, denn sie war des Klosters Ausgängerin, bis die Äbtissin ihr verändertes Wesen merkte und ihr die Pforte versperrte. Da beschloß sie mit dem Templer zu fliehen. In dunkler Nacht harrte der an des Klosters Pforte. Und auf geheimen Sohlen aus ihrer Zelle schlich die Nonne. In der Pförtnerin Gemach stieg sie. Als diese aus dem Schlaf fuhr, forderte sie die Schlüssel von ihr, und da sie sich weigerte, stieß sie sie mit einem Dolche nieder und nahm, was man ihr vorenthielt, aus der Sterbenden geballter Faust. In des Geliebten Armen floh sie. Doch des Klosters Knechte, die rheinauf, rheinab nach ihr fahndeten, holten sie ein, als sie eben mit ihrem Gefährten eine Lahnfähre bestieg. Der war gar kein Tempelritter, sondern niemand anders, denn der Teufel selbst und floh feige vor ihren Waffen. Edeltrudis wurde ins Kloster zurückgebracht. Sie bekannte ihre zweifache Schuld. Ewiges Gefängnis war ihr Urteil. Nicht lange sollte sie auf dieser Erde ihre Strafe tragen, denn schon nach zwei Tagen fand man sie tot, mit schrecklich entstelltem Gesicht in ihrer Zelle. Die ewige Strafe zu tragen, aber geht sie um, da sie im Grab keine Ruhe finden kann, bis des St. Remigius Gotteshaus aus Schutt und Trümmer wieder erstanden ist.

Der heilige Castor.

Zu den ersten Glaubensboten auf dem Westerwald gehörte auch der heilige Castor. Der stammte aus Aquitanien im heutigen Frankreich. Ein Schüler des Trierer Bischofs, des heiligen Maximinus, und von diesem zum Priester geweiht, wanderte er moselabwärts. Nahe bei dem heutigen Orte Carden richtete er in einer Felsenhöhle seine Klause ein und begann unter den heidnischen Moselanern sein Bekehrungswerk. Bald fand er manche gläubigen Genossen, die sich in der Nähe seiner Höhle anbauten und so das Dorf Carden gründeten. Hier starb er auch hochbetagt und wurde in der von ihm gegründeten Kirche beigesetzt. Seine Gebeine aber flüchtete man, als die Stürme der Völkerwanderung durchs Moseltal brausten, in ein Versteck. Da aber die, die sie verborgen hatten, starben und verdarben in der Zeiten Flucht, so wurde sein Grab vergessen. Doch dem Priester Marcius erschien der Geist des Heiligen und bezeichnete ihm die Stelle, da seine Überreste ruhten. Man grub sie in Gegenwart des Bischofs Leonardus zu Trier aus und trug sie in seine Kirche zurück. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts ließ der Trierer Erzbischof Hetti dem Heiligen zu Ehren an der Mündung der Mosel eine Kirche bauen,

die Castorkirche zu Coblenz. Dahin führte man in feierlicher Prozession den Leib des Heiligen. Kaiser Ludwig der Fromme kam selbst dahin mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, betete an des heiligen Castor Grab und brachten der Kirche reiche Geschenke. Das Castorstift in Coblenz gründete auf dem Westerwald zahlreiche Kirchen. Zu ihnen gehören Rengsdorf, Honnefeld, Anhausen und Altwied.

VIII. Zwischen Wied und Sieg.

Der ungeratene Pastorsohn.

Die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts füllten die Berge des Westerwaldes mit Krieg und Kriegsgeschrei. Österreicher und Franzosen zogen dort hin und her in wechselndem Kriegsglück. Da lebte in Flammersfeld ein Pfarrer, der hatte einen ungeratenen Sohn. Schon vor seiner Geburt hatte der seine Stimme erschallen lassen, hatte gesungen und gepfiffen. Nach altem Brauche mußten solche Kinder getötet werden. Die Pfarrersfrau unterließ das und sollte dafür viel Leid erfahren. Der Junge wurde immer größer. Er war ein Sonderbarer, der seinen seltsamen Ideen nachging und am liebsten in Feld und Wald herumstromerte. Vielfach lag er der Wilddieberei ob. Als er erwachsen war, da jagte er Menschen und erschoß viele Soldaten im Walde bei Kircheip und in der „Leuscheid". Er mußte aber endlich sterben, als noch seine Mutter lebte, die er, da der Vater ihn verstoßen, heimlich des Nachts besuchte. Diese Besuche setzte er auch nach seinem Tode fort und kam allabendlich, um als Geist seiner Mutter zu erscheinen. Er reichte ihr die Hand, die sie zum Glück mit einem Tuch umwickelt hatte, weil sie sich sonst verbrannt hätte. So versenkte nur das Tuch. „Wo kommst du her?" fragte ihn die Mutter. „Aus der Hölle" antwortete der Sohn, „und du hast mich dahin gebracht. Hättest du fleißig die Rute über mir geschwungen, so wäre ich in den Himmel gekommen."

Lange trieb der Geist sein Wesen im Pfarrhaus zu Flammersfeld. Da wurde er durch einen Geistlichen an einen entfernten Ort verbannt. Nur wurde ihm gestattet, jedes Jahr seiner Heimat einen Fußbreit näher zu kommen.

Der Balzar von Flammersfeld, den „Ondöchter", hat seine Zeit zum Nationalhelden des Westerwaldes gemacht. Mit seiner „schwarzen Schar", 24 wilden, rauflustigen Gesellen, die vor keiner Tat zurückschreckten, fügte er den französischen Truppen manchen Schaden zu. So lauerte er auch einmal einem Lebensmittel- und Munitionstransport auf, der von Asbach über Weyerbusch kam, an der Stelle des Walddistrikts „Leuscheid", wo sich heute noch rechts und links der Straße Gräben hinziehen, die manche für Römergräben halten, die aber höchstwahrscheinlich aus der Franzosenzeit stammen. Von weitem vernahm man das Rasseln der Wagen, das näher und näher kam. Ein Reitertrupp passierte die Heerstraße. Den Karabiner in den Händen ritten die Franzosen, vorsichtig umherspähend, dahin. Still lag die Schar im Waldversteck. Auch noch, als ein stärkerer Trupp des Weges kam. Als aber dann

der Wagenzug vorüberrasselte, brach aus dem Gebüsch ein heftiges Feuer. Gut trafen die Kugeln der Freischärler. Ein großer Teil der Reiter stürzte zu Boden, und auch manches Wagenpferd sank in die Knie. Große Bestürzung brach in die stockende Kolonne. Wohl sprengten die Reiter herbei. Helfen aber konnten sie nicht. Sobald einer von ihnen erschien, sank er getroffen zu Boden. Schon brachen die Freischärler aus dem Wald, die Wagen zu plündern. Da kam's von Altenkirchen her mit Ungestüm heran. Andere französische Soldaten hatten das Schießen gehört und kamen zu retten. Ihre Zahl war so groß, daß die Gesellen Balzars schleunigst von ihrem Werk ablassen mußten und auf den Pfiff ihres Führers rasch im Wald verschwanden. Sie zu suchen, streiften die Franzosen kreuz und quer. Umsonst. Wie vom Boden verschlungen waren die Freischärler. Auf der Suche nach ihnen kamen einige Soldaten an eine Köhlerhütte. Aus der trat eine Bauersfrau, in Tücher dicht verhüllt. Am Arm trug sie einen Korb. Bis obenan war der mit Eiern gefüllt. Scherzend stießen die Soldaten daran, unterließen es auch sonst nicht, die Frau zu necken und zu hänseln, daß diese sich unwillig entfernte; was die Franzosen ohne weiteres geschehen ließen. Das aber war eben der Eierfrau recht, die nun auf geheimen Schleichwegen den Wald durchkreuzte und an einsamen Weilern vorüber ins Wiedbachtal kam. Oberlahr umging sie und durchschritt an einer wenig bekannten Furt den Wiedbach. Auf dem gräflichen Hofe „Haus Bruch" kehrte sie ein, wo in einem Zimmer im Hinterhause eine verdächtige Gesellschaft mit geschwärzten Gesichtern um den Tisch saß. Es war die Schar Balzars, die sich hierher geflüchtet.

Mitten zwischen sie stellte die Eierfrau ihren Korb, und bald griffen die Burschen wacker zu. Als sie aber zu ihr aufsahen, merkten sie, daß sie Kopftuch, Jacke und Schürze abgestreift hatte. Da stand vor ihnen ein Mann, und der war niemand anderes, denn ihr Führer, den sie schon in den Händen der Feinde geglaubt. Erfreut über den gelungenen Streich feierte man das Wiedersehen mit manchem Maß Bier. Bei Eierpfannkuchen und Brot aber beriet man aufs neue, wie man die Feinde schädigen konnte.

Die Wilddiebe im Flammersfeldschen.

Es war in den Jahren nach den Befreiungskriegen. Die „gewünschte" Freiheit hatte man in Preußen nicht gefunden. Vielen Leuten ging es schlechter als zuvor. Da faßten manche den Plan, übers große Wasser zu gehen. Im fernen Amerika hofften sie Glück, Reichtum und Freiheit zu finden.

In der Gegend von Hanau hatten sich fast sämtliche Einwohner eines Dorfes zur Auswanderung entschlossen. Haus und Hof hatten sie verkauft, das erlöste Geld ihrem Bürgermeister anvertraut, der auch mit ihnen wanderte. Er, der seit lange die Geschäfte des Dorfes geführt, sollte sie auch in die neue Welt bringen. Über den Main, durch die Taunuswälder, über die Lahn waren sie schwer bepackt nordwärts gezogen und auf den Westerwald gekommen. Nach Hamburg sollte ihr Weg führen.

Gutgesinnte Flammersfelder nahmen sie für ein paar Rasttage auf. Als die Fremden dann aber weiterziehen wollten, vermißten sie den Bürger-

meister und mit ihm ihr Geld. Was nun tun? Den Plan, auszuwandern, mußte man aufgeben und blieb, wo man war, siedelte sich in Flammersfeld an, heiratete in Reiferscheid und Gollershoben ein und schlug sich in den ersten Jahren schlecht und recht durch. Geld hatte man nicht, da ernährte man sich in erster Linie von der Wilddieberei. Hasen fing man und Rehe, bis man es allmählich nicht mehr nötig hatte. Die Neigung zu diesem Handwerk aber hat sich bei manchem auf Kind und Kindeskind vererbt.

Von den Flammenfelder Wilddieben, insbesondere von ihrer Treffsicherheit, erzählt man sich manche Geschichte. Die Herren von Nesselrode hielten einmal in ihren Revieren Treibjagd. Als Frühstückspause war, lagerte man um einen Baumstumpf unweit Diefenau im Mehrbachtale. Eine Schnapsflasche machte lustig die Runde und eifrig rühmte sich ein jeder seiner Heldentaten im Festmachen von Wilderern. Keiner ahnte es, daß einige der gefährlichsten Flammersfelder hinter einer Eiche standen. Als die „Lateiner" eben die Schnapsflasche zu kurzer Rast auf den Baumstumpf gestellt, hielten die es an der Zeit, ihre Anwesenheit zu melden. Einer derselben hob seine Flinte, und als ein Jäger eben nach der Schnapsflasche greifen wollte, krachte ein Schuß und in tausend Splittern flog diese entzwei. Eben so rasch stoben auch die Herren der Gesellschaft auseinander, und keiner dachte mehr an das Fangen von Wilddieben.

Leichenseher auf dem Westerwald.

Auf dem Westerwalde gab es früher Leute, die es voraussahen, wenn einer im Dorfe starb. Es waren solche, die allerhand von der schwarzen Kunst verstanden und wie die Hexen mit dem Teufel im Bunde waren. Zu diesen Leichensehern gehörte auch ein Mann aus Hoben bei Flammersfeld. Der ging eines Abends zur Spinnstube in ein Nachbardorf. Er mußte auf dem freien Feld eine Stelle passieren, die im Volksmund als nicht geheuer galt. Trotzdem wagte er den Gang. Um sich den „Greuel" zu vertreiben, pfiff er laut vor sich hin. Doch plötzlich ward er stumm. Ihm entgegen kam ein Leichenzug, auf das Kirchdorf zu. Vor dem Sarge ging der Schreiner, der diesen angefertigt. Bis zum Eingang des Dorfes schritt der Zug, wo ihn der Pfarrer erwartete. Viele Leute gingen hinterm Sarge, denn es war eine „große Leiche". Die Leute kannte er alle. Aus Gollershoben waren die hinterm Sarg schreitenden, die andern aus den Ortschaften rundum. Andern Tags war in Gollershoben jemand gestorben. Der Mann hatte die Leiche vorausgesehen.

Nicht weit von Gollershoben, in Hilkhausen, war eine Frau, die die Leichenwäsche besorgte, die Toten ankleidete und dem Schreiner half, sie in den Sarg legen. Die war einst ins Niederland zu Verwandten gereist. Da kam sie eines Morgens in die Stube und sagte: „Ich muß nun heim, da ist eins gestorben". „Woher weißt du das?", fragte man. „In der Nacht habe ich es gesehen", antwortet sie. Man suchte es ihr auszureden, doch sie blieb dabei und reiste heim. Abends spät kam sie nach langem Fußmarsch in Hilkhausen an. Man war erstaunt und erfreut zugleich über ihr Kommen. „Gut, daß du kommst, denn die Gothebas ist gestorben, und wir waren schon in Verlegenheit, weil niemand da war zur Leichenwäsche." „Darum bin ich ja gerade gekommen, denn ich habe ihre Leiche gesehen," sagte sie.

Das Mädchen auf dem Kirchhof.

Gräber sind seit jeher dem deutschen Gemüte heilig gewesen. Niemand durfte ihre Stätte durch Tat oder Wort entweihen. Geschah es dennoch, so traf den Schänder schlimme Strafe.

In Flammersfeld war's. In lustiger Spinnstube. Scherze flogen von Mund zu Mund, und Lieder erklangen in froher Runde. Rein übermütig waren die Mädchen. Am ausgelassensten die schwarze Gret. Und sie hätte am meisten Ursache gehabt, ernst und still zu sein. Nicht ihres Alters wegen. Aber es war noch nicht ein Jahr her, da hatte ihre Mutter die Augen geschlossen für immer. Das schien sie schon vergessen zu haben. Das Leben deuchte ihr ja zu schön. Der Frühling lachte. Die Wiesen grünten. Die Vögel sangen. Was sollte sie nicht mitsingen! „Wer weiß, wie bald die Glocke schallt?" Wer weiß, wie bald der Lenz vergeht, die Luft verweht? Darum hatte sie Mut, mehr als sie alle und rühmte sich dessen nicht wenig. Sie fürchtete sich vor keinem, auch nicht vor Tod und Teufel. — Aber, ob sie in der dunkeln Nacht auf den Kirchhof gehe? — Auch das! Und wenn's an der Mutter Grab sei! — Das soll sie beweisen. Einen Stab soll sie in den feuchten Grund stoßen. Mutig geht sie hinaus. Erschreckte Gesichter folgen ihr. Durch die Dorfgasse schreitet sie. Ächzend dreht sich das Kirchhofstor in den Angeln. Düster schaut der dunkle Turm der Kirche, die inmitten des Friedhofs liegt. Zwischen den düstern Zypressen hindurch findet sie das Grab und stößt den Stock tief hinein. Da — öffnet sich der Boden, eine weiße Hand kommt hervor und faßt den Stock. Faßt der Gret nach dem Herzen und reißt es ihr aus der Brust. Vergeblich warten die Burschen und Mädchen in der Spinnstube auf ihre Rückkehr. Entseelt finden sie andern Tags die Tollkühne an der Mutter Grab.

Die Geister in der Matthiasnacht.

Gar geheimer Schauer voll ist die Matthiasnacht. (24. Februar.) Wehe dem Menschenkind, das in ihr geboren wurde, wenn mit dem Glockenschlage 12 der neue Tag beginnt. Eine seltsame Gabe ist ihm mitgegeben, eine Gabe, die es wissend macht über die, die im kommenden Jahre aus der Dorfgemeinschaft sterben müssen. Das erschaut es, wenn es ein ungestümer Drang in der Nacht, da es zur Welt kam, auf den Kirchhof führt. Dort zeigt sich ihm ein seltsamer Zug. Den Gräbern, die rundum die niedrige Kirchhofsmauer umschließt, entsteigen die Toten. In langer Reihe wandeln sie um den Kirchhof, die vor langen Jahren schieden, die erst im vorigen Jahre ins Grab stiegen. Und hinter ihnen folgen die Geister derer, die noch lebend auf der Erde wandeln, deren Leiber daheim unterm niedrigen Dach schlummern. Wandeln unentwegt in der Reihe der Toten, wie alles Leben unaufhaltsam dem Tode zusteuert. Da schreiten die Männer, trotzige, kernhafte Gestalten, wie Eichbäume ihr knorriges Geäst recken. Jünglinge, gesund und frisch, und hinter ihnen die künftige Generation, blühende Knaben. Da wandeln die Frauen-

Mütter und Bräute, gebeugte Greisinnen und erwachende Jungfrauen. Schreiten stumm um den Kirchhof und seine offenen Gräber. Da und dort ist einer nicht imstande, den Weg zu vollenden. Er fällt um, und der Schauende weiß, der wird im kommenden Jahre sterben.

Es ist eine schauerliche Gabe, die den Menschen gegeben, die in der Matthiasnacht geboren sind. Auch einem Mädchen in Flammersfeld (man erzählt's auch von Wied) war sie gegeben. Das war den Burschen des Dorfes nicht unbekannt. An dem Abend, da sie ihren nächtlichen Gang machen mußte, war sie in fröhlicher Gesellschaft. Man versuchte, als die Geisterstunde nahte, sie festzuhalten, zu sehen, was dann kommen würde. Schon hatten die Zeiger der Uhr ihren letzten Rundgang angetreten. Da wurde das Mädchen unruhig und wollte hinaus. Die Burschen hielten es. Weiter ging die Uhr. Draußen klopfte es am Fenster. Das Mädchen schrak zusammen und strebte hinaus. Die Burschen ließen es nicht los. Zum zweiten Male ließ sich das Klopfen hören, doch stärker und anhaltender. Die Burschen erschraken, aber blieben standhaft. Da, bevor die Uhr zum Schlage aushob, erdröhnte gewaltig das Fenster. Geisterbleich und entsetzt fuhren die Burschen zurück. Das Mädchen aber, befreit, sprang über Tische und Bänke, zum Fenster hinaus und eilte geradeswegs zum Kirchhof.

In M. hatte ein Mädchen von der Geistererscheinung der Matthiasnacht gehört. Vorwitz und Verwegenheit trieben sie, auch einmal den geheimnisvollen Zug zu schauen. Sie sah ihn auch wirklich schreiten und in ihm viele, die ihr fremd, seit langem gestorben waren, manche, die noch mit ihr gelebt, alle die, die im Dorf noch lebten. Und sich selber sah sie, einen Busch Heckenrosen im Haar. Sah auch, wie sie fiel, hinter einen Kirchhofsstein. Da packte sie das Entsetzen, sie lief heim und war seit dem Tage krank. Von ihrem Lager stand sie nicht wieder auf. Als am Hage draußen die Wildrosen blühten, frisch und rot, da erstarb das Rot auf ihren Wangen, und bald trug man sie hinaus, dahin, wo sie ihr eigenes Ende gesehen.

Nahe am Kirchhof zu R. wohnte eine Frau, die noch sehr jung war, aber schlohweißes Haar trug. Jedes Jahr in der Mathiasnacht war der Geisterzug an ihrem Fenster vorübergewandert. Den hatte sie gesehen, und da war ihr Haar gebleicht worden vor Schrecken und Grauen.

Das 6. und 7. Buch Moses.

Die Hexen und Zauberer, die es früher auf dem Westerwald gab, schöpften ihre Weisheit aus dem 6. und 7. Buch Moses. Ein Mann, der dieses auch besaß, wohnte einst in Walterschen. Diese wunderbaren Bücher durften aber nur rückwärts gelesen werden. Einst war er in Flammersfeld zur Kirche gegangen. Da kam Besuch in sein Haus. Der kramte in den Stuben herum und fand auch die verstaubten Schriften. Er nahm sie und fing an zu lesen, aber vorwärts. Doch kaum hatte er einige Worte hinter sich, da klopfte es ans Fenster. Raben flogen wider die Scheiben und hielten ein lautes Gekrächze. Er las weiter. Immer mehr der Vögel kamen. Er las weiter. Ganze Schwärme machten ein wüstes Geschrei, flogen gegen die Fenster, daß die Scheiben klirrend in Stücke brachen und drangen auf den Leser ein. Dem

wäre es übel ergangen, wäre nicht der Eigentümer der Bücher gekommen. Der nahm diese schnell und las das, was der andere vorwärts gelesen, zurück. Der Raben wurden währenddem immer weniger, und als er fertig war, flog der letzte krächzend dem Walde zu. Es war höchste Zeit, daß der Mann zurückgekehrt, als ihm in der Kirche Raben erschienen waren. Wäre er nicht in höchster Eile heimgelaufen, so wäre es des andern Tod gewesen.

Leichenwache in der Flammersfelder Kirche.

Die Flammersfelder Kirche ist sehr alt, älter als der Kölner Dom. Aus dem Jahre 1000 stammt sie. Mancherlei hat sie im Laufe der Jahrhunderte geschaut, im Lande rundum, in die die drei Glocken, der „Michel“, der „Bernhard“ und die „Maria“ ihre Klänge schickten, als die Kirche noch eine der vielen Kapellen von Altenkirchen war. Und auch innerhalb ihrer Mauern hat sie viel gesehen. Es hat eine Zeit gegeben, da bahrte man im Flammersfeldschen die Leichen in der Kirche auf. Dorthin begaben sich auch die Nachbarn, um drei Nächte hindurch die Leichenwache zu halten. Das waren allerdings für die Wächter keine geringen Opfer. Denn in der Kirche spukte es allnächtlich, und manchen ergriff die Angst, daß er nicht wachen wollte. Da war aber ein Schuster in Flammersfeld, der rühmte sich, daß er sich vor keinem Gespenst fürchte, und wenn er allein die Leichenwacht halten müsse. Das wollten die andern ihm nicht glauben und verabredeten eine Wette. Zur Bedingung machte der Schuster, daß er bei der Leichenwache schustern dürfe, was man ihm auch bewilligte.

Nun war in Flammersfeld einer gestorben, und der Schuster sollte seine Wette austragen. In Wirklichkeit aber ließ man den Toten daheim, in den Sarg aber, den man in die Kirche brachte, legte sich der Schäfer, in ein Hemd gekleidet und als ein Toter. Der Schuster sah gar nicht nach der Leiche, die still im Schimmer der Kerzen schlummerte und mit einem Leintuch zugedeckt war. Lustig schusterte er und pfiff ein fröhlich Lied dazu. Aber kaum hatte es zwölf geschlagen, da wagte er es doch, ein Auge dahin zu werfen. Die Leiche bewegte den rechten Fuß. „Wenn du dud sein wellst, dann sei och richtig dut!“ sagte der Schuster, und die Leiche lag still. Nicht lange nachher hob sie das linke Bein. Der Schuster wurde ärgerlich und rief lauter: „Wenn de dud sein willst, dann sei och richtig dut.“ Wieder war's eine Weile still. Da hob der Tote den Kopf. Nun hielt's den Schuster nimmer. „Wenn de dut sein wellst, dann sei och richtig dut!“ schrie er und gab dem im Sarg Liegenden mit seinem Schusterhammer einen solchen Schlag auf die Stirne, daß er sich nicht mehr bewegte.

Der Schäfer, der sich lebendig in den Sarg gelegt hatte, war nun wirklich „richtig dut“.

Die Hexe von Flammersfeld.

Nicht weit von Flammersfeld lag einst in östlicher Richtung ein kleiner Trupp von Häusern. Nur drei an der Zahl hatten sich hier zusammengefunden. Aber die Bewohner derselben lebten keineswegs in nachbarlichem Frieden.

Es war vielmehr immer Streit zwischen ihnen. Warum, wußten sie oft selbst nicht. Da in dem einen Häuschen, mehr als man wünschte, Unglück einkehrte, bald bei den Menschen, bald bei den Bewohnern des Stalles, so mußte einer die Schuld tragen. Es konnte nicht anders sein, als die Großmutter im Nachbarhause wars. Denn die war eine Hexe. Schon ihr Haus mit den Treppchen und Winkeln sah ganz aus wie ein Hexenhaus. Und die Frau glich einer solchen erst recht. Sie konnte sich unsichtbar machen, und dann ging sie in die Häuser und richtete allerlei Böses an. Eine gute Kuh hatten die Nachbarn gehabt, die molk sie daheim am Handtuch. Da stand sie trocken. Gab sie noch ein Tröpfchen Milch, so war die blutig. Einmal ging sie am Stall vorbei. Und als man nachher in diesen guckte, lag eine Kuh da und war tot. Eine andere Kuh hatte sie krank gehext. Das kranke Tier führten sie nach Raubach (oder Brechhofen). Da war ein Mann, der konnte etwas gegen behextes Vieh. Der guckte in einen Wassereimer und berichtete: Die Nachbarin ist die Unholdin. Er verriet einen Holundertrank, denn gegen Frau Holdas Kraut waren die Hexen machtlos. Die Kuh wurde davon auch gesund und ihre Milch wieder klar. Die Alte hatte auch ihren Mann durch ihre Kunst sich erworben. Der war eines reichen Bauern Sohn, und seine Eltern wollten ihn beileibe nicht dem Mädchen geben. Doch die hatte solche Gewalt über ihn, daß er nicht von ihr ließ. Die Alte stahl auch ihren Nachbarn, was sie haben wollte. Besonders auf den Feldern trieb sie sich herum und holte dort die Frucht. Einmal tat sie das bei schwerem Gewitter. Der Nachbar sah sie fortgehen und folgte ihr nach. Aber als ihn die Alte kommen sah, verschwand sie rasch. Nur eine schwarze Katze kam hinter einem Getreidehaufen hervor und sprang eiligst fort.

In eine Katze verwandelte sie sich öfters und erhielt auch selber Katzenbesuch. Das waren auch Hexen, die mit ihr in dieser Gestalt stehlen gingen. Ein Mann wollte sie in einer Nacht überraschen. Zu Bett legte er sich und neben sich unter der Decke verwahrte er einen Knüppel. Kaum hatte die Uhr zwölf geschlagen, als leise die Tür sich öffnete und zwei schwarze Katzen hereinschlichen. Auf das Bett sprangen sie und guckten dem Schlummernden ins Gesicht. Ein fauchender Streit entspann sich zwischen ihnen, den der Mann, der sich schlafend stellte und herzhaft schnarchte, Wort für Wort verstand: „Hä bööft!" (er schläft). „Hä bööft net." (Er schläft nicht.) „Hä bööft!" „Hä bööft net!" Als die Tiere endlich überzeugt waren, daß er schlief, gingen sie über den Schrank, um dort zu mausen. Da sprang der Alte auf und zog der einen Diebin mit dem Stock einen derben Hieb über den Schädel, und beide stoben hinaus. Andern Tags hatte die Frau den Kopf verbunden.

Immer, wenn die Hexe etwas verrichtete, sah man auf ihrer Treppe blaue Flammen wie von brennendem Schwefel. Ein Zeichen dafür war das, daß der Teufel ihr einen Besuch abgestattet hatte.

Der Hexer aus dem Flammersfelder.

Das vergangene Jahrhundert konnte auf dem Westerwald noch allerlei Hexengeschichten erzählen. Fast in jedem Dorfe gab es eine der Unholdinnen, die es vermochte, dem Nachbarn, dem sie bös gesinnt war, Schaden zuzufügen

an Kind und Vieh. Nicht selten hatte der Oberste aller Hexen selbst sich auch in die körperliche Gestalt eines Mannes gewandelt, der es nun vermochte, einem etwas „anzutun". Einen solchen Hexer gab es auch einst in einem kleinen Dörfchen, das sich westwärts der Straße, die von Flammersfeld herüber nach Weyerbusch führt, ins Tal duckte. Alle Welt wußte, daß er mehr konnte, als Brot essen, und die im Dorfe waren fest davon überzeugt, daß er dem einen seine Kuh, daß sie blaue Milch gab, dem andern seinen Acker, daß er Disteln im Übermaß trug, dem dritten seine Frau, daß sie ihrem Manne untreu wurde, behext hatte. Sie fürchteten ihn alle und gingen ihm gerne aus dem Wege, wo das aber nicht möglich war, waren sie höflich und freundlich gegen ihn. Nur der eigene Sohn, der Willem wußte nichts von der geheimen Macht seines Vaters. Wie hätte er sich sonst erkühnt, zu einem Mädchen eines nahen Dörfchen auf die Freite zu gehen, wo er doch wußte, daß sein Vater es nie und nimmer erlauben würde, daß er es heirate. Mehr als deutlich hatte ihm der es wohl zu verstehen gegeben und von Schlägen und blauen Mälern gesprochen. Aber das Mädchen mußte wohl auch eine Hexe sein, denn so oft der Vater ihm den Gang auch verboten hatte, wenn der Samstagabend kam, an dem die Wäller Burschen früher ihre Mädchen besuchten, fand er ihn auf dem Wege dahin. Lange genug sah der Vater den samstäglichen Gängen zu, dann aber suchte er ihnen ein Ende zu machen.

Der Weg nach dem Dörfchen stieg ziemlich steil bergan und führte auf einer Streck durch ein dichtes Gebüsch, in dem's nicht geheuer war. Darin stellte sich der Hexer auf und wartete des Sohnes Heimkehr. Recht spät war es schon, als dieser scheu und rasch hier vorübereilte.

Als er gerade dahin kam, wo ein Graben den Weg kreuzte, da sprang etwas aus dem Gesträuch hervor, ohne daß etwas zu sehen war. Auf den Rücken des Burschen aber sauste: klatsch! klatsch! ein ganzer Sack voll Schläge. Unsichtbare Ruten vollführten die tollsten Sprünge. Er hielt seine Arme schützend hinter sich, da regnete es auf diese. Er begann zu laufen. Je schneller er lief, desto rascher tanzten die Stöcke. Tanzten auf und ab, und nichts half alles Schreien und Jammern. Tanzten und tanzten, bis der Fliehende fast ohne Atem an seiner Haustür ankam.

Still schlich er sich in seine Kammer und konnte die ganze Nacht nicht schlafen, fühlte sich andern Tags so müde und zerschlagen, daß er kaum aufzustehen vermochte. Sein Rücken aber war voll von Striemen und blauen Mälern. Der alte Hexer freute sich schon, daß er nun seinen Burschen kuriert habe. Er freute sich zu früh. Als der Samstag kam, ging er seinen gewohnten Gang, doch nicht allein. Seinen Freund hatte er ins Vertrauen gezogen, ihm seinen Überfall erzählt und ihm zum Beweise den Rücken gezeigt. Der war ein stämmiger, handfester Bengel und getraute sich wohl, es mit einem Gespenst aufzunehmen. Aber als sie auf dem Heimweg durch das Wäldchen kamen, gabs dort dieselbe Lektion für beide, nur noch derber. Obwohl sie noch so rasch liefen, die Ruten tanzten schneller und als sie endlich mit Schlagen aufhörten und die Burschen sich umschauten, war nichts zu sehen und zu hören. Sie schämten sich fast, daß sie Reißaus genommen und beschlossen, beim nächsten Male dem schlagenden Gespenst zu Leibe zu gehen. Acht Tage vergingen. Es hatten sich eben ihre blauen Mäler verflüchtigt, da traten sie wieder den Weg

zu dem Dörfchen an. Mit festen Eichenstöcken waren sie bewaffnet. Damit wollten sie dem unsichtbaren Geist gehörig auf die Finger klopfen.

Wieder kamen sie an die berüchtigte Stelle. Da waren auch schon die geheimnisvollen Ruten wieder da. Aber der Bursche drehte sich um und führte dahin, wo sich die unsichtbaren Hände befinden mußten, einen gewaltigen Schlag. Da glaubten sie etwas wie einen Schrei zu hören, und die Schläge ließen nach, fielen aber bald wieder fast so dicht wie zuvor. Da holte der Bursche zu einem zweiten Hieb aus und wieder hörten sie den Schrei, und die Schläge hörten völlig auf, daß sie ungeschoren heimkommen konnten.

Andern Tages aber hatte der Alte beide Arme verbunden und der Sohn wurde nicht mehr auf seinem nächtlichen Heimweg überfallen.

Leuscheider Anschläge.

Von der Stadt Schilda werden närrische Schelmereien erzählt. Schildbürger aber gibt es auch anderwärts. Als nämlich die Stadt Schilda abbrannte, da wanderten ihre Bürger aus und bauten sich in den verschiedensten Gegenden an. Darum gibt es manche Städte und Städtchen, Dörfer und Dörfchen, da Schildbürger wohnen und es in allerlei Streichen ihren Vorfahren gleichtun. Auch auf dem Westerwald sind solche Orte in großer Zahl. Die größte Berühmtheit im Schildbürgertum erlangte Leuscheid, jenes Dörfchen auf den Höhen der Sieg, dessen Name man als Volksberg (liuti — scheid), aber auch als Löwenberg (Liuuenskeit) erklärt. „Löscheder" Anschläge sind weit und breit bekannt, und man erzählt sich ihrer viel mehr, als die Leuscheider, die in Wirklichkeit nicht dümmer als andere Leute sind, vollführt haben.

Die weiße Frau von Altenburg.

Wo das lauschige Tal des Mehrbach in das Wiedtal übergeht, liegen Kloster und Burg Ehrenstein. Zwischen den Trümmern der letzteren hindurch windet sich der Weg weiter talaufwärts und erreicht bald das Dörfchen Altenburg. Hier hat vor langer, langer Zeit eine Burg gestanden. Der Ritter, der darin hauste, war, wie viele der Westerwaldritter, ein Buschklepper. Weithin die Dörfer im Asbacher Land, die ohnehin nicht an Überfluß litten, suchte er heim. Namentlich aber die Wagenzüge, die durchs Wiedtal kamen, wenn sie nicht schon von einem seiner Freunde ober- oder unterhalb ausgeplündert waren, wurden von ihm überfallen. Dieser Ritter hatte aber eine brave Tochter. Die weinte sich fast die Augen aus, wenn der Vater auf Raub aus war. Kam er dann heim, so ermahnte und bat sie ihn inständig, doch ja vom Raube zu lassen. Umsonst. Anfangs lachte er sie aus. Dann wurde er zornig. Aber trotzdem unterließ sie es nicht, zu bitten. Das sollte ihr einmal übel bekommen. Wieder war er auf Raub aus. Sie war ihm bis weit unterhalb der Burg entgegengegangen. Da kam er mit reicher Beute heim. Auch ein Wagen mit Wein war darunter. Unterwegs hatte man davon schon ausgiebig probiert, und hochrot waren die Köpfe. Da trat die Tochter zu dem Vater und bat erneut, den Raub wieder zurückzuführen. Namentlich um einen jungen Menschen tat es ihr leid, der gebunden hinter dem Wagen hergehen mußte. Der Vater zeigte ihr die Peitsche, und als

sie wieder bat und flehte, riß er sein Schwert aus der Scheide und stieß es der neben ihm Schreitenden in die Brust, gerade an der Stelle, wo man's heute noch die „Kaltehöhe" nennt. Sterbend stürzte sie zu Boden. Der Vater, selbst entsetzt über seine Tat, ließ sie aufheben und im Burggarten begraben. Aber seitdem geht sie allnächtlich um. Aus ihrem Grab steigt sie und umwandelt den Ort, da einst ihres Vaters Schloß gestanden, geht dann weinend an die Mordstelle, um zurückzukehren in ihr Grab. Sie muß so lange umgehen, bis die Schandtaten ihres Vaters gesühnt sind.

Der „Fahrhohnshas".

Auf der höchsten Erhebung zwischen Hombach und Breitscheid, auf der linken Seite der Wied, liegt eine Flur, da es „Im Fahrhohn" heißt. Seit langem geht hier ein unheimliches Wesen um, überfällt Kinder, die des Weges gehen, kratzt und beißt sie zu Tode, erschreckt Erwachsene, wenn sie bei Dunkelheit seinen Pfad kreuzen, durch seine tellergroßen glühenden Augen, daß ihnen kalte Schauer über den Leib jagen. Manchem hat es schon Unheil und Tod gebracht. Im Volksmunde nennt mans den „Fahrhohnshas."

Niemand anderes ist er als ein Köhler, der vor Zeiten in den Bergen der Wied, da dort weithin Wald die Höhen deckte, wo heute sich Äcker breiten, seine Meiler schichtete und daneben wilderte, bis ihn der Waldförster ertappte, den er mit seiner Köhleraxt erschlug.

Es war ein armes Leben, das er in seinen Bergen führte. Selten bekam er einen Happen Fleisch bei seiner schweren Arbeit, wenn er die Meiler baute oder mit seinem Gespann die fertige Kohle über die Berge zum Rhein führte. Und doch hatte er die Genüsse so nahe. Um seine Meiler hoppelten die Hasen, ästen die Rehe, furchtlos, als ob sie ahnten, daß er ihnen nichts zuleide tue. Und in den Rheinorten, wohin er die Kohlen brachte, da war man der Ansicht, daß Gott die Tiere für alle geschaffen habe und nicht nur für die Tafel der Herren. Das brachte ihn von seiner bisherigen Redlichkeit ab. An geheimer Stelle, die nur ihm bekannt, da des Waldes Tiere ihre Wechsel hatten, legte er Schlingen, unbeobachtet, wie er glaubte. Indessen hatte sein Knecht hinter einem Baume gestanden, und als er den am gleichen Tage, weil er einen Meiler hatte durchbrennen lassen, fortgejagt, war dieser schleunigst zum Förster gelaufen. Eiligst schritt der in sein Revier und fand an der Stelle, die ihm der Verräter bezeichnet, in der Schlinge einen zappelnden Hasen. Hinter einen Baum stellte er sich, wartend darauf, daß der Dieb kam, ihn zu holen. Nicht allzulange dauerte das. Als dieser gerade das Tier aus seinen Fesseln befreien wollte, scholl ihm des Försters „Halt!" entgegen. Wie versteinert stand der Ahnungslose, bat und bettelte, als der Jäger ihm zu folgen befahl, griff, als das nichts half zur Axt, die er mitgebracht und ließ sie auf des Jägers Kopf sausen. Von Grausen erfaßt über seine Tat, ließ er das Beil fallen und floh.

Andern Tages fand man den Toten. An der Axt erkannte man den Mörder. Man fahndete nach ihm, doch er blieb verschollen, und kein irdisch Gericht konnte die Mordtat im „Fahrhohn" sühnen. Der Mörder aber irrt seitdem hier ruhelos umher als „Fahrhohnshas".

Die gebannten Diebe.

In früheren Jahrhunderten soll es Leute gegeben haben, die die Fähigkeit besaßen, eine Person durch Anwendung bestimmter Formeln oder Bannsprüche an einen Ort zu bannen und sie durch andere Machtsprüche wieder vom Banne zu lösen.

Diese Fähigkeit besaß einst, als auf dem Westerwald noch keine Eisenbahnen fuhren und alle Waren von den Sieg- und Rheinstädten heraufgebracht werden mußten, ein Fuhrmann aus der Weyerbuscher Gegend, und die war ihm von großem Nutzen. Er fuhr täglich mit seinem breiträdrigen Karren auf der Hohen Straße nach Siegburg und brachte dann allerlei Waren mit. Der Weg war lang und oft kam es vor, daß er Abends nicht heimkam, sondern unterwegs übernachten mußte. Das tat er einst in Straßenhaus, wo wegen des uralten Jahrmarktes und des Fuhrverkehrs ein paar Wirtshäuser entstanden waren. So war er wieder einmal dort angekommen. Die Pferde hatte er ausgeschirrt, den beladenen Wagen aber ließ er mit all seinen Schätzen auf der Straße stehen. Bevor er sich jedoch umlegte, ging er rund um sein Gefährt herum und murmelte allerlei Bannsprüche. Einigen Langfingern schien der beladene Wagen in die Augen gefallen zu sein. Denn kaum waren im Wirtshaus die letzten Lichter gelöscht, da kamen sie herbei, beluden sich in Eile mit Kisten und Körben und wollten damit verschwinden. Aber es gelang ihnen nicht aus dem Bannkreis fortzukommen und mußten stehen bleiben bis zum Morgen. Der aufwachende Fuhrmann erst machte sie frei, entließ sie, aber mit einer erheblichen Tracht Prügel.

Auch in Kaffroth war einst ein Diebesbanner. Das war ein Mann, der ins Dorf geheiratet hatte. Vom Hunsrück war er gekommen. Den riefen die Leute weit und breit, wenn es irgendwo nicht sicher war und man Diebstahl befürchtete. Dann ging er zur Nachtzeit dreimal ums Haus, allerlei Bannsprüche murmelnd. Kamen dann Diebe, so konnten sie wohl in den Bannkreis hinein, mußten aber darin verharren, bis der Tag kam und der Banner sie löste. Damit verdiente er ein schön Stück Geld, die Diebe aber erhielten regelrechten hölzernen Lohn.

Die Heinzelmännchen im Asbacher Land.

Wie allenthalben im Westerwald, so trieben auch in den Bergen des Asbacher Landes Heinzelmännchen einst ihr Wesen. Einzelne von ihnen wohnten gar auf den Höfen und Weilern, wo sie den Menschen ihre Dienste liehen. So bei Uckerath, wo sie auf dem Hofe „Broch" wohnten. Ganz besonders waren sie dem Vieh zugetan. Des Nachts hockten sie im Stalle, es zu behüten und zu striegeln, daß es am Morgen glatt und glänzend dastand, ihm die Raufen mit Futter zu füllen, daß sie rund und fett wurden. Tagsüber auf der Weide trugen sie Sorge dafür, daß keines ablief in den Wald und daß sie abends wieder vollzählig in ihre Ställe kamen. Der Bauer war den kleinen Helfern recht dankbar. Er stellte ihnen allabendlich auf die Türschwelle eine Schüssel mit süßer Milch. Die nahmen sie gerne an. Aber als er es einmal ganz gut mit ihnen meinte, ließ er ihnen kleine Anzüge

vom Schneider machen, fein mit Gold und Silber bestickt. Die legte er ihnen neben die Schüsseln. Andern Morgens jedoch fand er alles, wie er es ihnen hingestellt. Sie hatten erkannt, daß sie entdeckt waren, und heimlich das Weite gesucht. Seitdem sind sie nicht wiedergekommen.

Nicht anders ging es auf dem Buschhofe bei Menth. Dort sorgten die Zwerge besonders für die Küche. Wenn nach mühevoller Arbeit die Knechte und Mägde heimkamen, dann waren Küche und Stube blank. Auf dem Herde flackerte lustig das Feuer, und die Kartoffeln im Topf waren gar und die Tische gedeckt. Man brauchte nur Platz zu nehmen und zuzulangen. Einmal kam über den Hof am Abend ein Zwerg mit einem kleinen Sack auf dem Rücken. Er ächzte gewaltig. Gerade stand der Bauer vor der Tür und hörte das Gestöhn. Höhnend sagte er:

„Steil ist der Berg,
schwach ist der Zwerg."

Das nahm ihm der sehr übel. Seinen Sack warf er ab und lief, was er laufen konnte, um nie wiederzukommen. Den Sack hob der Bauer auf. Der war so schwer, daß er ihn selbst kaum tragen konnte. Als er ihn öffnete, waren nur Steine darin.

In Bennau wohnte ein Heinzelmännchen in der Hütte einer alten, armen Frau. Der half es, wo es nur konnte. Es ging mit ihr in den Wald, wo sie sich das Reisigholz zusammenlas. Eilig lief es ab und zu, bis die Bürde so schwer war, daß sie sie nicht zu tragen vermochte. Dann packte es sie auf den Rücken und schleppte sie heim. Und wenn die Alte nachgehumpelt kam, lag das ganze Holz schon in Stücke gebrochen vor dem Herde. Aber die Frau war vorwitzig. Sie hätte gar zu gerne einmal das Zwerglein, das immer unsichtbar tätig war, gesehen. Darum legte sie ihm einen Knüppel in den Weg. Darüber stolperte es. Schreiend fiel es hin. Dann aber wurde es still, und sie hörte nur noch, wie die kleinen Füße hurtig fortliefen. Seitdem hatte sie die wertvolle Hilfe verloren.

Die eitle Jungfrau von Asbach.

In einem kleinen Dörfchen bei Asbach wohnte eine arme Frau mit ihrer Tochter. Der Vater hatte in einem Steinbruch den Tod gefunden. Die Mutter ernährte sich mühsam, aber redlich von ihrer Hände Arbeit. Dabei sollte ihr ihre Tochter, die allgemach zu einem hübschen Mädchen herangewachsen war, helfen. Doch die zeigte dazu nicht die geringste Lust. Viel lieber schmückte sie sich und stand stundenlang vor dem Spiegel oder führte auf den Straßen ihre Schönheit spazieren. Darüber grämte sich die fleißige Frau gar sehr. Allein alle Mahnungen, alle Drohungen, harte Scheltworte waren umsonst.

Wieder einmal konnte sie sich an einem Sonntag Morgen gar nicht vom Spiegel in der Kammer trennen. Immer wieder strählte sie ihre goldblonden Haare, die ihr wie Seide um die Schultern rannen. Schon hatten die Glocken in Asbach längst zur Kirche geläutet, und ungeduldig wartend stand die Mutter, die sie mitnehmen wollte zum Gottesdienst.

Da entfuhren ihr harte Worte. Sie verwünschte die eitle Tochter. „Daß du doch im Wiesenborn säßest mit deiner Schönheit!" rief sie. Und kaum war

der Ruf ihrem Munde entflohen, so war die Tochter verschwunden. Seitdem kam sie nicht wieder heim. Am Wiesenborn saß sie Tag für Tag, strählte und flocht ihr Haar. Der klare Quell war ihr Spiegel. Unter einer Eiche aber saß sie dann im Sonnenschein und ließ ihre Flechten trocknen. Des Nachts hörte man sie im Walde lachen und jauchzen. Heim konnte sie nicht mehr. Der Mutter Fluch hielt sie gebannt, bis an der Eiche Äste gewachsen, so dick und stark, daß eine Wiege daraus zu machen sei. Ein fremder Bursche, der dann durchs Tal komme, sollte ihr Retter sein.

Viele Jahre gingen hin, und mancher Bursche hörte die verwünschte Jungfrau rufen und lachen. Aber jeder mied das Tal des Wiesenborns. Da wanderte an einem Sonntagmorgen ein frischer Handwerksbursche der Sonne entgegen auf Asbach zu. Durchs Wiesental schritt er, ein Lied auf den Lippen. Doch plötzlich verstummte er. Unter der Eiche sah er die Jungfrau sitzen. Sie winkte und bot ihm freundlich einen guten Morgen. An ihrer Seite ließ er sich nieder, und sie erzählte ihm, wer sie sei. Nun sei ihre Stunde gekommen, und er sei der, der sie erlösen könne. Dem schien das nicht allzuschwer. Ihre Hand faßte er und wanderte mit ihr die Stroße ostwärts auf den Westerwald. Seitdem hat man im Wiesenborn die Jungfrau nicht mehr gesehen.

Der Barchermann.

Nahe bei Menth im Asbacher Land liegt der kleine Hof „Barch", an der Straße, die von Uckerrath hinabführt ins Tal der Sieg „Bierch". In uralte Zeiten führen diese Namen zurück, in Tage, da hier oben im Westerwald noch als das wichtigste Tier des Haushaltes das Schwein galt. Bier oder Barch hieß der Eber, der der Frigga geheiligt war, auf dem sie zuweilen vom Bertenauer Kopf aus der Tiefe des „Jungfernbades" herauskam und ihren Ritt unternahm über die Berge und in die blühenden Täler des Wiedlandes.

Frigga lebt nicht mehr. Aber in der Gegend zwischen „Barch" und „Bierch" wanderte noch lange der Barchermann.

Das war ein eigentümlicher Geselle. In einem Häuschen am Walde wohnte er. Ganz klein war das und verfallen. Aus dem Moosdach wuchsen Pilze und Büsche. Die Balken waren so schief und alt und morsch wie sein Bewohner. Niemand wußte, woher der gekommen war. Niemand auch, wohin er ging, wenn er des Abends von seiner baufälligen Hütte Abschied nahm und erst mit dem grauenden Morgen wieder hinein schlüpfte. Niemand auch, wer ihm das Essen kochte, da kein lebendes Wesen mit ihm die Wohnung teilte. Alle erschauerten, wenn er sie mit dem einen Auge, das er noch besaß, gar lauernd anblickte und mit den Fingern seinen feuerroten Bart strich. Sie gingen ihm, wo sie nur konnten, aus dem Wege. Alle wußten, daß er mancherlei Künste verstand und wohl mit dem Teufel, oder mit, wer weiß wem, im Bunde stand.

Der Jude, der ein Metzger war, hatte das erzählt. Hatte besonders erzählt, daß er über die Tiere des Waldes Gewalt hätte. Als er eines Abends, da der Mondschein hell über dem Land lag, die Straße von Kircheip gekommen war, hatte er's gesehen mit eigenen Augen. Da hatte der Barchersmann

mitten in der Heide gesessen, nicht weit von der Straße, auf einem Baumstumpf. Eine Pfeife hatte er im Mund gehalten und damit gepfiffen, gar liebliche Töne. Kaum war der erste Pfiff verhallt, da war es herangehoppelt von allen Seiten, einzeln und zu Paaren. Hasen mit grauem Pelz und langen Ohren. Immer mehr. Die Hasen der ganzen Gegend mußten es gewesen sein. Um den Barchersmann hatten sie sich auf die Hinterläufe herumgesetzt. Er aber hatte ihnen erzählt, lange Zeit. Was er gesagt, konnte der Jude nicht verstehen. Endlich hatte er sein Pfeifchen herausgezogen und aufs neue gepfiffen. Da hatten die Hasen den Barchersmann umtanzt in tollem Ringelreihen, auf und ab, so lustig, daß er übers ganze Gesicht gelacht. Als er aber zum drittenmal gepfiffen, waren die Tiere nach allen Seiten wild auseinandergestoben, und auch der Barchersmann war spurlos verschwunden.

Lust zu Hasenbraten hatte der Jude auch. Einmal wanderte er wieder an der Heide vorbei, auf dem alten Heerweg. Eine ganze Schar Kälber trieb er vor sich her und hatte seine schwere Arbeit mit dem störrischen Vieh. Müde ließ er sich am Wegrand nieder. Da fiel ihm der Barchersmann ein, und wie der wollte er es auch einmal machen. Eine Pfeife holte er heraus und pfiff, was er konnte. Aber kein Hase kam. Seine Kälber vielmehr fingen an, blökend ihm zu entlaufen, hierhin und dorthin. Er schrie zwar, sie zurückzurufen, doch das half nichts. Immer weiter stob die Schar nach allen Richtungen. Und lange mußte er suchen, bis sie wieder beisammen waren. Aus dem Gebüsch aber hörte er ein Lachen, so schrill und höhnisch, daß er gleich wußte, das hatte der Barchersmann getan. Nie hat er ihm darum wieder nachgeahmt.

Das Wild des Waldes mußte dem Barchersmann folgen wie die Haustiere, die er gar oft aus den Ställen in den wilden Wald lockte, daß sie ihre Ketten zerrissen und aus den Ställen brachen. Jeder hatte Angst vor ihm, denn er konnte treffen, was er wollte, da er mit silbernen Freikugeln schoß. Damit schoß er einst auch eine Hexe tot, die den Bewohnern rundum viel Schaden tat, sich nachts den Schlafenden als schwarze Katze auf die Brust legte, daß sie fast erstickten, den Kühen die Milch nahm, den Zugochsen die Kraft, daß sie lahmten und die Wagen nicht mehr ziehen konnten. Ein Jäger hatte auf sie geschossen, da war die Kugel abgeprallt. Ein Bauer war ihr mit einem Knüppel ans Leder gekommen, da war dieser zurückgeflogen gegen den eigenen Kopf. Da gingen die Leute in die Heide und baten den Barchersmann, er solle die Hexe totschießen. Der tat es auch.

Auch der Barchersmann kam einmal zum Sterben. Am Wege hatte man ihn gefunden. In einer Scheune bahrte man ihn auf und hielt da auch die Leichenwache. Kalt war's, und draußen lag Schnee. Da machten sich die Leute ein Feuer an, sich zu wärmen. Die Zeit vertrieben sie sich mit Kartenspiel. Einmal waren sie ins Freie gegangen. Als sie zurückkamen, stand da ein riesiger Mann vor dem Feuer und wärmte sich die Hände. Da erschraken sie gewaltig, daß der Barchersmann wieder aufgestanden war, doch da sie genauer hinsahen, war die Gestalt verschwunden, und der Tote lag still in seinem Sarg.

Er wurde auf dem Kirchhof zur Erde gebracht. Aber auf der Heide wandelte er noch lange allnächtlich umher.

Das „Jüzchen".

In der Umgebung von Asbach gingen einst, und so meinen manche, gehen noch jetzt, zur Nachtzeit mancherlei Gespenster um. So weiß man dort allenthalben zu erzählen von dem „Hüzchen", „Jüzchen" oder „Giezchen".

Gewöhnlich sorgten die Landleute dafür, daß sie, sobald der Abend seine Fittiche um die Berge schlug, das Dunkel sich in die „Bösch" hockte und in die „Siefen", daheim waren im trauten Zimmer, denn die Nacht ist keines Menschen Freund. Und doch konnte es dem einem oder andern passieren, daß ihn die sinkende Nacht auf seinem Acker oder beim Futterholen überraschte, daß er sich in Neustadt oder Asbach zu lange aufgehalten, beim Erledigen seiner Geschäfte oder beim gemütlichen Plaudern. Dann lief ihm auf dem Heimweg doch manchmal das Gruseln über den Rücken. Denn allenthalben ging um die Zeit das „Jüzchen" um. Kam man besonders durch den „Polsbösch" bei Oberplag, so sah man dort eine weiße Gestalt. Die schritt am Waldrand vorüber, so rasch sie konnte und verschwand zwischen den Sträuchern oder in einem Seifen. Dabei ließ sie ein Geschrei hören, das durch Mark und Bein ging. Sie „hüzte" wie ein Bauer, dem sein Ochs nicht hören will, „jüzte" wie ein Bursch auf der Kirmes. Daher hatte sie ihren Namen. Dem Wanderer aber war es, wenn er den Schrei vernahm, der dann und wann wie Hohnlachen ihm durch die Seele schnitt, nicht wohl zu Mute, kam es doch auch vor, daß sich das Jüzchen ihm auf den Rücken setzte und er es tragen mußte.

Nichtsahnend schritt ein Mann den Pfad durch das Tal dahin, als es ihm erschien: Zu fliehen war's zu spät, denn schon flog sein Schrei markerschütternd um die Büsche und er mußte es sich gefallen lassen, daß ihm die kralligen Hände rechts und links ins Gesicht flogen, mußte es dulden, daß es sich ihm auf den Rücken hockte und sich tragen ließ, wenn er auch schweißtriefend auf der Höhe ankam. Einem Fuhrmann, der zu später Nachtzeit „im Steinchen" bei Asbach durch die Heide fuhr, sprang es als Hund hinten auf den Wagen und war so schwer, daß die Gäule das Gefährt kaum vom Platze kriegen konnten. Als sie ermüdet standen, entriß es dem Fuhrmann die Peitsche, schlug auf die Tiere ein und hörte mit Schlagen erst auf, als sie auf freies Feld kamen. Da sprang es vom Wagen, stieß einen entsetzlichen Schrei aus und verschwand im Gestrüpp. Andern ist das Giezchen auch schon als Männchen ohne Bart erschienen, doch zumeist treibt es sein Wesen in Frauengestalt.

Es war ehemals eine Jungfrau aus Köln. Ihre gottlosen und hartherzigen Eltern waren einmal durch das Zerbestal hinauf auf die Höhe gefahren. Der Herbstwind sang über die Berge des Asbacher Landes sein rauhes Lied, schüttelte an den Wagenrädern und blies den Fahrenden gar hart und kalt um die Ohren. Und das Kind, das sie mitführten, weinte und schrie, daß es den Leuten lästig wurde. Zu schimpfen fingen sie an und zu fluchen, und als es mit Weinen nicht aufhören wollte, da nahmen sie es in ihrem Zorn und warfen es in die Büsche am Wege: „Magst du schreien hier bis zum jüngsten Tage!" Seitdem muß es die Büsche, Seifen und Heiden durcheilen und in den Wäldern jede Nacht „hüzen", bis es erlöst wird.

Der Teufelstein bei Oberplag.

Die ehemalige Gerichtsstätte im Aval- oder Auelgau lag unfern von Asbach, auf der Höhe bei Oberplag, die heute noch im Volksmunde „der Spillhügel" heißt und in alter Zeit die heiligen Bäume trug, da man Wodan verehrte und Donar. Gewaltige Steine liegen rundum. Unter ihnen fiel einst einer besonders auf, seine Genossen an Größe überragend. Den „Teufelsstein" nannte man ihn. Denn der Teufel war es gewesen, der ihn hierhin geworfen. Das war geschehen zu einer Zeit, da im Wiedtal das Christentum seinen Einzug gehalten und man in Windhagen eine neue Kirche gebaut hatte. Aus der ganzen Umgebung waren die Leute eingeladen, die Weihe festlich zu begehen. Von allen Seiten strömten sie herbei, aus dem Wied- und Elfafftal, von den Höhen und gar hinter den Bergen her kamen sie in langen schwarzen Linien gewallt, als die neuen Glocken weithin ihre Klänge schickten. Eine Freude war es für die Windhagener, wie sie es nie erlebt hatten. Weniger froh war darüber der Teufel, der das Christentum haßte und erboste über jedes Kreuz, das am Wege errichtet wurde, über jede Kapelle, die man erbaute, der sich nun aber ärgerte über die neue große Kirche, daß er noch schwärzer wurde, als er schon war.

Tag und Nacht hatte er seinen Sinn zermartert, wie er den Bau verhindern konnte. An den Turmbau zu Babel hatte er gedacht, aber die Bauleute blieben von einerlei Sprache und einerlei Sinn. Des Baumeisters Seele hatte er zu gewinnen gesucht. Umsonst. Kirche und Turm waren gewachsen, unentwegt, und nun fertig. Einen letzten Streich wollte er wagen und mit einem gewaltigen Stein das Kirchlein in Grund und Boden schmettern. Bald hatte er sich auf der Höhe einen solchen ausgesucht, den größten und schwersten. Ihn zu heben mußte er alle seine Kraft anwenden, und mit den Krallen tief hinein greifen, so daß tiefe Löcher entstanden. Mit gewaltigem Schwunge schleuderte er ihn auf das Kirchlein. Aber er flog weit über dieses hinweg, ohne es zu treffen, bis auf den „Spillhügel", wo er tief in den Boden eindrang und sich darin noch dreimal drehte. Da blieb er liegen, und noch lange konnte man die Abdrücke der Teufelsklauen an ihm sehen. Und jedes Jahr, wenn die Kirchenglocken zum Kirchweihfest durch das Land läuteten, wiederholte der Teufelsstein seine Drehungen, bis man ihn endlich aus dem Boden grub, in Stücke zerschlug, mit ihnen die Wege zu festigen.

Der Soldat und der Teufel.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges kam eine wilde Schar Soldaten in das Asbacher Land. Sie raubten und plünderten in den Dörfern und hatten daher immer Geld genug. Da war aber einer unter ihnen, der war weniger rasch beim Zugreifen und darum weniger reich. Einmal stand er auf Posten. Da fiel's ihm besonders schwer aufs Herz, daß die andern so viel erwischt und er so wenig hatte. Wie er so hin und her überlegte, hielt er's für das Beste, mit dem Teufel einen Bund zu schließen.

An einen Kreuzweg ging er zur Mitternachtsstunde und rief den Bösen herbei. Der kam auch bald, und nun schlossen sie einen Kontrakt. Einen gehäuften Kasten Geld sollte ihm der Teufel geben. Zwei gleiche Kasten voll

sollte ihm der Soldat nach einer Zeit wieder zurückgeben. „Das kann er nie und nimmer!“ dachte der Teufel, der wußte, wie es Soldaten tun, die zehnmal besser Geld ausgeben als sparen können. Dann aber sollte er ihm seine Seele geben. Doch der Soldat war klüger als der Teufel.

In der nächsten Nacht stellte sich dieser wieder ein. Mit einem großen Sack auf der Schulter kam er durch die Luft geflogen. Einen Kasten hatte der Soldat mitgebracht, ohne Boden, den er auf ein großes Loch, das er zuvor in die Erde gegraben, gestellt hatte. Und nun entleerte der Teufel den ganzen Sack dahinein. Aber der Kasten wollte sich nicht füllen. Noch einmal mußte der Böse seine Fahrt durch die Luft antreten und brachte einen noch größeren Sack, den er auch in den Kasten entleerte. Erst ein dritter füllte denselben. Nun aber schob der Soldat die Kiste beiseite und füllte sie zweimal aus dem Loche, so daß er dem Teufel seine Schuld bezahlt hatte. Ärgerlich darüber, daß er betrogen war, zerriß dieser den Schein und entfloh durch die Lüfte.

Der Soldat aber hatte noch so viel Geld übrig, daß es ihm fortan an solchem nicht mehr fehlte.

Der Teufel aber soll seitdem mit keinem Soldaten mehr einen Bund geschlossen haben.

Der Teufel und die Kartenspieler.

Eine recht gottlose Gesellschaft waren die drei, die da in dem einsamen Wirtshaus im Asbacher Land zu nachtschlafender Zeit beim Kartenspiel zusammensaßen. Gottlos nicht nur wegen des Spiels, das man dort des „Teufels Gebetbuch“ nennt, sondern mehr noch wegen ihrer lästernden Reden. Längst hatte der Wirt schon gegähnt, längst schon die Lichter bis auf eines gelöscht. Aber die drei wichen und wankten nicht. Und als gar der Wirt eine leise Mahnung fallen ließ, gingen sie erst recht nicht. „Noch einen Großen!“ sagte der, der am tollsten die Reden führte, „und daß mir keiner aufhört, er sei denn des Teufels.“ „Topp,“ fiel der Zweite ein, „das soll ein Wort sein!“ „Mir recht,“ stimmte der Dritte bei.

„So ward denn unter Schwur beschlossen,
daß keiner von den drei Genossen,
durft' endigen das Kartenspiel,
weil sonst dem Bösen er verfiel.“

Stunde auf Stunde ging hin. Dem einen und andern wurde sein Schwur leid. Doch gleich fielen die beiden andern über ihn her.

„Machst du ein Ende, auf der Stell'
entführt der Böse dich zur Höll'.“

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Wer den in solcher Gesellschaft ruft, den läßt er nicht lange warten. Das sollten die drei erfahren. Denn plötzlich öffnete sich ein Fenster, und herein spazierte ein großer, struppiger Hund. Der guckte einen nach dem andern mit glühenden Augen an, daß es ihnen bis in die Seelen ging. Am liebsten hätten sie die Karten hingeworfen. Aber dann hätte das Ungeheuer sie gleich am

Kragen gehabt. Sie mußten nun weiter spielen. Kalter Schweiß stand ihnen auf der Stirn. Und wenn sie einmal begannen, Mut zu fassen, erscholl unterm Tische ein drohendes Knurren.

Was nun tun? In alle Ewigkeit konnten sie doch nicht weiterspielen. Da schickten sie in ihrer Not den Wirt zum Pfarrer. Der sollte sie aus der Teufelsnot erlösen. Bald kam der auch, und während sie spielten, erzählten sie ihm den Sachverhalt. Der machte erst eine krause Stirne, dann aber fand er die Lösung.

Er setzte sich selbst heran und spielte mit. Nun spielten sie zu vieren und nach kurzer Zeit sprach er: „Nun wollen wir aufhören!“ Der Teufel war betrogen und der Hund verschwand mit Geheul auf demselben Weg, den er gekommen.

Recht derb fiel aber der Lohn aus, den die drei für ihre Gottlosigkeit erhielten, eine gesalzene Strafpredigt und ein paar feste Hiebe mit des Pfarrers „Eichenem“ zum Beschluß.

Sie sollen seitdem sich des Kartenspiels entwöhnt haben.

Der Schönenbecker und der Teufel.

Westlich von Asbach liegt auf der Höhe, dem Siebengebirge zu, Windhagen, dicht dabei Johannisberg, wo neben einem Kloster einst ein festes Haus gestanden hat, in dem das Rittergeschlecht derer von Schönenbeck Hof hielt. Das war wie die meisten ihrer Zeit entartet und von stolzer Höhe herabgesunken. Namentlich hatte sich einer derselben einen weit und breit berüchtigten Namen erworben als Räuber und Strauchdieb. Er war ein gewaltiger Nimrod und schoß nicht nur, um Topf und Schüssel zu füllen, sondern aus reiner Mordgier. Und da er mit dem Bösen im Bunde stand, so kannte er die Kunst des Treffens wie keiner rundum. Er brauchte sein Feuergewehr nur in die Lüfte abzuschießen, und schon sank ein stolzer Hirsch auf den Waldgrund, schlug ein Häslein Purzelbaum oder flatterte ein König der Lüfte totwund herunter auf die Erde. Da war denn auch bald kein Wild mehr in den Wäldern, und die ritterliche Tafel wurde magerer. Da zog der Schönenbecker durch das Land und schoß die Hühner in den Bauernhöfen, knallte die Kälber und Lämmer auf den Weiden und stellte sich taub, wenn die armen Besitzer um Erbarmen flehten. Beklagte sich aber einer von ihnen, so mußte der seinen Zorn erst recht fühlen. Lange Jahre trieb er's so, und seine Untertanen wurden ihres Lebens nicht mehr froh.

Da kam auch endlich der Tag heran, an dem der Teufel seinen Lohn einholen wollte, dafür, daß er dem Junker bei all seinen Schandtaten treulich Hilfe geleistet. Sein Kommen hatte er dem Ritter angemeldet, und nicht ohne Angst erwartete ihn dieser. Doch er versuchte, den Bösen zu hintergehen. Eine große Bütte hatte er in den Burghof aufstellen und mit Wasser füllen lassen. Das hatte ein Priester der Umgegend weihen müssen. Darin hoffte er, Schutz zu finden vor dem Teufel.

Kaum war an dem bestimmten Tage die Sonne über Asbach aufgestanden, der Ritter aus den Federn gekrochen, da vernahm er aus der Gesindestube ängstlich Geschrei. Eine Dienstmagd hatte durchs Fenster geblickt,

wo sich in der Mauer eine ganz schmale Ausfallpforte, das Hanepörzchen, befand. Da sah sie mitten durchs Gemäuer den Teufel fahren in einem doppelt bespannten Wagen. Entsetzt schrie sie: „O seht, Herr Ritter, ein zweispänniger Wagen fährt durchs Hanepörzchen!“ Als der das hörte, wußte er gleich, was das bedeutete. Rasch sprang er heraus und mitten in die Bütte mit Weihwasser. Darin sah ihn der Teufel. Er versuchte, ihn zu holen. Aber sobald er zugriff, tauchte der Ritter unter. Vergebens kratzte er an der Bütte herum. Als er endlich erkannte, daß alle Anstrengung umsonst war, schwang er sich wieder in seinen Wagen und fuhr wütend davon.

War der Schönenbecker so vor dem Teufel gerettet, so sollte er doch seine Strafe erhalten. Ein schweres Leiden befiel ihn, und er mußte fern von seiner Burg einen schmerzhaften Tod leiden. Sein Geist aber fand keine Ruhe. Rastlos ging er in der Umgegend von Johannisberg um. In stillen Nächten hörte man dort in den Wäldern das Gejaule von Hunden, das Knallen von Büchsen. Dann pflegte er der Jagd, wie er's in seinem Leben so gern geübt. Dann besuchte er auch das Haus, das er bewohnt, das nach seinem Tode lange Jahre leer stand, weil sich jeder fürchtete, hineinzugehen. Eine Tür, die von dem Wohnzimmer zur Küche führte, konnte man so oft verschließen und vernageln, wie man wollte. Immer wieder wurde sie durch das nächtliche Gespenst geöffnet. Endlich hing man ein Kreuz daran. Seitdem blieb sie verschlossen, und auch der Geist des toten Ritters kam nicht wieder.

Der Junker von Ravenstein.

Von der Köln—Frankfurter Straße zieht von Uckerrath nordwärts ein liebliches Tal zur Sieg hin. Ein munterer Bach durchrieselt es und umspült die Füße eines Berges, auf dessen Gipfel die Reste einer Burg sich befinden. Es ist die Burg Klinge, die auch der Ravenstein genannt wird. Auf ihr hauste einst der wilde Junker Möcher, der Schrecken des Westerwaldes und des Siegtales. Die Kaufleute, die die Hohe Straße zogen, fühlten gar oft seine Hand. Die Bauern der Saynischen Grafschaft konnten kaum ihr Hab und Gut vor ihm schützen. Ein Glück, daß die Burg Blankenberg in der Nähe lag, deren Burgherr den Räuber einigermaßen in Schach hielt. Aber auch den wußte er gar oft zu täuschen, da er mit dem Teufel im Bunde stand.

Dieser aber ermöglichte es ihm, daß er mit seinem Gaul und seinem ganzen Troß den Weg durch die Luft nehmen konnte. So sehr sich daher der Blankenberger auch mühte, ihn zu fangen, so gelang es ihm doch nicht. Denn sobald Junker Möcher Gefahr witterte, hob er sich hoch in die Luft und setzte da seinen Weg fort. Selbst wenn die voller Nebel und Wolken war, verfehlte er nie die Richtung. Der Teufel mußte ihm die luftige Straße mit Nadeln abstecken, diese gleich hinter ihm abbrechen und vorne wieder aufbauen. Das ging wie der Wind. War er über seiner Burg angelangt, so ließ er sich nieder und landete wohlbehalten im Burghof.

Besonders feindlich gesinnt war er, und das war bei seiner Freundschaft mit dem Teufel nicht zu verwundern, den Pfarrherrn. Besonders den in Geistingen, unten im Siegtal, haßte er. Der mochte seine Kirche so oft erneuern als er wollte, immer wieder flog Junker Möcher über den Turm hinweg und schlug das Kreuz und den Hahn ab

Als er so lange genug sein Wesen getrieben, da kam auch sein Ende mit Schrecken. In seiner Burg saß er bei der Abendmahlzeit. Da kam der Teufel und entführte ihn auf dem Weg, den er oft freiwillig genommen, durch die Luft.

Der sprechende Fisch.

Nicht weit von Windhagen im Asbacher Land, hart an der Grenze des Kölnischen, sprudelt in einer verschwiegenen Wiesenau ein munteres Bächlein, voll von munteren Fischen, Forellen und Rotaugen. Die gehörten von rechtswegen dem Erzbischof von Köln, doch auch der „Hannadam“ aus Johannisberg machte Anspruch darauf, freilich nicht offen, aber heimlich sah man ihn in mancher mondhellen Nacht, an frühem Morgen oder bei anbrechendem Abend das Tal durchstreifen und heimkehren mit gefülltem Fischsack.

Er kannte jeden großen Fisch, der sich unter dem überhängenden Ufer und zwischen den verschlungenen Baumwurzeln versteckte. Besonders einen hätte er gerne gehabt. Ein Rotauge war's und ein selten starker Kerl, aber rasch wie der Blitz und scheu wie der Teufel. Gar oft hatte er ihn zwischen den Fingern, doch war er ihm immer wieder entkommen. Bei ihm stand auch sein Söhnlein, nicht ganz so groß wie der Vater, aber immer unter dessen kluger Führung. Kaum schoß der Alte dahin, so zuckte auch der Kleine auf eine andere Stelle.

Einmal sollte der listige „Hannadam“ den jungen Fisch doch erwischen. Der zappelte gewaltig, als er sich im Netz befand, und fast wäre er wieder durch einen Sprung ins Wasser entkommen, wenn die Stricke ihn nicht gehindert. Befriedigt schmunzelnd war der Fischer im Begriff, die Fäden zu entwirren und das Tier in seinen Sack zu holen. Da hörte der Hannadam und glaubte kaum seinen Ohren zu trauen, aus dem Wasser eine flüsternde Stimme: „Rotäugel, wo bist du?“ und der gefangene Fisch antwortete: „In Hannadams Netz!“ Erschreckt ließ der das Netz fallen, meinend, es wäre verhext. Zappelnd und purzelnd wälzte sich der Fisch in den murmelnden Bach. Der Hannadam aber war so entsetzt, daß er hinfort keine Fische mehr stahl.

Das Gespenst von Greuelsiefen.

Unweit Siegburg liegt etwas abseits der Straße, die von Uckerath herunterkommt, das Dörfchen Greuelsiefen. In einem Hause desselben trieb einst ein greulicher Spukgeist sein Unwesen. Wenn die Bewohner in ihren Betten lagen, dann fing es über ihnen an zu rumoren, als wenn Tische und Schränke umfielen, Stühle durcheinander geworfen würden und die Fenster in tausend Scherben gingen. Vor Angst wagte es keiner, nach der Ursache des Gepolters zu sehen. Nachdem der Spektakel eine Stunde gedauert, wurde es wieder still. Am nächsten Morgen war in dem Zimmer alles in Ordnung. Nun wollten die Hausbewohner in der Nacht gerne den Geist sehen. Aber das vermochte nur ein Mädchen. Die zeigte auf den Geist mit Fingern. Da kam dieser und streichelte ihr über die Backe. Andern Tags hatte sie da einen schwarzen

Fleck, den sie zeitlebens behielt. Nun wandten sich die Hausbewohner an den Pfarrer, den Spuk zu bannen. Der kam am nächsten Abend mit den Chorknaben, stieg herzhaft die Treppe hinauf und besprach den bösen Geist. Er setzte ihn in einen Korb, um ihn vor den Ort zu tragen. Aber auf der Treppe glitten die Träger aus, da dort Erbsen gestreut waren. Der Geist entwich, kam aber nicht wieder. Das Dorf jedoch behielt seitdem den Namen Greuelsiefen.

Die Silberkaul bei Uckerrath.

In alten Zeiten schon suchten die Menschen in den Bergen am Rhein die Schätze der Erde zu heben, rotes Kupfer und weißes Silber. Auch bei Uckerath trieb man gewaltige Gänge und Stollen. Viele Männer aus Bonn und Köln wanderten dorthin mit Eisen und Schlägel. Unermeßliche Schätze holten sie aus der Tiefe der „Silberkaul“. Sie wurden sehr reich, aber vergaßen in ihrem Reichtum den, der sie das gleißende Metall finden ließ und wurden immer gottloser. Das Brot war ihnen nicht mehr gut genug. Sie trieben mit der heiligen Gottesgabe Spott. Kugeln machten sie daraus, weiße aus dem Weißbrot, dunkelfarbige aus dem Schwarzbrot. Damit veranstalteten sie allerlei Kurzweil. „Engel lauf!“ riefen sie lachend, wenn sie die Weißbrotkugeln rollen ließen, „Der Teufel kommt!“ wenn sie ihnen die schwarzen nachschickten.

Solche Lästerung wollte Gott nicht mehr länger mit ansehen. Als sie wieder einmal viel Silber gefunden und am Feierabend vor der Silberkaul ihr Wesen trieben, brach plötzlich aus dem Walde heraus eine weiße Hirschkuh. Johlend setzten sie hinter dem geängsteten Tier her. Das lief geradeswegs in einen Stollen des Bergwerks. Sie ihm nach, samt und sonders. Weiter und weiter eilte das Tier, als ob der Gang gar kein Ende nehmen wollte. Weiter und weiter rannten die Männer, bis sie alle unter der Erde waren. Da gab es hinter ihnen einen dumpfen Schlag. Der Berg war zusammengestürzt und hatte die Schar unter sich begraben.

Nichts half es, daß sie jammerten und schrien. Sie mußten elendiglich sterben.

Nichts half es, daß fünfhundert Weiber und Kinder aus Bonn und Köln kamen, ihre Haare rauften und jammerten: „Gib uns unsere Männer wieder!“ Sie konnten den Eingang zur Silberkaul nicht mehr finden.

Das Steinkreuz bei Uckerrath.

An dem Wege, der von Süchterscheid herauf auf den Westerwald kommt, steht, wo dieser die Köln—Frankfurter Straße bei Uckerrath trifft, ein altes Steinkreuz. Der Christus, der an ihm hängt, ist entstellt. Ein Teil des Gesichtes fehlt.

Als im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts der Revolutionskrieg auf den Höhen sich hinzog, hat es diese Verletzung erhalten. Im Juni des Jahres 1797 waren die Franzosen auf der Flucht vor den Scharen des Erzherzoges Karl bis hierher gekommen und hatten auf der weiten Heide Lager geschlagen, an der Stelle, da es „Am Lager“ heißt, und wo sich bis heute, dank der Einsamkeit, Spuren des Kampfes erhalten haben in Gestalt von Hügeln und Gräben.

Erzherzog Karl war den Franzosen auf den Fersen und zwang sie nach hartnäckigem Kampfe, die Höhen zu räumen. Eilig zogen die Scharen dahin. Ein französischer Reiter ritt die Straße. Da traf eine Kugel sein Tier, daß er es sterbend liegen lassen mußte. Wütend mußte er zu Fuß den Fliehenden folgen. Da kam er an dem Kreuze vorüber. In frevlem Mute schwang er sein Schwert auf das Haupt des Heilandes am Steinkreuz. Das zersplitterte, mit ihm aber auch seine Klinge. Und hinter ihm kamen die Verfolger. Waffenlos floh er vor ihnen. Doch am Käsberge, unfern Honnef, ereilte ihn sein Schicksal. Ein Österreicher spaltete ihm den Kopf. Es war die Strafe für die Untat am Steinkreuz bei Uckerrath.

IX. Im Gebiet des Elbbaches.

Der Teufel in Elz.

Daß der Teufel der größte Betrüger ist und auch die Menschen zu Lug und Trug zu verführen sucht, ist eine altbekannte Sache. Auch ein Schmied zu Elz sollte es erfahren. Der wohnte nahe an der Straße, auf der der Gottseibeiuns in seiner Kutsche auf den Westerwald fuhr. Ein tüchtiger Meister in seinem Fach war er. Und was er machte, das war gemacht. Darum bestellte auch der Teufel seinen Bedarf bei ihm.

Einmal war ihm unterhalb Elz ein Rad vom Wagen gegangen. Der Schmied setzte ihm das Gefährt wieder in Stand, daß er wie „der Teufel“ darin fahren konnte. „Wie der Teufel“ sprang er in seine Kutsche und sauste davon: Hast du nicht gesehn! Er hatte aber das Wichtigste vergessen, das Bezahlen. Das strich ihm der Schmied mit seiner Kreide dick an der Schmiedetür an. Als der Teufel wieder bei ihm hereintrat, erkannte er ihn sogleich, obwohl er in ganz anderer Gestalt kam. Heimlich dachte er: „Ha, warte, Freundchen, dich werde ich schon kriegen. Deinen Pferdefuß habe ich gesehen. Heute wirst du nicht eher weiter fahren, bis du deine Schuld bezahlt hast.“ Damit nahm er einen Kreuznagel und schlug ihn mit festem Schlage in die Tür. Nun war der Teufel auf die Stelle gebannt, und er mochte ziehen, wie er wollte, seine Füße wurden am Boden festgehalten. Unbekümmert um sein Klagen und Winseln machte der Schmied den Pferden die Hufe in Ordnung und stellte dann dem Teufel die Rechnung. Der warf ihm ärgerlich einen ganzen Beutel voll Geld hin. Da zog der Schmied den Kreuznagel wieder heraus, und rasch schwang sich der Befreite in seine Kutsche, und davon fuhr er wie der Wind. Hinter sich aber ließ er einen dicken Schwefeldunst und ward seitdem in Elz nicht mehr gesehen.

Seltsame Gegner.

Seltsame Gegner sollte einst der Ritter von Elz finden, als er im Kampf lag gegen die Burg Hohlenfels im Taunus. War es schon ein kühnes Unterfangen der Westerwälder, gegen das mächtige Geschlecht der nassauischen Grafen, die zur Walramschen Linie gehörten, anzurennen, so schien es schier vergebens, sich an die hohe Felsenburg zu wagen. Doch Johann von Elz war ein mutiger Mann, und es wäre ihm auch schließlich gelungen, des

starken Felsennestes Herr zu werden, wenn sein Gegner nicht eben die seltsamsten Hilfstruppen in seinen Dienst gestellt hätte.

Dem Burgherrn von Hohlenfels, der anfangs so sicher auf seine starken Mauern, seine eichenen Tore vertraut hatte, war es recht zage zu Mut geworden, als unaufhörlich die Rennbäume polterten, die Äxte krachten, heiß und sengend die Flammen emporzüngelten. Als er gar gewahren mußte, daß an zwei Stellen zugleich es den Elzern gelang, hereinzukommen, da war's mit seiner Hoffnung dahin.

Nur ein Zufall brachte ihm die Rettung. Standen da im Burghof, dicht an der Mauer in langer Reihe die Bienenkörbe. Eifrig flogen die fleißigen Tiere ein und aus und kümmerten sich nichts um Freund und Feind. Als das der Burgherr sah, schoß ihm blitzartig ein Gedanke durch den Kopf. Jedes der Tierchen besaß sein Schwert, das es handhaben konnte. Kurz entschlossen packte er einen der Bienenkörbe und schleuderte ihn mitten in die Schar der Angreifer. Hei, wie stoben die auseinander! Wie flohen sie in wirrer Flucht den Burgberg hinunter, ihnen nach die Schar der kleinen Krieger. Johann von Elz wußte nicht, wie ihm geschehen, als er sich weit von der Burg abgetrieben sah und seine Leute in alle 4 Winde zerstreut waren. Es währte lange, bis sich einer nach dem andern wieder einfand, und als er sie musterte, da waren dem einen die Augen verschwollen, dem andern stand die Backe wie beim Trompetenblasen. Ihm selbst aber hatte ein Bienlein sich auf die Nase gesetzt. Er mußte selbst lachen, als er erkannte, wer seine Gegner gewesen.

Aber er hatte auch keine Lust mehr, aufs neue den Krieg gegen sie aufzunehmen. Wer konnte es wissen, die Burg hatte nicht umsonst ihren Namen und barg im Innern vielleicht noch manches Heer dieser winzigen Streiter.

Hadamar.

Die Glocke von Hadamar.

Im Elbbachtal, einem Seitental der Lahn, liegt Hadamar, die ehemalige Residenzstadt der Hadamarschen Lande. Zwei Berge stehen im Osten und Westen als treue Schirmherren der altertümlichen Stadt, der Herzensberg und der Mönchsberg. Letzterer bildete im Mittelalter den Brennpunkt des kirchlichen Lebens zu Hadamar. Dort oben hatten Zisterziensermönche aus Eberbach im Rheingau um 1200 neben den Wirtschaftsgebäuden ihres Hofes „Mönchs-Hadamar" eine Kapelle errichtet, dem hlg. Ägidius geweiht. In späteren Jahrhunderten trat an ihre Stelle eine große Franziskaner-Abtei. Die Glocken der Franziskanerkirche haben einst einem Westerwälder Grafen zum Tode geklungen, und nichts half es, daß ein Weib ihr Leben gab, das Läuten zu hindern.

Es war in den wilden Zeiten des 30jährigen Krieges, da die Westerwälder beten lernten:

„Bet' Kinder, bet,
morgen kommt der Schwed,
morgen kommt der Oxenstern
der wird die Kinder beten lern'n.

Die Zeit, da Tillys Scharen mit Tod und Zerstörung allem drohte, was nicht der alten Lehre anhing. Zum Rheine zog er. Flammende Dörfer und qualmende Höfe zeigten den Weg, den er nahm. Wehe der Burg und wehe der Stadt, die sich ihm widersetzte. Alles, was sich ihm in den Weg stellte, wurde weggefegt.

Das sollte auch der Reichsbaron zu Walmerod erfahren. Der war, wie andere Westerwälder Herren, der Lehre Luthers zugetan und sollte daher besonders des Brabanters Zorn erfahren. Als er von Hadamar heimritt, wurde ihm die Kunde, Tilly sei in der Nähe. In Eile erreichte er auf Schleichwegen seine Burg, wo sein liebendes Weib, die Baronin Sophie, die wegen ihres schönen Haares weitum als die schönste Frau galt, seiner in Ängsten harrte. Sie zu schützen vor Gewalttaten, verschloß er dem von Montabaur heranrückenden Tilly seine Burg. Der aber beschloß, dieselbe zu belagern. In den Wäldern der Montabaurer Höhen verbargen sich seine Scharen. Bis sie am Tage vor St. Gertruden des Wartens satt waren. „Lange genug," sprach Tilly, „habe ich vor dieser Burg auf der Lauer gelegen. Wenn wieder die Glocken von der Hadamarer Abtei in der Frühe herüberklingen, soll die Burg fallen und mit ihr das Haupt ihres Besitzers, des Reichsbarons." Zu den Ohren der Reichsbaronin war diese furchtbare Drohung gekommen. Sie ahnte, wie bald ein Tilly sie wahr machen würde. Angst faßte sie um ihren geliebten Gemahl. Lange zermarterte sie ihr Hirn, wie sie ihn retten könne. Da fand endlich die Liebe einen Weg. Das Läuten der Abteiglocken mußte sie verhindern.

In dunkler Nacht floh sie aus der Burg. Auf verschwiegenen Pfaden durcheilte sie die Wälder und kam nach Hadamar. Die Abteikirche auf dem Mönchsberge starrte gespenstisch in die Luft. Sie war ihr Ziel. An der Schwelle des Pförtnerhauses ging sie vorüber zum Glockenturm und erstieg rasch dessen Stufen bis dahin, wo die Glocke hing. Um den Klöppel

schlang sie ihre Arme, preßte sie ihre Schenkel. Denn schon graute der Tag, und läuten durfte es nicht.

Indessen hatte drüben um die Mauern von Wallmerod ein blutiger Reiterkampf getobt. In die Kugeln hatte Tilly Perlen des Rosenkranzes gießen lassen, daß sie um so sicherer ihr Ziel erreichten. Die Burg fiel. Und der Reichsbaron geriet in die Hände der Stürmer. Mit dem ersten Glockenschlage der Hadamarer Abtei sollte sein Haupt fallen. Lange warteten die Henker auf das Morgengeläut.

In Hadamar war pünktlich wie immer der Mönch in der Frühe gekommen, zur Messe die Gläubigen zu rufen. Nicht ahnend, daß vor ihm jemand die Kirche betreten, öffnete er die Tür und begann, das Seil zu ziehen. Die Glocke schwang, doch kein Ton erklang. Verwundert schaute er nach oben. Da tropfte es rot auf ihn herab und rot färbte sich allmählich das Glockenseil. Aber noch immer kein Ton. Er zog stärker und stärker. Da drang ein schriller Schrei der Verzweiflung zu ihm hernieder und ein weiblicher Körper stürzte schwer zu seinen Füßen. Dann aber scholl mit schauerlichem Klange der Glockenton über den Westerwald wie Totenklage und Sterbeschrei. Das Opfer hatte die schöne Sophie umsonst gebracht. Denn als man in Wallmerod die Klänge vernahm, da schwang der Henker das Beil über dem Haupte des Reichsbarons.

Der Ritter von Ellar.

Hu, wie war der Winter kalt im Elbbachtal! Wie blies der Westerwaldwind um den Kopf der Dornburg, „jaigte" Schnee und Eis daher, daß einem Hören und Sehen verging. Michel von Ellar, ein armes Bäuerlein, frors selbst in seinem niedrigen Häuschen, obwohl das eine gewaltige Strohkapuze aufhatte, obwohl er auch reichlich Holz zusammengeschleppt, ehe sich die Schneewehen um sein Anwesen legten. Einmal saß er am Abend friedlich mit seiner Frau und seinem Peterchen bei der Lampe, da klopfte es so leise an die Tür, daß man's kaum hörte. Als er zu öffnen ging, stand da auf der Schwelle ein Heinzelmännchen. Ganz naß war sein Bart, und auf dem Rücken hatte es einen Sack. „Laßt mich die Nacht unter eurem Dache! Gebt mir auch einen Bissen Brot! Ich bin müde und hungrig und halte es nimmer aus bis ich heimkomme in den Köppel bei Rennerod." Der Michel hatte Mitleid mit dem kleinen Mann, gab ihm einen Platz am Ofen, und seine Frau trug ihm ein Schüsselchen warme Milch auf. Die aß es mit großem Appetit und legte sich dann auf das Mooslager, das ihm das Peterchen in einer Zimmerecke gemacht.

Andern morgens erhielt es auch noch seinen Teil von der Hafermehlssuppe und wollte sich wieder auf den Weg machen. Bevor es schied aber sagte es zu dem Bauern: „Du hast mich gern aufgenommen, mir Speise und Trank und ein warmes Bett am Ofen gegeben. Du sollst nicht unbelohnt bleiben. Drei Wünsche sollen dir erfüllt werden." Erst machte der Michel große Augen und traute dem Spaß nicht recht. Dann aber faßte er Mut und beratschlagte mit seiner Frau, was wohl das beste sei. Da meinte diese, daß es sich statt in ihrer Strohhütte viel schöner in einem stolzen Schloß wohnen ließe. Das

Peterchen hatte immer schon gehört, daß Aprikosen etwas viel Besseres seien als die sauren Zwetschen und Holzäpfel, die hier herum wuchsen. Der Michel dachte, er sei nun einmal lange genug arm gewesen. So wünschten sie sich ein Schloß, einen großen Garten mit einem Aprikosenbäumchen und Reichtum an Geld und Gut.

Das Männchen schied von den Bauersleuten. Deren Wünsche aber gingen bald in Erfüllung. Eines Morgens stand am Ende des Dorfes an Stelle des kleinen Häuschens ein stattliches Schloß. Ein prächtiger Garten umgab es mit allerlei Blumen, und mitten drin wuchs ein Aprikosenbaum, der im Frühjahr lieblich sich mit Blumen schmückte, im Sommer aber eine Menge der besten Früchte trug. In den Kammern aber standen Kisten und Kasten, bis oben hin voll Gold und Silber. Nun war alle Not und Armut zu Ende, um so mehr, als Michels Westerwälder Natur ihn auch dabei gesund erhielt.

Drunten im Hadamarer Fürstenschloß war's lange nicht so fröhlich als hier oben. Da hatte man auch Geld genug und auch ein schönes Schloß. Aber doch war man recht traurig, denn des Fürsten Töchterlein lag lange krank darnieder. Die Rosen auf ihren Wangen waren gebleicht, und immer mehr schwand das Mädchen dahin. Die tüchtigsten Ärzte berief man, aber keiner konnte helfen. Da meinte einer: „Wenn man dem Kinde Aprikosen verschaffen könne, würde sie wohl wieder gesund werden. Doch da war guter Rat teuer. Im ganzen Hadamarer Land gab's solche ihres Wissens nicht. Zwar ließen sie überall danach fragen, erhofften aber doch nicht viel Erfolg. Da gab sich der Fürst schon schweren Herzens darein, daß sein Kind sterben müsse. Das Letzte wollte er aufbieten und versprach dem, der ihm die begehrten Früchte verschaffte, die Tochter zur Frau.

Das Angebot wurde auch dem Michel von Ellar bekannt. Da erwachte in ihm sein gutes Herz, das ihm ja auch zu seinem Reichtum verholfen hatte. Ein ganz klein bißchen aber rechnete auch sein Verstand mit. Der meinte, als er am Abend bei seiner Frau hinterm Ofen saß: „Reich sind wir ja nun, aber man verschleist uns doch nur immer als Bauern. Wir selbst könnten uns für unsre Tage damit ja wohl bescheiden. Aber dem Peter möchte ich's doch gönnen, wenn der aus seinem Bauerntum heraus zu Ehre und Ruhm käme. Wir wollen dem Fürsten von unsern Aprikosen schicken, dann bekommt er die Tochter und wird selbst ein vornehmer Herr."

Gesagt, getan. Der Michel stellte andern morgens die Leiter an das Aprikosenbäumchen und füllte ein Körbchen mit den schönsten Früchten. Dem Peter zog die Mutter die Sonntagskleider an und schickte ihn gen Hadamar. In wenigen Stunden stand er vor dem Schloß und wurde sogleich vor den Fürsten geführt. Der freute sich ungemein, als er die Aprikosen sah, und brachte sie sogleich in die Krankenstube. Die Fürstentochter setzte sich im Bette auf und fing an, die Früchte zu verzehren. Als sie eine gegessen, wurde ihr schon wohler, und je mehr sie aß, desto heller wurden ihre Augen, desto gesunder färbten sich ihre Wangen. Und als sie die letzte verzehrt, konnte sie aufstehen und sang und sprang im Zimmer umher wie in ihren gesunden Tagen.

Dem Peter, der draußen im Flur stehen geblieben, war das Warten allgemach zu lang geworden, und als der Fürst herauskam, ihm zu danken, fragte er gerade heraus: „Wann wollen wir denn Hochzeit machen?" Da ging der Fürst wieder herein und der Peter mit. Er fragte die Königstochter dasselbe. Aber die lachte ihn aus: „Einen Bauernburschen zum Mann? Geh du nur heim in den Westerwald und heirate eine Bauerndirne." Da wurde dem Peter traurig zumute. Er meinte: „Du hast es aber doch versprochen." Da lachte sie noch lauter und sagte: „Versprochen? Ja, als ich krank war. Nun aber bin ich gesund und habe es vergessen. Aber, wenn du mir drei Tage meine Hasenherde aus dem Wildpark hütest und keinen verlierst, so sollst du mich haben." Damit ließ sie ihn stehen.

Der Peter wußte nichts anderes zu tun, als betrübt heimwärts zu wandern. Als er hinter der Liebfrauenkirche die Höhe erstiegen hatte, setzte er sich auf einen Stein und stützte sein Haupt in beide Hände. Da vernahm er plötzlich vor sich ein feines Stimmchen. Der Heinzelmann stand da und fragte: „Warum so traurig?" Der Peter erzählte weinend, wie man ihn belogen und betrogen. „Das hätte ich dir gleich sagen können", sagte das Männchen, „aber ich will dir helfen, deine Aufgabe zu lösen. Nimm dieses kleine Pfeifchen, damit pfeife, und die Hasen, die dir entlaufen, kommen wieder."

Nun trocknete der Peter seine Tränen, und am andern Morgen ging er ins Schloß zurück, die Hasen zu hüten. Ein Diener öffnete den Wildpark und ließ eine große, große Schar Hasen heraus. Dreihundert und mehr mochten es sein. Als die ins Freie kamen, liefen sie, was sie konnten nach allen Richtungen dem Walde zu. Da setzte der Peter sein Pfeifchen an, und sie kamen alle wieder und weideten friedlich auf der Wiese. Als die Fürstentochter am Mittag herauskam, nach ihrem Hasenhirten zu sehen, da wunderte sie sich gewaltig, noch mehr aber, als die Tiere am Abend in voller Zahl wieder zum Tor hineinspazierten.

Andern Tags stellte sie ihre Kammerjungfer an, daß sie einen der Hasen stehle. Aber als die mit dem Tiere unterm Arm entwischen wollte, pfiff der Peter, und hui! riß sich das Häslein los und sprang querfeldein wieder zu der Herde zurück.

Am dritten Tage ging die Fürstentochter selbst heraus und bat den seltsamen Hirten, er möchte ihr doch ein Häschen schenken. Da konnte der nicht widerstehen, gab ihr eins und meinte: „Dir schenk' ich's gern und schenkte sie dir alle, wenn du wolltest." Das rührte die Fürstentochter so sehr, daß sie ihm liebevoll in die Augen sah und sagte: „Du bist doch ein guter Mensch! Nun will ich das Häschen nicht. Nun will ich dich selber, und übermorgen soll die Hochzeit sein." Da freute sich der Peter gewaltig und gab ihr einen herzhaften Kuß. Diesmal aber hielt sie ihr Versprechen. Nach drei Tagen fand im Hadamarer Schloß die Hochzeit statt, und der Michel und seine Frau waren auch dabei. Dann aber fuhren sie alle in einer schönen Kutsche das Elbtal aufwärts und kehrten zu Ellar im Schloß ein. Dort wohnten sie und lebten glücklich miteinander. Der Peter aber war seitdem Ritter von Ellar und wurde der Stammvater eines berühmten Rittergeschlechts.

Die Jungfernbuche.

„Im Honig" nennt man einen Wald zwischen Ellar und Lahr. Darin stand einst eine uralte Buche, die die „Jungfernbuche" hieß. In ihr wohnte eine weiße Jungfrau. Die war dahinein verbannt. Allnächtlich kam sie heraus, schwebte um den Baum, saß schließlich nieder und sang ein seltsames Lied. Auch als man die Buche gefällt hatte, blieb sie an dem Ort. Wehklagend umschritt sie denselben in jeder Nacht, so daß die Bewohner der Gegend sich scheuten, in ihre Nähe zu kommen.

Hin und wieder kamen aber doch Menschen dorthin. Denen erschien dann jedesmal die Jungfrau und bat, sie zu erlösen.

Einst hatte der Frühling mit lichtem Grün den Wald geschmückt. Da gingen ein paar Buben aus Ellar in den Jungfernwald, Reisig zu sammeln und kamen während des Sammelns in die Nähe des Ortes. Da lief ihnen plötzlich ein weißes Hündchen entgegen. Das hatte seidenweiches, weißes Haar und ging schmeichelnd und wedelnd um sie herum. Aber plötzlich fing das Tier an zu sprechen, obwohl es einen Bund Schlüssel im Maule trug. „Nimm mir die Schlüssel ab," sagte es. Da erschraken die Buben und liefen eiligst fort.

Nicht lange danach pflückten zwei Mädchen im Walde Heidelbeeren. Lange suchten sie, denn es gab nicht viel Beeren, und die wenigen, die sie fanden, wanderten in die Mäulchen. In ihren Körbchen waren ihrer darum nicht viel mehr, als daß sie den Boden bedeckten. Als sie einmal aufschauten, stand vor ihnen eine weiße Jungfrau, ein Körbchen in der Hand, bis obenan voll Heidelbeeren. Die hielt sie den Mädchen hin und ermunterte sie, zuzugreifen. Die nahmen jedoch das Körbchen nicht, sondern liefen schreiend fort. Hinter sich aber hörten sie ein Jammern und Klagen.

Einen Mann von Ellar führte einst sein Weg zum Markte dort vorüber. Da sah er am Wege ein Körbchen stehen, von Radnägeln voll bis obenan. Die konnte er daheim recht gut brauchen, aber da er noch zu Markte wollte, so stellte er sich den Korb ins Gebüsch, ihn da auf dem Rückweg abzuholen. Nur ein paar Nägel steckte er in die Tasche. Als er auf dem Markte etwas verzehrt hatte und zahlen wollte, zog er zufällig die Nägel heraus. Da er sie besah, waren sie von blinkendem Gold. Rasch eilte er seinen Weg zurück in den Wald, um auch die andern Goldnägel zu holen und sich dafür eine Kuh einzutauschen. Er suchte vergebens. Körbchen und Nägel waren verschwunden.

Einem Liebespaar, das an dem Ort vorüberging, erschien die Jungfrau und reichte ihm eine rote Rose. Die nahmen die beiden freudig an. Als sie aber dafür danken wollten, war die Jungfrau verschwunden. Die Rose aber in ihrer Hand hatte sich in Gold verwandelt, das blieb blank und glänzend, solange sie sich gern hatten. Die Jungfrau aber hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen.

Die Wallburgen auf dem Westerwald.

Es war in der Zeit, da in unserer Heimat noch die Kelten wohnten, da in den dichten Wäldern der Ur hauste und der Bär, die ihre scharfen Pfeile erlegten. Da drang von Osten her ein anderes Volk herein, die Germanen. Dem Rheine zu strebten sie und drängten die Kelten gegen den Strom und über ihn auf das jenseitige Ufer. In dem freigewordenen Land

siedelten sich die Germanen an. Doch leicht war es diesen nicht, sich im Besitz der neuen Heimat zu halten. Sie mußten noch manchen Sturm aushalten. Manchem Überfall der Kelten, denen sie die Heimat geraubt, mußten sie Trotz bieten, und mancher der neuen Ansiedler hauchte sein Leben aus unter keltischen Waffen.

Nahte der Feind, so verkündeten Boten auf schnellen Pferden es den Bedrohten. Die rafften in Eile all ihren Hausrat und die notwendigsten Lebensmittel zusammen und flohen in die dichten Wälder. Damit sie dort der Feinde Ansturm widerstehen konnten, bauten sie Burgen, trugen die Basaltsteine rundum zusammen und häuften Wälle auf, so hoch, daß sie sich den Blicken der Angreifer entziehen konnten, damit sie den Kampf gegen sie aus sicherm Schutz aufzunehmen vermochten. War der letzte Wagen und der letzte Mann im Wallring, so verbaute man auch den Zugang mit Steinen, indes man eilige Boten weitergeschickt zu den Nachbarn, Hilfe zu holen.

Währenddem betete in der Wallburg der Priester zu Ziu, dem Kriegsgott, und brachte ihm Opfer. Die Männer aber verteidigten an den gefährdetsten Stellen ihre Burg, bis die Hilfe kam und es den vereinten Kräften gelang, den Feind abzuweisen.

Mancherorts finden sich noch Reste von Wallburgen dieser Art auf dem Westerwald. An andere erinnert nur noch der Name.

Der hohe Asberg, der bei Kalenborn sein Basalthaupt hebt, ist einst eine solche Wallburg gewesen und ist der Ringwall noch zu erkennen, obwohl die Basaltindustrie den Berg dem Untergang geweiht hat. Der „Stöffel" bei Stockum und der „Hörhahn" bei Marienberg sind solche Wallburgen. Im Nistertal bei Ahlhausen befand sich in alter Zeit gleichfalls eine Wallburg. Wo bei dem Dorfe der Bach eine kurze Schleife macht, liegt auf dem Felsgrat der Halbinsel die natürlichste Festung. Das Volk nennt die Stelle das „Römerlager". Zwischen Rüscheid und Hardert liegt auf steilabfallendem Berge, da wo der Wallbach in den Urbach mündet, die „Urbacher Burg". Die höchste Kuppe derselben ist eine Wallburg gewesen, in der die Germanen der Umgegend flohen. Der einzige Zugang von der Hammerwiese aus heißt noch heute die „Furth." Den Rest einer Wallburg stellt die „Elkenrother Mauer" dar. Zu den größten aller Westerwälder Wallburgen aber gehört die Dornburg. Der Steinwall ist hier in seltener Ausdehnung erhalten geblieben.

Das Schloß auf dem Seitenstein.

Zwischen Rennrod und Hellenhahn liegt mitten im weiten Wald versteckt ein eigenartiger Basaltstein. Hochaufgetürmt ist der gewaltige Steinkoloß gleich einer ragenden Burg mit Türmen und Zinnen. Den Seiden- oder Seitenstein nennt man ihn und erzählt von ihm eine seltsame Sage.

Ein prächtiges Schloß hob sich einst auf ihm, weithin schauend in die Lande bis zum dunkeln Waldkranz des Knotens ostwärts, zum steinernen Haupt des Stöffel im Westen, zum Salzburgerkopf gen Norden und südwärts ins Westerburger Land. Ein Ritter wohnte hier, stolzer als alle Edeln im ganzen Westerwald. Stolzer noch als er jedoch war seine Tochter. Die ging tagtäglich nur noch in Sammet und Seide und sah ihre Untertanen, die in

den Dörfern weitum wohnten und sich mit leinenen Kitteln und Kleidern beschieden, nur mit Verachtung an. Besonders war sie gegen alle Bettler hartherzig und grausam. Kam ein solcher in den Burghof, eine Gabe zu heischen, so wies sie ihn mit Hohn und Spott von der Schwelle. Einst kam in Lumpen und Lappen gehüllt im kalten Winter eine arme Frau aus Waldmühlen dorthin. An der Hand führte sie ihr nur mit einem Hemdchen bekleidetes Kind, das weinte vor Hunger und Kälte. Als die stolze Jungfrau in weißseidenem Kleide am Schloßbrunnen vorüberging, warf sie sich ihr in den Weg und streckte bittend die Hände zu ihr auf. „Weg da, ihr Lumpenpack," schrie die Weißgekleidete, „du machst mich schmutzig". Und als die Frau nicht gleich ging, ergriff sie eine Gerte und schlug sie damit ins Gesicht, daß ein blutroter Striemen sich darüber zog. Da entwich die Frau mit ihrem Kinde. Vor dem Tore aber reckte sie fluchend ihre Hand gegen die Stolze. „Weh dir," rief sie, „es soll dir niemand mehr dein weißes Kleid beschmutzen in alle Ewigkeit." Der Fluch der Bettelfrau ging bald in Erfüllung. Feinde steckten das Schloß in Brand, daß der Ritter und seine Tochter elendiglich in den Flammen umkamen. Aber letztere fand nach ihrem Tode keine Ruhe. Allnächtlich wandelte sie in ihrem weißen Seidenkleid durch den gepflasterten Torweg, schwebte um den Brunnen und schrie suchend nach der Bettelfrau, die ihre harte Tat entschuldigen und sie von ihrem Bann erlösen sollte, schwebt und schreit dort noch heute vergebens.

Die Zwerge im Seitenstein.

Im Innern des Seitensteins hat einst das Volk der Unterirdischen gewohnt. Aus den Rissen und Klüften kamen sie hervor, wenn der Abend nahte, gingen in die Dörfer und halfen den Bewohnern bei ihren Arbeiten. In einem unergründlich tiefen Loch verwahrten sie allerlei kostbare Schätze, Perlen, Edelsteine und gemünzte Taler. Einer von ihnen besuchte mit Vorliebe einen Schuster in Seck. Jeden Morgen, wenn der aufstand, fand er auf dem Feuerherd einen Laubtaler, eine „Dickedonne", liegen. Dem Schuster gefiel das recht gut. Er brauchte gar nicht mehr zu arbeiten und hatte doch noch genug, seinen Schnaps zu trinken. Das tat er aber zuletzt allzuhäufig. Im Rausch ließ er einmal seiner Neugierde freien Lauf, belauschte und erschreckte den nächtlichen Gast. Da kam dieser nicht wieder und mit den „Dickedonnen" war es zu Ende.

Einmal ging ein Mann aus Pottum in der Nacht, als er von Rennerod kam, am Seitenstein vorbei. Da sah er aus dem tiefen Loch einen hellen Schein kommen. Als er näher trat, blickte er in die Schatzkammer der Zwerge. Ei, wie es da glänzte und glitzerte. Staunend stand er da und konnte kein Wort vor Verwunderung finden. Da vernahm er neben sich eine feine Stimme. Die sagte zu ihm:

„Heinrich Doll,
mach dir Hänn und Täschen voll."

„Aha," dachte der Doll, „ist's so gemeint, dann muß man herzhaft zugreifen." Aber da in Hände und Taschen ihm zu wenig ging, lief er hurtig heim, sich einen großen Sack zu holen. Als er aber zurückkam, konnte er weder Zwerg noch Schatzkammer wiederfinden, so viel er auch suchte.

Die Zerstörung der Dornburg.

Aus dem Elbbachtal hebt sich mächtig empor der Bergkegel, der auf seinem Scheitel einst die Dornburg trug. Ein weiter Steinmantel zieht sich um ihn. Dorngehege und Gestrüpp kriecht über die Hochfläche. Einst stiegen die umwohnenden Chatten hier herauf, wo die mächtige Eiche Donars ihre Zweige reckte. Dann bauten die Römer hier ihre Feste und auf den Trümmern derselben erstand, als Tors Eiche längst gestürzt und das Christentum das deutsche Land erobert, eine Stadt. Dornburg nannte sie sich. Stattlich reihte sich in ihren Straßen Haus an Haus, ernst und fromm wiesen zahlreiche Gotteshäuser gen Himmel. „Gottseligkeit und Fleiß!“, der Väter Spruch hatten die Bewohner treu bewahrt. Kein Müßiggang wurde geübt, kein Werk begann man ohne Gott. So wuchs der Wohlstand und das Ansehen. Von weither sah man mit Bewunderung auf die Stadt, und nicht wenige gab es auch, die ihre Bewohner beneideten. Das waren vor allem die Ritter der Burgen weitum. Zwar hielten sie mit den Städtern Frieden und kamen oft zu freundschaftlichem Besuch. Besuchten am häufigsten des Bürgermeisters Haus. Was Wunder auch, erblühte doch dort die herrlichste Mädchenblume im ganzen Westerwald, Hildegard, des Stadthauptes tugendsam Töchterlein. Wohl warnte sie der Vater, wenn die jungen Ritter bei ihnen einkehrten. Er sah diese nicht gern kommen, wußte er doch, daß ihr Trachten dahin ging, mit dem Golde der Bürgerstochter des eigenen Hauses Glanz aufzufrischen. Doch hatte er es nicht hindern können, daß namentlich einer von ihnen, Rupert von Ellar, gar zu tief in seines Töchterleins Augen geschaut, indeß sie eifrig das Spinnrad gedreht.

Trotz aller Freundschaft wuchs der Neid der Ritter gegen die reiche Stadt. Die meisten von ihnen waren zur Zeit wilde Raubgesellen und Feinde jeglicher Ordnung. Auf die Güter der Stadt waren ihre Augen gerichtet, und davon nahmen sie, wo sie konnten.

Ein Frühlingstag war's. Dornburgs Kaufmannschaft hatte eine Fahrt unternommen in fremde Lande. Waren aller Art hatte sie erstanden und war nun im Begriff, heimzukehren. Von der Lahn zog man elbaufwärts, froh, bald wieder bei Frau und Kindern zu sein. Schon ragte der Klesberg empor, schon zeichneten sich am Himmel die Türme und Häuser der Stadt. Da brach aus dem Hinterhalt eine wilde Schar hervor. Die Mannen waren's derer von Molsberg und Dehrn, von Westerburg und Ellar, von Weltersberg und Idstein. Mit Wut stürzten sie sich auf den Kaufherrnzug. Wohl wehrten sich die Überfallenen, aber sie wurden niedergehauen. Die Wagen plünderte man aus, führte sechs der besten Bürger gefangen auf Ellar und warf sie dort in den Hungerturm. Es war umsonst gewesen, daß man in Dornburg die Sturmglocken geläutet und Hilfe entsandt. Als die kam, waren die Räuber entflohen und lachten und höhnten hinter ihren festen Mauern über das Krämerpack. Dem aber fraß sich eine tiefe Feindschaft in die Seele. Rache den Rittern! wurde sein Wahlspruch. Nicht lange dauerte es, da fand es Gelegenheit, seinen Zorn zu kühlen.

Der Herbst kam. Reisige Stadtknechte zogen hinaus zum blutigen Strauß. Heim kamen sie mit Siegeslorbeeren am Hut, und drei Gefangene führten

sie. War das ein Triumphzug, als man die in den Straßen der Stadt zeigte. Zahlloses Volk kam hinter ihnen drein. Aus allen Fenstern schauten Neugierige. Auch am Hause des Bürgermeisters. Dort stand das schöne Mädchen. Aber wie erbleichte sie. Fast drohte sie umzusinken. Der letzte der Gefangenen war kein anderer als Rupert von Ellar. Noch mehr aber entsetzte sie sich, da sie vernahm, daß der Rat der Stadt an ihm ein Exempel statuieren wollte, daß er angekettet im Kerker schmachten mußte, bis — der Tod ihn von seiner Haft erlöste.

Rasch verbreitete sich die Kunde von des Ritters Gefangennahme durch das Land. Seine Freunde ließen nichts unversucht, ihn zu befreien.

Zu einem gemeinsamen Zuge schlossen sie sich von fern und nah zusammen. Von Norden kamen Westerburgs Mannen, Ellars Volk brach von Osten auf, aus Mittag kamen Dehrns Ritter und von Abend Molsbergs Sassen. In der Nacht auf das Fest der Allerheiligen zogen sie heran und belagerten lange die Stadt. Doch an den festen Mauern brach ihr Widerstand, und fester als die starken Türme war der Bürger Heldenmut. Des Kämpfens satt, kehrte man, als es Winter wurde und Weihnachten kam, heim. Nur eine Wache wurde am Klesberg zurückgelassen.

In der Stadt war man froh, der Feinde ledig zu sein für die Tage des Festes. Die Freude teilte jedoch nicht des Bürgermeisters Töchterlein. Ihr hatte es sich schwer auf die Seele gelegt, als sie ihren gefangenen Freund sah. Sein Bild wich nicht aus ihrem Herzen, seitdem er nun Wand an Wand mit ihr saß. Tag und Nacht sann sie nach, wie sie ihm die Freiheit wiedergeben könne. Aber immer wieder riefs in ihrem Innern: Er ist der Feind, mit seiner Freiheit verrätst du deine Stadt.

Der Christabend war gekommen. Von allen Türmen Dornburgs sangen die Glocken: Friede auf Erden. Aus den Gotteshäusern tönten fromme Lieder. Nur Hildegard kannte keinen Frieden. In ihrem Herzen war Sturm, Sturm wilder Leidenschaft. Der wollte sich freie Bahn schaffen. In der Stadt hielt sie's nicht aus. Doch die Tore waren wohlweislich geschlossen, während das Volk vor dem Altar kniete. Sie wußte aber einen geheimen Gang, der hinaus führte. Auf ihm gelangte sie zum Klesberg und zum Kirchlein, da ein stiller Einsiedler die Glocke zog. Aber auch dort hielt sie's nicht. Weiter eilte sie, verwirrten Sinnes, bis ins Lager der Feinde. Dort hieß man sie willkommen und erfuhr von ihr den geheimen Gang. Durch ihn drangen die Bewaffneten in die schutzlose Stadt mit ihrer ganzen Macht.

Im Dome zu Dornburg sprach der Priester den Segen. Doch als sich die Türen weit öffneten, da starrte dem Volk ein Wald von Waffen entgegen. Lanzen und Schwerter begannen gar wilden Tanz mit den wehrlosen Städtern. In Strömen floß das Blut. Und dann schwangen sie die Brandfackeln, warfen sie in die Speicher und Lager, daß ein gewaltiges Flammenmeer wogte und wallte, bis alles krachend und qualmend zusammenstürzte und nur Steingeröll übrig blieb.

Schön Hildegard aber, da sie die blutigen Flammen züngeln sah, jagte zurück, gen St. Blasien. Da standen noch die Gläubigen und starrten in die Glut der brennenden Stadt. „O wehe! wehe! Ich habe die Stadt verraten! Verraten um der Liebe willen! Nun flucht mir!“ so schrie sie ihnen

entgegen. Erst begriffen sie nicht. Dann aber brach ein Schrei aus heiseren, entsetzten Kehlen: „Verrat! Zum Tode mit ihr! Stürzt sie den Berg hinab! Werft sie mit Steinen tot! Verflucht in Ewigkeit!" Krallende Hände griffen nach ihr, schleppten sie mit wutverzerrten Gesichtern an des Berges Rand und stürzten sie hinab: „Verflucht in Ewigkeit!"

Längst ist die Stadt Dornburg vergessen. Aber wenn in sturmbewegter Herbstzeit die Mitternacht kommt, so schwebt noch heute von der Stelle, da sie einst stand, ein Schatten durchs Wiesental hinüber zum kleinen Kirchlein am Klesberg. Wenn sich dort dann die Kerzen entzünden, kniet der Schatten vor dem Altar. Kündet von Frickhofen herauf der Glocke Ton das Ende der Stunde, dann flieht er, und wie in Verzweiflung glaubt man einen Wehruf zu vernehmen durch das Sturmgeheul: „O wehe, wehe! Ich habe die Stadt verraten!"

Die 12 Apostel im Westerwald.

Zwischen Frickhofen, Wilsenrot und Dorndorf stand in alten Zeiten eine Kapelle. Die Frommen der Umgegend pilgerten dahin, ihrem Gott zu dienen. Einen kostbaren Schatz besaß das Kirchlein. Aus purem Golde gegossen, umstanden den Altar die Bildnisse der 12 Apostel in Lebensgröße.

Da brach der 30jährige Krieg aus. Waffenlärm umtönte auch der Dornburg gewaltigen Steinwall. In die Dörfer brachen die wilden Horden gieriger Kriegsknechte, raubten die Hütten aus, erschlugen, die sich ihnen zur Wehr stellten und setzten zuletzt den roten Hahn auf die Dächer. Als die Feuerlohe glühender Brände den Bewohnern der umliegenden Ortschaften ihr Nahen kündete, bargen sie eilig ihre Schätze, ihr Vieh, sich selbst in den dichten Wäldern, die die Berge deckten. Nur des Kirchleins vergaßen sie und der 12 Heiligen, die ihnen in so manchem Leid Trost und Hilfe gespendet. Einzig ein alter Schäfer, der an den Hängen des Berges seine Herde gehütet, gedachte ihrer. Als er seine Schutzbefohlenen in Sicherheit gebracht, eilte er in die Kapelle.

Tränenden Auges stand er da, den Blick auf die goldenen Standbilder gerichtet. Was sollte er tun? Seine Kräfte waren zu schwach, sie wegzutragen, und die Feinde allzunahe.

Da, was sah er? Der größte der Männer, der Apostel Paulus, begann, sich zu rühren. Sein erhobenes Schwert senkte sich. Seine Füße begannen zu schreiten. Von seiner Stufe trat er herab und ging der Kirchentür zu. Ihm folgten St. Petrus und Johannes und all die andern. Starr vor Staunen stand der Schäfer und vermochte sich nicht zu rühren, bis sie alle hinaus waren. Dann erst kam Leben in ihn. Ans Tor lief er und schaute dem wandernden Zuge nach. Hinterm Berge, wo am Fuße der Steinmauer ein Loch im Boden war, sah er sie verschwinden.

Es war aber auch die höchste Zeit für sie gewesen, denn von Frickhofen her stürmte ein wilder Schwarm wirrbärtiger Gesellen. Stracks auf das Kirchlein eilten sie. Da hofften sie wertvolle Beute zu machen. Aus einem dichten Busch, hinter den er sich versteckte, konnte der Schäfer ihr Geschrei hören: „Dort eine Kirche! Ha, da gibt's goldene und silberne Beute!", konnte er

sie sehen, wie sie das Tor einschlugen und ins Innere drangen. Mit leeren Händen und wütenden Gesichtern sah er sie wieder herauskommen. Es hatte ihnen nichts geholfen, daß sie den Altar zerschlugen, daß sie die Fenster zertrümmerten. Die goldenen Apostel waren verschwunden.

Auch der Schäfer vermochte sie nicht mehr aufzufinden. Als die Horde abgezogen war, kroch er aus seinem Versteck hervor. Die Stelle, da sie in die Berge gegangen, suchte er auf. Er fand wohl die Öffnung im Boden, aber die war bis obenan mit Eis gefüllt. Das hatten die Heiligen getan, die ihr Versteck mit einer dicken Schicht desselben überzogen, und ist dieselbe seitdem nicht wieder aufgetaut, weder im Frühling noch im Sommer.

Der Lasterbach.

Ostwärts der Dornburg mündet in den Elb- der Lasterbach. Er hat nicht diesen Namen, weil die Bewohner in seinem Tal etwa sich vor anderen durch ihre Lasterhaftigkeit auszeichneten. Ihn hat ihm ein Schultheiß vor langer Zeit gegeben. Der wollte das Tal gewaltig heben, wollte des Baches Bett verbreitern und vertiefen, daß Schiffe darauf fahren konnten. Das hatte er auch fast erreicht, aber als nun große Kähne darauf schwimmen sollten, da wollte das nicht recht gehen. Überall stießen die langen Dinger ans Ufer, denn das Gewässer hatte gar viele Krümmungen. Der Talgewaltige meinte daher, man solle den Bach strecken, aber das Volk, dem die Arbeiten schon viel zu viel Geld gekostet hatten, widersprach ihm und rief: „Laßt den Bach! Laßt den Bach!" „Ja, dann laßt den Bach!" murrte der Schultheiß spottend. Und da der Bach noch keinen Namen hatte, so nannte man ihn Lastenbach, woraus dann später Spott- und Uzvögel Lasterbach machten.

Der Schatz von Westerburg.

Hoch ragt das Schloß des Grafen von Altleiningen aus dem Tal des Elbbachs. Am Füße des Burgberges lagern sich die Häuser des Städtchens, schmiegen sich an den Hang und klettern fast bis auf seinen Gipfel. Mächtige Grafen residierten einst hier oben. Weitum das Land im Elbtal, die Äcker und Wiesen, die Wälder auf den Höhen nannten sie ihr eigen. In den Dörfern saßen ihre Höfner, die ihnen den Zehnten geben mußten von allem, was sie bauten. Die alte Heerstraße, die vorüberführte, brachte manchen Zoll. Darum waren die Westerburger reich. Doch einmal gab's einen unter ihnen, der blieb trotz aller Zehnten arm. Er verstand die Kunst zu gut, das Erworbene auseinander zu scharren, und immer waren seine Kassen leer, immer fehlte es ihm an kleiner und großer Münze. Schließlich kam er dahin, daß er mehr Gläubiger hatte, denn Haare auf dem Kopfe, und alle wollten bezahlt werden, der Schuster und der Schneider, der Koch und der Kellner, der Schmied, der die alten Schwerter in Ordnung hielt und die Gäule beschlug. Tagtäglich klopften sie bei dem Schloßherrn an, sich das zu holen, was der selbst nicht hatte, Geld. Mit leeren Taschen mußten sie zwar immer abziehen, kamen aber wieder und wieder, so daß sich der Graf schließlich nicht mehr zu halten wußte. Vergebens suchte und grübelte er nach einem Ausweg. In der höchsten

Not verschrieb er seine Seele dem Teufel. Der konnte ihm Geld schaffen, so viel er nur brauchte. Und er tat es.

Da geschah denn eines Tages Wunderbares im Schloß. Die Gläubiger, die gewöhnt waren, mit leeren Versprechungen abgefunden zu werden, wollten ihren Augen und Ohren nicht trauen: Sie erhielten wirkliches Geld, Gold und Silber. Und lauter frohe Gesichter sah man den Berg herunterkommen. Jede alte Schuld, die mancher schon in den Schornstein geschrieben, wurde beglichen. Man zerbrach sich den Kopf über diese Wendung der Dinge. Der Graf mußte wohl eine Erbschaft gemacht haben, und die mußte gewaltig groß gewesen sein. Denn auch fürderhin borgte er nicht mehr, bezahlte alles bar, kaufte große Ländereien und gab sogar den Armen, was er früher nie hatte tun können.

Westerburg.

Aber dem Grafen selber war es nicht so froh zu Mute als seinen Gläubigern. Er sollte immer mehr erkennen, daß Geld nicht glücklich macht, am allerwenigsten, wenn es vom Teufel kommt.

Mit Schrecken dachte er an den Tag, da er dem Teufel seine Rechnung zu begleichen hatte, mit Sorge auch daran, daß sein Reichtum seinen Kindern Not und Elend bringen mußte. So hatte er trotz seines Geldes keine Ruhe bei Tag und Nacht.

Zum Sterben kam er. Da rief er seine Söhne zu sich. Er enthüllte ihnen das Geheimnis seines Reichtums, enthüllte ihnen auch, daß er seine Schätze, um durch sie weiteres Unheil zu verhüten, verscharrt habe, wo, das würde ihnen sein Testament sagen.

Und als der Graf tot und sein Testament geöffnet war, stand darin: Unter dem 7. Hund liegt der Schatz begraben, doch forschet nicht danach. Das taten sie aber doch. Hunde gab's im Rittersaal. Da waren solche als Kapitälverzierungen angebracht. Die mußte der Vater gemeint haben. Doch

waren's nur 6. Offenbar hatte er sie durch seine Angaben von dem Suchen abhalten wollen, und ob sie noch so viel aufbrachen, scharrten und kratzten, sie fanden von dem Schatze nichts.

Der Graf aber ging nach seinem Tode als Gespenst um, besonders, wenn ein Gewitter von Südwesten her über den Westerwald im Anzuge war. Dann stand er hoch oben in dem Turme seiner Burg und lenkte die Wolken, daß sie sich über seinem Lande entluden, die durstigen Felder tränkten durch erquickenden Regen. Das Wettermännchen nennt man ihn darum, weil er an Stelle seines größeren Namensbruders, St. Petrus, in Westerburg das Wetter machen soll.

Die Schloßuhr zu Westerburg.

Der schwarze Tod machte seinen Siegeszug über den Westerwald. Nicht nur in den Hütten der Armen kehrte er ein, auch an die Pforten der festen Burgen pochte er. Daß er hoch und niedrig gleich macht, sollte auch Albrecht Philipp, der Graf zu Leiningen-Westerburg erfahren. Auf Westerburg residierte er mit seiner Mutter und seinem Bruder Johann, als man das Jahr 1597 schrieb. Hierhin und dorthin griff des Todes harte Hand, und zahllos waren die Opfer, die er forderte. Sich vor ihm zu retten, flohen die drei Schloßbewohner nach Schadeck, der stolzen Feste, die 1280 Heinrich I. von Runkel-Westerburg erbaut hatte. Aber auch da hatte die schlimme Seuche bereits Einkehr gehalten, wütete gar noch schlimmer als in Westerburg Eilends kehrten die Flüchtigen daher dorthin zurück. Doch auch das half nichts.

Als sie wieder durchs Tor der Stammburg einritten, dröhnten am hellen Mittag von der Schloßuhr dumpfe Schläge. Erstaunt richteten sich alle Blicke nach oben. Die Uhr ging, die seit langem still gestanden, und ihre Zeiger wiesen auf 11. Und es war keiner im Schloß gewesen, der sie hätte in Gang bringen können. Das war ein böses Zeichen, und die Herzen der Heimgekehrten erfaßte eine schlimme Ahnung. Bald sollte sich zeigen, daß die Uhr wahr geredet hatte. Alle drei, die vor der Pest hatten fliehen wollen, verfielen ihr. Zuerst starb die Mutter, und kaum war sie beigesetzt, so folgten ihr die beiden Söhne fast am gleichen Tage in den Tod. Und mit ihnen starben im Schlosse in ganz kurzer Zeit 11 Personen, wie es die Schloßuhr angezeigt.

Die Kirche unserer lieben Frauen am Reichenstein.

Nahe bei Westerburg befand sich einst eine uralte Kapelle, in der ein wundertätiges Marienbild aufbewahrt wurde, da, wo der „Marienborn" aus dem Boden sprudelte. Den hatte einst die Mutter Maria hier fließen lassen.

Eine Zeit der Dürre war über den Westerwald hereingebrochen. Lange Monate hielt der Himmel seine Fenster geschlossen. Der Boden wandelte sich in Staub, die Pflanzen welkten, die Wiesen verbrannten. Alle Brunnen versiegten unter dem blauen Himmel und in der verzehrenden Sonnenglut. Da wurde die Not groß. Klagend und flehend strömte das Volk zur Kapelle, von der Himmelsmutter allein Hilfe erhoffend. Die heilige Maria

erbarmte sich der Not der Menschen, stieg herab von ihrem Altar und stieß ihren Wanderstab in das harte Erdreich. Als sie ihn herauszog, da sprudelte frisch und klar ein Quell aus der Öffnung. Von weit und breit kamen nun die Durstigen, sich zu laben an dem Wasser, das auch eine wunderwirkende Kraft besaß. Augenkranke fanden hier Heilung und kehrten sehend und dankbaren Herzens heim.

Prozessionen kamen zu dem wundertätigen Marienbild, sogar aus den Niederlanden. Alle erfuhren sie die Hilfe der Gottesmutter. In den Jahren der Reformation, die auch in Westerburg zur Einführung kam, da das Bild der Maria auswandern mußte und in der evangelischen Pfarrkirche einen Platz fand, bis es durch Schenkung in den Besitz einer katholischen Gräfin von Westerburg überging und in die Kirche zu Schönberg kam, zerfiel die Kapelle mehr und mehr.

Keiner schritt mehr über die Schwelle, und die Glocke im Turme hing stumm, bis man sie herabholte und in der evangelischen Kirche aufhing. Aber sie weigerte sich, ihren Glauben zu wechseln, wie es dazumal die Menschen nach dem Willen ihrer Fürsten tun mußten. Ihren metallenen Mund tat sie nicht auf. Immer, wenn man sie tagsüber mit Mühe emporgewunden, verließ sie zur Nachtzeit ihren Platz und kehrte zurück dahin, wo ihre Heimat war, in die Kapelle unserer lieben Frauen am Reichenstein. Niemand wußte, wie das zuging, und niemand vermochte es zu hindern. Erst, als man sie umgoß, verließ sie ihren Platz nicht mehr.

Für die Liebfrauenkirche kam im 30jährigen Krieg ein böser Tag. Schwedische Kriegsvölker kamen über den Westerwald und auch nach Westerburg. Die Bewohner waren in die Wälder geflüchtet. Zwölf Geistliche suchten im Gotteshause Obdach. In ihm wähnten sie sich sicher. Doch sie sollten sich getäuscht haben. An die Türen donnerten wilde Schläge. Und es half nicht, daß sie geschlossen waren. Krachend brachen sie, und über die Schwelle stolperten und polterten schwere Reiterstiefel, durch die stille Halle scholl rohes Gebrüll. Auf den Chor hatten sich die Geistlichen geflüchtet. Dort ereilte sie das Geschick. Unter Schwedensäbeln hauchten sie ihr Leben aus. Die Unholde aber erbrachen die Schreine und ließen alles, was sie an Gold und Silber fanden, mitgehen. Dann aber steckten sie das Gebäude in Brand.

Nichts blieb stehen als der Turm und die ausgebrannten Mauern. Aber noch lange machten die Prozessionen, die aus den katholischen Orten in der Nähe zum „Clesberg“ zogen, an den Mauerresten Halt zu frommer Andacht. Katholische aus der Nachbarschaft aber brachten zu Mariä Himmelfahrt alljährlich Spenden, bestimmt, die Liebfrauenkirche aufzubauen.

Im Jahre 1898 erstand sie wieder am Reichenstein, und auch das Marienbild kam dahin zurück.

Der Katzenstein bei Westerberg.

Wo der gräflich Westerburger Forst des Schloßberges nach Süden abfällt, ragt aus dem Berge ein Basaltfelsen. Den Katzenstein nennt man ihn. An ihm soll es nicht geheuer sein. Ein Mann aus Gemünden ging einst zur Nachtzeit an dem Felsen vorüber. Da sah er eine Höhle, die in den

Stein führte, weit offen. Neugierig schritt er näher und blickte hinein. Darin war es ganz dunkel. Als ihn die Neugierde weiter trieb, fuhr er entsetzt zurück. In der Tiefe saß eine greuliche Gestalt. Ein Mann mit langem, weißem Bart war es. Einen blauen Mantel trug er. Nur ein Auge hatte er. Über das zweite ging eine Binde. Neben ihm aber standen Wölfe. Da gab es plötzlich einen gewaltigen Donnerschlag. Voll Schrecken prallte der Vorwitzige zurück und fiel ohnmächtig zu Boden. Als er sich wieder erhoben und zu sich selber kam, lag der Berg da wie zuvor, und von einer Höhle war nichts mehr zu sehen.

Der Hildastein bei Westerburg.

In dem gräflichen Forst befindet sich an einer dem Dorfe Winnen zuführenden Schneise noch ein anderer Stein, der Hildastein. In uralten Zeiten hatte hier Frau Holle ihre unterirdische Wohnung. An ihm geht zu mitternächtiger Stunde ein Geist um. Eine hohe Frauengestalt ist es, die einst ein Ritterfräulein war. Weil sie ihren Geliebten betrog, muß sie wandern und ihn suchen den Wald aus und ein und auf ihn warten, daß er zurückkehren möge. Darum durchwacht sie auch alle Nächte in ihrer steinernen Wohnung. Mancher schon hat aus ihr den Schein des Lichtes flimmern sehen, mit dem sie ihm leuchten will, wenn er heimkommt. Ein paar übermütige Burschen haben einmal um Mitternacht an den Stein geklopft. Da ist sie herausgekommen und hat gemeint, ihr Ritter käme zurück. Und da sie sich getäuscht sah, ist sie ihnen furchtbar in die Augen gefahren, daß sie eiligst entflohen. Und einer von ihnen hatte andern Tages schlohweißes Haar und war noch ein junger Kerl. Seitdem hat sie keiner mehr im Hildastein zur Nachtzeit gestört.

Mechthilde von Waldmannshausen und Ulrich von Idstein.

In den Taunusbergen liegt die Burg Idstein, einst von dem Ritter Eticho oder Uto erbaut. Ein gewaltiger Turm ragt auf schroffen Felsen. Efeu umschlingt ihn und wildes Dorngerank. Blumen blühen am sonnbeschienenen Hange gar lieblich. Aber in stürmischen Nächten ist es unheimlich am Utenstein. Dann klagt die Stimme eines Geistes um das zerbröckelnde Gemäuer lauter als der lauteste Sturm. Eine volle Stunde lang vernimmt man sie, bis die Turmglocke im Tal eins schlägt.

„Dann rauscht es auf zum hohen Turm
und stürzt herab zur Kluft;
Das Dunkel flieht, es schweigt der Sturm,
der Geist zerfließt in Luft.“

Es ist der Geist des Ritters Ulrich. Einst hauste er in der Burg, weitum bekannt als der schlimmste Räuber. Alles tat er, was die Welt verdroß, und fand bei seinem ruchlosen Treiben Genossen genug, die mit ihm taten, freilich keine edlen Ritter, sondern Mord- und Raubgesellen. Kein Schatz,

er mochte noch so gut geborgen sein, war sicher vor ihnen. Den Bauern preßte er ihr Letztes ab. Den Kaufleuten nahm er alles, was sie führten. So unternahm er viele wilde Züge nord- und südwärts der Lahn, daß sein Name gefürchtet war weit und breit.

Auf einem Raubzug war er einmal auf die Burg Waldmannshausen im Elbtal gekommen. Das herrliche Schloß inmitten des schattigen Parkes hatte ihm gefallen, mehr jedoch noch des Walt- oder Gewaltboten herrlich erblühtes Töchterlein. Kein Wunder auch, Mechthilde galt als das schönste Mädchen zu beiden Seiten der Lahn, und mancher edle Ritter hatte schon um sie geworben. Sein ganzes Sinnen und Denken ging daher nur nach ihr. Auch ihre Tugenden waren auf den wilden Menschen nicht ohne Einfluß geblieben. Einen Ekel empfand er über sein bisheriges Leben und beschloß und versprach es, sich um Mechthildens willen zu ändern.

Aber als der alte Graf von Waldmannshausen des Idsteiners Werbung vernahm, zog er seine Stirne kraus in Falten. „Nimmermehr", so schwur er, „opfere ich dir das Lebensglück meines Kindes." Keine Beteuerungen konnten ihn darin umstimmen, auch nicht die Tränen seiner Tochter, die dem Ritter von Idstein ihr Herz geschenkt. Da zog dieser voll Zorn heim und brütete finstere Rache. Gab man ihm das Fräulein nicht gutwillig, so wollte er es mit Gewalt in seine Burg holen. Die Mannen aus seinem ganzen Gebiet rief er zur blutigen Brautwerbung. „Seid tapfer," so mahnte er, als sie aus Idsteins Toren zogen, „eine Frau sollt ihr mir ins Haus schaffen!" Durch den goldnen Grund ging die Fahrt zur Lahn und von da elbaufwärts an Hadamar vorbei nach Waldmannshausen. Listige Späher hatten dem Idsteiner die Kunde zugetragen, der alte Waltbot sei auf Limburg geritten, und seine Burg schutzlos. Durch List gewann er Eingang in diese.

Tiefe Nacht war es. In ihrer Kemnate weilte Schön Mechthild, besorgt, daß der Vater solange bleibe. Da scholl Hornruf durch die Nacht. Laut schlugen die Hunde an. Es kündete der Wächter, des Vaters Knechte begehrten Einlaß, er selbst habe sich verspätet bei kühlem Trunk zu Limburg. Bald werde er nachkommen. Niederrasselte die Zugbrücke, aufsprang das Tor. Aber herein ritten — Ulrich von Idstein und seine Gesellen. Da gab's kein Wehren. Mechthild hob er auf sein Roß und jagte den Weg dahin, den er gekommen. Als der Vater heimkehrte und von dem Raub erfuhr, war's zu spät, ihm nachzueilen. Längst hatte der Räuber seine Beute in seiner festen Burg in Sicherheit gebracht. Was half's dem alten Grafen, daß er sich das Haar und den Bart raufte? Das brachte ihm sein Kind nicht wieder heim. Darum mußte er es mit Gewalt wieder zurückgewinnen. Und strafen wollte er dabei den übermütigen Räuber für seine Schandtat. Kein Stein seiner Burg sollte auf dem andern bleiben. Gerne begleiteten seine Leute ihn auf der Fahrt. Die Bauern kamen, und die Kaufleute sandten ihre Knechte. Sie alle freuten sich, es dem Wüterich von Idstein heimzuzahlen, was er ihnen und ihrem Herrn angetan hatte.

In lautem Zecherkreise saß Ulrich von Idstein. Seinen Ärger wollte er ertränken in goldnem Wein, seinen Ärger über Mechthild, die ihm nun ihre Liebe versagte, und das dem Räuber weigerte, was sie einst dem Ritter

versprochen. Er hatte sie hinabgestoßen in den Kerker, daß sie ihren Sinn brechen sollte. Dort lag die Ärmste und rang die Hände blutig, Hilfe erflehend vom fernen Vater. Der mochte seines Kindes Gebet vernommen haben, denn, als sich wieder einmal die Nacht herniedersenkte auf die Tauuswälder, da regte sich's in den Büschen rund um die Burg. Waffen klirrten. Rosse wieherten. Ein Hornruf wachte auf. „Gib mir die Tochter heraus!" so rief es. „Tust du's nicht, so soll deine Burg dem Boden gleich gemacht werden." Graf Eberhard war's, der also rief, doch höhnend klang's aus den festen Mauern: „Hole sie nur, doch renne dir nicht den Schädel ein!"

Hart war der Sturm, der gegen Idstein heranbrauste, aber die Mauern standen fest wie Eisen. Furchtbar wüteten die Idsteiner gegen die Angreifer. Schier die Hälfte derselben hatte schon ihr Leben ausgehaucht, und der Rest trug Zweifel an dem Sieg. Da gelang es der Gewalt der Mauerbrecher eine Bresche zu schlagen. Eberhards Schar erstieg die Mauern, allen voran er selbst. Und nun begann ein blutiger Schwertkampf. Als einer der ersten fiel er. Voll Schmerz sahen's seine Mannen, aber der Zorn trieb sie zu neuem Kampf und zum Sieg. Vergebens suchte man den Grafen Ulrich, dessen Stimme bisher den Streit geführt. Hoch oben im Turmfenster sahen ihn die Westerwälder wieder, in seinen Armen Schön Mechthild von Waldmannshausen. Als der letzte seiner Schar den Todesstreich erhielt, da stürzte er sich mit ihr hinunter in die Kluft.

Die Burg wurde vollends zerstört. Nur der Turm widerstand den Flammen. In ihm wandelt in nächtlicher Stunde der Ritter, zu büßen die Schuld, die sein schwarzes Herz auf sich geladen.

X. Zwischen Elb und Lahn.

Der Unkenkönig im Seeweiher bei Mengerskirchen.

In dem Seeweiher bei Mengerskirchen hauste einst der Unkenkönig. Der hatte auf dem Grunde des Wassers sein herrliches Schloß. Darin gebot er über alles, was lebte und webte in der Flut.

Ein warmer Sommersonntag war's. Leicht kräuselte der Wind die glitzernden Wellen und hielt mit den Binsen am Ufer geheime Zwiesprach. Sonst war's feierlich still rundum. Da tauchte aus der Tiefe das bärtige Haupt des Unkenkönigs. Ans Ufer stieg er und streckte sich ins weiche Gras. Seine glitzernde, diamantenbesetzte Krone legte er ab und tauchte wieder hinein in die Flut zum kühlenden Bade.

Derweil kam ein Bauer des Weges. Seine Pferde ritt er zur Schwemme und sah das kostbare Kleinod am Boden liegen. Da erwachte in ihm die Sucht nach fremdem Gut. Mit gieriger Hand nahm er es an sich. Rasch schwang er sich auf sein Pferd und enteilte dem See, die goldne Krone in seinem Gewande bergend.

Doch der Unkenkönig hatte den Raub bemerkt. Rasch näherte er sich dem Ufer und eilte dem Räuber nach. Als der den Verfolger gewahrte, streifte er sein Wams von den Schultern und warf es zu Boden. Darauf stürzte sich der König und durchsuchte es. Doch umsonst, das Wams barg seine Krone nicht. Wieder folgte er dem Fliehenden und hatte ihn bald erreicht. Ihn abzuhalten, zog dieser schnell seine Stiefel aus und warf sie von sich. Auch die durchsuchte der Unkenkönig. Seine Krone fand er nicht.

Schon war der Bauer in seinem Hause angelangt und freute sich seines Raubes. Aber er frohlockte zu früh. Bis in den Hof folgte ihm der Unkenkönig. Da griff der Bauer zur Sense. Mit wuchtigem Hieb drang der blitzende Stahl dem König in die Brust. Zu Tode wund stieß der einen schrillen Schrei aus. Den vernahm alles, was ihm im Wasser untertan war und eilte herbei. Lebendig wurde es am Ufer. Es regte sich in den Gräben. Dem Seegestade, aus den Uferlöchern, aus dem feuchten Grunde kam es gekrochen. Wimmelnd wälzte es sich näher, schlängelnd und züngelnd. Ihren blutenden König umstanden sie. „Wer war's, der dir den Todesstreich gab?" Sterbend wies er auf den Bauern. Da stürzten sie sich auf diesen. Ihre Bisse gingen ihm ins Herz, öffneten seines Blutes Bahnen, und im Boden versickerten die roten Tropfen.

Die Kapelle am Seeweiher.

Wo die Straße von Mengerskirchen nach Walddernbach führt, liegt der fischreiche Seeweiher. Graf Johann von Nassau-Beilstein ließ ihn 1432 anlegen. Ein Kilometer lang dehnt sich die glitzernde Wasserfläche, vom Vöhlerbach durchströmt. In ältesten Zeiten ragte an erhöhter Uferstelle Donars Eiche. Unter ihr sammelten sich die Germanen der Umgegend zum heiligen Opferdienst. Als dann aber die Götterhaine auf dem Westerwald stürzten, sank auch die Eiche am Seeweiher. Wo sie gestanden, bauten fromme Mönche eine Kapelle, der heiligen Maria zu Ehren, eine Liebfrauenkirche.

Viele Jahre hat sie da gestanden. In den rauhen Zeiten des 30jährigen Krieges ging sie in Flammen auf. Nur bescheidene Trümmer blieben.

Aber an stillen Abenden, wenn das letzte Rot der niedergehenden Sonne hinter den Hügeln verglommen ist, wenn goldiger, dann purpurner und zuletzt tiefvioletter Schimmer über dem Wasser liegt, dann wird die Vergangenheit wieder lebendig.

Über die stille Flut wandeln dann in langer Reihe weißgekleidete Gestalten heran. Im Winde wehen ihre Gewänder. Von ihren Lippen klingen Worte und Lieder. Es sind die Beter, die einstmals zum Marienkirchlein wallten. Das aber hebt sich leise aus den Fluten des Weihers und ersteht aufs neue am Uferdamm. Es ersteht aufs neue die mächtige Linde, die einst das spitze Kirchendach überragte. In ihren Zweigen rauscht und flüstert es, und immer mehr Beter wallen herbei. Ihr Gesang mischt sich in das Geraune der Laubkrone. Es ist, als ob all die in den vergangenen Jahrhunderten hier entschlafenen Beter wieder aufgestanden seien. Aus dem Röhricht schallt der letzte leise Klageruf der Sumpfvögel, und aus dem Wasser tönt der melodische Dreiklang der Wasserlurche. Das sind die versunkenen Glocken der Marienkirche, die unten läuten, läuten, bis groß und klar der Mond aufsteigt und der Westerwald im weißen Scheine daliegt. Dann kehren die Beter wieder heim in ihre Grüfte, die Glocken verstummen, und das Kirchlein versinkt in der Tiefe des Seeweihers.

Die Maienburg.

Im Südosten von Mengerskirchen ragen drei kegelförmige Hügel. Der höchste derselben trägt, in Gestrüpp und Gesträuch versteckt, die Reste der Basaltmauern der Maienburg. Lange noch vor den Zeiten des deutschen Königs Adolf von Nassau baute hier der Ritter von Maienburg sein Schloß, das er die Maienburg nannte. Sein Geschlecht ist längst gestorben und verdorben. Die Maienburg aber hat in ihrer Festigkeit Jahrhunderte lang der Zeit getrotzt und mahnt noch heute an ihre ehemalige Stärke.

Grausam und herzlos war ein Ritter, der einst auf ihr hauste. Galt auch Rauben zu seiner Zeit nicht als Schande, so war er doch ein Ungeheuer in Menschengestalt. Tag für Tag zog er mit seinen Gesellen aus und schaffte so viel Beute in sein Haus, daß ihn bald keiner übertraf an Reichtum. Mit seinem Besitz wuchs aber auch sein Unglaube. Von Gott und einer Unsterblichkeit der Seele wollte er längst nichts wissen. Wenn seine fromme Frau Agnes ihm von einer Vergeltung nach dem Tode sprach, so hatte er dafür nur Hohn und Spott. Einmal kam er heim und erzählte ihr lachenden Mundes, wie er das Kloster Seligenstadt überfallen, die Nonnen seinen Knechten preisgegeben und sie dann lebendig habe begraben lassen. Mit Entsetzen und Grauen vernahm seine Frau die Kunde seiner Untat und stellte ihm Gottes Strafgericht vor Augen. Da lachte er roh auf und sagte: „Tröste dich, mein Täubchen, ich werde nach Jerusalem reisen und für die armen Nonnen beten!"

Obwohl ihm das nur eitel Spott war, so ereignete es sich nicht lange nachher, daß das Wort doch zur Wahrheit wurde. Nach seiner Greueltat

verfiel er nämlich in eine schwere Krankheit. Seine Frau wußte, daß die nur die Strafe des Himmels war, denn in seinen Fieberträumen wurde er Tag und Nacht von den Nonnen geängstigt. Die umschwirrten ihn dauernd, stießen ihn in tiefe Abgründe, setzten ihn in heimlichen Gemächern dem Hungertode aus, begruben ihn lebendigen Leibes, wie er's mit ihnen getan. Am Lager des Gatten saß sein treues Weib und betete unaufhörlich für seine Seele. Sie wurde erhört, die Krankheit wich. Und als der Bösewicht wieder aufzustehen vermochte, da hatte er erkannt, daß Gott ihm eine Frist geschenkt, sich durch Reue und Buße mit ihm zu versöhnen. Seine Krankheit hatte ihn etwas gelehrt, was er längst nicht mehr kannte, er konnte wieder beten. Aus vollem Herzen dankte er Gott für seines Lebens Erhaltung und gelobte, von nun an fromm und Gott wohlgefällig zu sein. Das, was er einst in ruchlosem Leichtsinn verspottet, wollte er nun zur Ausführung bringen: nach Jerusalem wollte er pilgern und am Grabe Christi um Vergebung seiner Sünden bitten. Niemand war froher als die Rittersfrau über diese Wendung der Dinge, und obwohl sie ihn nicht gerne scheiden ließ, da eine Reise nach Jerusalem den Pilger nicht vor zwei Jahren zurückführte, wenn sie ihn überhaupt lebend wiederbrachte, so blieb sie doch stark, selbst bei der Abschiedsstunde.

Ihrem Wunsch gemäß hatte er alles seit Jahren geraubte Gut ihren Eigentümern zurückgestellt. Zum Verwalter der Burg, zum Beschützer von Frau und Kind hatte er seinen Verwalter Falkmann bestellt. Der war ihm stets treu gewesen und versprach ihm auch jetzt, zu handeln nach des Ritters Willen, bis er fröhlich und gesund wieder heimkehre.

Falkmann hielt anfangs sein Versprechen recht und treu. Doch nur ein halbes Jahr ging dahin, da änderte sich sein Benehmen. Er wurde stolz und herrisch und regierte auf der Burg, als sei sie sein Eigentum, riß hier nieder und baute dort auf, ohne die Rittersfrau zu fragen. Als aber ein Jahr dahingegangen, trat er eines Tages zu ihr ins Gemach und verkündete mit erheucheltem Mitleid, daß ihr Gemahl im fernen Osten bei einem Überfall von der Sarazenen Schwert den Tod gefunden. Ein Bote, so log er, habe ihm die Kunde gebracht. Die Burgfrau zweifelte nicht an des Verwalters Worten und brach in Tränen und laute Klagen aus. Doch der Heuchler suchte sie zu trösten, erklärte sich bereit, des toten Rittes Stelle einzunehmen und sie zu seiner Gemahlin zu machen. Als die Frau erschreckt auffuhr, als sie des Burgmanns List und Ränkespiel zu durchschauen begann, wurde er frech und dreist, und als sie ihn entrüstet abwies, da v e r l a n g t e er, was sie ihm versagte.

Eine Wut und ein Zorn ergriff ihn, als er sich in seinem Traum, sich im Besitz der schönen Frau und all ihres Reichtums zu sehen, getäuscht sah, daß er beschloß, sie samt ihrem Kinde zu töten, um alleiniger Besitzer der Burg und ihrer Güter zu sein. Als die Burgfrau eines Tages ahnungslos im Walde, der ihr Haus umgab, lustwandelte, wurde sie von vermummten Männern überfallen, niedergehauen und im stillen Waldgrund verscharrt. Auf der Burg glaubte man's ihm, daß auch die Ritterfrau ins heilige Land gezogen sei und ihm die Burg geschenkt habe. Die Knechte und Mägde gelobten dem neuen Herrn Gehorsam und nahmen gern teil an dem Freudenfest, das gefeiert wurde, so rauschend, wie die Maienburg noch keines gesehen. Sie nahmen auch teil an dem Raube, den Ritter Falkmann von seinen Fahrten herbeischleppte, die wieder so im Schwange waren wie zu des Maienburgers schlimmster Zeit, an der Gottlosigkeit, die wie ehedem wuchs von Tag zu Tag. Sie sollten auch erfahren, daß bei ihm der Rächer schneller und kräftiger zugriff, als er es bei ihrem ersten Herrn getan.

Kaum waren einige Tage seit dem Feste vergangen, so schlich Falkmann, nur noch der Schatten seiner früheren Gestalt, Furcht und Angst in den Augen, einher. Jedes Geräusch schreckte ihn. Aus allen Winkeln schauten ihn die Gesichter der Ermordeten an. Der Wein im Glase wurde ihm zu Blut. Überall glaubte er seines Herrn Stimme zu vernehmen: „Hast du mein Liebstes, das ich dir anvertraute, auch behütet?" Mit tausend Händen griff es nach ihm. Wer ihn sah, wich vor ihm zurück. Die Burgleute gingen ihm aus dem Wege, sie fürchteten ihn. Seine Freunde und Raubgesellen mieden die Burg.

Da zog eines Tages ein schweres Gewitter über den Westerwald. Schwarz hing der Himmel über der Maienburg. Blitze zuckten und Donner rollten. In seiner Burg, die in ihren Grundfesten zitterte, hockte Falkmann in Angst und Schrecken. Im Donner glaubte er die Stimme dessen zu hören, dessen Name er oft im Spott genannt. In dem Sturm, der die Burg umbrauste, daß sich die Eichen und Buchen bogen, erblickte er dessen Geißel. In das tiefste Verließ des Bergfrieds floh er. Dorthin, meinte er, würde seine Hand nicht reichen. Doch kaum hatte er den Ort erreicht, da fuhr der Blitz in den Turm und tötete ihn. Entsetzen ergriff die Burgleute, als sie das Gericht sahen und erkannten, daß sich Gott nicht spotten läßt. Sie verließen ihren sündhaften Weg und bekehrten sich zu einem neuen, besseren Leben.

Indessen waren zwei Jahre dahingegangen. Eines Tages kehrte der Maienburger heim als neuer Mensch und Christ. Unaussprechlich war sein Schmerz, als er erfuhr, wie Weib und Kind gestorben. Doch was half es, daß er die Teilnehmer an dem Morde aufhängen ließ, die Mitwisser aus dem Burggebiet verbannte. Seines Lebens konnte er nicht mehr froh werden. Sich zu trösten, ritt er häufig in den Wald zur Jagd. Als ihn dabei einmal die sinkende Nacht überraschte und er, des Jagens müde, durch das Dickicht der Burg zustrebte, kam er, ohne daß er es wußte, an die Stelle, da einst von Mörderhand seiner Lieben Blut geflossen war. Da glaubte er eine Stimme zu hören wie von Menschenmund, eine Stimme, die genau so lieblich klang, wie die seiner lieben Gemahlin einst geklungen hatte.

Er eilte dahin, woher sie zu kommen schien. Obwohl er nichts sehen konnte, klang sie ihm nah und näher und endlich schien sie dicht neben seinem Ohr zu tönen. Er stieg von seinem Pferde, das er an einen Baum band. Ins weiche Moos ließ er sich nieder und schlief, todmüde vom langen Ritt, ein. Da sah er im Traume Weib und Kind und blieb in ihrer Gemeinschaft, und sie erzählten ihm alles, was geschehen war, da er ferne weilte. Als seines Pferdes Wiehern ihn weckte, schien der Mond hell und klar durch die Bäume. Er stieg zu Roß und ritt heim. Aber seitdem verfiel sein Körper mehr und mehr. Viel betete er und gab sein Hab und Gut für fromme

Stiftungen. Eines Morgens fanden ihn seine Diener auf seinem Lager kalt und tot. Der Stimme seiner Gemahlin war er gefolgt, die ihn gerufen: „Komm mit, komm mit!“

Lange nach des Ritters Tod blieb die Maienburg unbewohnt. Die Herrn von Mudersbach nahmen dann von ihr Besitz, und im 30jährigen Krieg wurde sie von Kaiserlichen zerstört. Seitdem liegen die Trümmer im Wald. Nachts sollen in ihnen allerlei Spukgestalten ihr Wesen treiben. Der wilde Jäger saust hindurch, der falsche Verwalter umschleicht den Turm, da er seinen Schatz verborgen hat, und in lauen Sommernächten schallt ein weher Ruf zwischen den Trümmern. Es ist die Rittersfrau, die ihren Gatten ruft: „Komm mit! komm mit!“

Die Schatzgräber von Nentershausen.

Der Himmel weiß, was die beiden Nachbarn, der Schorsch und der Jakob noch so spät am Abend auf ihrem Speicher herumzukramen hatten, zu einer Zeit, da andere Leute längst schlafen waren. Am Dachfensterchen hoch oben hingen sie schon eine ganze Stunde, starrten über die Häuser von Nentershausen und über die Feldflur, die im hellen Mondschein lag. Stieren Auges sahen sie dahin, denn von dort kam ein Blinken und ein Blitzen wie von einem hellen Feuer, wie von Gold und Edelsteinen.

Das mußte ein Schatz sein. Hei, wenn sie den hätten! Wie gut könnten sie den brauchen! Reichtum ist doch was Feines. Und lange genug waren sie arm gewesen. Von ihrem Fenster traten sie zurück. Noch in derselben Nacht wollten sie den Schatz holen. Sie wußten es, wer das will, muß schweigen können. Ein Wort auf dem Hin- und Rückweg, ein Wort beim Graben selbst kann den Erfolg der Arbeit nehmen.

Still stiegen sie die Treppe herunter, still schritten sie durch die Tür. Still versorgten sie sich im Schuppen mit Hacke und Schaufel. Still wanderten sie durch den Grasgarten hinterm Haus und kamen auf den Weg. Wie Mäuschen schlichen sie dahin, die Männer, die sonst so redselig waren. Jeder dachte bei sich, erfreut über des Andern Schweigsamkeit, bestimmt an das sichere Gelingen des Werkes. Das wäre auch ganz fraglos gewesen, wenn sich nicht auf dem Weg ein dicker Stein so breit gemacht hätte, ohne daß ihn die nächtlichen Pilger gewahrten.

Über den stolperte einer und wäre fast hingefallen. „'s Laad noch emool!“ entfuhr es dem, und ärgerlich sagte der andere: „Aweile könne mer heimgieh, dau Dolles!“ Und sie gingen beide heim, und der Schatz ruht noch heute im Feld bei Nentershausen und wartet, bis ihn wieder jemand aufblitzen sieht und besser schweigen kann als der Schorsch und der Jakob.

Der Sarg im Zingelsloch.

Im Zingelsloch bei Nentershausen ist's nicht geheuer. Gespenster gehen hier um. Heimliche Zwiesprache halten sie zu mitternächtiger Stunde. Aus einem Sarg kommen ihre Stimmen, dumpf und hohl wie von Toten.

Die alte Mine in Heilberscheid war gestorben. 80 Jahre hatten ihr nichts getan. Das 81. hatte ihr den Tod geschickt. Nun lag sie weiß und lang auf dem Himmelbett und sollte bald dies Lager mit einem Holzschrein vertauschen aus 6 Brettern und 4 Brettchen. Dem Schreiner von Nentershausen war der Auftrag gegeben worden, ihn zu bauen. Am 2. Abend, da die Mine ihren letzten Atemzug getan, brachte er ihn mit seinem Gesellen hinüber nach Heilberscheid. Es war schon spät geworden. Ein leiser Regen rieselte. Den achteten sie nicht. Als sie aber ans „Zingelsloch“ kamen, goß es mit Eimern. Unter den Bäumen suchten sie erst Schutz. Doch bald regnete es durch. Da kam dem Gesellen ein Gedanke: „Meister, setzt euch in den Sarg!“ sagte er, und dem Meister leuchtete das ein. Er kroch hinein, der Geselle ihm nach, und nun saßen sie beide in dem engen Schrein und hielten den Deckel über sich. Während draußen der Regen strömte, freuten sie sich über ihren hellen Einfall, lachten und schwatzten. Das Maul ließen sie gehen und merkten es gar nicht, daß der Regen schon lange aufgehört hatte, da sie das Rauschen im Straßengraben für sein Strömen hielten.

Von Heilberscheid ging der Hirtenhannes am späten Abend nach Nentershausen. Als der Regen losgegangen, hatte er sich unter eine alte Eiche geflüchtet, und als er nachließ, schritt er rüstig weiter. Da er an das „Zingelsloch“ kam, hörte er sprechen. Er blieb stehen, aber keinen Schritt vernahm er, der die Straße hierhin kam oder dorthin ging. Die Worte kamen vom Straßengraben. Leise und scheu näherte er sich diesem. Was er da sah, ließ ihm die Haare zu Berg stehen. Ein schwarzer Sarg stand da, den Deckel geschlossen. Aus ihm kamen Stimmen. Darin sprach einer, doch was er sprach, konnte er nicht verstehen. Darin lachte einer schauerlich. Wildes Entsetzen packte den Mann. In heilloser Flucht eilte er zurück nach Heilberscheid. Atemlos kam er dort an. Nur mit Mühe verstand man aus seinen abgerissenen Worten, seinen stieren Blicken sein furchtbares Erlebnis.

Am „Zingelsloch“ bei Nentershausen ist's seitdem nicht geheuer. Gespenster gehen um. Heimliche Zwiesprach halten sie zu mitternächtiger Stunde. Aus einem Sarg kommen ihre Stimmen, dumpf und hohl wie von Toten.

Der Gangolfsbrunnen bei Meudt.

Zur Zeit der Kreuzzüge war es, da rüsteten allenthalben im Westerwalde die Ritter und Herren zur Fahrt ins heilige Land. Auch der Ritter Gangolf von Meudt war hinausgezogen. Schwer war der Abschied ihm und seinen Leuten geworden. Doch er hatte sie getröstet wie der scheidende Vater seine Kinder. Allen wollte er etwas mitbringen. Lange Jahre weilte er fern ohne seiner Lieben und seines Versprechens zu vergessen. Oft hatte er die Frage erwogen, was wohl das Beste sei, das er ihnen schenken könne. Eins war es, was der Heimat am meisten fehlte, ein Brunnen. Dürr und trocken war die Flur, gering darum die Frucht, die sie brachte. Und als Ritter Gangolf an dem heiligen Grabe zum Gebet niedersank und vor den Heiland seine Bitte brachte, da erschien ihm ein Engel. „Der Herr will dein Flehen erhören,“ so sprach er, „das nicht den eigenen Nutzen will. Er will der Vaterstadt Meudt einen Brunnen geben. Kommst du heim, so stich da, wo die Kirche steht, mit deinem Pilgerstabe in die Erde. Kristallhell wird dort ein Quell hervorsprudeln. Doch eines wolle bedenken: Nie-

mand darf das Wasser verunreinigen oder entweihen. Geschieht das doch, so wird der Quell zurückwandern zu dem Urquell, von dem er gekommen."

Nun war Ritter Gangolf heimgekehrt. Boten hatten die Kunde von seinem Kommen nach Meudt gebracht. Weit entgegengefahren war ihm das Volk in dichtem Gedränge, neugierig zumeist auf das, was er wohl mitgebracht haben möge. In frohem Zuge führten sie ihn ins Städtchen bis zur Kirche. „Euch allen brachte ich etwas mit aus dem Morgenland," sprach er. Erwartungsvoll noch hingen ihre Augen an seinen Lippen. Da stieß er seinen Stab in die Erde, und heraus sprang ein starker Quell. War das ein Jubel. Geschäftig eilte man hin und her, das kostbare Getränk zu sammeln, davon es weit und breit im Lande nichts Besseres gab. Dann erzählte Gangolf dem Volke, woher der Segen gekommen und welche Bedingung sich an ihn knüpfte. Da sanken sie auf die Knie und murmelten heiße Dankgebete. Heilig gelobten sie, nie das Wasser zu verunreinigen. Mit einer Mauer faßten sie den Brunnen, bekränzten ihn mit Blumen und nannten ihn dem Ritter zu Ehren den Gangolfsbrunnen.

Jahrhunderte hindurch spendete der Born sein Wasser, so lange er unentweiht blieb. An einem Pfingstmorgen aber, da stellte er sein Sprudeln ein, da verstummte sein Murmeln. Im Gotteshause war die Gemeinde versammelt. Da kam eine Jüdin des Wegs. Windeln trug sie im Korbe. Am Borne kniete sie nieder, sie zu waschen. Doch kaum begann sie ihr frevelhaftes Werk, da erdröhnte die Erde, öffnete ihre Tiefe und zog den Quell in sich hinein. Als das die Jüdin sah, befiel sie ein tiefer Schreck. Um Hüfe rief sie, und schon eilte das Volk herzu. In die Kirche trug man die Kunde und eine tiefe Bestürzung bemächtigte sich aller. Da nahm der Priester das Heiligtum, das Volk schloß sich ihm an, und in langem Zuge ging's dahin, wo ehedem der Brunnen quoll. Nieder knieten alle und beteten: „Kehre zurück! Kehre zurück!" Der Priester stellte das Heiligtum auf die Erde. Da war deren Unheiligkeit dahin, und die Quelle, die man eben noch ferne entrauschen hörte, kehrte wieder. Zum zweiten Male hatte ein heißes Gebet den Brunnen geschenkt. Aber bis zu der alten Stelle hatte das Wasser nicht vermocht zurückzukehren, strömt aber seitdem bei den untersten Häusern des Dorfes in reichlicher Fülle aus dem Boden.

Zur Erinnerung an das große Wunder aber ziehen noch heute alljährlich am Pfingstmontag Volk und Priester in feierlicher Prozession zum mauerumgürteten, blumengeschmückten St. Gangolfsbrunnen und umschreiten die heilige Stätte in gläubiger Verehrung.

Der Schatz von Meudt.

In Meudt lebte einst ein Bauer, der war der reichste seinesgleichen, nicht nur im Dorf, sondern in der ganzen Umgebung. Ihm gehörten die größten Äcker, ihm war das glatteste Vieh bei der Herde. Aber so reich er war, so geizig war er auch. Keinem Armen gab er etwas. Dagegen hatte er seine Freude daran, all sein Geld vor sich auf dem Tische auszubreiten und sich an diesem Anblick zu ergötzen. Wieder saß er so eines Abends bei seinen Schätzen, da klopfte ein Bettler an seine Tür. Es war ein Wetter draußen,

daß man keinen Hund hinaus jagen mochte und dunkle Nacht. Da bat er den Bauern um ein Plätzchen in der Scheuer. Doch der schlug ärgerlich das Fenster zu und brummelte etwas in den Bart von Fortpacken und Hundehetzen. Der Bettler aber ging nicht fort, sondern kroch heimlich in der Scheuer ins Heu.

Als es nun Mitternacht war, wurde er plötzlich geweckt durch schwere Hackenschläge. Vorsichtig beugte er sich aus seinem Versteck hervor. Da sah er, wie der Bauer ein Loch grub, und als das fertig war, einen Sack schwer voll Geld da hinein versenkte. Dem Bettler schien das ein guter Bissen, und er nahm sich vor, in einer Nacht den Schatz zu holen.

Oft kam er, wenn es dunkel war, und wollte in die Scheune. Aber der Bauer war auf der Hut. Seitdem er seinen Schatz vergraben hatte, weil er ihm im Hause nicht mehr sicher schien, fand er erst recht keine Ruhe. Er beschwor den Teufel, von dem er den größten Teil seines Geldes hatte, und bat ihn, den Schatz zu hüten. Einen Pakt schloß er mit ihm, daß kein Mensch den Schatz zu heben vermochte, auch nicht seine Kinder. Als sie den Vertrag besiegelt, hatte der Bettler wieder einmal im Heu Unterschlupf gefunden und daher alles gehört, auch daß nur der den Schatz zu heben vermöchte, der einen Ziegenbock mitbrachte, genau ein Jahr und einen Tag alt. Von nun an kam der Bettler öfter ins Haus. Der Bauer schien sich im Laufe der Jahre bessern zu wollen und öffnete ihm freundlich seine Tür, gab ihm auch manchmal ein Nachtlager und Essen und Trinken. Als er aber wieder einmal kam, da sah er die Frau und die Kinder mit verweinten Augen. Der Vater war plötzlich gestorben und hatte ihnen nichts hinterlassen. Nun standen sie da, verlassen und arm, denn von dem Schatz wußten sie nichts. Davon wußte kein Mensch, denn allein der Bettler. Der aber freute sich nun, die Weinenden trösten zu können. Er erzählte von dem, was er in jener Nacht geschaut, erzählte ihnen auch von der Abmachung mit dem Teufel über das Heben des Schatzes. Da wurden sie sehr froh, zogen ein Ziegenlamm auf, und als es ein Jahr und einen Tag alt war, führten sie es in die Scheune. Da kam der Teufel durchs Eulenloch wie glühendes Feuer, zerriß das Lamm und flog mit ihm zurück den Weg, den er gekommen. Vor ihren Augen aber lag das Loch, darin der Schatz vergraben war, offen. Sie holten den schweren Sack heraus und waren froh, denn alle Not und Sorge war für sie vorbei. Auch für den Bettler. Den behielten sie bei sich im Hause und gaben ihm Obdach und Nahrung bis an sein Ende.

Das Petermännchen von Elsoff.

Am südlichen Abhang des Knoten liegt Elsoff. Eine neue stattliche Kirche besitzt es seit 1911. Vordem stand dort ein anderes Gotteshaus, weniger neumodisch, aber stark und festungsartig. Darum aber hatte sie, die dem heiligen Petrus geweiht war, und darum die Peterkirche hieß, auch mehr als ein Jahrtausend gestanden, hatte alle Stürme, die sie umbrausten, abgewehrt.

Der aber, der ihr die Glocke geschenkt, war wie der Kirche Patron auch ein Peter und hieß im Volk nicht anders als das „Petermännchen". Oben auf dem Knoten in stillem Waldversteck hatte er seine Klause. Da diente

er seinem Gott in der Einsamkeit und half, wo er konnte, den Menschen in ihrer Not. Die ließen ihn auch nicht ohne Dank und brachten von dem, was Feld und Garten, Haus und Stall ihnen schenkten, einen Teil dem „Petermännchen". Und ließen sich auch nicht lumpen, als er der alten Kirche zu Elsoff eine schöne Glocke schenken wollte.

Es war Winter gewesen, und tief hatte der Schnee auf den Höhen gelegen. Da hatte er sich im Walde verirrt und Weg und Steg verloren. Hätte ihm nicht eine Kirchenglocke, die zur Frühmesse rief, den Weg gezeigt, so wäre er im wilden Wald gestorben und verdorben. Als ihn der Schall aber sicher nach Mengerskirchen an den Seeweiher führte, wo die Liebfrauenkirche stand, von der er leicht am Tage seine Klause wiederfinden konnte, da gelobte er nun auch der alten Peterskirche in Elsoff eine Glocke. Als darum der Frühling kam, zog er von Dorf zu Dorf süd- und norwärts, ost- und westwärts vom Knoten und sammelte milde Gaben. Man kannte ihn wohl. Wenn er anklopfte und man fragte: „Wer ist draußen?" und die Antwort kam: „Das „Petermännchen," dann tat sich die Tür weit auf. Und wenn man ihn fragte: „Was heischest du?" und die Antwort kam: „Petermännchen", dann taten sich die Beutel nicht minder freudig auf. Jeder suchte alle „Petermännchen", das waren Silbermünzen, die im ganzen Erzbistum Trier galten, auf denen die Worte standen „Petermenger" und die das Brustbild des heiligen Petrus zeigten, den Schlüssel in der erhobenen Rechten und $3^1/_6$ Pfennig galten, — zusammen und gab sie ihm und verwahrte ihm auch alle die Münzen dieser Art, die man sonst bekam, bis er zum Sammeln wieder erschien.

Alle „Petermännchen" dem „Petermännchen", das wurde die Losung in den Dörfern der Runde. Da konnte es nicht fehlen, daß bald eine große Summe zusammen war, und nicht lange dauerte es, bis die Glocke von dem festen Kirchturm zu Elsoff herunterschallte, alle die auf den rechten Weg zu führen, die sich verirrt.

Fünf Jahrhunderte sind seitdem dahingegangen. Von der Peterskirche stehen nur noch der Turm und der feste Vorbau. Aber unvergänglich wie sie, ist und bleibt der Name des „Petermännchens" von Elsoff.

Die Glocke von Königsschuh.

Wo der Knoten seine Abhänge gen Nordosten senkt, lag bei Mademühlen, in den Tagen des 30jährigen Krieges ein stilles Dörfchen. Königsschuh hieß es. Von Busch und Hag dicht umschlossen, war es lange von wilder Soldateska verschont geblieben. Keiner hatte den verangerten Weg dahin gefunden, und während oft süd- und ostwärts die Feuersäulen gen Himmel stiegen, führten die Höfner hier ein friedliches Leben. Da verriet sie das Glöcklein, das sie vom Turme ihrer Kapelle allabendlich zum Gebete rief, das Glöcklein, des Dorfes Kleinod, das aus purem Silber gegossen war. Eine Schar raubender Kriegsleute, deren Ohren für solche Klänge viel Verständnis besaßen, hatte den feinen, lieblichen Ton vernommen und ihren Weg dahin gerichtet, woher des Glöckleins Stimme gerufen. Da es aber ein dunkler Herbstabend war, so suchten sie vergebens in den Büschen nach dem Kirchlein, und ein Königsschuher, der ihnen auf dem Heimweg begegnete, gab ihnen keine Auskunft, als sie ihn darum fragten. Vielmehr entwich er ihnen, mochten sie noch so laut fluchen, und eilte, so schnell er konnte, heim, den Dorfbewohnern die nahende Gefahr zu künden. An die geschlossenen Läden pochte er und an die Türen. Mit fliegendem Atem berichtete er von der Bande, die nach ihrem Dörflein gesucht und die es finden würde, wenn der Morgen ihnen leuchtete. Bangen Rat pflegten auf der dunkeln Dorfstraße die Männer, indes in den lichtlosen Stuben die Frauen und Kinder hockten. Dann aber stieg man in den Turm der Kirche und hob die Silberglocke aus ihrem Joch. An Stricken ließ man sie zu Boden und schleppte sie mit vereinten Kräften in den Wald, wo er am dichtesten war. Fleißige Hände wühlten den Boden auf und senkten sie hinein, schlossen die Grube mit Erde und deckten mit dürrem Laub die Stätte, sie neugierigen Späheraugen zu entziehen. Die Männer kehrten ins Dorf zurück, Haus und Herd zu schützen. Nur einer blieb als Hüter, derselbe, der die Botschaft der Gefahr gebracht. Die ganze Nacht wachte er und kam erst am Morgen ins Dorf. Doch was ließ, als er sich demselben näherte, seinen Fuß stocken? Wüstes Geschrei scholl ihm entgegen, und durch die Buchenstämme blitzte heller Feuerschein. Er beflügelte seine Schritte, bis er das Dorf sehen konnte. Aus jedem Dach lohten Flammen. Aus den Hütten scholl das Gebrüll wüster Soldaten, der Angstschrei verfolgter Frauen, das Gejammer sterbender Kinder. Wie erstarrt stand er anfangs. Dann aber faßte es ihn wie Wahnsinn. In der einen Hütte starben wohl auch seine Frau und seine Kinder. Dahin eilte sein Fuß, wo in lohender Glut sein Haus stand. Hinein stürzte er sich. Retten konnte er nichts mehr, so wollte er mit ihnen sterben.

Das Dorf brannte völlig nieder. Im Schutt seiner Hütten wurden die Einwohner bis auf den letzten begraben. Wo es einst gelegen, geht heute der Pflug. Aus dem fruchttragenden Ackergrund zieht er hin und wieder Reste, einen Stein oder ein verkohltes Balkenstück, ans Tageslicht. Die silberne Glocke aber fanden die Soldaten nicht. Sie ruht noch heute im stillen Waldgrunde, doch kennt niemand die Stelle, da man sie versenkte.

Nur wenn am klaren Herbsttage das Leben weit und breit verstummt ist und der Wald in Ruhe liegt, dann zieht durch die Kronen wie verhaltende Klage ein feines Klingen. Dann weht ein lieblicher Ton durch die Täler und über die Berge. Dann vernehmen's die Bauern in ihren Häusern und wissen's: Das ist das Singen der Silberglocke von Königsschuh.

Das Blumenmädchen am Knoten.

Lange liegt alljährlich die Höhe des Knotens im Banne des Winters. Aber wenn dann der Frühling kommt, die lauen Winde durchs Rehbach- und durchs Elsofftal wehen, den Waldboden umschmeichelnd, dann wecken sie aus ihm tausend und abertausend Blumen. War die Westerwälder Erde noch gestern kahl und blütenleer, so sprießt's und blüht's heute überall. Dann ist über Nacht das Blumenmädchen um die Hänge gegangen. Von Mademühlen ist es geschritten im grauenden Morgen, über Münchhausen und um den Knoten herum über Esoff und Oberrod, und wohin sein Fuß trat, sind Blumen gestreut, weiße Gänseblumen auf der Heide und im dichten Gebüsch Anemonen und Sternblumen. Auf seinem Gang singt es ein Lied, das überaus schmerzlich wie schluchzender Nachtigallensang klingt. Mancher

hat es gehört und hat auch die Worte verstanden. Die sind immer dieselben und lauten: „Was Gott tut, das ist."

Wer ist die Wandlerin? Ein Mädchen aus einem der Dörfer am Knoten. Eine wilde Range ist sie gewesen und hat vor allen Dingen die Blumen des Frühlings nicht leiden mögen. Wo sie solche erblühen sah, trat sie mit ihren Füßen darauf. Was sich auf hohen Stengeln wiegte, schlug sie in grausamer Zerstörungswut ab. Wo sie am Strauche erblühten, da riß sie ganze Sträuße ab, ließ sie welken und sterben. Da hat sie die Strafe getroffen. Nun muß sie für ewige Zeiten über die Berge gehen und den Menschen Blumen streuen, Blumen, die sie einst so haßte. Und dabei muß sie ihr Lied singen.

Leicht könnte sie erlöst werden. Der, der ihr begegnete auf ihrem nächtlichen Wege, brauchte nur ihr Lied zu vollenden und zu sagen „wohlgetan". Aber niemand wird das tun, denn niemand wird die Blumen des Frühlings entbehren wollen.

Der dreibeinige Hase bei Rehe.

In den Seitentälchen, durch die vom Knoten herab zahlreiche Wässerchen rinnen, sind in alten Zeiten Geister gewandelt, durch die Walddickichte, über die braune Heide. Ein dreibeiniger Hase von gewaltiger Größe ging einst hier um, der ein verwunschener Ritter war und für eine schlimme Tat büßen mußte. Nächtlichen Wanderern erschien er, die durchs Rehbachtal gingen, setzte sich ihnen auf den Rücken, zertrommelte ihnen den Schädel, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Einmal hatte sich ein Maurer aus Rehe in Mademühlen länger aufgehalten, als er gewollt, und es war ihm dunkel geworden, bevor er seinen Heimweg angetreten. Zwar hatte er sich nach alter Gewohnheit Mut angetrunken, aber als er den Weg über die einsame Heide dahinging, flog ihm doch ein Schauer über den Rücken. Ein gewaltiger Schreck aber ergriff ihn, als er neben sich über den Acker eine dunkle Gestalt hoppeln sah. Das mußte der dreibeinige Hase sein. Seine Schritte beschleunigte er. Aber auch jener ging schneller. Als das Ungeheuer sich schließlich mitten auf den Weg stellte, bog der Maurer aufs Feld, lief über die holprigen Schollen hin, das unheimliche Tier hinter ihm drein. Als er in der Hast in ein Loch trat und hinfiel, da wälzte es sich auf ihn und trampelte mit den Füßen auf ihm, daß er nicht aus und ein wußte. In Schweiß gebadet kam er an die Ölmühle, die im Rehbachtal stand. Der Müller kam ihm mit der Stallaterne entgegen und sah den nächtlichen Besucher, der kaum ein Wort sprechen konnte, verwundert ins Gesicht. Der bat ihn, mit ihm zu gehen, der dreibeinige Hase habe ihn verfolgt. Der Müller war nicht abgeneigt, aber zuvor wollte er nach seinem Esel sehen. Er hatte seinen Knecht mit ihm ausgeschickt, Säcke zu holen, und der war noch nicht wieder zurück. Nicht lange zu suchen brauchte er, da kam der Esel angetrabt und bald auch der Mühlknecht. Der hatte das Tier allein gehen lassen, während er im Wirtshaus gesessen. Da war jener den gewohnten Weg heimwärts getrottet, hatte den Maurer für seinen Führer gehalten und war ihm nachgelaufen, wohin er auch lief. Und das Tier, das diesen geängstigt, war kein dreibeiniger riesiger Hase gewesen, sondern ein vierbeiniger Esel, nicht so groß als der war, den er in Angst gejagt.

Die Brotfuhre im Rehbachtal.

Als zur Franzosenzeit Österreicher und Franzosen über den Westerwald dahin und daher zogen, kamen sie auch durch das Rehbachtal. Wo der Knoten seine Abhänge nordwärts streckt, da hatte einmal ein österreichisches Kontingent sein Lager aufgeschlagen, nicht weit von der Stelle, da einst Zehnthausen lag und der Krombacher Weiher seine Wasserfläche dehnte und auf ihm die schwimmende Insel, vom Wind getrieben, bald an dieses, bald an jenes Ufer segelte, so unstät wie das Kriegsglück die Österreicher selbst bald dem Rheine zu, bald über den Westerwald, bald sieg- bald lahnwärts trieb.

Die Österreicher hatten, ihren Hunger zu stillen, in Mademühlen und Münchhausen und weiterhin bei den Westerwaldbauern Brot requiriert, mit der Weisung, es ins Lager zu bringen. Eine lange Kolonne war es von Bauernwagen und Karren aller Art, die sich da den Rehbach aufwärts bewegte. Aber als sie an die bestimmte Stelle kamen, waren keine Österreicher mehr da. Aus den Tannenwäldern heraus bog eine französische Patrouille, ein Offizier und 4 Mann, die von Westernohe herüber gekommen.

„Wofür die Brot?" fragte der Offizier den Fuhrmann, der die Kolonne führte. „O," sagte dieser, „alles für die Franzos!" Befriedigt lächelte der Franzmann. „O," schmunzelte er, „das ist gut, sehr gut! Hier halten. Soldaten bald kommen." Grüßend sprengten sie den Weg zurück. Aber als die Fuhrleute nun merkten, daß keine Österreicher mehr da waren, wandten sie ihre Wagen denselben Weg zurück, den sie gekommen. „Nix für Franzos!" sagte der Führer. „Westerwälder Bauern haben auch Hunger." Nach Mademühlen fuhren sie und luden da Haus für Haus ihre braunglänzenden Vorräte ab. Nun hatten die Bauern soviel Brot, wie sie es noch nie gehabt, und aßen nach Herzenslust und waren noch nicht damit fertig, als schon wieder die Österreicher über den Knoten zurückfluteten gen Oberrod, Elsoff und Mengerskirchen.

Da hatte sich einmal die alte Wahrheit vom Krieg umgekehrt und hieß nun: „Der Krieg holt nichts, sondern er bringt." Und wenn es so immer gegangen wäre, hätten die Mademühlener gewünscht, er möchte ewig dauern.

Die Schatzgräber in Fussingen.

Nicht weit von der Frankfurter Straße, die von Weilburg über Merenberg, Rennerod und Emmerichenhain hinaufsteigt, um bei Burbach ins Siegerland zu kommen, liegt, nicht weit vom Lasterbach, Fussingen. Ein einfaches Westerwälder Bauerndörfchen, dem man es nicht ansieht, daß nahe dabei, auf dem Heideberg oder anderswo ein Schatz vergraben ist, den einst der Teufel in den Boden versenkte. Einmal wäre er beinahe gehoben worden. Aber eine alte Frau kam dazwischen, und so liegt er noch in der Erde, nur schade, daß keiner weiß, an welcher Stelle.

Daß damals zwei Bauernburschen den Ort wußten, verdankten sie einem Zufall. Als sie nämlich eines Nachts von der Freite in Hausen kamen, sahen sie gerade, wie der Teufel sich dort an dem Schatz zu schaffen machte. Hinter einem Wacholderbusch hockten sie und merkten sich den Ort genau. Eine Hexe sagte ihnen, wie sie es anzustellen hätten, daß sie den Schatz

gewännen. „Vor allen Dingen," so riet sie, „dürft ihr bei der Arbeit kein Wort sprechen. Tut ihr es doch, so wird alle Mühe umsonst sein." Das wollten sie denn auch genau befolgen und stumm sein wie die Fische.

Als es Abend wurde, zogen sie los. Dann warteten sie bis vom nahen Kirchdorf die Uhr Mitternacht schlug. Fleißig fingen sie mit Graben an, und als sie schon recht viel Grund herausgebracht, fanden sie da eine „allmächtige" Kiste. Als sie den Deckel lüfteten, lag darin pures Gold in solcher Menge, wie sie es in Fussingen noch nicht gesehen. Stumm schafften sie weiter und machten die Kiste von allen Seiten frei.

Schon waren sie soweit, daß sie die Griffe packen konnten, da jagte, hui! wie der Wind eine Kutsche vorbei. Sie wandten die Köpfe und sahen 6 Pferde vorgespannt und einen Kutscher ohne Kopf auf dem Bock. Wohl starrten sie dem nach, aber keiner sprach ein Wort. Mit größerem Eifer setzten sie ihre Arbeit fort. Schon konnten sie die Kiste anheben. Noch etwas Erde mußte weggebracht werden, dann würde das Werk wohl gelingen. Sie begannen mit voller Kraft zu ziehen. Die Kiste war schwer, aber es ging. Keuchend arbeiteten sie. Da kam ein altes Weib vorüber gehumpelt. Einen der Burschen tippte sie mit ihrer Krücke auf die Schulter. „Hast du nicht eine Kutsche vorbeifahren sehen?" fragte sie kreischend. Der Angeredete wandte sich um, nickte, blieb aber stumm und hob und hob. Da begann die Alte wie ein junges Ziegenböcklein herumzuhüpfen. „Die werde ich noch einholen! hi, hi, hi! Die werde ich noch einholen," sagte sie und begann des Weges zu humpeln, den die Kutsche gesaust. Die Burschen sahen sie dahinhaspeln und mußten lachen. Dabei brach einer aus in die Worte: „Das glaab ich aach, du ahl Schrumpel!" Aber, o weh! als er in die Grube blickte, war kein Schatz mehr zu sehen. Der war tief in den Boden versunken. Da ruht er nun heute noch und harrt desjenigen, der schweigen kann, wenn's not tut.

Auf dem Westerwald aber geht seitdem immer noch das Wort, daß der Teufel alles kann und sollte er selbst nicht zum Ziele kommen, so schickt er eine alte Frau.

Salz und Bilkheim.

Westlich vom Klesberg liegen dicht beieinander zwei Westerwälder Bauerndörfer, Salz und Roth, unweit der alten Feste Weltersburg. Nicht weit davon liegt Bilkheim. In alter Zeit waren in der Gegend zahlreiche Adlige ansässig, die von Molsberg, von Weltersburg und andere. Denen gehörten die Bauern der Dörfer als Leibeigene zu, waren ihnen verpflichtet zu Fron und Zehnten. Zwischen den Bewohnern der Dörfer aber bestand eine alte Feindschaft, die bei Kirchweihen, Jahrmärkten und andern Anlässen regelmäßig blutige Köpfe und zerschlagene Glieder zeitigte. Wenn der Ruf laut wurde: „Salz und Roth sollen leben!" dann erwachte auch die Losung stets: „Bilkheim daneben!" und eines suchte das andere niederzukämpfen, erst durch Schreien, dann aber durch gewaltige Hiebe. Dann vergaß man aller Lasten und Steuern, aller Knechtschaft, die jeden gleichermaßen drückten, dann vergaß man den gemeinsamen Feind auch, bis man wieder im gleichen Joch den gleichen Weg schreiten mußte.

Das zeigte sich auch einmal, als man vom gemeinsamen Herrn herbeigerufen wurde zur Weltersburg, dem Burgherrn in schlimmer Lage beizustehen.

Es war in den Tagen, da Limburg harten Kampf führte mit den Raubgesellen in den Westerwälder Burgen und auch einen Zug unternommen hatte, die Weltersburg zu strafen. Darin saßen just bei frohem Gelage die Ritter der ganzen Gegend, als ihnen die Schreckensnachricht in die Glieder fuhr: Die Limburger kommen! Rasch war die Tafel verlassen, und die eben noch so tapfer zechten, standen nicht minder tapfer auf den Türmen und Mauern, die anstürmenden Feinde zurückzuweisen. Doch deren waren allzuviel, und allgemach begann hier und da eine Mauer zu wanken, ein Tor nachzugeben. Nicht lange würde es dauern, und die Limburger wären Herr der Weltersburg gewesen.

Da sollte für diese in der höchsten Not Hilfe kommen. Durch geheimen Gang war der Kaplan ins Freie geeilt, in die Dörfer Salz, Roth und Bilkheim, hatte nach Girkenroth und Guckheim Boten geschickt und alle die Fronbauern aufgeboten. Mit allerlei Mordgerät, mit Sensen und Knüppeln kamen sie. Zorn und Wut und Kampflust hatte sie zusammengeführt. Wie eine wild gewordene Herde stäubten sie heran: „Weh euch, ihr Pfeffersäcke! Weh euch, ihr Handwerker! Nun sollt ihr Bauernfäuste spüren!" Und die Limburger spürten sie. Die packten zu wie Zangen, die pufften wie Eisen. Hin und her wogte der Kampf.

Da wurde plötzlich unter den Angreifern der alte Ruf wach. Niemand wußte, wer ihn ausgestoßen, aber er war da, schwoll an und übertönte die Kämpfenden: „Salz und Roth sollen leben!" Aber da ließ auch nicht die Antwort auf sich warten. Jauchzend flog es ihm entgegen: „Und Bilkheim daneben!" Hin und her flog der Schrei, herausfordernd, drohend. Und dem Schrei folgte die Tat. Die Knüppel der Bauern ließen ab von den Limburgern. Auf die Köpfe der Bilkheimer schlugen die von Salz und Roth, auf die von Salz die Bilkheimer. Der Kaplan, der sie führte, mochte schreien, wie er wollte, keiner hörte auf ihn. Jeder hatte mit seines Dorfes Ehre vollauf zu tun, was schor ihn da die Weltersburg, was die Limburger. Die Städter konnten ungehindert ihren Kampf führen, unterstützt von der Zwietracht der Dörfer. Sie führten ihn auch zum guten Ende, drangen ein und knüpften die gefangenen Ritter im Burghof an die Äste der Linde.

Noch heute sagt man darum auf dem Westerwald, wenn gegenseitige Feindschaft von größerm Werke abzuhalten droht: „Salz und Roth sollen leben! Bilkheim daneben!"

Der Beselicher Hase.

Von Limburg führt die Straße durchs Hadamarer Land über Ahlbach, Obertiefenbach, Heckholzhausen ins Dillenburgische. Abseits davon liegt zwischen Ahlbach und Obertiefenbach das Dörfchen Niedertiefenbach, nicht weit davon der Beselicher Hof. Einst stand hier auf kegelförmigem Basalthügel ein Kloster. Die Abtei Arnstein erbaute es nebst der Kirche. Prämonstratenser Nonnen zogen darin ein und führten ein Gott wohlgefälliges Leben, fern vom Getümmel der Welt in abgeschiedener Westerwaldeinsamkeit. Von dem Kloster ist heute nur noch die Ruine vorhanden. Eine Pilgerkapelle steht in der

Nähe. In den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts wurde das Kloster von wilden Kriegsvölkern überfallen, so daß nur 2 Nonnen übrig blieben.

In dem Walde, da einst das Kloster stand, soll's nicht geheuer sein. Auf bemoostem Steine sieht man dort häufig am hellen Tage einen Unhold sitzen. Die Gestalt eines Hasen besitzt er, der ächzend und stöhnend seine Pfote leckt. Die zeigt eine tiefe Wunde, aus der schwarze Blutstropfen sickern. Oft auch sieht man ihn dort zur Mitternacht und hört sein Jammern. Dann hinkt er, aufgeschreckt vom Stein zur Kapelle, rast dreimal wild um die Klostermauern und durch den weiten Wald, um wieder zurückzukehren und aufs neue seine Pfote zu lecken. An dem Ort, da er sitzt, blüht kein Blümlein, sprießt kein Gräslein, weil der Boden Blut getrunken. Fast drei Jahrhunderte geht er hier, schwere Schuld zu sühnen, denn er gehörte zu den Räubern, die einst das fromme Haus überfielen und seine Bewohner niedermachten. Er war von ihnen wohl der schlimmsten einer.

Die Zierde aller Nonnen von Beselich, gleich ausgezeichnet durch Anmut und himmlische Unschuld war Irene. Auf sie hatte es der Räuber abgesehen, der in des grausamen B a n e r s Scharen stand, der, während Gustav Adolf in Limburg weilte, entgegen dem Befehl seines Königs die Lande mordend und schändend durchstreifte und auch nach Beselich kam. Mit der wilden Rotte der Schweden erstürmte er das Kloster, scheute auch nicht vor dem Allerheiligsten zurück. Bis an den Altar folgte er den verängstigten Nonnen und stieß manche von ihnen an geweihter Stätte nieder. Irene war es gelungen, in den Wald zu entkommen. Doch er hatte ihre Flucht gemerkt und folgte ihr dorthin. Er erreichte sie, als sie dort betend auf den Knien lag. Schon wollte sein Arm sie umschlingen, als sie sich entsetzt losriß. In seiner Wut ergriff er sein Schwert und schlug ihr einen Fuß ab. Sterbend sank sie nieder. Da kam es höhnend von seinen Lippen: „Ei, ei! Verlorst du ein Füßchen, mein Häschen? Nicht wahr, ein Schütze wie ich, versteht sich aufs Jagen?"

Da umzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken. Ein greller Blitz zuckte aus ihnen und erschlug den Mörder. Der Himmel aber schenkte ihm auch nach seinem Tode die Ruhe nicht. In den Hasenunhold wandelte er ihn, der wimmernd und stöhnend umgeht und am schrecklichsten büßen muß, wenn am hellen Mittag am hohen Himmel ein Wölkchen erscheint, das sich niederschwebend in eine Frauengestalt wandelt, die mit wehendem Gewande durch die Büsche streift, wenn auf dem Hügel das Kloster emporsteigt und silbern ein Glöcklein durch den Wald hallt. Dann schreckt der Unhold auf zu wilder Flucht, wie von der Hölle gepeitscht. Erst wenn die Gestalt entschwunden, der Ton der Klosterglocke verschollen, läßt er sich wieder auf dem bemoosten Steine nieder.

Das Weibchen von Heckholzhausen.

In der alten Grafschaft Wied-Runkel liegt das Dörfchen Heckholzhausen. Weit davon hat einst auf einem Hügel eine Burg gestanden, in der ein Graf mit seiner Tochter Walhilde wohnte. Die war schön wie kein Mädchen im Westerwald, aber ebenso stolz. Mancher Ritter warb um ihre Hand, am

eindringlichsten Udo von der Gleisenburg. Der glaubte gar nicht, ohne Walhilde leben zu können. Doch sie schickte ihn mit Hohn und Spott heim, als er auf der Burg Einkehr hielt, ihr Jawort zu holen. Eher wollte sie grau wie Asche werden, ehe sie ihn zum Gemahl nähme, so sagte sie. Voll Zorn ritt er davon, und als er auf die hohen Felsen am Ufer des Kerkerbachs kam, da spornte er sein Tier und setzte hinab in die Tiefe, einen Fluch auf den Lippen, daß des Ritterfräuleins eigenes Wort sich bald erfüllen möge. Zerschmettert kamen Roß und Reiter unten an.

Bald ging des Ritters Fluch in Erfüllung. Die stolze Burg versank in dem Hügel. Die schöne Jungfer selbst, die nun heimatlos war, verlor ihre Schönheit. Grau und fahl wie Asche wurde ihr Angesicht, und tiefe Falten gruben sich in ihre Wangen. Grau wurde auch das Kleid, das sie trug. Ihre Gestalt wurde krumm wie die eines alten Weibes. Ihre Füße trugen sie kaum mehr, und am Stabe nur schlurfte sie langsam dahin. Eiskalt, wie ihr Herz gewesen, wurden auch ihre Hände. Sich zu wärmen, suchte sie allenthalben ihres Vaters Burg, ohne sie zu finden. Sie ging in das Dorf, und niemand kannte das graue Weibchen. Mitleidige Menschen nahmen sie auf, gaben ihr eine Schlafstelle im Stalle, wo sie sich zwischen die Schafe legte, oder auf der Ofenbank. An den Herd trat sie, ihre eiskalten Hände zu wärmen. Die legte sie auf die heiße Ofenplatte, daß die Frauen herbeieilten und fürchteten, sie möge sich verbrennen und sich wunderten, daß das nicht geschah, wenn auch der Herd rotglühend war.

So wanderte die graue Frau von Haus zu Haus. Still trat sie durch die Türe und sah die Leute ernst und traurig an. Die hatten Mitleid mit ihr und gönnten ihr ein Plätzchen gern. So wanderte sie lange Zeit, bis einst ein böser Mann sie hinauswies. Da erzählte sie denn, wer sie sei, und daß sie wandern müsse, bis jemand käme, der sie erlöse. Wer war dazu imstande?

Aus den Trümmern der Burg wächst ein Kirschbaum. Aus dessen Holz wird, wenn sein Stamm der Axt zum Opfer gefallen, eine Wiege gezimmert. Wer darin zuerst gewiegt wird, hat die Macht dazu. Er muß ohne Furcht dem Weibchen über die linke Schulter sehen.

Ein Schäfer glaubte einst berufen zu sein, den Zauber zu lösen. Als ihm das graue Weibchen erschien, wagte er mutig den Blick. Was schaute er? Des Ritters Udo Gerippe und seinen grinsenden Schädel. Sein eigenes Gebein hob er drohend gegen ihn. Doch der Schäfer hielt tapfer aus, und als das Weibchen nieste, sagte er: „Helf dir Gott!" Als es das zum zweiten Mal tat, wiederholte er die Worte, doch beim dritten Niesen wurde er unwillig und sprach: „Mag der Teufel dir helfen, wenn's Gott nicht will!" „Hättest du noch einmal dein Wort gesagt, so wäre ich erlöst gewesen. Nun muß ich verbannt bleiben, bis nach 100 Jahren wieder ein Kirschbaum gewachsen ist. In die Wiege, aus seinem Holz gezimmert, wird der gelegt sein, der mich zu entzaubern vermag." So sprach sie und verschwand.

In Heckholzhausen hat man das graue Weibchen seitdem nicht mehr gesehen.

Die Schätze von Heckholzhausen.

Als in Heckholzhausen das graue Weibchen noch umging, erzählte es den Bauern, in deren Hütten es einkehrte, von reichen Schätzen, die in den Trümmern des untergegangenen Schlosses schlummerten. Im Burgkeller sollten sie ruhen, ganze Truhen voll Edelsteine. Fässer voll Gold, Kisten mit kostbaren Waffen, Säcke mit feinem Mehl, Rotwein, der so alt, daß er sich in der eigenen Haut aufbewahren ließe. Aber zwölf Geister bewachten diese Reichtümer und wehrten jedem, der den Versuch mache, sie zu heben. Einige beherzte Männer wagten das einst. Es bekam ihnen schlecht. Zerzaust und zerkratzt, verbeult und geschunden kamen sie heim und versuchten es kein zweites Mal.

Einmal wies es auf ein blühendes Flachsfeld, das da lag, wie ein Stück, das vom Himmel gefallen: „Darin liegen große Schätze vergraben.“ Das hörte ein Bauernbursche. Schnell griff er zu Hacke und Schaufel und stand bald mitten im Acker und grub und scharrte ein tiefes Loch. Da kam sein Vater des Weges. „Willst du wohl da herausgehen!“ rief er ihm zu. „Ein Schatz soll hier liegen“, entgegnet er, „das graue Weibchen hat mir's gesagt.“ „Ganz recht“, sagte der Alte, „ein Schatz liegt darin, aber den hebt man, wenn die Knotten reif sind.“

XI. Im Gebiet der Nister.

Der heilige Kilian auf dem Westerwald.

Zu den ersten Missionaren, die in Deutschland das Christentum verbreiteten, gehörten die irischen Mönche St. Columban, St. Gallus und St. Kilian. Letzterer gehört auch zu denen, die auf dem Westerwald den Kampf gegen das Heidentum aufnahmen. Zwar war sein Hauptarbeitsfeld in der Nähe von Würzburg, wo er auch 689 seinen Tod fand. Doch auch das Hessenland besuchte er fleißig und kam in des heiligen Lubentius Missionsgebiet. Auf einer Reise dahin kam er über Dillenburg auf den Westerwald bis nach Seckaha (Seck). Dort ließ er eine Kirche bauen, deren Patron er wurde, an der Stelle, da er seinem Gott gedient. Diese Kilianskirche kam später an das in Seligenstatt gegründete Benediktiner-Nonnenkloster, bestand aber, als dieses aufgelöst wurde, weiter und wurde die Mutterkirche von Elsoff und Rennerod.

Das Kloster Seligenstatt.

Von Hellenhahn, dem Hain der Hilda, der Holda, dem Heiligen Hain, senkt sich das Land südwärts. Im Grund der Senke liegt der nach dem nahen Dorfe Seck benannte Secker Weiher. Fast 50 Morgen groß dehnt sich die weite Wasserfläche aus. Viehweiden breiten sich rundum. Aber in der Tiefe wohnt die Weihernixe, die nachts aus der Flut emportaucht und von Zeit zu Zeit ihr Opfer fordert. Unweit des Sees ragen am Waldrande Mauerreste auf. Es sind die Ruinen des verfallenen Benediktiner-Nonnenklosters Seligenstatt.

Siegfried III. von Runkel (Westerburg) hat es im Jahre 1214 gegründet und dem heiligen Nikolaus als Schutzpatron übergeben, seine geistliche Aufsicht aber dem Abt von Maria Laach anvertraut. Graf Siegismund war ein frommer Herr, und nicht weniger fromm war seine Gemahlin. Ihr Sinnen und Trachten ging dahin, sich durch irdische Werke den Himmel zu verdienen. Das zu erreichen, nahm er 1219 an einem Kreuzzug ins heilige Land teil. Als er am heiligen Grabe kniete und betete, der Heiland möge ihm seinen Segen geben, da erschien ihm des Heilands Mutter und sagte: „Deine Seligkeit wirst du finden an der heiligen Statt, die du gegründet hast.“ Als

An der Nister.

er heimkehrte, nannte er das Kloster „Seligenstatt“. Das ist in kurzer Zeit zu hoher Blüte gelangt. Manche Tochter aus edlem Hause, von Runkel, Westerburg, Diez, Waldmannshausen und Irmtraut ließ sich in ihm als Nonne einkleiden und fand eine Stätte der Seligkeit.

Aber nicht allzulange sollte Seligenstatt bestehen. Da die Wirtschaft schlecht war, ging man schon bald mit dem Gedanken um, es aufzuheben, ließ es jedoch bestehen und gab ihm reiche Unterstützungen. Doch alles war vergeblich. Im 15. Jahrhundert wurde es aufgelöst. An der Stelle, da es einst stand, ist heute fruchtbares Ackerland.

Die Kackenberger Steine.

Im Kirchspiel von Höhn liegt einige 100 Meter von dem Dorfe Kackenberg, das im Jahre 1927 umgetauft wurde und heute Neuhochstein heißt, ein eigenartiges Steingebilde. Riesige Basaltblöcke sind da aufeinandergetürmt inmitten eines herrlichen Buchenwaldes. Mit ihrem oberen Teil ragen sie in die Hochebene hinein, mit ihrer unteren Hälfte neigen sie sich senkrecht zum Tale, in dem die Große Nister rauscht. Weit geht der Blick über die Ebene von dem Hochstein. Um ihn herum liegen noch viele dieser Steinkolosse, einige wohl über 30 Zentner schwer. Hier soll vor undenklichen Zeiten eine Riesenburg gestanden haben. Deren Bewohner lagen in fortwährendem Streit mit den Göttern. Sie zu bezwingen, versuchten sie einen Berg zu schichten, von dem aus sie den Himmel stürmen konnten. Schon ragte er hoch über die Wolken. Da scharte sich das ganze Heer der Götter zusammen, Wodan an der Spitze. Mit Donner und Blitz kam Donar daher. Die Erde riß er auf, daß die Riesenburg mit ihren Bewohnern in den ungeheuren Spalt versank und nur noch ihre Spitze hervorschaute. Seitdem gab's auf dem Westerwalde keine Riesen mehr.

Der Erlenborn.

Zwischen Emmerichenhain und Nister liegt das Dörfchen Waigardshain. Der Name kann nimmer, wie ein Spaßvogel meinte, von Weingarten herrühren, es müßte denn der Wein, der da oben auf dem Westerwald reifte, solcher aus Schlehen sein oder Krägeln, wie man hierzulande sagt. Nein, Wein gedeiht in der Gegend nicht. Aber das Wasser sprudelt um so reichlicher aus den klaren Waldquellen und ist oft so wohlschmeckend wie Wein. Namentlich das aus dem Erlenborn, trotzdem darin einmal ein Esel gelegen hat, weshalb ihn die von Nister und Möhrendorf auch den Eselsborn nennen und noch heute mit denen von Waigardshain ihren Spott haben und ihnen nachsingen:

„In Waigardshain im Erlenborn,
do leiht en Härsch, dä hoit kä Horn."

War da einst dem Müller von Emmerichenhain der Esel fortgelaufen, stracks auf Waigardshain zu. Da war er vom Wege abgekommen und in die Erlen geraten und in den Sumpf. Alle Mühe gab er sich, sich da wieder herauszuarbeiten und kam immer tiefer hinein und schließlich auch an den Born. Als er das klare Wasser sprudeln sah, legte er sich, da ihm das Waten warm gemacht hatte, der Länge lang hin und trank in vollen Zügen. Gerade da kam ein Waigardshainer vorbei. Als er den Esel sah, wähnte er, es sei ein Hirsch. In größter Hast lief er heim und schrie durch die Dorfstraßen: „Kommt heraus! Em Erleborn do leiht en Härsch!" Jeder wollte natürlich das Schauspiel sehen, jeder aber auch sein Teil davon haben. So bewaffnete sich denn die ganze Dorfschaft mit Sensen und Knüppeln, mit Dreschflegeln und Mistgabeln, das edle Tier zu erlegen. Aber als sie hinkamen, war es aufgestanden, schüttelte sich das Wasser aus dem Pelz und schaute die Jäger an. Die besahen sich das Tier, bis einer sagte: „Et eß koner, e hoit kä

Horn!" Und als es gerade ein lautes I—a erklingen ließ, da wußten sie, daß es der Müllleresel war. Beschämt zogen sie heim und brauchten für den Spott nicht zu sorgen.

Das Hexenbäumchen bei Rennerod.

In den finsteren Tagen des Mittelalters gab es allenthalben im Westerwald Hexen. In stillen Schluchten und auf hohen Bergen hatten sie ihre Tanzplätze, auch am Hexenbäumchen bei Rennerod. Dahin fuhren sie in der Walpurgisnacht. Die Hexensalbe, die sie auf die Füße strichen, machte sie leicht, und ein Zauberspruch trug sie wie Federn davon auf Melkstühlen, Mistgabeln und Heidebesen.

Doch auch in Tiergestalt kamen sie zur Nachtzeit in die Häuser, das Vieh im Stalle zu behexen oder die Kinder in der Wiege. So fanden sich

einige auch allnächtlich in der Renneroder Mühle ein. In das struppige Fell schwarzer Katzen hatten sie sich gehüllt. Mit glühenden Augen und furchtbarem Gemauze schlichen sie durch Haus und Hof, daß den Müllersleuten angst und bange wurde. Tief verkrochen sie sich unter ihre Decken.

Ein beherzter Müllerbursche, der weder Tod noch Teufel fürchtete, beschloß, eines Nachts dem Hexenspuk zu Leibe zu gehen. Auf die Ofenbank streckte er sich. Neben sich aber hatte er ein scharfes Beil gelegt, frisch geschliffen. Damit wollte er den Unholdinnen schon heimleuchten.

Nicht lange lag er, da öffnete sich leise die Tür. Drei große Katzen schlichen herein. Leise schnurrend strichen sie um die Ofenbank, und sechs glühende Augen richteten sich auf den Knecht, der hinter zitternden Lidern hervorblinzelte. Da vernahm er, wie sie leise miteinander sprachen. Er konnte ihre Worte ganz deutlich verstehn. „Hä schlöf" raunte die eine der andern zu. Und wieder stierten sie ihn an. Die andere meinte ein Zucken in dem Gesicht des Liegenden gesehen zu haben und erwiderte: „Hä schlöf net!" Doch endlich

waren sie alle zu der Überzeugung gekommen, daß der Mühlknecht schlief und meinten, beruhigt mit den Köpfen nickend: „Hä schlöf!"

Da griff dieser nach dem Beil, sprang auf und mit den Rufen: „Hä schlöf net! Nä, hä schlöf net!" schwang er es um den Kopf und haute immer und immer wieder auf die Katzen los. Laut schreiend und stöhnend flohen die durch Fenster und Türen und kamen nicht wieder.

Andern Tags sah man verschiedene Frauen des Dorfes mit verbundenen Köpfen und Armen. Des Müllerknechts Beil hatte ihnen arg mitgespielt.

Die Heinzelmännchen von Rennerod.

In vielen Felsen und Klüften des Westerwaldes wohnten Zwerge und Wichtelmänner. In Wäldern und Bergen hatten sie ihre Wohnungen. Auch in dem „Köppel" bei Rennerod waren sie daheim. Dort besaßen sie Höhlen, in die sie sich tagsüber in geheimem Versteck bargen, wo sie auch allerlei Schätze treulich bewachten. Des Nachts aber kamen sie hervor, gingen in die Dörfer der Umgegend und halfen denen, die in Not waren. Insbesondere wollten sie die Menschen gut machen, wie sie selbst waren. Das gelang ihnen auch vielfach.

Mit Vorliebe kehrten sie bei den Armen ein. Solche fanden sie in früherer Zeit dort oben auf dem Westerwald genug, und Gelegenheit zur Arbeit hatten sie da jede Nacht. Besonders ein Haus in Waldmühlen besuchten sie häufig. Dort wohnte eine arme kranke Frau mit ihrem braven Töchterlein unter dem langen Strohdach. Sie war so arm, daß sie kein Öl hatte, ihr Lichtlein zu entzünden, oft auch kein Brot und keine Milch. Wenn der Abend kam, machten sich die Heinzelmännchen auf den Weg zu ihr. Allerlei Nahrungsmittel trugen sie und ein Krüglein mit Öl. Wenn dann durch das Schlüsselloch ein schwacher Wind blies, dann wußten die beiden da drinnen, daß die Heinzelmännchen nahten. Dann hielt die alte Mutter ihrem Kind die Hand auf den Plappermund und flüsterte: „Sei still! Die Männchen kommen." Ganz still saßen sie dann und hörten deutlich, wie auf der Herdplatte ein Töpfchen gerückt wurde, wie das Feuer im Ofen hummelte und wie auf den Tisch Teller geschoben wurden. Und zuletzt flammte ein Lichtlein auf und erhellte die Stube. Dann waren aber auch die kleinen Geister husch! husch! hinweggefegt, aber auf dem Tisch stand eine dampfende Milchsuppe, und daneben lag weißes Brot, und die beiden braven Leute ließen sich die Gaben der Unterirdischen vortrefflich schmecken. Die waren indessen weiter gegangen, um andere zu versorgen.

Wo eins krank lag, da wachten sie die ganze Nacht. Und wenn die Tür leise ächzte, dann wußte man: Die Heinzelmännchen sind da! und legte sich ruhig ins Bett. Der Kranke war nun trefflich versorgt. Hatte er Durst, so stand alsbald da vor ihm die süßeste Milch, hatte er Hunger, so lag da das weißeste Brot. War ihm zu kalt, so deckte eine weiche Hand ihn zu, lag er im Fieber, so kühlten sie ihn. Die Heinzelmännchen erfüllten und befriedigten alle Wünsche, soweit sie konnten.

Aber auch ins Dorfwirtshaus kamen sie. Doch nicht, um den Durstigen Bier oder Schnaps zu spenden. Freilich gönnten sie denen, die am Tage fleißig

gearbeitet hatten, einen Schoppen zur Erholung. Dann saßen sie neben den Männern und horchten ihrem Geplauder zu. Aber wehe den Säufern! Wohl ließen sie sie ruhig trinken, ein Glas nach dem andern, aber wenn sie aufstehen wollten, hielten sie sie fest, daß sie nimmer konnten. Und wenn es ihnen doch gelang, dann stießen sie sie an, daß sie hin und her in der engen Wirtsstube torkelten, an Tische und Bänke anrannten und manchmal unter den Tisch fielen. Dem einen oder andern folgten sie gar auf die Straße hinaus und ließen es nicht dabei bewenden, daß sie ihn von einer Seite auf die andere stießen, sondern gaben ihm oft noch einen Hieb, daß ihm Hören und Sehen verging und er sich im Straßengraben wiederfand.

Besonders viel Arbeit hatten sie an den Kirmessen, wenn der Teufel den Burschen in den Kopf sprang, daß sie sich erhitzten und prahlerisch und großmäulig wurden. Da kam es oft vor, daß ein Bauernbursch aus der Umgegend, um sich in gutes Licht zu setzen, anfing, bei den Dorfschönen großzutun mit seinen vielen Lappen Feld, seiner Herde glatten Viehes und seiner Kist voll Gold. Wenn er dann sein Maul gar zu weit auftat, dann passierte es ihm, daß er eins schallend darauf bekam und still wurde. War's aber ein Mädchen, das der Hochmutsteufel plagte, daß sie meinte, sie wäre stattlicher und schöner als alle ihre Genossinnen, dann kamen die Wichtel rasch herbei mit Pinseln und Kohlen und Schmutz und bestrichen und schwärzten ihm seine Fratze derart, daß es keiner erkannte und sein Hochmut von selbst wich.

Manchen haben sie auch davor behütet, daß er ein Dieb wurde.

Sah er etwas, nach dem sein Herz verlangte und konnte seine Finger nicht bei sich halten, sondern streckte sie nach fremdem Gute aus, so wurde ihm von unsichtbarer Hand ganz gehörig darauf geklopft, daß er sich mit dem zufrieden gab, was sein war.

Ein besonders wachsames Auge hatten die Heinzelmännchen über die Ehen in den Dörfern. Schon bei den Hochzeiten fehlten sie nicht. Wenn sie hereintraten, unsichtbar, dann war alles still. Leise gingen sie zum Brautpaare. Jedem, Braut und Bräutigam, streiften sie ein goldenes Ringlein an den Finger. Das glänzte und gleißte, als ob sich eitel Sonne darin spiegelte. Still, wie sie gekommen, gingen sie wieder. Aber sie hatten das Glück mitgebracht. Daß es blieb, darüber wachten sie sorgsam. Brach zwischen den Leuten Streit aus, so verlor sich der Glanz ihrer Ringe, und diese wurden blind und rostig. Erschreckt gewahrten sie das und versöhnten sich rasch wieder. In neuem Glanze erstrahlten dann die goldenen Reifen. Ging eines von ihnen mit Auge und Herz abseits, so spürte es alsbald, daß ihm leise der Ring vom Finger gestreift wurde. Rasch griff es zu und blieb vor Ehebruch bewahrt.

So haben die Heinzelmännchen vom Köppel lange, lange Jahre über die Leute der Umgegend gewacht. Die waren darum brav und gut. Bis eine böse Zeit über den Westerwald kam. Ein langer Krieg brach aus, durch drei Jahrzehnte hindurch. Wilde Soldaten, Räuber und Mörder suchten die Gegend heim. Auf dem Köppel schlugen sie ihr Lager auf, lehrten die Dorfbewohner Trunk und Streit, Hochmut und Ehebruch, Stehlen und Morden. Da flohen die Heinzelmännchen und ließen sich nicht wieder sehen.

Seitdem sind auch manche guten Sitten vom Westerwald geschwunden, und manchem wäre es besser, eines der Heinzelmännchen verabreichte ihm noch heute eine oder die andere seiner nützlichen Gaben.

Die Schlacht auf dem Waffenfelde.

Ostwärts von Höhn, auf Schellenberg und Neustadt zu, dehnt sich eine weite Ebene. Viehweiden mit ihren mageren Grasnarben dehnen sich, spärliche Äcker und Wälder. Das „Waffenfeld" nennt man's hier seit langen Zeiten, denn vor fast 2 Jahrtausenden trafen sich hier die Waffen der Römer mit denen der in dieser Gegend wohnenden Sigambrer.

Zum erstenmal war dieser Stamm der Germanen, der unsere Heimatberge bewohnte, mit den Römern im Jahre 55 v. Chr. zusammengekommen. Sie hatten die vor den Römern flüchtenden Tenkterer aufgenommen. Cäsar hatte sie dafür bestrafen wollen, hatte aber nur erreicht, da sie sich in ihre Urwälder zurückzogen, nachdem ihre Hütten niedergebrannt und ihre Getreidefelder zerstört.

Drei Jahrzehnte waren seitdem ins Land gegangen, und friedliche Beziehungen hatten die Römer mit den Sigambrern angeknüpft. Römische Handelsleute durchzogen den Westerwald. In Wirklichkeit waren es aber römische Spione. Solche hatten die Sigambrer, als sie das erkannten, in heiligem Zorn niedergemacht, damit aber der Römer Wut aufs höchste gereizt. Mit starker Heeresmacht zogen diese heran und unterwarfen die Westerwälder, demütigten sie aber nicht, denn als sie bald nachher ihre Abgesandten schickten, den fälligen Tribut zu erheben, da wurden diese von ihnen gekreuzigt. Das forderte Rache. Drusus selbst, der römische Feldherr, beschloß sie zu üben. Von der Sieg aus drang er vor, unterstützt von den Chatten, die mit den Sigambrern im Streit lagen, bis in die Gegend von Höhn, wo sich der Sigambrer Scharen stellten. In blutiger Schlacht schlug er sie, daß sie sich zurückziehen mußten in die alten Wallburgen nordwärts bei Marienberg (Höhrhahn) und westwärts bei Stockum (Stöffel). Dahin wagten die Römer nicht ihnen zu folgen.

Der Stockbrunnen in Illfurt.

Als in Marienberg noch das Heiligenhäuschen mit dem wundertätigen Marienbild stand, wanderten dahin aus der Umgebung weit und breit die Gläubigen. Eine, die am fleißigsten den heiligen Gang zur Jungfrau Maria machte, war eine Frau aus Seck. Else hieß sie. Das war eine sehr vornehme und reiche Dame, eines Ritters fromme Gattin oder gar eine Gräfin. Trotzdem legte sie den weiten Weg über Höhn zu Fuß zurück unnd kam auch durch Stockhausen, das so hieß, weil da an der Wallfahrtstraße ein Heiligenstock stand. Auch durch ein ander Dörfchen, das nur ein paar Minuten davon entfernt lag, wandert sie. Mitten in demselben stand der Strunk einer alten Linde. Deren Krone hatte einst den Dorfborn beschattet, der aber versiegt war. Als die fromme Els eines Tages wieder einmal durchs Dorf kam, da es Sommer und sehr heiß war, der Brunnen aber keinen Tropfen Wasser gab, betete sie zur Maria, und die erhörte sie und ließ Wasser aus dem hohen Baumstrunk hervorsprudeln. Daran erquickte sich die Frau zur

Fortsetzung ihrer Wanderung und trank davon jedesmal, wenn sie des Weges kam. Nicht wenig aber freuten sich auch die Bewohner des Dorfes über den heiligen Stockbrunnen, der ihnen durch die Els geschenkt worden. Sie nannten ihre Siedlung, der frommen Frau zu Ehren, Elsfurt, woraus später Ilsfurt und Illfurt wurde.

Im Jahre 1850 entfernte man den Baumstrunk. Auf amtlichen Befehl hin wurde dem Brunnen eine neue Einfassung gegeben. Doch als ob dieser sich über die Entweihung ärgere, floß er immer spärlicher und versiegte schließlich völlig.

Der Katharinenbrunnen bei Hahn.

Im Kirchspiel Höhn liegt bei dem Dörfchen Hahn ein merkwürdiger Brunnen. Der heiligen Katharina zu Ehren nennt man ihn noch heute den Katharinenborn. Über den Westerwald wanderte die Heilige einst. Es war im Spätherbst und schon recht kalt auf der Höhe. Da litt sie Durst, denn alle Quellen lagen schon im Eise erstarrt. Ihren Wanderstab nahm sie und stieß ihn in die Erde. Da quoll klar und hell ein Quell hervor, daß sie sich erquicken konnte. Der ist seitdem geblieben. Im Sommer versiegt er, aber am 25. November, am St. Katharinentage sprudelt er immer aufs neue.

Der Ketzerstein bei Weisenberg.

Im Kirchspiel Liebenscheid liegt das Dorf Weißenberg. Nahe dabei befindet sich ein alter Basaltblock, der Ketzerstein. In germanischer Zeit rauschten hier die Baumriesen eines heiligen Haines. Der Priester, der daselbst opferte, wie das auch an andern heiligen Orten im Westerwald (Rauenstein bei Altenkirchen) geschah, wo Blutsteine lagen, war ein Seher, der den Leuten im nahen Dorfe voraussagte, was dort und in der Umgebung geschehen würde. Und darum hielt man auch ihn für weise. Das Dorf aber zu dem der Weise vom Ketzerstein oft ging, hieß man nach ihm „am Berg des Weisen", Weisenberg. Als dann die ersten Boten des Christentums kamen und die Lehre Wodans als Teufelswerk bezeichneten, an heiliger Stätte das Kreuz aufrichteten, da nannten sie den Stein, zu dem trotz allen Eiferns, die Umwohner heimlich stiegen, den Göttern zu dienen, den Ketzerstein, und diesen Namen hat er behalten bis auf den heutigen Tag.

Das Pfaffenmal bei Bach.

Unterhalb Bach liegt im Tale der Schwarzen Nister ein gewaltiger Basaltblock. Das Pfaffenmal heißt er, und diesen Namen soll er einmal haben, weil Einsiedler hier ihre Klause hatten, dann aber auch von Zwergen, die unter ihm ihre Höhle besaßen und die „Pfaffen" hießen.

Die „Pfaffen" gruben in der Erde Gold, Silber und anderes kostbares Gestein. Das sammelten sie in ihren Wohnungen. Abends kamen sie wohl schwer belastet da heraus. Dann trugen sie in Säcken die glitzernden Schätze und wuschen sie im Bach vom Staube rein.

Nahe beim Pfaffenmal stand einst eine Mühle, die dem Müller Knoll gehörte. Mit diesem standen die Zwerge auf gutem Fuße, denn bei ihm holten

ſie das Mehl, wenn ſie Brot backen wollten. Der lieh ihnen dann auch bereitwilligſt ſeinen Backtrog, und ſie ſchenkten ihm dafür ab und zu etwas von ihren Schätzen und verſprachen ihm, wenn ſie geſtorben ſeien, all ihren Reichtum. Daß ſie nämlich ausſterben mußten, wußten ſie, weil ſie keine Kinder hatten. So traurig ſie das auch ſtimmte, konnten ſie doch daran nichts ändern. Es währte auch nicht allzulange, bis ihre Zeit kam. Einer nach dem andern von ihnen ſtarb, und ſchließlich war nur noch der letzte übrig. Da der nun fühlte, daß es auch mit ihm zu Ende ging, ſtellte er ſich vor die Höhle und rief, ſo laut er konnte:

„Komm' nur, komm', Müller Knoll,
mach' dir Händ' und Taſchen voll."

Der Müller hörte den Ruf des Pfaffen trotz Waſſerrauſchen und Rädergeklapper. Er machte ſich auch mit einem großen Sack auf den Weg, kam aber zu ſpät an das Pfaffenmal. Gerade langte er an, als die Höhle vor ihm zuſchlug.

Wie man die Braunkohlen auf dem Weſterwald fand.

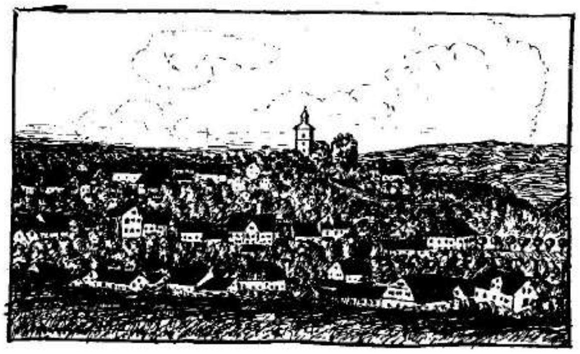
Zu den wertvollſten Bodenſchätzen des Weſterwaldes gehören die Braunkohlen. In zahlreichen Gruben gewinnt man ſie, das unterirdiſche Holz, das vor vielen Jahrtauſenden hier oben gewachſen iſt, in Wäldern von (tropiſcher) Pracht, bis es begraben wurde von dem glühenden Auswurf zahlreicher Vulkane.

Wer hat die Braunkohlen auf dem Weſterwald zuerſt gefunden? Steinhauer waren's. In einem Bruche bei Breitſcheid, beſchäftigt, Baſalt zu brechen, um damit ihre unergründlichen Wege feſter zu machen. Herbſt war's und ſchon recht kalt. Sich zu wärmen, ſteckten ſie ein Feuer an. Aber der Weſterwaldwind blies mit vollen Backen in die ſchwelende Glut. Dieſe vor dem Erlöſchen zu bewahren, bauten ſie einen Schutzwall um ſie. Aus dem Bruche holten ſie Steine, die ſie ausgeſchieden, weil ſie ihnen zu weich erſchienen zum Wegebau. Doch was ſahen ſie? Die Steine brannten, brannten wie das Holz, das ſie mühſam geſammelt hatten. Darüber freuten ſie ſich, waren ſie doch nun der mühſeligen Sammeltätigkeit enthoben. Im Bruche gab's von dieſen Steinen genug, dicht neben dem Baſalt. Von ihnen nahmen ſie auch mit heim. Sie konnten damit prächtig ihre Stube heizen, wenn draußen der Sturm pfiff. Sie kochten damit ihre Speiſen und backten ihr Brot, und die Brantweinbrenner brannten einen Unnauer, der Leib und Seele zuſammenhielt. Sie wußten nicht, was ſie gefunden hatten, meinten, es ſeien in Öl getränkte Steine. Erſt die Nachwelt hat recht erkannt, welchen wertvollen Fund die Männer gemacht hatten in der Braunkohle.

Der Helleborn bei Marienberg.

Faſt auf der höchſten Erhebung unſeres Heimatgebirges liegt Marienberg. Vom Ufer der jungen Niſter, die im Waldesdunkel dahingleitet, ſteigt der Ort den Berg hinan. Einſt hieß dieſer Mons santae Mariae, der Berg der heiligen Maria, und nach ihm nannte man das Dorf „Sente Mergenberg", Marienberg. In älteſten Zeiten, da die Germanen hier oben noch den alten Göttern

dienten, war er der Berg der Holla, die in einem Born im tiefen Walde ihre unterirdiſche Wohnung hatte, im Holla-Born. Chriſtliche Prieſter ſetzten an der Göttin Stelle die Mutter des Heilandes und nannten den Born den Helleborn, heiligen Born oder Marienborn. Der galt weit und breit als Wunderborn. Alljährlich, wenn neue Blumen den hohen Weſterwald ſchmückten, zog dahin vom Unterland herauf eine Prozeſſion. In der Kapelle, dem Heiligenhaus oder Oratorium, das man hier errichtet hatte, betete man zur heiligen Maria. Namentlich kranke Pilger fanden den Weg da hinauf. Mit lahmen Gliedern kamen ſie, ſchwerfällig auf Krücken hängend, auf Stöcke ſich ſtützend; geſund ſchieden ſie von der Stelle, da ein wundertätiges Marienbild, vereint mit der Heilkraft des Waſſers aus dem Helleborn, ihnen ihre Gebrechlichkeit genommen. Blinden wuſch die kriſtallklare Welle die Augen hell und ſehend,



Marienberg.

Tauben löſte ſie die Zunge. Immer zahlreicher wurde der Pilger Schar, die Menge der Siechen und Kranken. Bis der große Krieg auch dem Weſterwald ſeine Wunden ſchlug. Bis eine Seuche die andere ablöſte, Peſt und Cholera, Hunger und Mord, gegen die kein geweihtes Waſſer helfen wollte. Keine Prozeſſion ging mehr. Die Pilger blieben aus. Die Kapelle verfiel, die Quelle verſiegte. Waldſträucher wuchſen aus den Trümmern, deckten den Helleborn zu. Der Ort, der einſt heilig war, diente nur noch dazu, altes Gerümpel und Scherben aufzunehmen.

In jüngſter Zeit erſt hat ſich Marienberg wieder des alten Borns erinnert, hat ſeiner Umgebung ein freundliches Ausſehen gegeben. Auch den Quell hat man wieder gefunden, wenn auch etwas tiefer gelegen. Er ſprudelt aufs neue und dürfte noch heute ſeine alte Heilkraft beſitzen für die, die aus den luft- und lichtleeren Städten herausſteigen auf die reinen, ſonnigen Höhen des Weſterwaldes.

Der Große Wolfstein.

Nahe bei Marienberg ragt im herrlichen Buchenhain der Große Wolfstein. Ein gewaltiger Basaltblock liegt er da inmitten vieler anderer Steingebilde, ernst und düster. Wenn er erzählen könnte, er würde mancherlei berichten aus ferner Vergangenheit. Aus den Tagen, da hier Urwaldriesen den heiligen Opferstein umstanden und ernste Priester schritten. Aus den Tagen auch, da aus dem Wotansstein der „Drutgerestein" wurde, wie er 1048 noch genannt wurde, da man an ihm die Thrudh, eine Tochter Thors und einer Walküre verehrte, die dann eine teuflische Hexe wurde. Aus den Tagen, da hier oben wie auf der Lim'burger Heide, am Renneroder Bäumchen und auf der Dillenburger Herrenwiese in der Walpurgisnacht der Gebieter der Hölle seine Feste feierte und aus all den Westerwalddörfern weitum Diener und Dienerinnen, Wehrwölfe und Hexen, auf Ofengabeln, Böcken und Reisigbündeln zusammenritten zum sündhaften Tanz. Der Wolfstein scheint des Teufels Lieblingsort gewesen zu sein, wollte er sich doch auch hier ein mächtiges Schloß bauen, als drüben bei Marienberg der Born der heiligen Maria floß und von weit und breit die Gläubigen herbeieilten. Der Plan gelang nicht. Wohl war der Bau schon über der Bäume Wipfel getürmt, wohl war der Teufel unermüdlich dabei, Steine herbeizuschleppen, da stieß Gott den Turm um und warf die Basaltsteine hierhin und dahin über den Westerwald, daß man sie nimmer zusammenfinden konnte. Da ließ der Böse die Trümmer liegen.

Auf dem Wolfstein aber errichteten fromme Männer, den Teufel zu bannen, ein Oratorium (Heiligenhäuschen), das noch im 16. Jahrhundert stand. An der Seite zeigt der Felsen einen schmalen Felsspalt. Kranke, die sich da hindurchwinden können, finden Heilung von ihrem Siechtum. Nur ist die Öffnung bedenklich enge. Aber auch für Gesunde ist hier ein rauschender Buchenwald, seit Götter und Teufel gebannt sind, ein herrliches Plätzchen, an dem sich wundervoll träumen läßt von alten Geschichten.

Das graue Männchen in Büdingen.

Auf dem südlichen Ufer der Großen Nister liegt, Erbach gegenüber, zum Kirchspiel Rotzenhahn gehörend, Büdingen. Im Dorf selbst und in dem Gebüsch, das im Nistertal sich an beide Ufer des Baches drängt, gingen einst zur Nachtzeit Geister um in verschiedener Gestalt. Bald sah man sie als schwarze Katzen über den Weg huschen, bald hörte man ihr Lachen aus den Buchenkronen. Manchem erschien aber auch ein kleines, graues Männchen, mit einem Kopf so dick wie ein Kürbis und mit Augen darin wie glühende Feuerräder, einem Gesicht, faltig und grau wie Eichenrinde und einem langen Bart. Immer, wenn es sich sehen ließ, geschah ein Unglück. Gern gingen die Büdinger darum zur Nachtzeit nicht in den Wald und nur, wenn sie die Not zwang, ihre Angst und ihr Grauen zu überwinden, weil das Holz knapp und das Gras rar war. Der Förster war scharfäugig und hellhörig, so lange es Tag war, während der Nacht aber blieb er gerne ungestört.

Die Not trieb auch eines Abends einmal Büdinger Männer und Weiber hinaus in den Wald, als eben am Himmel der Mond klar aufgegangen war. Um ihre Angst zu bannen und der Gefahr zu wehren, zogen sie zu sechs

aus, nachdem sie sich durch einen Blick durch die Ritzen der grünen Fensterläden des Forsthauses davon überzeugt hatten, daß ihr Bewohner daheim war. Mutig tappten sie dahin. Als sie an den Waldrand gekommen, begegnete ihnen eine schwarze Katze. Schnurrend strich sie an den Bäumen vorbei. Wie Feuer leuchteten ihre Augen. Die Büdinger guckten sich ängstlich um. Nach einer Weile strich wieder so ein Tier vorüber. Das fauchte sie an, sprang aber dann in den Wald. Ein Schauer faßte die nächtlichen Wanderer. Als dann aber des Weges das graue Männchen kam, wichen sie erschreckt zur Seite. Doch der Graue nickte ihnen freundlich zu und ging zwischen ihnen hindurch. Als er vorüber war, guckten sie einander an, und einer sagte zum anderen: „Doas gett e Ungleck! Doas hätt woas zu bedeute!" Dann aber sprachen sie sich gegenseitig wieder Mut zu, und da das graue Männchen verschwunden blieb, schritten sie an ihr Werk. Der eine kletterte auf einen Baum und brach dürre Äste ab, der andere sammelte das gebrochene Holz auf und preßte es in feste Bürden. Die Weiber aber rutschten auf den Knieen durchs Gebüsch, rupften das saftige Waldgras und füllten damit die Säcke bis obenhin. Aber als sie gerade die Läste aufbuckelten, um zu sehen, ob sie nicht zu schwer seien, da gabs ein Knirschen und Krachen nebenan und dann einen lauten Plumps, dem ein jämmerliches Gestöhn folgte. Als sie alle dahin liefen, woher das kam, da lag einer vor ihnen am Boden und regte sich nicht mehr. Er war vom Baum gefallen und ohnmächtig. „Gumohl, säustet, dat hät dat grooe Mennche gedoahn!" Es dauerte lange, bis der Gestürzte wieder zu sich kam. Dann aber packten sie ihre Bürden auf und zogen heim. Alle verschworen sich, nie mehr des Nachts Holz brechen oder Gras „roppen" zu gehen.

Die Pest in Bretthausen.

Mit dem großen Mörder, dem Krieg, war sie aufgestanden, die Pest. Aus Sumpf und Moor hatte sie ihr düsteres Haupt erhoben. Aus den Weiden am Ufer war sie gekrochen mit verwestem Gesicht, fleckigem Gewand und knochendürren Händen. Ihrem Genossen suchte sie es gleichzutun und schritt mit ihm wankend durch die Straßen und Gassen. An die geschlossenen Läden pochte sie mit klappernden Fingern und schreckte die Schläfer auf. „Schlaft ihr noch?" so fragte sie, und ihre Stimme klang wie Totengeläute, und wenn die Menschen sich mürrisch dehnten. „Laß uns schlafen!" so kam's über ihre dürren Lippen: „Schlaft in Ewigkeit!" Und kein Frührot vermochte die Schläfer mehr zu wecken. So würgte die Pest in Dorf und Stadt und kam selbst in die entlegensten Gebiete des Westerwaldes. Durchs Nistertal stieg sie nach Kroppach, Marienstatt und Hachenburg seitab den steilen Berg hinan, wo's die Fuhrleute die „Juchhei" nannten, kam auch nach Breit- oder Bretthausen.

Hinter der Pest her schritt aber einer, der sich nicht vor ihr fürchtete, der ihren tötlichen Hauch mit Wohlgefallen einzog, vor dem alles Lebende floh. Das war der ewige Jude. Als auch der in Bretthausen an einem Bauernhause anklopfte, war die Pest da eben eingekehrt und hatte der Frau ihren Mann genommen. Das sah er an ihren verweinten Augen. Als er sie um ein Stück

Brot bat, weigerte sie ihm das, weil er sich daran den Tod holen könne. Da ging er an die Tischschublade, schnitt sich einen ordentlichen Ranken herunter und schmierte ihn recht tüchtig. Als ihm das die Frau nicht wehrte, da sagte er zu ihr: „Ihr habt mir Gutes getan, nun will ich Euch solches wieder tun.“ An das Bett des toten Mannes ging er und strich ihm übers Gesicht. Da sprang diesem die Pest aus dem Munde in Gestalt eines Mäusleins: Das fing der ewige Jude, steckte es in seine Reisetasche und ging fort. Der tote Mann aber regte sich, stand auf und ging wieder an seine Arbeit.

Der Frankenstein.

In der Gemarkung der Gemeinde Bölsberg liegt, Kirburg gegenüber, eine Wüstung, der Frankenstein. Dort erblickt man eine merkwürdige Anhäufung gewaltiger Basaltsteine. Die hat kein anderer dahingebracht, denn der Teufel. Der wollte drüben zwischen Kirburg und Marienberg ein Schloß bauen und schleppte mit großem Eifer aus der ganzen Umgebung die Steinkolosse zusammen. Solcher hatte er beim Stegskopf in großer Zahl aus dem Boden gegraben und mit einer „Wied“ zusammengebunden. Mit dem schweren Bündel flog er hoch durch die Luft. Als er gerade über Bölsberg war, riß ihm die „Wied“, und die Basaltbrocken fielen krachend zu Boden, wo sie noch heute liegen.

Die Alpenroder Totenglocke.

Alpenrod hieß ehemals Albrechtsrode und besaß auf dem „Nichel“ einst die herrliche Burg des mächtigen Rittergeschlechtes der Schönhals von Albrechtsrode. Die Wallgräben der Burg wurden 1848 eingeebnet, so daß von der Burg heute nichts mehr zu sehen ist. Durch einen unterirdischen Gang war sie einst mit einigen Burgmannshäusern am Lochumer Weg verbunden.

Die Schönhals waren reich und fromm. Der Kirche zu Alpenrod stiftete der letzte des Geschlechtes, das im 16. Jahrhundert ausstarb, den Altar „Unserer lieben Frauen“. Als einst das Kirchlein eine neue Glocke haben sollte und man deren Guß auf dem Kirchplatz vornahm, wohin die Alpenroder allerlei Metalle zusammentrugen, da wollte auch das Fräulein von der Burg nicht zurückbleiben. Die Schürze brachte es voll Gold und Silber. Das schüttete es samt und sonders in die brodelnde Mischung. Und als dann die Glocke fertig war, da klang sie viel herrlicher und reiner als alle Glocken im Westerwald.

Man bestimmte sie dazu, die Toten auf ihrem letzten Gange zu begleiten, und als Totenglocke hat sie mehr als 400 Jahre über das Dorf geklungen, und die Alpenroder waren nicht wenig stolz auf sie.

Der Alpenroder Gänsehirt.

Auf dem Westerwald stand in früherer Zeit die Gänsezucht viel mehr in Blüte als heutzutage. Jedes Dörfchen hatte seine Herde, die auf den Drieschern und Weiden gehütet wurde, die sich in den Tümpeln und Weihern baden konnte nach Herzenslust. Von allen Gänsehirten war der von Alpenrod

der unzufriedenste. Er konnte es gar nicht begreifen, daß so viele Leute reich waren an Geld und Gut, er aber so arm, daß er nichts besaß, denn seine Gänsepeitsche und sein bißchen Handwerkszeug zum Körbeflechten und Besenbinden.

Beim Hüten seiner schnatternden Schar hatte er Zeit im Überflusse, darüber nachzudenken. Als er das wieder einmal tat, da fand er auf einem Maulwurfshügel ein blitzblankes Geldstück, und als er nachgrub, lagen da deren noch mehr. Schließlich stieß er auf eine Steinplatte. Die hob er auf, und siehe, darunter stand ein Topf mit römischen Gold- und Silbermünzen. Den reichen Schatz brachte er in Sicherheit, und nun war all seine Armut vorbei. Aber vom Gänsehüten ließ er doch nicht. Vielmehr tat er das eifriger als früher, führte aber neben seiner Peitsche immer eine Hacke mit. Damit scharrte er jeden Maulwurfshaufen, der ihm zu Gesicht kam, auseinander, in der Erwartung, wieder Geld zu finden. Einen klingenden Erfolg hatte er zwar nicht mehr, hatte sich aber das Auseinanderscharren der Maulwurfshügel so zur Gewohnheit gemacht, daß er keinen derselben sehen konnte, ohne ihn zu zerstören. Das gefiel den Alpenroder Bauern so gut, daß sie ihn reichlich belohnten und er von seiner Arbeit nicht weniger Nutzen hatte, als wenn er wirklich Gold und Silber gefunden.

„Alles kei Norken net“.

Wer kennt Norken? Gewiß nicht allzuviele. Und doch ist es ein Westerwalddorf wie manches andere. Zwischen die große und kleine Nister ist es hingeworfen auf die Höhe mittewegs Neunk- und Bretthausen. Mit ersterem ist es durch eine „Lange Guck“ verbunden, die hinab durch dunkeln Tannenwald, hinauf durch grünende „Urles“ führt. Über Bretthausen geht es die „Juchhei“ hinab zur großen Nister. Die Dächer des Dorfes reichen lang herunter, fast bis zur Erde, damit ihnen das „Hui“ des Westerwaldwindes, der hier recht unverfälscht bläst, nicht allzusehr an den Strohkapuzen zausen kann. Die Bretterbeschläge der Häuser nach der „Woastseite“ sind recht hübsch bunt bemalt. Die Dorfstraße weist mächtig viel Basaltbrocken und bei Regenwetter ebensoviele „Püddel“ auf. Morgens früh bläst der Kuh- und mittags der Säuhirt. Um die Geisterstunde aber hallt des Nachtwächters langgezogenes „Tuhu-hut“ zwölfmal nacheinander durchs Dorf.

Und trotzdem und deshalb war der Hannphilipp stolzer auf sein Nest, als es ein Berliner auf die Reichshauptstadt sein kann. Freilich, viel weiter als nach „Breäsen“ (Bretthausen) und „Nönkhouse“ (Neunkhausen) und allenfalls, seit die Bahn lief, „noh dem Koef“ (Korb) war er auch nicht gekommen. Nur einmal fügte es das Geschick, daß er eine weite Reise machte, daß er nach „Wißboare“ kam. Dessen Namen hatte er oft genug gelesen auf dem großen Blechschild am ersten Hause des Dorfes, aber es war für ihn doch immer so gewesen, als ob es zum „Ausland“ gehörte, und es hatte ihm geschienen, als ob's dahin so weit wäre wie nach Amerika.

Daß er nun auf seine „ahl Daag“ in die ferne Stadt gekommen, war so zugegangen: Sein Liß hatte sich dahin verheiratet. Erst hatte er sich mit Armen und Füßen dagegen gewehrt, sein Kind in die weite Welt und

unter wildfremde Leute zu schicken, aber schließlich hatte er nachgeben müssen. Hatte auch nachgeben müssen, als es ihm immer und immer wieder in den Ohren lag, daß er sie einmal in Wiesbaden besuchte.

Das „Liß“ hatte dem „Babbe“ alles gezeigt, was es in Wiesbaden an Sehenswertem gab. Ans Kurhaus hatte es ihn geführt (er hatte Kuhhaus verstanden und sich erst gewaltig verwundert, daß in so einem feinen Haus Kühe sein sollten), durch all die feinen Straßen mit den prächtigen Häusern, die wie Königsschlösser aussahen. An dem Kochbrunnen hatte er gestaunt, daß da „Damp“ heraus kam ohne Feuer. Auch getrunken hatte er von dem Wasser, das wie „Fleischbrühe“ schmeckte. Mit der Bahn waren sie gefahren, die ohne Gäule und ohne Kühe fuhr. Aber als sie sich müde gelaufen und abends bei dem Liß in der Küche saßen, und die Tochter ihn gefragt hatte: „Na, Babbe, wie hat dir dann Wißboare gefalle?“, da hatte er seinen Kopf geschüttelt und gesagt: „Alles kei Norke net!“

Und als er wieder daheim war von der großen Reise und die Nachbarn kamen und stellten die gleiche Frage, da hat er auch denen geantwortet: „Alles kei Norke net!“

Seitdem lebt Hannphilipps Wort auf dem Westerwald, und wenn ein Wäller in sein Dorf heimkehrt und gefragt wird nach der Schönheit der Fremde, so sagt er „allemoal“: „Alles kei Norke net.“

Die Gründung Marienstatts.

Der fromme Landgraf Eberhard II. von Arenburg und seine Gemahlin Aleydis von Molsberg, Gräfin von Freusburg, hatten den Zisterziensern, den sogenannten grauen Mönchen, die in Heisterbach im romantischen Siebengebirge ein Haus hatten, Grund und Boden in der trierischen Pfarrei Kirburg geschenkt, damit sie im Westerwald eine Niederlassung gründeten. „Zwölf Männer zogen hinauf, das Berghospiz zu bauen.“ Der hohe Westerwald jedoch sagte den Mönchen nicht zu. Die Klostergüter lohnten Zeit und Mühe nicht, der Boden war karg und steinig, die Witterung rauh und kalt. Noch war der Bau kaum begonnen, da regte sich in den Herzen der Brüder der Wunsch, zurückzukehren. Das gefiel dem Abte Hermann jedoch sehr übel. Als seine heiligste Pflicht hielt er es, den Bau zu vollenden und weiter da zu verharren, wohin ihn Gott geschickt. In der höchsten Not seiner Seele lag er 3 Tage im Gebet am Altar der heiligen Jungfrau. Da erschien ihm in der dritten Nacht eine Gestalt in hellem Lichtglanz. In der Hand trug sie einen blühenden Dornzweig. Erschrocken fragte sie der Abt: „Wer bist du? Woher kommst du?“ „Deines Ordens Stifterin bin ich. Euch beizustehen bin ich gekommen und dir zu zeigen, daß ich dir gnädig bin. Sobald der neue Tag heraufsteigt, wandere hinab ins Tal der Nister,“ war die Antwort. „Wo du in dieser Winterzeit einen blühenden Dornstrauch findest, sollst du dich mit deinen Mitbrüdern niederlassen.“ Nun wußte Hermann, was er zu tun hatte.

Kaum graute der Tag, so wanderten die Mönche ins Nistertal. Ihren Abt, der krank war, trugen sie auf einer Bahre. Murmelnd trieb der Bach seine eisigen Wasser. In den hohen Baumkronen sang der Wind sein rauhes

Lied. Auf dem Waldboden aber lag tiefer Schnee, und der Bäume Geäst glitzerte im Rauhreif. Nichts achteten das der Mönche Füße. Tapfer schritten sie fürbaß. Lange wanderten sie, da leuchtete es ihnen schimmernd entgegen: ein Dornstrauch, über und über voll duftender Blüten, weiß wie der Westerwaldschnee rundum. Am Fuße eines Berges im Ainveld stand er, auf dem die Ruinen der Burg Nistria lagen. Betend und lobpreisend umstanden die Mönche ihren Abt. Der aber pflanzte an der Stelle das Gründungskreuz auf. Und bald begann man, das Kloster zu bauen. In 5 Jahren war es fertig und konnte unter dem Abte Konrad im Jahre 1227 bezogen werden.

Den blühenden Dornstrauch nahm die Abtei in ihr Wappen auf. Einen mächtigen Dornstrauch, von eisernem Gitter umgeben, zeigt man noch heute im Klostergarten.

Heinrich von Sayn und Marienstatt.

Ein seltsam Reiten war das durch das Nistertal, gar nicht als ob es gälte, den raschen Hirsch zu hetzen und das schnelle Reh. Kein Jagdhorn tönte, keine Rüden schlugen an, und doch waren es saynische Männer, die da hinter ihrem Grafen herritten zur Jagd. Der saß stattlich zu Roß, die Augen zu Boden gerichtet, den Blick ernst und düster. Was bewegte wohl den Herrn, den man den Großen genannt hatte? Warum starrte sein Blick, während er dem engen, gewundenen Tale der Nister folgte? Was rührte seinen Sinn? Was ergriff ihn, der mit seinen 8½ Fuß Körperlänge alle überragte im Saynerland?

Der Abt von Marienstatt, dem Zisterzienserkloster, das vor einem Jahrzehnt in der Kirburger Pfarre gegründet worden, war vor einer Woche in seiner Burg gewesen. In tiefem Schnee war er gekommen. Von einer Erscheinung hatte er gesprochen, die er im Gebet gehabt. Die heilige Jungfrau hatte ihm befohlen, im Nistertal neben der Burg Nistria ein Gotteshaus zu bauen. Und nun sollte er ihm Grund und Boden geben. Dem Grafen ging ein Lächeln übers Gesicht. „So konnte ihm jeder kommen! Wer kann des Mönches Erzählung Glauben schenken? Träume sind Schäume!“ Heimgeschickt hatte er den Abt durch den Schnee nach dem Berghospiz. Wenn er ihm eine Bestätigung bringe, so wolle er wohl glauben, solange diese aber fehle, nicht. Seitdem hatte der Mönch nichts mehr von sich hören lassen. Aber dem Grafen ging die Sache immer wieder durch den Kopf. Auch in der letzten Nacht hatte er den Schlaf nicht finden können, und heute hatte er eigentlich mehr darum seine Burg verlassen, daß er sich erhole in frischer Winterluft, als daß er dem raschen Waldtier nach dem Leben stellte.

Wo das Nistertal enger, des Baches Flut krauser wurde, da kam ein Hirsch auf. Das Jagdhorn scholl und der Meute Gebell. Da riß es auch den Grafen Heinrich aus seinem Sinnen. Hussa! folgte er dem raschen Tier, bergan, bergab, über Hügel und durch Schluchten, so schnell, daß er seiner Gefolgschaft bald aus den Augen war. In eine felsige Talschlucht war der Hirsch geflohen. Graf Heinrich war ihm gefolgt — bis er plötzlich vor einer Felswand stand.

Und was sah er auf dieser? Auf einer Felsplatte lag der Hirsch, der noch eben in weiten Sätzen vor ihm geflohen, auf einem Bett von Schnee und blickte ihn mit friedlichen Augen an. Neben ihm aber blühte ein Weißdornbusch, weiß und licht wie im Frühjahr. Er glaubte kaum seinen Augen zu trauen. Ein Weißdornbusch? Von einem solchen hatte auch der Abt gesprochen. Da fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Das war die Bestätigung, die der Klosterbruder bisher nicht hatte bringen können. Die Jungfrau Maria hatte sie ihm selber gebracht. Ja, er wollte glauben, wollte des Abtes Bitte gerne erfüllen. Heim eilte er auf schnellem Roß, und andern Tags brachte er nach Marienstatt selber die Kunde.

Nicht nur Grund und Boden für den Klosterbau schenkte er, sondern ließ sogar auf seine Kosten das neue Kloster im Tale bauen.

Die Helfensteiner und Marienstatt.

Auf den Höhen des Westerwaldes war das Kloster Marienstatt entstanden. Grund und Boden in der Pfarrei Kirburg war ein Allod der kinderlosen Burggräfin von Molsberg. Aleydis hieß sie. Mit ihres Gatten Zustimmung hatte sie das Land nebst vielen Höfen dem neuen Kloster geschenkt. Doch nach ihrem Tode gab es ihrer genug, die den Zisterziensern im Nistertal ihr Besitztum streitig machten. Da war es vor allen Dingen Heinrich von Molsberg, der die Gültigkeit des Testamentes bestritt und darum die Hand auf des Klosters Güter legte. Ihm half Wilhelm von Helfenstein, der sein festes Haus unter dem Ehrenbreitstein hatte. Seine Frau war eine Verwandte des Molsbergers und hoffte daher auch ein gut Stück Hab und Gut durch den Handel zu gewinnen. Der gleiche Grund führte auch andere Ritter an des Molsbergers Seite, unter ihnen den von Zegenberg (Ziegenhain). Mit den Helfensteinern nahm er dem Kloster die besten Höfe weg und stellte an die Mönche die höchsten Geldforderungen.

Alle aber, die dem Kloster widerstanden, traf harte Strafe. Der Herr von Zegenberg wurde von seinem Knecht ermordet, einem andern Ritter platzte der Bauch, daß er elendiglich umkam. Heinrich von Molsberg wurde in seinem Schlosse belagert und schließlich daraus vertrieben. Wilhelm von Helfenstein luden päpstliche Briefe vor Gericht, einen Vergleich einzugehen. Er ging darauf nicht ein, und es wurde ein Tag festgesetzt, da das Gericht ein Urteil fällen sollte. Bevor das geschah, hatte ein Mönch von Altenberg, Johannes von Horchheim, einen Traum. Darin erschien ihm die Jungfrau Maria von Marienstatt. Sie winkte mit der Hand, als ob sie Abschied nehmen wollte und sagte, sie müsse fort. „Wohin?" fragte sie der Mönch. „Zu meinem lieben Sohn, mich über den Helfensteiner zu beklagen," war ihre Antwort. Nun wußte der Mönch, daß des Helfensteiners Schicksal auch ein schreckliches sein würde. Und so war es.

Als er nach einigen Tagen, den Falken auf der Faust, in seinem Walde umherstreifte, begegnete er Knechten des Grafen von Sayn. Die schleppten einen seiner Leute gefangen fort. Er verwies ihnen das und versuchte, den Mann zu befreien. Da durchbohrten ihn die Speere der Sayner, und sterbend sank Wilhelm von Helfenstein zu Boden.

Auch seiner Seele sollte es übel ergehen. Eine besessene Frau zu Breisig wurde um den Helfensteiner gefragt. „Den hat mein Meister," antwortete sie, „der gießt ihm Pech und Schwefel ein, daß er satt wird ohne das Hab und Gut der Marienstatter." „So ging es allen, die nach dem Besitz des Klosters Marienstatt trachteten," berichtet Cäsarius von Heisterbach.

„Also wird Gott alle fällen,
die nach fremden Gütern stellen."

Droneck.

Auf dem rechten Ufer der Nister zieht sich jenseits des Klosters Marienstatt ein scharfer Berggrat. Auf ihm stand vor langer Zeit die Burg Nistria. Deren Gestein benutzte man dazu, des Klosters Mauern zu errichten, wie es Heinrich von Sayn und seine Gemahlin bestimmt hatten. Als aber die frommen Stifter ihre Augen geschlossen, hoben ihre Nachkommen, insbesondere Graf Johann IV. Einspruch gegen die Schenkung. Er begann auf den Trümmern der alten Burg eine neue zu errichten und nannte diese Droneck. Damit ließ er keinen Zweifel, welche Absicht er mit dem Baue im Schilde führte. Indessen waren die Mönche im Kloster nicht geneigt zur Fron dem Grafen gegenüber. Da die Mauern der Burg höher und höher stiegen, beschwerten sie sich bei dem kölnischen Erzbischof Walram, beanspruchten Grund und Boden, da das Schloß gebaut wurde, für sich. Und Erzbischof Walram war ihnen ein starker Helfer. Graf Johann mußte den Bau einstellen und die Burg brechen, daß von ihr nichts übrig blieb, denn das Verlies der Vorburg, das heutige „Felsenstübchen" und das des dicken Bergfrieds.

Der „steenen Peeler" bei Mudenbach.

Rechts von der Straße, die von Altenkirchen nach Hachenburg führt, liegt, kaum 150 Schritte von dieser entfernt, in der Gemarkung Mudenbach, kurz vor der Station Ingelbach, wo der Kirchweg von Mudenbach nach Kroppach führt, ein altes Steinmal. Drei walzenförmige Säulen aus Trachytsteinen sind aufeinander getürmt. Die obere, mit künstlich gemeißelter Kuppe, trägt die Jahreszahl 1595.

Zwei Grafensöhne von einer benachbarten Burg haben sie, so erzählt die Sage, errichtet. Sie waren beide in Liebe entbrannt zu eines Ritters schöner Tochter. Jeder glaubte auf sie ein Anrecht zu haben, keiner wollte dem Bruder zuliebe entsagen. Jeder war bereit, für sie den Tod zu leiden. Einer von ihnen mußte daher sterben. Das Schwert sollte entscheiden. Wenn wieder die Sonne im Osten aufstand, wollte man sich im stillen Walde treffen, zum letztenmal.

Und die Sonne stand auf, schöner denn je. Wie 1000 Perlen blitzte der Tau im Grase. Die Vögel sangen, und die Blumen blühten. Da kamen durch den Wald die Herren. Zur selben Zeit. Doch als sie sich gegenübertraten, einander in die Augen sahen und erkannten, daß jeder von ihnen gleich treu in der Liebe, gleich stark im Tod sei, da erinnerten sie sich, daß sie Brüder waren und daß sie auch gleich stark im Entsagen sein müßten. Zu gleicher Zeit

senkten sich die Todeswaffen. Die Brüder fielen einander in die Arme und versöhnten sich. Friedlich kehrten sie heim.

Zum Gedächtnis ihrer Versöhnung aber errichteten sie den Steinpfeiler an der Stelle, da sie das Leben und den Frieden neu fanden.

Nach einer andern Sage sollen beide Grafensöhne hier ihren Tod gefunden und die Ritterstochter soll den Stein errichtet haben. Die verwischte Jahreszahl soll nach andern 1795 heißen und an der Stelle ein gefallener französischer Offizier ruhen.

„Hüt hät os Hannesche en heeßen Dag."

Des Lebens Gang bringt den Menschen nicht lauter frohe Tage. „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zuteil." Wenn es einem einmal schwere Stunden bringt, so sagt man im Hachenburgischen: „Hüt hät os Hannesche en heeßen Dag." Das Wort ist alt und stammt aus dem Munde eines Mannes aus dem Hämmschen, dessen Sohn, das Hanneschen, am Hachenburger Galgen sein schmähliches Ende fand. Er hatte eine schlimme Mordtat begangen an einem Juden. Der war allerdings auch nicht ganz schuldlos gewesen und hatte manchen Betrug auf dem Gewissen, hatte erst vor einer Woche seinen Vater, ein Bäuerlein aus dem Nistertal, arg mit einer Kuh angeschmiert. Das hatte des Sohnes Zorn gewaltig erregt. Den Betrug zu rächen, hatte er sich in dem Walde zwischen Kroppach und Stein-Wingert auf die Lauer gelegt, wo man's die „Lauterbach" nennt, da schon manche schlimme Tat vollbracht worden ist und wo auch ein übelberüchtigter Hof stand, der allerlei lichtscheuem Gesindel Unterschlupf bot. Durch den Wald mußte der Jude kommen. Der Hannes brauchte auch gar nicht lange auf ihn zu warten, und als der an seinem Versteck vorüber kam, da überfiel er ihn rücklings und schlug ihn nieder. Nichts half es dem Überfallenen, daß er noch so erbärmlich zitterte und flehte. „Den Hals konntest du nicht voll kriegen!" so rief der über ihm Stehende, „jetzt sollst du ihn voll haben!" und trieb ihm einen Holzkeil in den Schlund, daß er elend daran erwürgte. Mit seinem letzten Seufzer aber stieß der Jude einen Fluch aus, der bald in Erfüllung ging. Den Leichnam fand man andern Tags, und die Hachenburgische Polizei faßte auch den Täter, holte ihn aus der Kammer seines Vaterhauses heraus und brachte ihn vor das Gericht. Nichts half es, daß der Vater das Gericht um des Sohnes Freilassung bat. Manchen Gang unternahm er zu den Richtern. Er konnte sie nicht umstimmen. Und als der Tag kam, da der Sohn aufgeknüpft wurde, saß er daheim in seiner Kammer, seufzte lang und schwer und sagte: „Hüt hät os Hannesche en heeßen Dag." Seitdem ist in der Gegend das Wort im Schwange.

Die Falschmünzer von Bellingen.

In den 50er Jahren waren auf dem Westerwald vielfach Falschmünzer. In ihren geheimen Verstecken machten sie fleißig falsch Geld, und ihre Hehler und Helfer brachten es unter die Leute. Auch in Bellingen wohnte einer. Den hatte man längst auf dem Korn, und man vermutete, daß sich seine Werkstatt in einem Steinbruch befände, doch vermochte man nicht, ihn zu erwischen, soviel man auch Beamte von Dillenburg und weiterher auf seine Spur setzte. Jedem der hohen Herren war der „Franz" zu gescheit, und keiner konnte etwas ausrichten. Was keinem gelang, das brachte ein einfacher Gendarm aus Montabaur fertig. Der ließ sich seinen „Schnurres" heruntermachen, tat ein paar Gamaschen an, daß er aussah wie ein Metzger und kam auf Fastnacht in Franzens Haus, das ein Wirtshaus war. Da waren die Gäste beim Kartenspiel, unter ihnen auch der Franz, der auch ein „Deppchesspieler" (Falschspieler) war. Er fragte den Metzger, wohin er wolle. „Ins Hachenburger", antwortete dieser. Das war dem Franz eben recht und im Spiel sorgte er dafür, daß jener viele seiner guten Taler, die alle gezeichnet waren, los wurde, ihm aber dafür eine Anzahl falscher Fünftalerscheine aufhängte. Das wollte der Metzger aber auch gerade, und als man in vorgerückter Stunde auch noch recht viel Unnauer getrunken hatte und nicht mehr recht wußte, was man tat, fing man zuguterletzt vom Geldhandel an. Anfangs wollte der Franz nichts davon wissen, aber der Metzger beredete ihn schließlich doch, daß er einen ordentlichen Batzen seiner Erzeugnisse mitnahm. Am frühen Morgen zog der Metzger los. Der Franz war froh, ein so gutes Geschäft gemacht zu haben. Er hatte sich zu früh gefreut, denn andern Tages kam der Geschäftsfreund wieder, aber nicht als Metzger, sondern als Gendarm und brachte mit 5 andere seiner Genossen. Rasch umstellten sie das Haus, daß keiner heraus und herein konnte. Bei dem Franz fanden sie noch all die gezeichneten echten Taler vor, und der Gendarm hatte noch all die falschen Fünftalerscheine, die jener gemacht hatte. Den Franz und seinen Sohn führten sie geschlossen nach Dillenburg. Auch die Helfer bei seinem „Prackes" (Betrügerei) in Stockum und Püschen wurden gefaßt. Mit jenen sind sie, weil sie viel falsche Eide geschworen, nach Diez gebracht worden, und manche von ihnen sind dort gestorben. In Bellingen und Umgebung sang man damals:

„Stacker Prackes (Stockumer Betrügerei) und Pescher (Püscher) Witz,
Hao ze Dillenburg en Diez ihre Sitz."

Die Osmannsheck bei Hundsangen.

Bei Hundsangen liegt ein Waldstück, das nennt man noch heute die „Osmannsheck". Es erinnert an einen ungeratenen Sohn, der hier seinen Tod fand. Im Dorfe hatten sein Vater und seine Mutter gewohnt, hatten ihn mit seiner Schwester erzogen in der Absicht, aus beiden Kindern gute und brave Menschen zu machen. Es war ihnen wohl geraten bei dem Mädchen, nicht aber bei dem Buben Osmann, obgleich sie an Mahnungen und Warnungen, an Drohungen und Schlägen es nicht fehlen ließen. Der Bursche machte ihnen schon als Kind viel Kummer und Sorge, wenn er in seiner rohen Art den Leuten die Fenster einwarf oder seine Kameraden schlug oder Vogelnester strippte und Tiere quälte. Es galt bei ihm das Sprichwort: „Kleine Kinder treten ihren Eltern auf den Schoß, große aufs Herz."

Als er größer wurde, wollte er sich von seinem Vater nichts mehr sagen lassen, verließ sein Elternhaus und eilte in die weite Welt. Da kam er in einen großen dicken Wald. Weil es darin sehr dunkel war, verlor er den Weg, wußte nicht mehr ein und aus und beschloß, sich niederlegend, den

Tag zu erwarten. Da sah er plötzlich ein Licht durch die Bäume schimmern, das ihm näher kam und das von einer schwarzen Hexe getragen wurde. Die redete ihn freundlich an und lud ihn ein, mit ihr zu gehen, am Morgen wolle sie ihm den Weg zeigen. Er folgte ihr und kam bald in ein Haus, in dem 10 starke, schwarze Männer mit langen Bärten um einen Tisch saßen. Es waren Räuber, die ihn gerne aufnahmen. Sie luden ihn zum Essen ein, und als sie erfuhren, daß er ein ungeratener Sohn war, beredeten sie ihn, in ihre Schar einzutreten. Er blieb bei ihnen, und bald konnte er ihr Handwerk so gut, daß er es besser verstand, den Reisenden die Beutel zu leeren, als einer von ihnen. Sie machten ihn zu ihrem Hauptmann.

Einmal stattete er seinem heimatlichen Dorf einen Besuch ab. Dabei erfuhren seine Eltern, was ihr Sohn geworden war.

Gerne hätten sie ihn wieder heimgeholt, aber die Angst vor den Räubern hielt sie ab. Die Schwester aber, die ihren Bruder über alles liebte, ließ sich seitdem nicht mehr daheim halten. Keine Nacht konnte sie mehr schlafen, und endlich machte sie sich auf den Weg, ihren Bruder zu suchen. So kam sie auch in den Räuberwald. Da sah sie einen großen Mann mit einer Flinte auf sich zukommen. Obwohl er einen Bart trug und sein Gesicht ganz schwarz war, sah sie, daß es ihr Bruder war. Seinen Namen rief sie aus. Als der Räuber der Schwester Stimme hörte, erschrak er so heftig, daß er hinfiel. Die Flinte glitt ihm aus den Händen und entlud sich. Die Kugel fuhr ihm durch den Kopf. Als die Schwester herbeisprang, war der Bruder schon tot.

XII. Zwischen Nister und Sieg.

Friedewalt.

Die Sayner Grafen waren einst das mächtigste Rittergeschlecht des Westerwaldes. Groß und schön war ihr Land, reichte es doch vom Rhein bei Bendorf fast bis zur Siegmündung und im Norden tief ins Westfälische hinein, östlich bis zum Burbacher Grunde. Da war es nicht zu verwundern, daß es überall an den Grenzgebieten Kampf und Fehde gab, ganz besonders, wo an der Sieg die Länder anderer streitbarer Herren angrenzten. Ihr Land zu schützen, legten die Sayner daher feste Häuser an. Nördlich der Sieg hatten sie schon die Freusburg erstehen lassen, aber noch war des Kampfes kein Ende geworden. Da erbauten sie südlich des Flusses in einem kleinen Tale, das zum Westerwald führte, ein neues Schloß. In der Gewißheit, daß nun aller Hader ein Ende haben und der Friede einkehren würde, nannten sie dasselbe „Friedewalt".

Als einst der Kurfürst Friedrich von der Pfalz bei dem Grafen Heinrich IV. von Sayn zu Besuch weilte, führte dieser ihn in sein Schloß Friedewalt. Der Pfalzgraf war entzückt über den herrlichen Bau und, nach dessen Plan ließ er in Heidelberg den Friedrichsbau seines Schlosses errichten.

Die Hexe aus der Mühle.

Im Tale des Friedewälder Baches klapperte vor langen Zeiten lustig eine Mühle. Der Müller war ein wohlhabender Mann. Aber in seinem Hause war es den Leuten nicht geheuer. Manche hatten zu nachtschlafender Zeit etwas aus dem Schornstein herausfahren sehen. Auf einem Besen war es durch die Nacht geritten, um bald da, bald dort am Hexentanz teilzunehmen. Von den Müllersknechten wollte keiner mehr bleiben, und sie wechselten daher wie das Wetter im April.

Da war wieder einer gekommen und hatte um Arbeit gefragt. Unverhohlen hatte ihm der Müller gesagt, welche Gerüchte über seine Mühle im Umlauf seien. „O, ich fürcht' mich net," hatte der Bursche gemeint und sich gleich den ersten Abend in der Burschenkammer hinter dem Ofen aufs Ohr

gelegt, nicht aber vergessen, eine Axt mit ins Bett zu nehmen. Um Mitternacht wurde er wach. Da sah er vor sich ein Paar glühender Augen und bald darauf noch ein Paar. Ein leises Schnurren vernahm er. Zwei Katzen umschlichen sein Lager. Da holte er sein Beil hervor und warf es der einen mit voller Wucht an die Vorderbeine, daß eins derselben durchschlagen wurde und die Pfote zu Boden fiel. Die Tiere entflohen heulend durch das Ofenrohr.

Andern Morgens hob der Bursche die abgehackte Pfote auf. Da war ein Ring daran. Er zeigte ihn dem Müller. Da war's der Müllerin Ehering. Der Müller ging in die Kammer seiner Frau. Die lag noch und schlief. „Steh auf!" rief er. „Ach, ich bin noch so müde!" seufzte sie. „Zeige mir deinen Arm!" Da wollte sie nicht. Und als er ihr mit Gewalt die Decke hinwegnahm, da fehlte ihr die Hand. Nun wußte er, daß sie eine Hexe war. Auf dem Galgenberg bei Oberdreisbach fand sie auf dem Scheiterhaufen ihr Ende.

Die St. Wendelinskapelle in Neunkhausen.

Zum Kirchspiele Kirburg gehörend, liegt auf dem Höhenzuge nordwärts, jenseits der hinteren Nister, das Dorf Neunkhausen, das Haus oder die Siedelung eines Nauding, Neudinc, daher früher Neudinchusin genannt. Dort findet sich noch eine Kapelle, dem heiligen Wendelin gestiftet. Sie wurde im 14. Jahrhundert durch einen Grafen von Sayn erbaut.

In dessen Familie hatte sich die böse Krankheit eingeschlichen, die man heute Epilepsie oder Fallsucht nennt. Damals glaubte man, der von ihr Befallene sei vom Teufel besessen. Der konnte nur durch Gebet und durch die Fürbitten der Heiligen vertrieben werden. Der Heilige, der besonders seine schützende Hand über die Fallsüchtigen hielt und mit seinem Gebet bei Gott Vater Fürsprache einlegte, war St. Wendelin. In das Kloster zu Marienstatt wanderten daher Graf und Gräfin, ihn für ihren Sohn anzuflehen. Da sie wußten, daß einmaliges Gebet nicht Hilfe bringen würde, so verpflichteten sie Abt und Convent, „für ihn, seine Vorfahren und seine Nachkommen alle Tage zu lesen und zu halten eine Messe auf dem Altar zur Ehre des guten Herrn St. Wendelinus“. Damit nicht genug: In Neunkhausen, wo ihr Kind zum erstenmal von der Krankheit befallen worden, bauten sie St. Wendelinus eine Kapelle. In ihr suchten zur damaligen Zeit und nachher viele Epileptische Heilung, so daß Neunkhausen zu einem vielbesuchten Wallfahrtsorte wurde.

Die Basaltsäule im Hohenselbachs-Burghofe.

Das Heller- wird von dem Daadetal durch einen Bergzug getrennt, der sich siegwärts allmählich senkt, der ostwärts aber zu einem breiten Rücken ansteigt. Auf ihm heben sich 2 gewaltige Kuppen, die Malscheid, zu der einst die Germanen der Gegend hinaufstiegen zum Opfer und zur Volksversammlung, und der Hohenselbach, auf dessen Scheitel im Mittelalter eine gewaltige Burg stand, die Stammburg des Westerwälder Rittergeschlechts der Hohenselbacher. Der letzte desselben war einer der gefürchtetsten Raubritter weit und breit. Seine Züge richtete er nach allen Himmelsrichtungen, im Osten bis ins Dilltal. Am allermeisten hatten aber von ihm die Kaufleute zu leiden, die das Siegtal aufwärts ihre Wagen führten oder über den Westerwald. Die umwohnenden Herren waren daher schlecht auf ihn zu sprechen, scheute er doch auch nicht vor ihren Landesgrenzen zurück, und manchmal hat ihn der Sayn-Hachenburger mit seinen Knechten verfolgt, wenn er in Friedewälder Gemarkung gehaust hatte. Mehr aber hatte er ihm niemals anhaben können, denn die Burg auf der Kuppe war fest wie der Basalt, aus dem sie erbaut, und während sich die Verfolger vergebens mühten, sie zu brechen, saß der Selbacher in seinem Palas und lachte ihrer. „Gottes Freund und aller Welt Feind“ nannte er sich, und sobald seine Gegner abgezogen waren, rüstete er sich zu neuer Schandtat.

Einst weilte der mächtige Erzbischof Balduin von Trier im Friedewälder Schlosse. Mit Staunen sah er die gewaltige Felsenburg hoch oben auf dem Berge, hörte er der Untertanen Klagen über deren Bewohner. So manches Raubnest, das sich für uneinnehmbar gehalten, hatte er schon gebrochen.

Nun sollte auch dieses dran glauben. Starke Streitkräfte zog er heran und begann das Werk. Doch es war schwer. Wie Eisen waren die Mauern, und von den Zinnen warfen die Belagerten schwere Steine, die Stürmenden zu zerschmettern. „Siedendes Gebrödel mit glühend heißem Brei“ gossen sie auf die Andringenden. „Töpfe mit gestoßenem Kalk zerschellten sie geschickt auf ihren Köpfen, daß ihrer unzählige durch den Harnisch verbrannten, vor Hitze erstickten oder mit geblendeten Augen von den hohen Leitern in den Graben taumelten.“

Die Zufuhr von Lebensmitteln suchte man den Belagerten abzuschneiden. Aber durch unterirdische Gänge, die da und dort in den Hängen, im Sottersbach- oder Hellertal mündeten, schafften diese sich Nahrung herbei. Ein tiefer Burgbrunnen versorgte sie mit Wasser. Lange dauerte darum die Belagerung. Und immer frecher wurde der Ritter.

Einst saß er mitten im Hof am Burgbrunnen, den eine gewaltige Buche beschattete. Von draußen dröhnten die Steinbrecher, knirschten die Eisenstangen. Da rief er lachend:

„Eher wird die Buche zu Stein,
eh' daß der Erzbischof von Trier
die Burg nimmt ein.“

Aber siehe da! Was geschah mit dem Baum? Die Blätter begannen im Herbstwind niederzurieseln, und bald stand die Krone kahl da wie mitten im Winter. Die Äste verdorrten, und der Stamm wandelte sich in eine einzige dicke Basaltsäule. Als das der Ritter sah, wurde er blaß, und blaß wurde seine Gemahlin. Nun wußten sie, daß der Burg Schicksal besiegelt war. Rascher als sie es ahnten, sanken die festen Mauern und Türme. Kein Stein blieb auf dem andern. Kahl stand die Bergkuppe. Auf ihr ragte nackt und bloß nun der steinerne Stamm der Buche empor.

Lange hat der Basaltstein die Spitze der Basaltkuppe gebildet, bis ihn zuletzt Menschenhand brach und in die Tiefe stürzte.

Der Brudermörder von Hohenselbach.

Nicht lange nach dem Jahre 1000 stând schon auf dem Hohenselbachskopf die Stammburg der Selbacher. Aber der Feste Bewohner hatten sich von Anbeginn mit einem Fluch beladen. Der lastete auf ihnen, bis ihre Burg unter des mächtigen Balduin Streichen in Trümmer sank.

Einer der ersten Herren der Burg war Siegfried. Seine milde Gemahlin war schon vor ihm gestorben. Mit seinen beiden Söhnen hauste er in der Feste. Siegfried und Ehrhard hießen sie und waren ganz verschiedener Art. Hoch und stark, ein Hüne wie alle Selbacher, mit wildflatterndem Haar und funkelnden Augen der eine. Tapfer und kühn wie der Vater, aber auch von rauher Natur, gewährte ihm Kampf und Jagd die höchste Lust, fühlte er sich bei rauschendem Fest und wüster Zecherei am wohlsten. Das Ebenbild der sanften Mutter war der andere. Mild und weich seine Züge wie sein Gemüt. Zart seine Gestalt, blaß sein Gesicht, von blonden Locken umrahmt. Die Leier meisterte er und sang zu ihren Tönen die tiefsten Lieder, auch als er in des Vaters Gesellschaft einst in der Freusburg einkehrte. Sein Sang

war nicht ohne Wirkung geblieben auf des Freusburger Ritters liebliche Tochter. Die schaute mit ihren Blauaugen so voll auf den Jüngling, als ob sie sie nie wieder von ihm wenden wollte. Und als er am Abend zu Roß gestiegen, da hat sie sein Bild und sein Lied fest in ihr Herz geschlossen. Da stand es auch bei ihm fest: Die und keine andere werde ich als Gemahlin auf die väterliche Burg führen.

Auch Siegfried hatte des Freusburgers Kind kennengelernt. Auf wilder Jagd hatte er sich in des Nachbars Gebiet verirrt und war am Abend zum Fuße der Burg gekommen. An das Tor hatte er gepocht und Einlaß gefunden. Als er heimritt, da stand auch in ihm der Entschluß fest, um die Freusburgerin zu werben. Auch um sie zu kämpfen, wäre er bereit gewesen. Doch keinem verriet er seines Herzens Neigung, auch nicht der, die es am nächsten anging. Es hätte ihm auch nicht viel geholfen, denn ihr war sein Sinn zu wild, sein Auge zu düster.

Ehrhard teilte dem Vater seine Absicht, um die Freusburgerin zu werben, mit. Dem Selbacher war's schon recht. Auch der Freusburger Ritter war mit seines einzigen Kindes Wahl zufrieden. Doch eines machte ihm noch Sorge. Seine Burg war seit Anbeginn ein Mannlehen. Starb er, so fiel sein Gut an den Lehnsherrn zurück. Das war der Erzbischof von Trier. Den galt es daher zu bewegen, es in ein Kunkellehen zu verwandeln, daß auch eine Tochter die Erbin sein könne. Nach Trier machte man daher die weite Reise, und mit Ehrhard zog dahin der Prior eines nahen geistlichen Stifts als Fürsprecher. Unterwegs erkrankte dieser, so daß es lange dauerte, bis sie wieder heimkamen. Viele Monate gingen darüber ins Land, aber um so fröhlicher war die Heimfahrt, denn der Erzbischof hatte dem jungen Glück nicht im Weg stehen wollen. Gar zu lange währte es daher Jung Ehrhard, bis er seiner Braut die frohe Kunde überbringen konnte. Die wartete mit gleicher Sehnsucht der Zurückkehrenden. Als sie endlich kamen, wurde die Hochzeit festgesetzt, und dann erst ritt der Ritter heim auf die Hohenselbachsburg, um auch dorthin die Freudenkunde zu bringen, dem alten Vater und Siegfried, dem Bruder.

Dieser pflegte im dunkeln Forst der Jagd, da der Bruder kam. Als er hörte, wie seine Pläne durchkreuzt wurden durch den, faßte ihn wilder Grimm.

„Des Freusburgers Tochter seine Braut?" schrie er ihn an, und sein Antlitz entstellte sich vor Wut. „Nie und Nimmer! Eher mußt du sterben!"

Den Bruder packte er mit starkem Arm, zerrte ihn in das Burggemach, von wo der Blick hinausging über die Berge nach der Sieg. Zum Fenster hielt er ihn hinaus, daß er die Burgzinnen drüben noch einmal sehen konnte. Dann warf er ihn hohnlachend in die Tiefe: „Da wohnt deine Braut! Gib ihr den Verlobungskuß!"

An den Basaltsäulen zerschmetterte der Bruder, und aus dem Blut wuchs eine Linde mit Blättern, so rot wie Blut.

Kaum aber hatte der Wüterich die grause Tat vollbracht, da erwachte sein Gewissen. Fort trieb's ihn von der väterlichen Burg, und nie kam er mehr dahin zurück. Fried- und heimatlos irrte er in den Wäldern umher, kam dabei auch auf die Freusburg. Doch des Ritters holdselig Töchterlein fand er nicht mehr. Sie hatte den Schleier genommen, als sie die Kunde von ihres Verlobten Tod erfahren.

Siegfried hat sich später doch verheiratet, aber das Glück war ihm versagt. Seine Gemahlin war wild wie er, und auf ihrem Geschlechte ruhte der Fluch des Brudermörders.

Der letzte Ritter von Hohenselbach.

Als die Hohenselbachsburg in Trümmer sank vor dem Ansturm des Erzbischofs Balduin von Trier, flehten ihre Bewohner den mächtigen Belagerer um Gnade. Namentlich des Ritters Gattin, eine schöne und tugendhafte Frau, die längst mit dem Tun und Treiben ihres Gemahls nicht einverstanden war und ihn oftmals gewarnt und gebeten hatte, seine Räubereien einzustellen, suchte den geistlichen Herrn zu erweichen. In dessen Lager schritt sie, fiel vor ihm nieder und flehte um Gnade. Der Erzbischof war anfangs unerbittlich, aber die strömenden Tränen, die flehenden Augen vermochten es endlich, sein Herz zu erweichen. Nur eine Bitte sollte er ihr erfüllen: Freien Abzug ihr gewähren und erlauben, so viel von ihrem Brautschatz mitzunehmen, als sie auf ihren Schultern zu tragen vermöge. Nichts mehr als das, dachte Balduin, das wolle er ihr wohl gewähren. Gegen Frauen führte er keinen Krieg. Auch gehörte er nicht zu denen, die sich an den Kleinodien anderer bereicherten. Ein strenger Richter hatte er allezeit sein wollen über Mein und Dein, Recht und Unrecht, und so gewährte er ihr die erbetene Gnade.

Am frühen Morgen des andern Tages sollte die Rittersfrau aus dem Tore ihrer Burg herausgehen. Doch was sah man, als sich das Burgtor öffnete? Sie schritt daher, eine schwere Last auf dem Rücken, die niemand anderes war als ihr Gemahl, den sie unter dem Brautschatz verstanden. Des Kurfürsten Soldaten wollten ihn gefangen nehmen, aber als Balduin davon hörte, lachte er zuerst laut über die List des Weibes, dann aber befahl er, beiden freien Abzug zu gewähren. Er war nicht gesonnen, sein gegebenes Wort zurückzunehmen, doch er begnadigte den Ritter nur unter der Bedingung, daß er das trierische Gebiet für immer verließ.

Die Trödelsteine.

Von der Basaltkuppe des Hohenselbachs, des „Köppel", wie ihn der Volksmund im Daade- und Hellertal nennt, zieht sich langhin der Bergrücken bis zur Wasserscheide bei Burbach. Dunkel und ernst dehnen sich die weiten Tannenforsten. Hochauf ragen die Wipfel in die blaue Luft. Ihre Astfinger greifen eng ineinander, in ihrem Dickicht die Wildsau bergend und den wehrhaften Keiler.

Einst wuchsen hier oben in der frischen Westerwaldluft, als man auf der Malscheid drüben noch Wodan opferte und Donar, mächtige Eichen. Weit faßten ihre Wurzeln in das steinige Erdreich. Unter ihnen aber dehnten sich Höhlungen, die Wohnungen der Unterirdischen des Westerwaldes. Reiche Schätze hüteten sie da. Edelsteine und wertvolles Metall, das in der Berge Tiefe lagerte, so tief, daß es heute noch dort verborgen ist, ob auch die Menschen aus den Tälern rundum tiefe Stollen hineintrieben und manches fanden, was doch nur Splitterchen des ungeheuren Reichtums waren.

Wenn zwischen den Erlenbüschen die Dämmerung hockte und die Eulen leisen Fluges gespenstig über die Wälder huschten, dann kamen sie hervor aus ihren Wurzelhäusern, lustwandelten auf den berasten Wegen, tollten zwischen den goldenen Ruten des Besenginsters, klingelten mit den purpurnen Glöckchen des Heidekrautes.

Mit neugierigen Blicken spähten sie westwärts, wo auf dem „Köppel" eine stolze Burg stand, in der Riesen hausten. Oft hörten sie von dort lauten Jubel. Und nicht selten stakten mit langen Schritten an den Zwergwohnungen Männer vorüber, die die Riesenburg besuchten oder heimkehrten, die benachbarten Riesen des Westerwaldes.

Den vorwitzigsten der Zwerge trieb einst die Neugier ganz nahe an die Burg. In den Flechtenbärten einer uralten Tanne hatte er sich festgehakt und konnte von da aus einen weiten Platz übersehen. Auf demselben sah er viele Riesen spielen und kämpfen. Mit gewaltigen Keulen gingen sie aufeinander los. Wenn die schweren Hölzer aufeinander schmetterten, so klang es, als ob der Blitz in eine Eiche führe. Mancher der Kämpfenden sank zu Boden. Die Sieger aber knieten vor einer schönen Frau, die ihre Häupter mit Kränzen schmückte. Es war die Riesentochter, die auf der Burg wohnte. Strahlend wie eine Sonne saß sie da. Ein Gesicht hatte sie, so lieblich wie die Heckenrosen an den Sträuchern, Augen, so funkelnd wie Sterne, und Lippen, so rot wie Kirschen. Lange, lange schaute der Zwerg zu, bis er endlich müde heimwärts schlich, ein Weh im Herzen und eine Sehnsucht, die ihn im Traum in die Riesenburg führten.

Nun schlich er tagtäglich um das gewaltige Gemäuer herum, um einen Blick des Fräuleins zu erhaschen. Nicht lange jedoch währte es, da sollte seine Sehnsucht gestillt werden.

Wieder saß er zwischen seinen Baumwurzeln, als er Tritte hörte. Des Weges kam die Riesentochter. Ganz allein erging sie sich im Walde. Und als sie müde war, streckte sie sich, so lang sie war, zwischen den blühenden Ginsterbüschen in die Sonne, daß die gelben Blumen ihr über das Gesicht nickten. Der Zwerg setzte sich in einen Blütenstrauß, der dicht an ihrem Ohr hing. Dahinein flüsterte er ihr allerlei Liebes und Gutes. Wie ein Lächeln flog's übers Gesicht der Träumenden. Und der Kleine konnte sich gar nicht satt sehen an dem heitern Mienenspiel. Da flatterte plötzlich eine Atzel, deren es drüben an der „Atzelhardt" unzählige gab, mit kreischendem „Atsch! Atsch!" durchs Gebüsch. Erschreckt schlug das Fräulein die Augen auf, und schon hatte auch ihr Blick den Zwerg in der Blütendolde gefaßt. Rasch wollte der fliehen, doch er war nicht schnell genug. Ihre Hände griffen ihn, und sich aufsetzend, stellte sie ihn in ihren Schoß. Eine ganze Weile vergnügte sie sich mit ihm in munterem Spiel. Andere seiner Genossen kamen hinzu, und bald gabs ein reges Gewimmel um das Fräulein her, ein Jubeln und Tollen, ein Springen und Haschen. Auch die Waldvöglein von der „Rothenbach" kamen herzu und schmetterten ihre Lieder. Erst als der Abend nahte, kehrte das Riesenfräulein heim.

Von nun an fand der Zwerg immer eine Gelegenheit, ins Schloß zu kommen. Wenn der Abend seine Fittiche um die Berge schlug, fand er immer eine offene Tür, ein Ritzchen oder ein Schlüsselloch, wo er hindurchschlüpfte

in das Zimmer des Riesenfräuleins. Wenn das im ersten Schlaf lag, hörte es an der Wand ein geheimes Pochen, oder der Stuhl vor ihrem Lager rückte hörbar zur Seite, oder ans Fenster ging es: Pink, pink! Dann wußte sie, ihr Zwerg war da.

Erst hatte sie's gern.

Dann lachte sie des allzueifrigen Kobolds und Werbers.

Endlich, als sie gar zu oft im Schlaf gestört wurde, kam er ihr gar lästig vor. Sie suchte ihn zu verjagen. Doch er kam wieder. Da sammelte sie eines Tages in ihre Schürze um den Köppel herum viele Basaltfindlinge.

Auf die „Rothenbach" trug sie dieselben und warf den ganzen Haufen durch die Luft dahin, wo die Zwerge ihre Wohnungen hatten. Ein lautes Gewinsel wurde im Tannendickicht hörbar wie von Menschenschreien. Dann wurde es still.

Seit der Zeit kam kein Zwerglein mehr in die Riesenburg. Die ganze Schar war fortgezogen weiter in den Wald bis an die „Kalte Eiche."

Die Steine aber, mit denen sie verscheucht wurden, liegen noch heute da oben verstreut. Sie heißen die „Trödelsteine".

Der Barde von Bardenstein.

Der Bardenstein.

Hoch oben auf dem Westerwald, wo sich die Wasserscheide zwischen Sieg und Dill lang hindehnt, mit den Wässerchen nach Westen und Osten auch das ober- vom niederdeutschen Sprachgebiet trennend, liegt als höchste Erhebung in hügeliger Landschaft der Bardenstein. Schroff ragt die Felskuppe empor, ihren runden Scheitel mit dunkeln Tannen geschmückt. Keck schaut sie wie ein frischfröhlicher Jägersmann, dem grünen Bruch am Hute, über die hügelige Landschaft. Weithin schweift der Blick von dem zerklüfteten Felsen, dem „Grenzstein", oder dem „baren" oder „bloßen" Stein.

Still ist's hier oben und einsam. Einst mag das anders gewesen sein, einst, da sich unsere Vorfahren in den Wäldern weitum angesiedelt hatten, als ihr Sänger, der Barde, hier oben seine Lieder ertönen ließ

zum Klang der Harfe. Von Breitscheider Tal her stieg er herauf, durch die tausend Basaltbrocken des „Steingrundes". An lichten Sommertagen, wenn lind die Lüfte wehten und die kahlen Felsen weiß und warm im Sonnenstrahl lagen, kletterte er von Klippe zu Klippe, und von der höchsten derselben erscholl dann sein Lied. Von den Landen rundum, ihren Wäldern und Schluchten sang er, vom tosenden Wasserfall, vom rauschenden Wald. Den Taten der Ritter in Schlacht und Krieg spendete er sein Lob. Doch auch dunkle Freveltat schrie er verachtend hinaus ins Land.

Immer, wenn der Barde dort oben in sein Saitenspiel griff, kamen von allen Seiten die Vögel herbei mit leichtem Flügelschlag. Auf den Tannen saßen sie und auf den Wacholderbüschen, musizierend und jubilierend, als ob der ganze Westerwald mitsingen wollte. Hinaus zog das Jubeln und Klingen, das Schmettern und Singen. Und im Dorf unten horchte man auf. „Horch auf, Gesell! Der Barde ist da!" so flog die Botschaft von Haus zu Haus. Und dann ließ man Pflug und Egge liegen und eilte hinaus zum Bardenstein. Eng aneinander gedrängt horchten sie, was der Mann zu singen und zu sagen wußte, von Krieg und Fehde, von froher und trauriger Mär, von Leid und Kurzweil, von dem das sich draußen zugetragen in der weiten Welt, die sie nicht kannten. Und hatten sie lange genug gelauscht, dann schlangen sie zu seinem Spiel den frohen Reigen auf grüner Wiese. Bis lang in die Nacht hinein klang die Freude. Bis tief in den Traum ging sie mit und durch alle harte Arbeit, auch noch, wenn der Spielmann viele Wochen schon geschieden war, der das Glück in die stillen, weltfernen Dörflein brachte.

So lieb die Westerwälder den Spielmann hatten, so war doch einer in der Gegend, der war nicht sein Freund. Der Ritter war's von der Burg drüben, wo der „Fuchskauten" seinen breiten Rücken dehnt. „Aller Menschen und Gottes Feind", lebte er stolz und hochmütig auf seiner Burg. Die Bauern der Dörfer unterdrückte er, dem Kaufmann, der die Mainzer Straße zog, leerte er die Taschen. In seinen Mauern aber lebte er in Saus und Braus. Nur sich gönnte er Freude. Wie konnten seine armen Untertanen danach verlangen? Am meisten haßte er den Barden. Sein Lied begehrte er nie zu hören. Nur einmal, als Spione ihn verdächtigt, er verführe sein Volk, da sprang er zu Roß und jagte zum Bardenstein. Hoch oben stand der Sänger. Ehrerbietig neigte er vor seinem Herrn das Knie. Dann aber schlug er die Saiten gewaltig. Wie drohend Gewitter erklang's vom Steine, warnend auf schlimme Tage hindeutend. Die Gier nach Gold, die eitle Lust, den Hochmut und Stolz geißelte er mit scharfem Wort, daß aller Blicke auf dem Ritter ruhten. Blaß vor Wut ob dem Gehörten wandte dieser sein Roß, in seinem Herzen wilde Rache schwörend.

Als beim aufdämmernden Morgen der Sänger seine Straße weiterzog, überfielen ihn aus düsterem Gebüsch des Ritters rauhe Knechte. Zurück schleppten sie ihn zum Bardenstein. Wo sein Lied den Ritter getroffen, da sollte ihn seine Rache finden. An den nackten Felsen schmiedeten sie den Leib, daß er kein Glied zu rühren vermochte. So ließen sie ihn. Wenn die Sonne heiß auf den Felsen brannte, meinte er zu verschmachten. Des Nachts fror ihn, wenn der Reif sich aufs Land legte. Seine Lippen wurden trocken, seine Kehle dürr. Der Hunger quälte ihn. Da starb das Lied.

Wochen gingen hin und Monde. Und kein Mensch kam, seine Qualen zu lindern. Aber all die gefiederten Sänger der Runde, Raben, Finken und Tauben, flogen dann herbei. Brot brachten sie aus den Bauernstuben in ihren kleinen Schnäbeln. Eine Hirschkuh gab ihm Milch. Damit stillten sie den Hunger und netzten seine Lippen, daß er wieder singen konnte. Und dann sang er mit ihnen um die Wette, lobte den Herrn, der ihn versorgte, klagte, daß er die schöne Welt nicht mehr zu durchwandern vermochte.

So kam der Herbst. In den Wäldern erscholl fröhlicher Jagdruf. Die Meute bellte, und in weiten Sätzen floh der Hirsch vor des Jägers Büchse. Auch der Ritter zog zur Jagd. Längst hatte er seine grausame Tat über grausameren vergessen. Längst wähnte er den Ärmsten tot. Da, hussa! ein Hirsch! Laut kläffend folgte ihm die Meute. Tief fuhren seinem Roß die Sporen in die Weichen, daß es jäh auffuhr. Sein Pfeil schwirrte dem fliehenden Tier in den Hals. Rot rann das Blut. Doch weiter eilte es im Todeskampf durch Bruch und Moor, über wilde Heide, durch Basaltgeröll zum Bardenstein. Da vernahm er mitten im Wald jubelnden Sang wie von Menschenstimmen, den der Vögel Chor begleitete. Näher ritt er, und als er zum Stein kam, erblickte er den, den er hatte töten wollen, lebend, und um ihn die, die ihn vom Tode errettet.

Ergriffen ob solchen Wunders hielt er sein Roß an. Hoch schlug das Herz in seiner Brust. Das sagte ihm: Der dich durch den Mund des Barden gewarnt, ist stärker als du. Seine Schuld wurde ihm klar, und das weckte in ihm bittere Reue. Nun wollte er wieder gut machen, was er getan. Den Gefesselten ließ er lösen, und auf seinem eigenen Roß führte er ihn heim in die Burg, wo er forthin mit ihm lebte. Er lernte ihn schätzen und lieben, den Barden vom Bardenstein.

Der Pilgerborn bei Salzburg.

In der Nähe von Salzburg, dem kleinen Dörfchen, das sich an den südlichen Hang des Salzburger Kopfes schmiegt, liegt ein alter Brunnen, der der Pilgerborn heißt. Drei Pilger wanderten in alter Zeit über den Westerwald nordwärts. Im Sommer war's und so heiß, daß sie dem Verdursten nahe waren. Müde und matt stiegen sie den Berg hinan, wo sie auf der Höhe bei Neukirch in dunkler Waldeinsamkeit ein Heiligtum wußten, der Mutter Maria aufgerichtet. Aber fast glaubten sie ihr Ziel nicht erreichen zu können. Da sanken sie auf die Knie und baten die Gottesmutter um Wasser. Und siehe da, am Berghang sprudelte plötzlich ein klarer Quell. Damit erquickten sie sich, daß sie stark wurden zur Weiterfahrt zur Kapelle auf dem Berge, wo sie der himmlischen Spenderin ihren Dank darbrachten. Der Pilgerborn bei Salzburg ist seitdem all die Jahrhunderte hindurch nicht versiecht und hat manchen, der des Weges kam, mit seinem kristallklaren Wasser gelabt.

Der Milchborn am Fuchskauten.

Nahe beim Fuchskauten liegt ein Born, der der „Milchborn" heißt. Das ist nicht etwa ein Born, da Milch dem Boden entquillt, obwohl er den Bewohnern der umliegenden Ortschaften einst soviel wert war wie

solche. Merkwürdige Eigenschaften besaß er. Im Winter war sein Wasser wärmer, im Sommer kühler als anderes und löschte viel besser den Durst als solches, war sogar heilkräftig, und mancher Kranke machte die Fahrt auf den hohen Westerwald, um genesen wieder heimzukehren. Der Name Milchborn aber bedeutet Mönchsborn. Der Mönch, dem zu Ehren er hier gesprungen ist, war kein anderer, denn der Apostel der Deutschen, Bonifatius, „der Wohltäter."

Wohl war sein Hauptwirkungsfeld in der Wetterau, aber auch an Lahn und Nister muß er gewirkt haben, denn der Papst richtete an die Nistrefer (Nisterbewohner), Wedrewer (Wetterau) und Longaner (Lahn) ein Schreiben, darin er sie ermahnte, Bonifatius zu gehorchen. Als der Friesen Hand ihn erschlagen, war seine Leiche von einem Kahn rheinaufwärts bis nach Mainz gebracht worden. Doch als der Bischof ihn dort im Dom beisetzen ließ, fand man den Sarg andern Tages neben dem Grabe stehen.

„Er hatte sich der Gruft entrungen,
in die man ihn gesenkt, — gezwungen."

Da erkannte man, daß der tote Apostel hier nicht ruhen wollte. Man setzte den Sarg daher auf einen Wagen, der mit zwei Kühen bespannt war. Ohne Leitung lenkten diese das Gefährt an den Rhein und schwammen mit ihm ans andere Ufer. Von dort traten sie den Weg nach Fulda an. Der Leichenzug ging mitten über den Westerwald. Und in allen Gegenden, durch die der tote Kirchenfürst kam, sprangen Brunnen auf, deren Wasser nicht mehr versiegten. Zum Zeichen dafür, daß auch nach dem Tode seine Lehre nicht versiegen sollte. Da sprang auch auf dem Malberg bei Montabaur der Heilborn, da entrang sich auch am Fuchskauten der Mönchs- oder Milchborn der Erde.

Vom Lipper Müller.

Wie in vielen Orten des unteren Westerwaldes, so gab es auch auf den Höhen Leute, die es verstanden, Diebe zu bannen oder sie durch die Macht ihrer Bannsprüche zu zwingen, das Gestohlene zurückzubringen. Einer der stärksten Diebesbanner war der Müller, der im Tal bei Lippe sein Mühlrad gehen ließ. War etwas im Dorfe gestohlen worden, so konnte er das immer wieder herbeischaffen, und die Spitzbuben waren damals rar in Lippe und in der Umgegend, denn sie fürchteten sich alle vor dem Lipper Müller.

Wie weit dessen Macht reichte, das sollte einmal ein Kesselflicker erfahren. Der war in ein Haus zu Neukirch gekommen und hatte da eine ganze Reihe zinnerner Teller auf dem Küchenbord stehen sehen. Die gefielen ihm gar gut, waren sie doch zum Löten zerbrochener Küchengeräte ausgezeichnet. In einem unbewachten Augenblick ließ er rasch einen derselben mitgehen, versteckte ihn erst unter seinem zerrissenen Rock und dann in der Tiefe seines Reisekoffers. Dann zog er seine Straße weiter.

Als die Frau, der der Teller gehörte, die Lücke in der blanken Reihe merkte, da sagte sie: „Oscherjoh! wo eß da der zinnene Deller hinkumme?"

Sie suchte im ganzen „Ern", stieg gar auf den „Ollern", konnte ihn aber weder hier noch dort finden. Da war es ihr gewiß: der Teller war gestohlen. Es konnte ihr keiner helfen, denn nur der Lipper Müller.

Spornstreichs nahm sie die Straße, die vom Salzburgerkopf hinüberführt in den Hickengrund, zwischen die Füße und eilte, so sehr ihr auch der „Woast" um die Ohren und um ihr wollen Kopftuch fegte, in die Mühle „of der Lippe". Lang und breit erzählte sie dem Müller die Geschichte von dem gestohlenem Teller. Ob er den wohl wieder schaffen könne? Schwerbedenklich wiegte der Müller zuerst sein Haupt, dann aber saß er eine Weile still und blickte zum Fenster hinaus, als ob er weit, weit in die Ferne schaute und kam erst langsam wieder zu sich selbst. „Ja, den Däller könnt Sei werrerhonn, ower Sei mößte öwer drei Daag, gähn Owend kummen, onn sech dän Däller selwer hoäln, dann wär hä do."

Die Frau ging heim. Der Müller aber begann am Abend, als alles zur Ruhe war und auch das Mühlrad stand, nur der Bach unermüdlich über das Wehr seine Wasser warf, seine Kunst. Durch das Zimmer schritt er auf und ab, verneigte sich gegen 3 Ecken im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und verlangte, „so gewiß diese darin ihre Wohnungen hatten", aus der 4. Ecke den gestohlenen Teller, verlangte ihn vergeblich eine ganze Stunde lang. Am zweiten Abend setzte er sein Werk fort. Mit Gewalt suchte er den Dieb oder das gestohlene Gut herbeizuführen, auch diesmal umsonst.

Indessen war der Kesselflicker südwärts der Lahn zu gewandert, war am Fuchskauten vorüber nach Rehe gefahren, war um den Knoten gekommen, durch Oberrod und Westernohe und bis Gemünden, hatte die Dornburg umgangen und war dann elbabwärts bis gen Hadamar gelangt. Da hatte ihn eines Abends, als er sich in seinem Wagen auf den Strohsack gelegt, eine eigentümliche Angst befallen. Wie ein Schweres hatte es sich ihm auf die Brust gelegt, ihm seinen Atem beengt, daß er laut aufstöhnen mußte, und es kamen ihm immer wieder die Worte ins Ohr: Dieb! Dieb! Die machten ihm eine unruhevolle Nacht und einen schlimmen Tag. Die klangen so laut, daß er, sobald der Morgen graute, sich aufmachte und mit seinem Karren dahin fuhr, woher er gekommen. Viel rascher ging das als vorher. Am Abend war er schon in Mengerskirchen, und als am nächsten Tag sich das Dunkel über die Höhen lagerte, ging's von Bretthausen die Höhe hinan gen Neukirch.

Der Lipper Müller begann zum dritten Male seine Bannkunst. Frühzeitig hatte sich schon die Frau eingestellt. Er hatte sie vertröstet und sie eilig aus dem Hause in den Stall bugsiert, damit der Zauber nicht unwirksam würde. Geduldig harrte sie dort. Einen Spalt in der Türe hatte sie sich geöffnet und schaute nun unentwegt heraus. Auf einmal sah sie eine dunkle Gestalt ums Haus schleichen und an das offene Fenster treten. Dann vernahm sie ein lautes Klirren, und rasch entschwand der Schatten wieder.

Da rief auch schon des Müllers Stimme: „Kumm eraner!" Und als sie kam, sah sie da auf dem Tisch ihren alten lieben Zinnteller wieder. Da wurde sie über die Maßen froh und wußte nicht genug zu danken dem, der ihr denselben wiederbeschafft hatte, dem Lipper Müller.

Der Weitefelder Hirte bannt vermeintliche Diebe.

In Weitefeld war einst ein Hirte, der wie der Lipper Müller die Kunst verstand, Diebe zu bannen. Einmal waren Mäckeser in Weitefeld gewesen. Bei einem Bergmann, der auf dem „Füsseberg" im Daadetal sein Brot verdiente und sich daneben im mageren Ackerboden noch ein paar „Erdäppel" zog, hatten sie vorgesprochen und ihn gebeten, in seinem Stalle nächtigen zu dürfen. Weil der Mann Mitleid hatte mit dem wandernden Volk, so gewährte er ihnen die Bitte, ließ die Weiber in den Stall, legte aber die Männer in den Schuppen. Weil es in letzterem kalt war, so lieh er ihnen ein paar Decken. Da sie aber unsichere Kunden waren, warnte er sie noch eindringlich, wenn sie morgens verschwänden, sollten sie nichts mitgehen lassen, was nicht ihnen gehörte, auch die Decken nicht. Das versprachen sie hoch und teuer. Als aber der Bergmann in der Frühe aufstand, waren die Mäckeser bereits über alle Berge, und da er in der Eile ihre Schlafstätte untersuchte, so konnte er die Decken nicht finden. Anders konnte es nicht sein, die Gäste hatten sie mitgenommen. Spornstreichs ging er zum Hirten, der seine Herde noch nicht ausgetrieben hatte. Ihm klagte er sein Leid, und der versprach auch zu helfen. Auf den Boden machte er ein paar Zeichen, schlug ein Kreuz hinein, murmelte ein Sprüchlein und sagte dann durch seine paar Zähne: „Mer hon se! Dauße vür dem Dorf, of Nönkhouse zo, stihn se. Well de se sehn?" Damit führte er den Bergmann an eine Bütte mit Wasser und sagte: „Luck enaa! Sein dat se?" Jener erkannte die Gäste, die gestern Abend bei ihm gewesen. Nun galt es, ihnen ihre Beute wieder abzunehmen. Der Bestohlene wollte an die angegebene Stelle eilen. „Numm der Zeit," sagte der Hirte, „se konnen net fort." Und richtig, als jener 5 Minuten später vor das Dorf kam, da stand die Gesellschaft da und wartete. Sie konnten nicht weiter und sagten, rund um sie sei plötzlich eine Mauer gewesen, über die sie nicht zu steigen vermöchten, die sie festhielt. Aber die Decken hatten sie nicht. Die hatten sie, wie sie sagten, über den Zaun gehängt. Und so war es auch. Der Hirte hatte sie umsonst gebannt. Seine Kunst war aber doch nicht ganz nutzlos. Die Mäckeser kannten sie und hatten vor ihr einen heillosen Respekt, so daß die Weitefelder selten bestohlen wurden. Sie hatte aber auch ihren Vorteil für den Hirten, denn er trank gern Schnaps, und jeder Zauber brachte ihm zum mindesten ein Achtelchen.

Das wilde Tier beim Pilgerborn.

Unweit des Salzburger Kopfes liegt der Pilgerborn. In den „Steiner Dennen", nicht fern von ihm, ließ sich einst ein wildes Tier sehen. Oft hatten nächtliche Wanderer es schreien hören, wenn es um die Mitternachtsstunde rauschend durch die Büsche ging. Durch Mark und Bein waren ihnen die Klagelaute gegangen. Scheu hatten sie dann ihre Wegrichtung geändert, um dem wilden Tier nicht zu begegnen. Schließlich vermied man es ganz, zur Abend- oder Nachtzeit durch den Wald zu gehen, obwohl da ein viel begangener Weg nach Salzburg und weiter führte.

Aber einmal zur Sommerzeit hatte sich ein altes Mütterchen dort im Walde verirrt, weil es den Leuten nicht hatte durch das hohe Heugras gehen wollen. Da war das Tier plötzlich vor ihr gestanden, groß und schwarz wie ein gewaltiger Hund, mit lang herabhängenden zottigen Haaren. Mit dem Schweif schlug es Kreise und rollte dabei unheimlich die Augen, die so groß waren wie Feuerräder. Dem Mütterchen wurde es angst und bange. Entsetzt klammerte es sich an einen Tannenstamm und betete ein Vaterunser. Als es dann das Kreuzzeichen machte, war das Ungeheuer wie der Blitz verschwunden, und nur die Zweige umher rauschten im Winde. Bei Tagesgrauen erst fand die Alte heim.

Was sie in der Nacht erlebt, erzählte sie dem 90jährigen Pfarrer zu Hellenhahn. Der entschloß sich, das „welle Dier" zu bannen. An einem Abend ließ er sich von der alten Frau dahin führen, denn ihm selbst war es nicht möglich, Geister zu sehen, aber er hatte Macht über sie. Nebeneinander schritten die beiden dahin. Die Alte hatte Weisung, ihn am Rock zu zupfen, sobald das Tier sich blicken ließ. Lange gingen sie. Da endlich stand es vor ihnen, und als die das den alten Pfarrer wissen ließ, brachte der unterm Priesterkleid ein goldenes Kreuz hervor. Das hielt er dem Tier entgegen und murmelte dabei allerlei Bannsprüche. Da fuhr es mit Gebraus und Gestank durch die Büsche, daß die Zweige noch lange nicht zur Ruhe kommen konnten. Seitdem hat niemand mehr das wilde Tier am Pilgerborn gesehen.

Die Irrlichter.

Auf der höchsten Terrasse des Westerwaldes dehnen sich weite Ebenen aus. Eine tonige Bodenschicht liegt dort unter der äußersten Ackerkrume, das Wasser verhindernd, in die Tiefe einzudringen. Große Sumpfstrecken bildet es daher, in deren Einsamkeit und Öde nur Binsen wachsen und Röhricht gedeiht. Wasser quillt aus dem Grunde, den eine weiche, moosige Decke verhüllt. Die größte dieser Sumpfflächen liegt nordwärts der Leipziger Straße und heißt: „Das Geschwemm". Keine feste Straße führt hindurch, nur Pfade, darauf die Bergleute zur Grube oder heimwärts wandern. Über die trockensten Stellen führen sie und sind bei gutem Wetter und am Tage leicht auffindbar. Wenn aber Nebel die Fläche deckt oder die Nacht sie in Dunkel hüllt, dann kann man leicht in die Irre gehen. Dann entsteigen dem Boden Lichter, die über die moorige Ebene tanzen, hier aufflackernd und dort verlöschend. Wehe dem Wanderer, den sie vom Wege locken. Er muß im Moor elendiglich umkommen.

„Glück auf!" sagte der Bergmann, der im Daadetal unten dem dunkeln Schlund der Eisensteingrube entstiegen. Glücklich war er wieder behütet worden vor fallendem Gestein, wie so oft, obwohl er hatte sehen müssen, wie neben ihm „vor Ort" sein Kamerad unter einer „schweren Last Berge" umgekommen war. „Glück auf!" riefen ihm die andern nach, als er nun von der Grube schied, um den weiten Heimweg anzutreten. Zwei Stunden waren's noch bis H., und rabenschwarz war die Nacht. Keine Hand sah man vor den Augen, und der Weg ging mitten durchs „Geschwemm". Doch er kannte ihn wie seine Hosentasche. War er ihn doch 30 Jahre täglich zweimal gegangen. So ging er eine Stunde, bis er dahin kam, da der Pfad durch das

Sumpfland führte. Schauerlich still war's in der Öde. Nur ein Käuzlein irrte leisen Flügelschlages gespenstisch über ihn. Unheimlich klang sein „Kuiwitt! Kuiwitt!" Allein, was tat's? Das hatte ihm oft schon so gerufen. Und den Tod, den fürchtete er nicht. Der wohnte ja bei jeder Schicht unten im „Berg" dicht neben ihm, und den harten Pfad spürte er ja noch unter seinen Füßen. Aber merkwürdig, da drüben sah er ein Lichtlein. Schwach nur flackerte es, schien fast stillzustehen. War das denn schon das Lichtlein vom Dorf? Das konnte nicht sein. Eine halbe Stunde war er doch erst gewandert, da mußte er mitten im Geschwemm sein, mußte also schon durch das kleine Kiefernwäldchen gekommen sein. Sollte er das in Gedanken verpaßt haben? Doch der Pfad schien ihm mit einemmal weniger fest. Er blieb stehen. Alles war stumm rundum, nur das Licht bewegte sich. Nein, das war nicht vom Dorf, das mußte von einem einsamen Wanderer kommen. „Hallo!" rief er durch die Nacht. Ganz schwach kam die Antwort zurück: „Hallo!" Nun schritt er auf das Lichtlein zu. Gemeinsam mit dem Genossen wollte er das Moor durchwandern. Er griff tapfer aus, versank oft bis an die Knöchel, zog mühsam wieder die Füße heraus und schritt weiter. Von neuem versank er. Und dann war das Licht verschwunden. Er stand still. Er rief. Keine Antwort. Ha, da tauchte es drüben wieder auf, schöner noch und heller. Der wird hinter einem Hügel hergewandert sein und ist nun wieder sichtbar. Rasch eilte er auf den Schein zu. Doch noch tiefer sank er in den Morast. Gurgelnd faßte der Boden ihn und hielt ihn fest, als sollte er nie mehr loskommen von dem zähen Schlamm. In nächster Nähe tanzte das Licht. Er rief um Hilfe. Doch kalt und herzlos klang das Echo als Antwort herüber wie ein höhnisches Lachen. Nun wußte er, ein Irrlicht hatte ihn vom Wege gelockt, und er war nicht standhaft gewesen, und schritt nun dem sichern Tode entgegen. Denn die Irrlichter sind Geister, die wegen einer Untat umgehen müssen und die Menschen vom Wege locken, daß sie wie sie im Sumpfe ein Ende finden. Das „Glück auf" hatte den Bergmann bewahrt, da es mehr Macht hatte als der Lockruf der Geister. Lichter Morgen war es, als er todmüde daheim ankam. Nie aber, so nahm er sich vor, wollte er sich durch ein Irrlicht wieder vom Wege abbringen lassen.

Auch nordwärts Lochum dehnt sich die Sumpfheide. Da schritt einst ein Westerwälder Bauer. Herbst war es und finstre Nacht. Der Sturm jagte die Wolken am Himmel und bog die schwarzen Wacholderbüsche. Da sah er's plötzlich neben sich aufleuchten. Ein Irrlicht erhellte seinen Pfad und ging mit ihm dahin, als ob's ein Mensch wäre. Scheu blickte der Wanderer zur Seite. Ein Schauer ergriff sein Herz. Da fing er an zu beten. Ein Vaterunser nach dem andern kam über seine Lippen. Er hatte gehört, die Irrlichter seien arme Seelen, die nur fromme Gebete erlösen könnten. Und so betete er ununterbrochen. Doch je mehr er betete, desto näher rückte ihm das Irrlicht. Auf seine Schultern setzte es sich und zuletzt gar auf seinen Kopf. Nun aber verlor er die Geduld. Mit einem Fluch jagte er es herunter: „Scher dich zum Teufel!" Da verlosch es im Sumpf. Eine klagende Stimme aber flog über die Heide wie ein Todesschrei. Nun mußte die Seele weiterwandern über die Lachen des Moorlandes, wer weiß wie lange, bis ein anderer sie losbetete.

Von Weitefeld her wanderte ein Bergmann auf Neunkhausen zu, als der „See" noch die Ebene füllte und die weiten Ackerfluren Sumpf und Moor waren. Vor Weihnachten war's. Allerlei Gutes und Schönes trug er in seinem schweren Pack über seiner Schulter. Schon ahnte er die Freude der Seinen daheim. Da tauchte ihm zur Seite ein Irrlicht auf. Gleichmäßig schritt es mit ihm dahin. Dem Wandernden war es schwer ums Herz. Doch er hatte keine Furcht und betete still für sich und sah endlich drüben die Lichter seines Hauses. Da kam es ihm aus tiefster Brust: „Gott, sei gedankt!" Und nun sprach auch das Licht. Eine süße, helle Stimme hatte es und war selbst eine feine Jungfrau in lichtem Gewand. Die sagte: „Tausend Dank sei dir. Viele 100 Jahre habe ich auf das Wort gewartet, das mich erlösen sollte. Nun hast du's gesprochen. Nun bin ich aus der Hölle in den Himmel gekommen, und zum Lohne für deine gute Tat wirst du dereinst auch dort weilen dürfen." Der Bergmann wollte etwas sagen, aber schon war die Jungfrau im Dunkel verschwunden.

Die Glocke im Seeloch.

In dem Becken des ehemaligen Seeweihers bei Elkenroth, den unter der Leitung der frommen Franziskanerbrüder aus dem Wiedtal die „Brüder von der Landstraße" in einen üppigen Wiesenplan gewandelt, sprudelte aus der Tiefe der Elbbach, der siegwärts seine Wellen schickt. Da, wo er den Weiherdamm durchbricht, war einst ein tiefes Loch, das heute mit Basaltwacken gefüllt ist bis obenhin. Eine in den heißesten Sommern nie versiegende, in den kältesten Wintern nie erstarrende Quelle sprudelte daraus hervor. „Im Seeloch" hat einst ein Hohenselbacher Ritter seinen Tod gefunden.

Der war einer der gottlosesten seines Geschlechtes. Von seiner Burg auf dem hohen Berge zwischen Daade und Heller drangsalierte er die Einwohner rundum unmenschlich. Er war der Schrecken der Kaufleute, die ihren Weg quer über den Westerwald ins Siegerland nahmen und in den Haigergau. In besonderer Feindschaft stand der Wüterich indessen mit Gott. Alles, was an ihn erinnerte, haßte er. Kreuze, die am Wege standen, zerschlug er. In Kirchen und Kapellen brach der Gottlose ein. Sonst mied er jedes Gotteshaus. Am meisten haßte er der Glocken feierlich Geläute, und wenn am Abend oder am Sonntag von Daaden und aus dem Siegtal deren Töne heraufklangen, dann wußte er sich nicht zu halten vor Wut. Einmal ließ er die Glocken einer Kirche in der Tiefe des Seelochs versenken. Diese blinde Tat jedoch rächte Gott bitter an ihm. Wieder einmal pflegte er, wie so oft, am Sonntag der Jagd in den Wäldern auf den Höhen, die den See einschlossen. Einen Hirsch spürte er auf. Doch das rasche Tier entfloh. Auf schnellem Roß folgte er seiner Spur. Fast hatte er's erreicht. Da breitete sich vor ihm der Seeweiher aus. Blindwütend achtete er dessen nicht. Und als das geängstigte Wild in Todesangst sich vom Damm hinabstürzte in das tiefe Wasser, da setzte er ihm nach und versank samt seinem Roß, da, wo die Glocken lagen.

Die Glocken, die er hatte still machen wollen, hatten ihn hinabgezogen,

so daß für ewig sein lasterhafter Mund stumm wurde. Sie selbst aber blieben nicht stumm, auch nicht in der Tiefe. Der Wanderer, der heute über den Weiherdamm schreitet, vernimmt zu gewisser Stunde ihr feierliches Geläute. Besonders denen, die, wie der Ritter von Selbach, abseits der Kirche gehen und Gottes Wort und Haus verspotten, dringt der Ton der Glocke im Seeloch in Ohr und Herz.

Das Fischerhäuschen am Seeweiher.

Zwischen Weitefeld, Neunkhausen und Elkenroth lagen vor langen Jahren weite Wasserflächen, Fischweiher, die die Grafen von Hachenburg und Altenkirchen geschaffen und durch Dämme voneinander getrennt hatten. Einer derselben glich einem See und hieß daher der Seeweiher oder „der See". Am nördlichen Ufer desselben stand einst ein Fischerhaus. Eine Strohkapuze schützte es im Winter, wenn hier oben der „Woast" „jaigte", schattiges Efeugerank hielt im Sommer die sengenden Strahlen ab. In der Hütte wohnte ein gräflicher Fischer. Den Reichtum des Wassers fing er in seinem Netze und lieferte ihn in die herrschaftliche Küche. Ein liebliches Töchterlein war ihm erblüht. War es ehemals so einsam und still hier oben gewesen, so zog mit ihm Leben und Sonnenschein ein. Waren es bisher nur hin und wieder die Einwohner eines Zigeunerdorfes, das weiter südwärts überm Elbtal lag, die hier einkehrten, so fanden sich allsonntäglich nun die Burschen der umliegenden Ortschaften ein. Und wenn in den Dörfern der Nähe, in Weitefeld oder Neunkhausen oder Langenbach oder Nisterberg Tanz war, dann hatte des Fischers Kind die meisten und reichsten Tänzer und brauchte nie zu „schimmeln". War sie auch arm, so galt sie doch als die schönste und bravste von allen und fand darum zahlreiche Bewerber.

Doch was half diesen ihr Werben. Des Fischers Kind war schon versprochen. Versprochen einem, der wie sie arm war und sie liebte seit langen Jahren. Drüben am andern Ufer stand des gräflichen Försters Haus. Der hatte die Forsten rundum zu hegen und zu pflegen und stand wie der Fischer in gräflichen Diensten, jagte den Hirsch und das Reh im „Nauberg", der sich weithin an den Hängen der Nister hinzog, erlegte im Dickicht die Sau und schoß auf dem See die Wildenten. Einen einzigen Sohn hatte er. Wie der Vater war auch er Förster geworden und ein schmucker Bursche. Als Kind hatte er häufig mit des Fischers Tochter gespielt, auf den Wiesen mit ihr die ersten Gänseblümchen gepflückt, vom Weiherdamm aus die springenden Fische beobachtet. Dann hatte er sein Vaterhaus verlassen müssen. Aber während er fern war, hatte der lieben Gespielin Haus schweres Unglück heimgesucht. Der Vater war beim Fischzug im See umgekommen. Doch die Tochter war entschlossen eingesprungen und an des Vaters Stelle der Ernährer der Familie geworden. Die Spindel hatte sie mit den Netzen vertauscht. Als eines Tages daher der Jüngling heimkehrte, weil er dem alten Vater vom Amte in Altenkirchen zur Hilfe beigegeben war, sah er seine Jugendfreundin wieder, wie sie mit großer Mühe die Netze einzog. Rasch sprang er hinzu und half ihr, den reichen Fang zu bergen. Sie war schöner und größer geworden.

Die Freundschaft der Jugend wurde neu geschlossen, wurde zur Liebe, die beider Herzen eng verband.

Schöne Tage waren es, die das junge Paar verlebte. Am schönsten war's, wenn die Arbeit im Wald und auf dem Weiher getan, und sie sich auf der Bank vorm Fischerhause niederließen in trauter Zwiesprach. Die Wasser plätscherten ans Ufer, und in dem Eichbaume, der wie schützend seine mächtigen Zweige reckte, rauschte es. Die Mutter sah durchs Fenster, sich freuend über die jungen Menschen, die sie schon im Geiste als ein Paar vor dem Altar stehen sah. Denn sie wünschte nichts sehnlicher als das, und auch der alte Jäger hatte es gern.

Doch das Geschick hatte anders entschieden, wie es das oft tut, wenn es bestimmt, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden. Ein Krieg donnerte mit rauher Faust an die Türen der Westerwaldhäuser, zog die jungen Männer heraus und drückte ihnen das Schwert in die Hand. Der große Friedrich, Preußens König, zog zum dritten Male den Degen gegen Österreichs Kaiserin. Der Markgraf von Ansbach, Herr von Sayn=Altenkirchen, Friedrichs Schwager, ließ die Werbetrommel rühren. Vor allem die, die mit Pulver und Blei umzugehen wußten, sammelte er. So fiel auch das Los auf den Jäger vom See. Freudig wäre er mitgezogen, wenn nicht etwas ihn gehalten hätte, des Fischers Tochter. Die wurde blaß, als sie die Kunde vernahm. Die weinte sich Tag und Nacht die Augen rot.

Doch was half's? Der Krieg ist unerbittlich, und bald kam die Abschiedsstunde.

Noch einmal war er hinübergeeilt zum Fischerhaus. Noch einmal saß er an ihrer Seite unterm Eichbaum. Weinend lehnte sie ihren Kopf an seine Brust. Zu trösten suchte er sie vergebens. Reichlicher nur flossen ihre Tränen. Sie achtete seiner Worte kaum, so groß war ihr Schmerz. So groß, daß sie es nicht sah, wie drüben im Westen sich eine schwarze Gewitterwolke auftürmte, daß sie es nicht hörte, wie der Donner lauter und lauter rollte, der Sturm sich hob und die Wasser peitschte.

Als eben einmal das Wetter Atem geholt, erhob der Jäger seine Stimme zu der Weinenden: „Nicht schickt sich's für den Soldaten, daß er weint. Man könnte ihn sonst einen Feigling schelten. Doch bevor ich scheide, schwöre mir, daß du mir treu bleibst!" Da stand das Mädchen auf. Ihre Finger reckte sie gen Himmel und sprach: „Treu auf ewig dir". Doch kaum waren die Worte ihren Lippen entflohen, da durchzuckte ein greller Blitz die Luft, die Eiche sank zerschmettert und begrub unter sich das Glück zweier Menschen, begrub auch das Fischerhäuschen. Die Wasser des Sees brausten auf, stiegen über die Ufer und nahmen alles mit in die Tiefe. Als der nächste Morgen aufstand, sah man weit und breit nichts als Wasser. Als die Fluten wieder gesunken waren, fand man beide Leichen und begrub sie neben dem Stumpf der Eiche.

Dort vernimmt man noch heute an stillen Sommerabenden ein heimliches Geflüster. Es sind die Geister der Liebenden, die hier ums Leben gekommen.

Die Hildburg bei Elkenroth.

(„Die dicken Steine.")

Bei Elkenroth liegt der Winterberg. Darauf hat in alter Zeit eine Burg gestanden, die nach ihrem Besitzer, dem Ritter Hildebrand, aus einer Nebenlinie des Geschlechtes derer von Gevertshagen, die Hildebrands- oder Hildburg hieß. Der Ritter führte mit seiner jungen Gemahlin Kunigunde, die ebenso schön als fromm war, und seinem Söhnchen ein glückliches Leben. Da begab es sich, daß sein Lehnsherr, der Graf von Sayn, in den Kampf zog gegen die Heiden, und Hildebrand mußte mit ihm ziehen. Der Abschied wurde ihm schwer, doch er befahl seine Lieben dem Schutze Gottes und der Obhut seines Burgkaplans und einiger Dienstleute. Jahre vergingen, und kein Ritter kehrte wieder. Ein Bote brachte vielmehr die Kunde, Ritter Hildebrand sei in heißem Kampfe gefallen. Da wollte sich Frau Kunigunde fast die Augen ausweinen. Sie legte Witwenkleider an und betete Tag und Nacht. Aber weder Gebete noch Tränen brachten ihr den Gatten wieder.

Die Dienstmannen jedoch, da sie wußten, daß ihr Herr sie nicht mehr zur Rechenschaft ziehen konnte, gebärdeten sich, als seien sie selber die Besitzer der Burg. Nichts half es, daß der Kaplan sie eindringlich warnte. Einer unter ihnen entbrannte gar in heißer Liebe zu seiner Herrin und begehrte sie zur Frau. Da sie ihn aber abwies, so verjagte er sie aus ihrer Burg.

Weinend zog sie mit ihrem Söhnchen hinaus in den Wald. Wo heute die drei „dicken Steine" liegen, fanden die beiden ein Versteck. Da bereiteten sie sich aus Moos ein Lager. Die Beeren des Waldes nährten sie, und der Burgkaplan und mitleidige Leute brachten ihnen Brot. Ein klarer Quell spendete ihnen den Trank. Arm und kümmerlich fristeten sie hier den ganzen Sommer hindurch ihr Leben. Dann aber kam der Winter mit Regen und Schnee. Der durchnäßte die Hütte, verdeckte jeden Strauch und vereiste den Quell. Da mußten sie hungern und frieren, wurden krank und schwach, und bald war Frau Kunigunde nur noch ein Schatten ihrer selbst. Müde schlich sie eines Morgens, da ihr Söhnchen noch schlief, an den Bach hinunter, seine Kleider zu waschen. Auf einen der „dicken Steine" legte sie dieselben nieder und sank zu innigem Gebet in die Knie. Inbrünstig flehte sie Gott um Hilfe an, und als sie sich wieder erhob, da war ihr wunderbar leicht zu Mute. Sie hob die Kleider auf, und siehe, in den Steinen waren die Abdrücke derselben zurückgeblieben. Das war ihr ein Zeichen dafür, daß Gott sie erhört hatte. Als sie zu waschen beginnen wollte, vernahm sie Hufschlag. Da sie aufsah, nahte sich hoch zu Roß ein Ritter, und neben ihm schritt der Kaplan. Sie sah näher hin, da war es kein anderer denn ihr Gemahl. Der war aus fremdem Lande heimgekehrt, und die Kunde von seinem Tode war falsch gewesen.

Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens. Gott zum Dank errichteten die Wiedervereinten bei Elkenroth eine Kapelle. Die Dienstmannen aber traf ihre wohlverdiente Strafe.

XIII. Im Dillenburger Land.

Das Schloß auf der „Burg" bei Burbach.

Abseits der Straße, die von Nieder-Dresselndorf hinaufführt auf den höchsten Westerwald, lag einst, tief im Waldesdunkel versteckt, eine Burg. Heute sind von ihr nur noch die Wälle vorhanden, die sie einst schützend umschlossen, und wenige Mauerreste, von Gras und Gebüsch verdeckt. Die Menschen, die einst hier wohnten, sind längst gestorben und verdorben, ihre Namen verschollen. Ein Fluch hat sie vom Erdboden hinweggefegt, weil sie zu denen gehörten, die weithin die Umgegend unsicher machten. Lange hatten die Ritter und Herren der Umgegend ihrem Treiben zugesehen, lange das Flehen gehetzter Bauern und bestohlener Kaufleute angehört. Nun war das Maß ihrer Laster voll. Nun sollte ihre Burg zerstört werden.

Mit gewaltiger Macht zogen sie vor dieselbe. Aber die festen Tore hielten ihren Rennbäumen stand, ihre Geschosse prallten an den Mauern ab. Und doch wollte man ganze Arbeit machen. Da gab's nur ein Mittel: Durch Hunger sollten die Burgbewohner zur Übergabe gezwungen werden, der sollte sie mürbe machen. In den Wäldern um die Burg richtete man sich für längere Zeit ein, baute Hütten und Zelte. Und überall stieg im Kreise der blaue Rauch ringelnd über die Baumwipfel. Scharfe Augen aber bewachten Tor und Tür, daß keiner entschlüpfte, bewachten die Zinnen, die Anzeichen eines Ausfalles zu erkunden. Nichts Verdächtiges zeigte sich. Die in der Burg machten gar nicht den Versuch zu entkommen. Zwar mußten ihre Vorräte bald aufgezehrt sein, und konnten sie's nimmer lange aushalten. Als Woche auf Woche verging, die Rationen immer knapper wurden, und schon lange kein kühler Trunk mehr im Becher perlte, da wurden des Ritters Wangen blasser und hohler. Und doch wagte er nicht, um Frieden zu bitten. Zu sehr fürchtete er der Feinde Rache.

Da war ein alter Mann in der Burg. Der wußte Rat. Er erzählte, daß in längst vergangnen Tagen vom Keller der Burg ein unterirdischer Gang in ein verschwiegenes Waldtal geführt habe. Lange sei der nicht benutzt worden und wohl hier und da zerfallen. Aber schwer dürfte es nicht sein, ihn wieder gangbar zu machen.

Man ging frisch ans Werk. Den Gang fand man. Obgleich schwach und hungrig, griff man mit Eifer zu Hacke und Spaten. Immer tiefer und weiter kam man, und endlich schien das helle Tageslicht hinein. Da zog die Besatzung aus, alles was an Schätzen in der Burg war, mitnehmend.

Nur der Alte blieb oben. Er hatte ohnedies nicht viel mehr vom Leben zu erwarten. Was sollte er noch in der Welt? Und den weiten Weg durch den unterirdischen Gang zu machen, war er zu müde.

Den Belagerern, die fleißig Ausschau hielten, wurde es unheimlich still in der Burg. Ganz selten einmal sahen sie noch einen Kopf über die Brüstung schauen und zuletzt gar keinen mehr. Da dachten sie: Nun ist die Burg reif zum Sturm, nun drauf und dran!

Die Rennbäume setzten sie ein. Krachend flogen die Tore in Splitter. Kein Torwächter da. Kein Verteidiger hinter den Mauern. Niemand in den

Ställen, in den Kellern. Selbst der Turm war leer. Nur unter der Linde am Burgbrunnen saß einer auf der Bank. Der aber wehrte sich nimmer. Denn er war — tot. Still war er am letzten Morgen eingeschlafen und konnte den Eindringlingen keine Auskunft mehr geben, wo Ritter und Mannen waren.

Er brauchte es auch nicht. Die Eroberer errieten's, und eine furchtbare Wut ergriff sie, die sie an den kalten Steinen ausließen. In die Burghäuser warfen sie Brände, und die auflodernden Flammen fraßen die Burg bis auf wenige Reste.

Die zwei Männer mit der Leuchte.

In den einsamen Gegenden des Westerwaldes leben noch manche geisterhafte Gestalten. Durch Schluchten wandern sie und über stille Heiden. In schweren Zeiten, da der Krieg und die Not Hand in Hand schritten über das Land, sind sie entstanden, wanderten drohend an den Grenzen hin und brachten Angst und Schrecken, daß die Bewohner vor ihnen Schutz suchten in ihren Strohhütten. So wanderten auch zwischen Burbach und Liebenscheid seit langen Jahren zwei Gesellen, zeigten sich besonders, wenn ein Feind dem Lande drohte, zeigten sich auch, als der letzte große Krieg seine Schatten vorauswarf.

Vom „Freien Grund" kamen sie herauf. In dunkle Mäntel waren sie gehüllt, dunkle Hüte trugen sie auf den Köpfen und hatten glühende Augen. In den Händen trugen sie eine Leuchte. Der nassauischen Grenze gingen sie zu, wanderten bis Liebenscheid an den Steg und kehrten dann zurück. Ohne ein Wort zu sagen, schritten sie an den Menschen vorüber. Die aber wußten, was ihr Erscheinen bedeutete: Die Männer mit der Leuchte waren da, die forderten aus dem Dorf ein Opfer. Da ging ein jeder still ins Haus, und wenn einer noch zögerte, so mahnte man ihn wohl: „Komm schwinn h'ri! Komm schwinn h'ri!" Wer konnte es wissen, ob sie von ihnen nicht auch eins verlangten.

Zu nassauischen Zeiten setzte man der Mahnung bei: „Die Preußen holl'n euch!"

Neunkirchen.

Eine wilde Zeit war es, als von den Höhen der Berge allenthalben noch die festen Burgen der Ritter schauten und nur in den Tälern sich scheu und ängstlich die Hütten der Höfner duckten. Kampf und Fehde schritten ehern durch das Land. Doch in jeder Burg lehnte sich an das trutzige Steinhaus eine fromme Kapelle. Die rauhen Herzens waren, bedurften in all ihrem Streit und Kampf auch des Trostes aus einer friedlicheren Welt. Auch den neun Rittergeschlechtern, die auf den Bergen der Heller ihre festen Häuser hatten, die von Hohen- und Altenselbach, von Lippe, Wahlbach und Burbach, von Struthütten und Wilden, von Salchendorf und Zeppenfeld ging es so. Ja, ihrer Frömmigkeit genügten nicht einmal die bescheidenen Burgkapellen. Eine große Kirche wollten sie bauen. Die erstand im Tale der Heller inmitten ihres Herrscherbereiches, die Kirche der Neun, die „Neunkirche".

Um sie herum baute man im Laufe der Jahre zahlreiche Wohnstätten, ein Weiler entstand, ein stattliches Dorf, das noch heute den Namen „Neunkirchen" führt.

Eine andere Sage erzählt, daß an der Stelle, da Neunkirchen liegt, schon in alter Zeit eine Kapelle gestanden habe. Der Ritter von Selbach aber habe sie verbrannt. Da seien die Christen aus 9 Dörfern in der Runde gekommen und hätten ein neues Gotteshaus gebaut, die „neue Kirche" der „neun" Dörfer.

Der Wahlbacher See.

Nicht weit von Wahlbach liegt der Steinbachskopf. Ein einsamer, waldumrauschter Berghügel, auf dessen Gipfel ein stiller, tiefer Weiher sich dehnt. Geheimnisvoll glucksen die Wellen an das Ufer. Geheimnisvoll nicken die braunen Erlen, und unergründlich schaut die Tiefe herauf.

Einst war hier ein großer Basaltbruch. Rastlos hackten die Menschen darin das glasharte Gestein, rissen es von den Wänden, holten es aus der Tiefe herauf, ihre Häuser zu bauen, ihre Straßen zu festigen. Gewaltig hatten sie sich schon in den Berggipfel hinein gearbeitet, so tief, daß sie viele Stufen klettern mußten, bis sie wieder hinauf kamen. Da vernahmen sie in der Tiefe ein Hämmern und Klopfen. Die Geister des Berges waren es, denen der Menschen Werk nicht gefiel, dem sie darum Einhalt gebieten wollten. Die Menschen verstanden ihre Warnung jedoch nicht und arbeiteten weiter.

Da kam ein Tag, an dem sie ein Ende machen mußten. Fleißig pickten wieder ihre Hacken, polterten die Eisen, knirschten die brechenden Steine. Plötzlich scholl ein Rauschen wie von hundert Gebirgswässern. Eine mächtige Quelle hatte sich den Weg aus dem Berginnern gebahnt. Rauschend schoß ihr Wasser empor. Entsetzt verstummte der letzte Schlag des Schlägels. Eiligst rettete sich jeder aus dem Bruch. Es war höchste Zeit, denn unten lag alles in wirbelnder Flut, und diese stieg und stieg bis an den Rand.

So entstand der Wahlbacher See.

In seiner unergründlichen Tiefe wohnt der Wassermann. Der fordert in mondheller Nacht seine Opfer. Ein Fuhrmann fuhr einst am See vorüber. Eingeschlummert saß er auf seinem Wagen. An den Geist im See dachte er nicht, obwohl er schon von ihm gehört hatte. Als er aber an das Ufer kam, und der Mond hell und klar über dem Steinbachskopf stand, tauchte seine Gestalt aus des Wassers Mitte auf, und die Wellen flossen in lichten Silberstreifen um ihn. Das Pferd aber schritt geradeswegs darauf los, hinein ins Wasser. Erschrocken wachte der Schläfer auf. Zu spät. Tiefer und tiefer sank das Gefährt und mit ihm sein Lenker. Der Wassermann hatte ihn in seine Arme gezogen und hat ihn nie wieder freigegeben.

Der Hickengrund.

Die Bahn von Betzdorf nach Gießen kommt, wenn sie die Wasserscheide bei Burbach überklettert hat und abwärts steigt zur Dill, durch den Hickengrund. So nennt man das Tal, das die vier Ortschaften: Oberdresselndorf, Niederdresselndorf, Holzhausen und Lützeln umschließt. Deren Einwohner nannte man seit langer Zeit die „Hicken". Von allen Nachbarn ringsum unterschieden sie sich durch Körpergestalt, Mundart, Sitte und Brauch, Kleidung und Lebensweise. Sie waren ein fremder Volksstamm, der lange, da er sich

ungern mit den Bewohnern anderer Gemeinden vermischte, rein erhalten geblieben. Schlank und gerade ist ihr Wuchs, schön ihr Gesicht. Eigen war ihnen von jeher ein unbezwingbarer Wandertrieb. Meist waren in früheren Zeiten die Männer Fuhrleute, und mancher von ihnen besaß 8 und mehr Pferde. Damit fuhren sie nach Brabant und Hessen, nach Sachsen und Braunschweig. Auf ihren Fahrten trieben sie einen regen Handel. So handelten sie auch mit Hopfen, den sie im untern Westerwald aufkauften und an die Bierbrauer weiter vertrieben. Es wird erzählt, daß sie zur Zeit des Hopfenhandels in ihren Häusern die Schornsteine verschlossen und dem Rauch die Türen öffneten, damit dessen Wärme den Hopfen trocknen half.

Die Geschichte der Hicken liegt in tiefem Dunkel. Nur die Sage weiß von ihrer Herkunft zu berichten:

In grauer Vorzeit sind sie aus dem fernen Osten eingewandert, wahrscheinlich als die Hunnen die Völker Europas durcheinander würfelten. Da kamen sie ins Tal des Weierbachs. Drei Ortschaften bauten sie dort. Sie zu schützen, legten sie um dieselben eine hohe Hecke an. Deren Dorngesträuch griff so eng ineinander und zeigte nach außen so spitze Wehr, daß kein Wolf es wagte, hindurch zu kommen und jeder Feind vorüber zog. So wohnten sie, unbelästigt von Mensch und Tier, in ihrem stillen Grund, bildeten für sich einen eigenen Gau, den sie den Heggers oder Hegen Gau nannten, und der später der Hickengrund hieß.

Die Hecken blieben bestehen bis zur Franzosenzeit. Als dann aber ein französischer General hier vorbeizog und die Dörfer erst gewahrte, als er an ihnen vorüber war, da ärgerte er sich darüber nicht wenig, daß man ihn so genasführt hatte. Er ließ die Hecken oder Hegen abhauen. Nun war der Hickengrund offen und mit der großen Welt in Verbindung. Seitdem haben die Hicken manches von ihrer Eigenart verloren.

Die Wilden Weiber in Oberdresselndorf.

Jenseits der Wasserscheide, im Hickengrund, liegt Oberdresselndorf. Mitten im dichten Walde oberhalb des Ortes ragen gewaltige Felsen. Tiefe Höhlen finden sich darin. Dahinein führen schmale, enge Spalten, weit genug nur, um luftigen Schemen Raum zu geben. Da wohnten einst die wilden Weiber.

Die waren lange Zeit gegen die Leute im Dorfe gut. Trat ein junges Paar vor den Altar, so flog ihm nicht selten eine kostbare Gabe zu, ohne daß es wußte, woher sie kam. Dann waren die Geber immer die Wilden Weiber gewesen. Zur Zeit der Ernte stellten sie sich regelmäßig ein, halfen die Garben binden, und die Arbeit flog den Schnittern nur so. Wohl beanspruchten die Wilden auch einen geringen Lohn, von den Schnittern ein bißchen Brot, von den Hausfrauen ein bißchen Milch. Sie brauchten nicht viel, die zarten Wesen. Aber da war ein Müller, der gab ihnen nichts. Und ein reicher Bauer tat's ihm nach. Darüber und über manche anderen, die allzu gierig waren, wurden sie böse, und mit der guten Zeit war es für Dresselndorf vorbei.

Die Weiber fügten von nun an den Dorfbewohnern nur noch Schaden zu. Hatte ein Bauer sein Schwein geschlachtet, dann kamen sie des Nachts.

Die schwersten Schinken holten sie ihm aus der „Herf", die längsten und fettesten Würste vom Krampen, das Fleisch aus der Bütte. In den Keller stiegen sie, nahmen Kartoffel und Äpfel mit, auf den Speicher und stahlen Erbsen und Bohnen. In die Ställe kehrten sie ein, melkten die Kühe, daß sie am Morgen „trocken" standen.

Als einmal im Dorfe Feuer ausbrach, waren sie gerade in einem nahen Hause. Da flohen sie entsetzt waldwärts und sind seitdem nicht mehr gekommen. Nur in stillen Nächten hört man noch vom Bache her, wie sie ihre Wäsche auf glatten Steinen klopfen, und im Mondschein kann man sehen, wie sie ihre Hemden auf dünnen Fäden über der Wiese zum Trocknen aufhängen.

Der Wildweiberfelsen bei Langenaubach.

Im Tale des Aubach, der an den Hängen des Fuchskauten seinen Ursprung hat, durch die Wälder nordöstlich murmelt und sich unweit Haiger in die Dill ergießt, liegt bei Langenaubach der Wildweiberfelsen. Etwa 40 m steigt am Bache die Felswand empor. In halber Höhe führen Spalten hinein, schmal und eng. Darin wohnen die wilden Weiber. In früheren Tagen zeigten diese sich oft den Menschen. Dann erschienen sie am Höhleneingang. Langes, goldenes Haar umwallte ihre Schultern. Bezaubernden Gesang ließen sie hören.

Den Menschen waren sie gut, doch nur den braven. Um ihnen Wohltaten zu erweisen, stiegen sie aus ihrer Felsenwohnung und kamen in die Dörfer und in die Hütten. Einmal kehrten sie in einem Hause am Aubach ein, darin gerade Hochzeit gefeiert wurde. Reiche Geschenke brachten sie mit. Eines von ihnen schenkte der Braut ein Bündel Flachs. Manche Gäste rümpften darüber wohl die Nase, aber das Mädchen freute sich rechtschaffen. Und seine Freude sollte nicht unbelohnt bleiben. Als sie das Flachsbündel andern Tags besah, da waren die Fäden aus Gold und Silber und kostbare Perlen und Edelsteine hineingesponnen. Zur Erntezeit kamen sie oft auf die Felder und halfen mit Eifer das Getreide lesen und binden. Lohn beanspruchten sie nicht.

Einem Schäfer, der droben am Hange des Fuchskauten seine Schafe hütete, waren die Wilden Weiber besonders gewogen. Sie erteilten ihm allerlei Ratschläge und versorgten ihn mit Brot, daß er niemals Hunger hatte.

Oft hatten die Weiber große Wäsche. Dann hingen sie ihre Hemden und Kleider zum Trocknen an die Felsen.

Wurden sie zornig, so konnten sie auch recht gefährlich werden. Einst hatte der Wind ihnen ein Kleidungsstück fortgetragen. Das fand ein Bauer und steckte es ein. Aber das sollte ihm schlecht bekommen. Am Abend kamen die Wilden Weiber. Als er schon im Schlafe lag, gab's vor dem Fenster ein Getöse, als ob das Haus zusammenbrechen wollte. Dann wurde die Tür aufgestoßen, und der ganze Schwarm der wilden Frauen tanzte um sein Bett herum. Sie griffen ihn an den Haaren und schleiften ihn in der Stube herum, daß ihm Hören und Sehen verging. Dabei riefen sie immer: „Wo hast du mein Hemd? Wo hast du mein Hemd?" Sie ließen ihn nicht eher los, bis er ihnen jammernd und flehend den Raub wieder ausgehändigt hatte.

Manchmal raubten sie auch Kinder, wenn die Mutter diese nicht gut bewacht hatte. Die führten sie in ihre Felsenhöhlen und erwiesen ihnen allerlei Wohltaten, brachten sie dann aber der geängsteten Mutter wieder heim.

Lange haben die Wilden Weiber im Felsen am Aubach gehaust. Vor 20 Jahren hat man die Höhlen, darin sie wohnten, untersucht. Steinbrüche legte man an und zerbrach die steinernen Behausungen des unterirdischen Volkes. Da sind sie tief hinab gewandert in die Erde und haben sich seitdem nicht mehr sehen lassen.

Die harte Linde bei Langenaubach.

Wandert man von Langenaubach den Weg nach Rabenscheid, so sieht man zur linken Land einen runden Bergvorsprung. „Die harte Linde" heißt diese Kuppe. In alter Zeit hat auf ihr die Burg des Grafen Gadt gestanden. Sie ist längst vom Boden verschwunden, und wo sie sich einst erhob, rauschen heute alte Eichen. Im Walddistrikt „Heistern" erinnert nur noch ein gemauerter Brunnen, der zu ihr gehört haben soll, daran, daß sie einst hier gestanden. Auch ein in den Berg führender Stollen, der heute zum größten Teil eingestürzt ist, deutet den Ort an.

In ihm verborgen liegt ein Faß mit purem Golde, das der Graf Gadt versteckt, als rauhe Kriegsvölker das Tal durchzogen. Einmal versuchten zwei Männer, das Gold zu bergen, und es wäre ihnen auch gelungen, wenn sie gewußt hätten, daß man bei der Arbeit nicht sprechen durfte. Als sie ihre Arbeit fast beendet hatten, rief einer dem andern zu: „Willem, heb!" Da sauste das Faß mit dem Golde wieder in das Loch, in dem es gelegen, zurück, und hat seitdem niemand mehr versucht, es heraufzuholen.

Auch im früheren Burggarten ist ein Schatz verborgen, eine goldene Wiege mit einem goldenen Kinde: Eine arme Jungfrau, die kein Obdach hat und nicht weiß, wohin sie ihr unschuldiges Kind legen soll, kann sie finden. In der Wiege liegen auch die Schlüssel, die den Zugang zu den Schätzen des Schlosses erschließen.

Die Zwerge in den „Erdkammern".

Von Breitscheid im Dillenburger Land aus fließt der Erdbach in tiefer Talmulde dahin, um unterhalb des Dorfes spurlos in der Erde zu versinken. Er kommt erst wieder zum Vorschein bei dem gleichnamigen Dörfchen in einem weiten Talkessel. Dessen Abhänge, die aus grauem Kalkgestein bestehen, weisen 2 merkwürdige Höhlungen auf, deren eine sackartig erweitert ist, deren andere in mehrfachen Windungen die Steinrücken durchbricht. Die „Steinkammern" heißen sie und waren in grauer Vorzeit Wohnungen oder unterirdische Begräbnisplätze. Das Volk hält sie für die Häuser der Zwerge, die einst hier ansässig gewesen, und die auch den Erdbach haben versinken lassen. Der floß damals, wie alle anderen Bäche im Westerwald es tun, auf dem Erdboden dahin, bewässerte die Wiese der Breitscheider und befruchtete ihre Äcker zur heißen Sommerzeit. Aber die Breitscheider waren den Unterirdischen nicht gut und zeigten sich recht oft undankbar. Da nahmen diese ihnen den Bach. Als sie eines Morgens aufstanden und ihre Wiesen wässern wollten, da war das Wasser plötzlich in der Tiefe verschwunden. Die Zwerge hatten es geholt und dadurch den Breitscheidern großen Schaden zugefügt. Damit war aber den Erdbachern auch der Bach genommen, obwohl sie mit den Zwergen gut standen. Sie kamen daher und baten, ihnen doch den Bach wiederzugeben. Die Zwerge willigten ein, und als die Erdbacher andern Tages aufstanden, rauschte der Bach durchs Tal wie zuvor. Am Fuße des Berges kam der so plötzlich Verschwundene wieder zum Vorschein in derselben Größe, in der er in die Erde gesunken war.

Der Graf von Liebenscheid.

Auf dem östlichen Westerwald liegt Liebenscheid. Ehemals Residenz der Grafen von Nassau-Beilstein und auch einer Nassau-Beilstein-Liebenscheidschen Nebenlinie, besaß es schon vor dieser Zeit eine Burg, auf der Graf Reinhard, der letzte seines Geschlechts, wohnte. Weder Weib noch Kind hatte er und war gegen seine Untertanen gütig, wie einer. Ihre Sorgen und Nöte kannte er, ihre Freuden und Wonnen. Darum liebten sie ihn wie einen Vater.

Doch „es kann der Frömmste nicht in Frieden leben,
wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt."

Der böse Nachbar war der Ritter von der Hohenselbachsburg drüben zwischen Daade und Heller. Der streckte die Hand nach allem aus, was ihm gefiel und auch nach Reinhards Grafschaft. Mit seinen Scharen brach er in Liebenscheidsches Gebiet ein und berannte die Burg. Die hätte ihm auch keinen Widerstand leisten können, denn Graf Reinhard, der sich sein Leben lang von allem Streit fern gehalten, hatte sie nicht wehrhaft gemacht. So waren denn die Hohenselbacher bald Herren der Burg. Zur Verhandlung setzten sie sich mit dem Schloßherrn zu Tisch, und als sie aufstanden, da war es beschlossene Sache, daß Graf Reinhard seine Burg verlassen mußte und nur soviel mitnehmen durfte, als ein Hund auf seinem Wagen zu ziehen vermochte.

Die letzte Nacht im Schloß seiner Ahnen verbrachte der Graf schlaflos. In jedem der trauten Gemächer weilte er wohl ein Stündlein und ließ alle die lieben Erinnerungen, die sich an den Raum knüpften, an sich vorüberziehen. Dann legte er, als der Morgen graute, seine Kostbarkeiten in eine eichene Truhe, die er auf ein bereitstehendes Wägelchen stellte, und nahm Abschied von allen seinen Leuten. Mit Tränen in den Augen standen diese. Stumm weinend reichten sie ihm die Hände. Und mit tränenerstickter Stimme sagte er ihnen Lebewohl. „Von meinen Lieben muß ich scheiden!" sprach er, wandte sich rasch und eilte davon.

Sein letztes Wort wurde von den Zurückbleibenden nicht vergessen. Lange zitterte es in ihren Seelen nach. Und sie nannten das Schloß und das Dorf um dasselbe zum Gedächtnis an die Liebe und Treue, die den Herren und seine Untertanen miteinander verbunden, „Liebenscheid".

Sechshelden.

Vom rauhen Nordland kamen sie, die Helden. Sechs an der Zahl. Viele kühne Taten hatten sie verrichtet. Unter den Nordmännern war nicht

ihresgleichen an Kraft und Stärke. Ehre und Ruhm konnten sie darum in der Heimat nimmer finden. So zogen sie aus in die Fremde. An den Rhein kamen sie. Da brannte die heiße Sommersonne, daß sie alle schlimmen Durst litten. Rheinischer Wein aber wuchs, diesen zu löschen. Und in langen Zügen tranken sie den fremden Trank. Tranken, bis ihnen wunderbar zumute ward und sie bezwungen am Boden lagen. Nun hatten sie den Stärkeren gefunden, den sie in Nordland vergebens gesucht. Eine Freude war es ihnen fürderhin, sich mit diesem zu messen, wenn sie auch noch so oft unterlagen. Als es ihnen aber doch in den Rheintälern zu heiß wurde und die Sonne sie fortbrannte auf die kälteren Westerwaldhöhen, da wollten sie den Wein auch dort nicht missen. In schweren Fässern rollten sie ihn vor sich her. Hoch oben auf dem Westerwald machten sie Halt. Daß ihnen keiner die Schätze stahl, gruben sie einen gewaltigen Keller in die Basaltberge und wußten sie da in guter Hut. Hier verweilten sie am liebsten, wenn sie zum Kämpfen sonst niemand fanden. An mächtigen Steintischen saßen sie und ließen die Becher aneinander klingen. Sie tranken, bis auch für sie die Zeit kam, da ihre Kämpfe ein Ende nahmen und ihre Gebeine erstarrten. In des Kellers Halle legten sie sich zum ewigen Schlaf, ruhten aus vom Streiten und Trinken, die Helden von Nordland. Wenn ein Mensch nun über das Gewölbe schreitet, da sie in der Tiefe schlafen, so sagt ihm der dumpfe Hall und der starke Duft nach Wein, wo sie einst gesessen.

Auf dem Hügel des Heldengrabes ist in später Zeit ein Dörflein erstanden. Sechshelden heißt es noch heute. Die Bewohner desselben aber vernehmen aus der Tiefe manchmal eine wundersame Musik. Das sind die Helden, die dann im Berginnern wieder erwachen und die Gläser aneinander klingen lassen. Die Bauern lauschen indessen den Tönen mit Sorgen, denn sie wissen, wenn ein Glas springt, stürzt der Berg ein.

Der Riese vom Heunstein bei Dillenburg.

Auf dem Westerwald wohnten einst an vielen Orten Riesen. Hunnen oder Heunen wurden sie genannt. An sie erinnern noch die mächtigen Basaltsteine, die sie einst mit gewaltiger Hand geschleudert, im Kampf miteinander, im fröhlichen Spiel. Hünenburgen errichteten sie auf den Bergen. Unter einzelnen Steinen liegen Hünen begraben. Solche gewaltigen Steine sind der Große Stein bei Burbach, die Beilsteine bei Wahlrod und Hillscheid, der Rauhe Stein bei Altenkirchen. Auch der Wolfstein bei Marienberg, der Kakenberger Stein, der Barstein bei Rennerod sollen Riesensteine sein.

Bei Dillenburg liegt der Heunstein, den in alten Zeiten ein Riese geschichtet hat. Von weit her war er herübergekommen in den Westerwald. Im Tal der Dill gefiel es ihm, und hier schlug er seine Burg auf. Die Lande weitum durchstreifte er von hier aus zum Rauben und Plündern und trug gewaltige Beute in sein Schloß. Wo in einem Dorfe Musik erklang und die Jugend im Tanze sich schwang, kehrte er gern ein. So kam er auch einmal nach Nanzenbach in den Bergen nördlich der Dill. Zum Maienfest schlangen Burschen und Mädchen ihre Reigen. An dem Maibaum lehnte sich der Riese vom Heunstein. Nach dem schönsten Mädchen ließ er seine Augen umgehen. Mit

ihm wollte er tanzen. Als ihm dessen Bursche das abschlug, wohl aus Furcht, der Riese könne ihm mit seinen ungefügen Gliedern seinen Schatz zerbrechen, da erfaßte diesen der Zorn. Mit rauhem Griff faßte er das Mädchen und eilte mit ihm dem Walde zu. Starr vor Entsetzen ob dieser Frechheit stand alles, bis der Bräutigam die andern bat, ihm zu helfen, seine Braut zu befreien. Der Riese hatte diese indessen schnell in Sicherheit gebracht und sein Burgtor verrammelt. Höhnend stand er auf den Zinnen und lachte die Menschen aus, als sie versuchten, mit ihren schwachen Kräften die Tore zu sprengen und warf sie alle, die auf Leitern begannen, die Mauern zu übersteigen, hinab in den Burggraben. Nur einem gelang es, hineinzukommen, dem Bräutigam. Den hatte der Riese nicht gesehen, weil er sich hoch oben am Mauerrande in dem Efeu versteckt hielt. Als es dunkel war, stieg er in den Burghof, kam in den Turm und fand dort seine Braut, weinend und zitternd. Einen Freudenschrei stieß sie aus, als sie ihrem Bräutigam um den Hals fiel. Der Riese hatte diesen Schrei nicht hören können, denn der war erstorben im Toben eines Gewitters, das heraufgezogen. Das aber benutzten die beiden Liebenden zu ihrer Rettung. Das Tor der Burg öffneten sie leise und traten hinaus. Des Abends Dunkel nahm sie auf, daß sie der Riese, der oben am Fenster des Turmes stand und in die Nacht hinausblickte, nicht sehen konnte. Erst als ein greller Blitz aufflammte und das Burgtor wie am lichten Tage dalag, erkannte er sie. In seinem Zorn riß er einen gewaltigen Stein aus der Mauer und schleuderte ihn auf die beiden, die in der Freude die Gefahr vergessen hatten, was ihr Tod sein sollte. Zerschmettert lagen sie am Boden. Doch auch den Frevler ereilte die Strafe. Ein zweiter, noch gewaltigerer Donnerschlag durchhallte die Luft. Ein noch grellerer Blitz fuhr blendend in die Burg. Den Riesen schlug er nieder, und seine Burg zerschmetterte er samt Mauern und Türmen, die sich über ihn schichteten als gewaltiges Hünengrab.

Den Ort aber, da die Liebenden starben, zeigt in lauer Mainacht eine weiße duftende Blumenglocke an. Dem, der sie zur bestimmten Zeit pflückt, wird sie sich in einen silbernen Schlüssel verwandeln, der ihm alle Pforten der Riesenburg erschließt und alle Schätze des Hünen offen legt. Geh' hin und suche die Blume, erforsche die Stunde, da sie wundertätig ist.

Vom Heunstein geht eine zweite Sage: Das prächtige Bergschloß, das hier stand, hatte sich der Hunnenkönig Etzel zum Wohnsitz schichten lassen. In ihm lebte er mit seiner Gemahlin. Zwar hatte er diese mit Gewalt aus der Burg des Vaters, aus dem Herzen und Hause ihres Gatten gerissen, aber nun saß sie als seine Gattin hier und vertrauerte ihr junges Leben in Sehnsucht nach Heimat und Vaterhaus. Denn nur selten weilte Etzel bei ihr. Den trieb's zu Schlacht und Krieg hinaus. Gold und Länder zu gewinnen, Völker zu unterjochen war sein Sinnen und Trachten. Wieder einmal wollte er hinausziehen, da gab er ihr eine Lilie aus schneeweißem Silber. „Auf die Blume habe acht," so sprach er. „Laß nicht das kleinste Flecklein Rost an sie kommen. Darum warte und pflege sie bei Tag und Nacht." Damit schied er von ihr. Während er in der Ferne weilte, schlich sich der Gatte der Gefangenen heimlich ins Schloß. In Dienertracht kam er, daß ihn keiner erkannte, und bei ihm vergaß die Königin ihren Gemahl, vergaß sie auch, ihre Lilie zu pflegen. Und als sie

die Blume wieder zur Hand nahm, da war ein kleines Flecklein Rost daran. Ein Schrecken faßte sie. Alles versuchte sie, den Flecken zu entfernen. Umsonst. Dann kam der König heim mit großem Gepränge und gewaltiger Beute.

„Wo ist die Silberlilie?" war seine erste Frage. Zaghaft nur und tieferschrocken reichte sie ihm die Blume. Da sah er den Fleck, und böse blickten seine Augen. „Warum betrogst du mich, du Falsche?" schrie er vor Zorn. Sein Schwert riß er aus der Scheide und stieß es ihr in die Brust, daß das Blut gegen die Wand sprang. An ihrem langen Blondhaar faßte er sie, und sinnlos vor Wut schleifte er sie durch den Saal. Die Peitsche nahm er und legte ihr blutige Striemen um den Leib. Mit den Füßen trat er sie. Dann aber stieß er einen wilden Fluch aus. „Wehe dir! Deine Schuld soll dich nimmer rasten und ruhen lassen. In jedem Jahr sollst du aus deiner Gruft hervorgehen, durch die Trümmer deines Schlosses wandeln als Geist. In deinen Händen sollst du die Lilie tragen, bis jemand kommt und bricht sie ab, dir sie zu schenken als Zeichen seiner Liebe."

Den Feuerbrand warf der wilde König mit eigener Hand in sein Schloß. Aus allen Winkeln brachen die Flammen, fraßen die Mauern bis nichts mehr blieb als ein kalter ragender Stein. Er aber zog weiter mit seinen Hunnen zu Kampf und Schlacht.

Einmal im Jahre wandert des Hunnenkönigs Weib über die Trümmer des Heunsteines, zitternd und bleich. Wie ein Stern glänzt in ihrer Hand die Silberlilie. Mit traurigem Blick schaut sie den an, der ihr dann zur Nachtzeit begegnet, erwartend, daß er die Lilie bricht und sie erlöst.

Die Wilhelmslinde zu Dillenburg.

Auf dem Schloßberg zu Dillenburg steht ein alter Lindenbaum, unfern des 1875 errichteten Wilhelmsturms. Die Wilhelmslinde ist es und hat wie der Turm ihren Namen von Wilhelm dem Verschwiegenen, dem großen Oranier, der hier das Licht der Welt erblickte (1533). Doch die Linde erinnert noch an ein anderes Ereignis aus den Tagen der Kämpfe der Niederländer um ihre Freiheit.

Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts besaßen die Nassauer Grafen Besitztümer in den Niederlanden, kleine Graf- und Herrschaften, die im Laufe der Jahrzehnte größer und zahlreicher wurden. Da Geschlecht hatte sich in zwei Linien gespalten, die niederländische und die deutsche. Jene erbte mit dem Fürstentum Orange (Oranien) in Südfrankreich auch den Fürstentitel. Der letzte des Geschlechts fiel im Kampfe, und Wilhelm der Reiche von Nassau setzte seinen elfjährigen Knaben zum Erben ein. Am Hofe Kaiser Karls V. wurde er erzogen, und von seinem kaiserlichen Herrn zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht ernannt. Als König Philipp von Spanien der Niederländer Freiheit antastete, erhob sich der niederländische Adel. Doch mit grausamer Hand zerschmetterten der spanische König und sein Herzog Alba die niederländische Freiheit. Lange seufzte Holland in der Knechtschaft. Hilfe konnte dem armen Lande nur vom Schlosse zu Dillenburg kommen, von Wilhelm dem Schweiger, der dort bei seiner Mutter und seinen Brüdern weilte.

Die „Geusen", d. h. die Bettler, wie sich die verarmten und verbannten Edeln nannten, begaben sich über den Westerwald dorthin. Im Schloßhofe trafen sie den Gesuchten, an der Linde lehnend. Flammenden Auges erzählten sie von des Vaterlandes Not. Mit zornbebenden Lippen baten sie den Mann: „O, eile! Erhöre deines Volkes Flehen, das uns gesandt. Ergreife das Schwert! Einst nannten wir uns mit Stolz Bettler. Jetzt sind wir's geworden. Verlaß dein Schloß und folge uns, daß wir Recht und Freiheit, die wir verloren, wiederfinden. O, höre uns!" Da ging es wie ein Feuer durch den Mann, der nichts mehr haßte denn das Unrecht. „Ich steh' euch bei, ich will euch lösen!" Das waren die Worte des Schweigers. Da brauste ein „Hoch, Nassau!" durch den Schloßhof, daß die Tauben erschreckt aufklatschten und das Echo in den Bergen erwachte und es nachrief. Was Wilhelm von Oranien versprochen, hielt er. Seine Verwandten gaben das letzte her an Gold und Silber, speisten selbst aus hölzernen und zinnernen Geräten. Alsbald klang die Werbetrommel über den Westerwald und südwärts bis an die Lahn. Viele, die ihr gefolgt, haben auf niederländischen Feldern geblutet und ihren Anteil erhalten an der Befreiung der Niederlande, haben mit eingestimmt in die Weise: „Wilhelmus von Nassaue bin ich, von deutschem Blut; dem Vaterland getreue bleib ich bis in den Tod."

Die Wilhelmslinde aber rauscht noch heute den Namen des großen Westerwälders allen zu, daß er unvergessen bleibt auch bei den Kindern seiner Heimat.

Der Reiter ohne Kopf.

Zu Dillenburg liegt an dem rauschenden Ufer der Dill die Herrenwiese. Dort hatten die Grafen von Nassau einst ein Gericht. Manche Hexe, die in der Walpurgisnacht mit dem Teufel ihre Tänze aufgeführt, mußte hier auf dem Scheiterhaufen brennen, an derselben Stelle, da sie mit ihm ihr Bündnis geschlossen. Auch ein Galgen befand sich hier, an dem mancher schon sein Leben gelassen, mancher auch wohl ohne Schuld. Zur Mitternacht sollen noch die Geister der Gerichteten hier umgehen. Unter ihnen ist auch der eines Ritters, der einen Unschuldigen an den Galgen hängen ließ. Oft ist er gesehen worden. Als ein Bergmann einst hier vorüber kam, ritt plötzlich ein Reiter vor ihm dahin. Weder er noch sein Roß hatten einen Kopf. Um die Schultern hing ihm ein weiter Mantel, unter dem er etwas zu tragen schien. Erschreckt floh der Bergmann. Als ihm der Reiter einige Tage später abermals begegnete, war er schon mutiger, und er redete ihn an. Beim drittenmal blieb er gar bei ihm stehen. Da tat der Reiter seinen Mantel auseinander und brachte eine Schüssel hervor, auf der ein Kopf lag. Der öffnete seine Lippen und fing an zu sprechen:

„Ich habe einen Menschen unschuldig zum Tode verurteilt und finde seitdem keine Ruhe im Grabe. Der Mann ist meiner Vergeßlichkeit zum Opfer gefallen. Ich hatte meinen Kopf verloren, und darum muß ich hier ohne Kopf wandeln, bis keiner mehr zu unrecht zum Tode verurteilt wird.

Es war ein Sohn unserer Stadt, der in das Geschrei kam, ein Hexenmeister zu sein. Obwohl er seine Unschuld beteuerte, riß man ihn aus seinem

Hause und schleppte ihn vor den Hexenrichter. Der führte ihn vor mein Gericht und verlangte seinen Tod, und das ganze Volk stimmte mit ihm ein in den Ruf: „Brennen soll er! Auf den Scheiterhaufen mit ihm!“ Wenn der Turm, darin ich ihn verwahrte, nicht so fest gewesen wäre, sie hätten ihn herausgeholt und totgeschlagen. Als der Tag des Gerichts kam, gab ich ihrem ungestümen Drängen nach und fällte über ihn das Todesurteil. Aber heimlich schlug mir mein Gewissen. „Du hast einen Unschuldigen verurteilt!“ so rief eine Stimme in mir. Da beschloß ich, dieser Stimme zu gehorchen. Dem Volke hatte ich genug getan, nun sollte auch dem Recht das Seine werden. Den Henker rief ich mir heimlich beiseite und verkündete ihm, daß ich dem Ärmsten sein Leben aus Gnaden schenken wolle. „Wenn der Holzstoß lodert,“ so sprach ich zu ihm, „und die Flammen umsprühen seinen Leibe, dann schau herüber zum Schlosse. Aus dem dicken Turm wird dann eine weiße Fahne flattern. Die wird dir sagen, daß du in deiner Arbeit einhalten und den Verurteilten freigeben sollst.“ Als der Tag gekommen, da schichtete man auf der Herrenwiese die Scheiter. An das lohende Feuer führte man den Verdammten.

Zitternd stand er da, nackt und bloß. Der Henker aber schaute nach den Turmfenstern meines Schlosses hinauf, das weiße Fähnchen zu erblicken. Doch das Fenster blieb leer, und so tat er seine Pflicht, da das Volk, das sich in großen Scharen versammelt hatte, den Tod des Ärmsten verlangte.

Ich aber saß indessen im Schlosse in froher Gesellschaft. Grafen und Herren der Umgebung waren zu Gaste bei mir, und bei Scherz und Wein vergaß ich des Ärmsten. Es fiel mir erst ein, was ich hatte tun wollen, da alles vorüber war und ein Knappe mir die Botschaft brachte, das Urteil sei vollstreckt. Da rührte mich der Schlag. Tot fiel ich hin. Aber an der Stelle, da durch meine Schuld ein Unschuldiger starb, da mußt ich umgehen.

„Hier auf den Wiesen an der Dill
siehst du in heiligen Zeiten
in tiefer Nacht mich reiten,
doch ich sowohl, ich armer Tropf,
als auch mein Roß, sind ohne Kopf.“

Der Jungfernraub in Dillenburg.

Graf Johann IV., der Ahnherr des Prinzen von Oranien, residierte zu Dillenburg. Ein holdes Töchterlein nannte er sein eigen. Um sie warben die reichsten Grafensöhne. Doch sie hatte ihr Herz bereits einem andern geschenkt, einem einfachen, aber tapferen Ritter, dem Herrn von Detzberg. Davon wußte Graf Johann nichts, und als es ihm zu Ohren kam, da fluchte und wetterte er gewaltig. Des ließ sich indessen der Detzberger nicht verdrießen, aber auch nicht des Dillenburgers Kind. Willig ging diese auf des Geliebten Plan ein, nächtlicherweile aus der Burg zu fliehen.

Als tiefes Dunkel im Tal der Dill lag, da blitzte hoch im Turm ein Lichtlein auf. Das gab den Rittern, die drüben am Berge harrten, ein Zeichen, daß das Fräulein bereit sei zur Flucht. An schwankender Strickleiter, die zarte Frauenhand herabließ, schwang sich der kühne Ritter in die

Kemenate und stieg bald darauf den tollkühnen Weg wieder hinab, mit der Linken die zarte Gestalt des Burgfräuleins umfassend, das sich zärtlich an ihn schmiegte. Unten aber stand sein feuriger Rappe, der freudig seinem Herrn entgegenwieherte. Der aber erblaßte, als droben in des Turmvogts Kammer ein Lichtlein aufflackerte. Wie ein Pfeil schwang er sich mit seiner kostbaren Beute auf den Hengst, und wild raste das Tier ostwärts durch die Nacht, die heimatliche Burg vor Tagesgrauen zu erreichen. Leise weinte in des Ritters Armen die Maid. Schwer bedrückte ihr Herz nun doch die heimliche Flucht. Kosend tröstete sie der Ritter. Schon war man dem Schlosse Detzberg nahe, da gellte Hifthornruf durch die Nacht, und Rossegetrapp polterte vom Wald her. Der Türmer in Dillenburg hatte den alten Grafen geweckt und ihm Kunde gebracht, daß sein Kind geflohen sei. In höchster Eile hatte sich der in sein Eisenkleid geworfen, auf sein Roß geschwungen, und im Sturm ging's den Fliehenden nach mit den tapersten seiner Mannen. In den Dörfern, die die Schar durchjagte, bot man die Bauern auf. In hellen Haufen kamen sie, dem Räuber zu folgen. Vor dem Tore seiner Burg holte man ihn ein und zwang ihn, den ungleichen Kampf aufzunehmen. Das wurde ein heißes Streiten am Fuße des Burgberges. Mit gewaltigem Zorn führte der Dillenburger Graf sein Schwert. Die Liebe führte dem Detzberger die Waffe. In Ängsten stand die Braut da, bat und flehte den alten Vater, abzulassen vom Streit. Umsonst. Schärfer noch rannte der den Ritter an, den er offen beschuldigte, ein Dieb und Räuber zu sein. Nicht eher ließ er sein Schwert rasten, bis die ganze Schar der Detzberger vernichtet war und auch des Ritters Blut der Boden trank.

Dann faßte er seine Tochter, setzte sie zu sich auf sein Roß und führte sie heim. Aber vergebens war sein Bitten, einem andern Manne die Hand fürs Leben zu reichen. Sie bewahrte ihrem Toten die Treue auch übers Grab hinaus. In ein Kloster trat sie ein und diente dort als Nonne bis an ihr Ende.

Die Leichen- und Feuerseher in Dillenburg.

In einem kleinen Dorf in der Nähe von Dillenburg wohnte im letzten Hause der Hannadam mit seiner Frau. Bescheiden lag sein Haus unter der bemoosten Strohkapuze. Bescheiden war auch er und nicht gesegnet mit irdischen Gütern. Aber eine Gabe hatte er vor allen andern Bewohnern des Dorfes voraus: er konnte Zukünftiges, Todesfälle und Brände, voraussehen, war ein Prophet und darum in den Dörfern der Gegend geachtet, gewissermaßen gefürchtet.

Ein Sommerabend war's. Den ganzen Tag über hatte er mit seinem Weib draußen im heißen Sonnenbrand Korn gemäht und Garben gebunden. Müde war er früh zu Bett gegangen. Doch schon war's Mitternacht, und noch hatte er kein Auge geschlossen. Wie schon so oft war eine Unruhe in ihm, seit der Totenvogel an sein Fenster gestoßen, eine Unruhe, die mehr und mehr wuchs, als die Uhr unentwegt tickte und ihr Zeiger der ersten Tagesstunde zustrebte. Vergebens versuchte er zu schlafen, der Totenvogel schrie wieder und wieder sein Kuiwitt, kuiwitt! Da hielt es ihn nicht mehr im Bett. Leise

stand er auf, kleidete sich an und ging hinaus. Wenn auch die Tür nicht geklappt hätte, so hätte seine Frau sein Tun doch beobachtet. Sie hinderte ihn nicht. Aber neugierig lugte sie durchs Fenster auf die mondbeschienene Dorfstraße. Da ging er. Von Haus zu Haus tappte er, bis er vor dem prächtigen Gebäude des Bachwirts stand. Auf und ab schritt er vor demselben, wo durch das verhängte Fenster trübe und düster ein Lämpchen flimmerte. Eine Zeitlang starrte er hinauf. Dann kam er zurück und legte sich schlafen. Ruhig lag er bis zum Morgen. Dann aber sagte er: „Der Bachwirt ist gestorben."

Drei Tage später läutete man diesem wirklich zu Grabe. Der Hannadam hatte den Tod vorausgesehen. Oft hatte er schon eine Leiche vor dieser oder jener Tür geschaut. Immer gab's dann dort einen Sterbefall im Hause. Der Hannadam sah mehr voraus. Haiger wurde zu seiner Zeit mehrfach von Bränden heimgesucht. Er wußte das lange vorher. Aus seinem Hause sah er immer in der Richtung dahin züngelnde Flammen aufsteigen, manchmal am hellichten Morgen, manchmal am Abend. Nicht lange währte es, dann vernahm man in den Dörfern die Feuerglocke und den Ruf des Feuerläufers.

Glühheiß entstieg die Augustsonne dem Osten. Da riß er erschreckt die Augen auf. Keiner sah etwas. Er aber sagte: „In Haiger wird's brennen, und der herrschaftliche Amtmann in Dillenburg wird in blanken Schuhen und seidenen Strümpfen auf einem Schimmel zum Brand reiten." Der Dillenburger Amtmann lachte, als er davon hörte, lachte um so mehr, als Tage vergingen und sich nirgends der rote Hahn zeigte. Er sollte zu früh gelacht haben. Eines Abends saß er bei dem Prinzen von Oranien im Dillenburger Schloß zur Tafel, fein aufgeputzt, in blanken Schuhen und seidenen Strümpfen. Da schrillte der Ton der Feuerglocke durch die Gassen. Seine Pflicht ließ ihn nicht länger der Tafel Freuden genießen. Rasch sprang er auf, wie er ging und stand zur Brandstätte zu eilen. „Ein Pferd her!" rief er dem Stallknecht im Hofe zu. Nur zwei waren da, ein Rappe und ein Schimmel. „Den Rappen heraus!" rief er, doch der war krank. Er mußte wohl oder übel den Schimmel besteigen. Und als er auf diesem in Haiger durchs Tor sprengte, stand da der Hannadam. Ehrerbietig zog er sein Käppchen und sagte spöttisch lächelnd: „Guten Morgen, Herr Justizrat!"

Manche andere Voraussage des Propheten im Bauernkittel ist in Erfüllung gegangen. Daß aber, wie er gesagt, die Türken ihre Pferde in der Dill tränken würden, ist bis heute noch nicht wahr geworden.

Die Jungfrau von Haiger.

In einem Berge in der Nähe von Haiger hauste einst eine wilde Jungfrau. Eine Felsschlucht am Abhang war der Eingang zu ihrer unterirdischen Wohnung. Am Tage freilich sah es da gar nicht gefährlich aus. Dann nickten die Farnkräuter wie zierliche Bäume von dem Hang, und blaue Glockenblumen läuteten im Sonnenschein. Aber wer zur Nachtzeit vorüberging, sah tief in dem Felsen einen Lichtschimmer. Besser war es indessen, man mied die Stelle, da die Jungfrau wohnte, denn sie sann unausgesetzt darauf, den

Menschen Verderben zu bringen. Mancher hat das schon erfahren, ist ihr gefolgt in ihre Wohnung und nie wieder zum Vorschein gekommen.

Einst gingen zur Nachtzeit zwei Westerwälder von Haiger heimwärts und kamen an dem Felsen vorüber. Der Mond schien und es war hell wie am Tage, und in weißem Lichte lag der Eingang. Da trieb sie der Mutwille, einmal hineinzugucken. Aber kaum hatten sie einen Blick durch die Spalte geworfen, da schwebte aus dieser heraus im wallenden Gewande eine schöne Jungfrau. Die nickte ihnen lächelnd zu und winkte, näher zu kommen. Mit freundlichem Wort versprach sie ihnen von ihren reichen Schätzen, die sie dort unten berge. Einer folgte ihr. Aber der andere blieb zaghaft stehen. Er konnte nur noch sehen, wie die Jungfrau seinen Kameraden packte und erwürgte. Entsetzt floh er, so schnell er konnte. Nie mehr hat er von jenem wieder etwas gesehen und gehört.

„Geh' nicht durch den Wald zur Mitternachtszeit!
Wenn der Uhu ruft und das Käuzlein schreit,
dann meide die Felsschlucht, sonst jedenfalls
bricht dir die Haigerer Jungfrau den Hals."

Das Stoppelkalb.

Ein Bergmann im Dillenburgischen ward von der Gier erfaßt, recht viel Silber und Gold aus der Erde zu gewinnen, um rasch reich zu werden. Als er in einer Nacht im Begriff war, an geheimer Stelle Grabversuche zu machen, erschien ihm das „Stoppelkalb", ein unheimliches Geisterwesen, das mit dem Teufel im Bunde stand. „Was suchst du hier?" brüllte es mit einer schauerlichen Stimme. Als der Bergmann ihm gestand, daß nach Gold und Silber sein Begehr stände, da eröffnete es ihm, daß er solches leicht haben könne, wenn er nur das tue, was es von ihm verlange. „Und was ist das?" fragte zaghaft der Bergmann, der nicht anders meinte, als daß es der Teufel sei, dem er seine Seele verschreiben solle. „Nur eine Kleinigkeit", entgegnete das Stoppelkalb, „den ersten Silberklumpen, den du findest, mußt du dazu benutzen, zu Wetzlar neben dem Dom ein Wirtshaus zu bauen." „Nichts mehr als das", meinte der Bergmann, und der Pakt wurde geschlossen. Da ließ das Stoppelkalb den Bergmann sich auf seinen Rücken setzen. In eiliger Fahrt ging's über die Herrenwiese bis zum Galgenberg, an Sechshelden vorbei und der Haigerer Hütte, das Roßbacher Tal hinauf, wo heute die Grube Aurora ist. Da warf es ihn ab, daß ihm Hören und Sehen verging und lief davon. Im Fortlaufen noch rief es dem Bergmann zu: „Da grabe, und du findest Silber genug." Wie es gesagt, so war es auch. Als der Bergmann anfing zu graben, fand er Silber in Menge. Nachts ging oder fuhr er an den Ort, und am Tag verkaufte er das Gewonnene in Wetzlar. Dort auch kaufte er, seinem Versprechen getreu, ein Haus am Dom und richtete darin eine Wirtschaft ein. Die kam bald in Flor. Zahlreich kehrten die Gäste in ihr ein. Aber Segen ruhte nicht auf ihr. Weil der Wirt in seiner Gier immer noch nicht genug an Silber hatte und tagsüber hinausfuhr, solches zu holen, dieweil er sein Geschäft Fremden überließ, die nur auf ihren eigenen Nutzen

bedacht waren, Mägden, die ihn bestahlen, Knechten, die ihn bemausten, ging alles den Krebsgang, soviel er auch herbeischleppte. Schließlich ergab er sich dem Trunke, und nun verarmte er ganz und gar. Da wurde er des Lebens überdrüssig, und eines Tages fand man seinen Leichnam in der Dill.

Er hatte sich zwar nicht dem Teufel verschrieben, aber der böse Geist, dem er verfallen, war kein anderer als dieser, der immer da, wo ein Gotteshaus steht, ein Wirtshaus daneben setzt.

Vom Stoppelkalb erzählt eine andere Sage:

Ein verschlossener, finsterer Mann war der Bergsteiger, der im Dillenburger Land allenthalben einsam die Berge und Täler durchstreifte auf der Suche nach Bodenschätzen. Bald hier, bald da setzte er in heimlicher Schürfung Hacke und Spaten in Tätigkeit. Immer begleitete ihn jedoch die Furcht, andere könnten ihm bei der Ausbeute einer Erzader zuvorkommen.

Wieder einmal war er auf der Suche nach Schätzen gewesen, und die Nacht hatte ihn dabei überrascht. Als er heimging, sein Werkzeug auf dem Rücken, hatte sich ein recht wüstes Wetter erhoben. Der Sturm raste in den Baumkronen, und der Regen klatschte ihm ins Gesicht. Da hörte er hinter sich seinen Namen rufen, doch als er sich umdrehte, sah er niemand. Beim Weiterschreiten rief's zum zweiten Male. Als er dann aber ruhig weiterging, ohne auf den Ruf zu achten, scholl ihm ein gellendes Gelächter nach. Zum dritten Male rief es, und eine schaurige Stimme sprach: „Warte, ich gehe mit!" Von Entsetzen erfaßt, floh der Steiger. Aber nur einige Schritte war er gegangen, da sprang ihm eine schwere Last auf den Rücken. Ein paar haarige Arme griffen ihm um den Hals, ein paar krallige Beine um den Leib. Rascher noch eilte er dahin. Als er an einen Bach kam und sich anschickte, diesen zu überspringen, löste sich die Last von seinem Rücken. Da er auf dem andern Ufer stand und zurückschaute, sah er dort ein Ungeheuer stehen mit glühenden Augen. Es war das Stoppelkalb, das hier im Herbst, wenn der Wind über die Stoppeln geht, einsame Wanderer überfällt und zu Tode ängstigt. Der Bach war des Steigers Rettung gewesen, denn über diesen zu kommen, hatte das Ungeheuer keine Macht.

Herborn.

Im lieblichen Tale der Dill, nicht weit von Dillenburg, liegt Herborn, einst die Gerichtsstätte der Herborner Mark, dann zum Fürstentum Nassau-Dillenburg gehörig, im Jahre 1251 durch Wilhelm von Holland zur Stadt erhoben. Vom „Guten Born" trägt es seinen Namen. Am Wege nach Uckersdorf, rechts vom Johannisberge liegt dieser. Eine Frau aus Uckersdorf hat ihn entdeckt. In der Stadt war sie und nun auf dem Wege nach Hause. Der Weg wollte ihr recht beschwerlich fallen, denn sie war schwächlich und mit schwerem Leiden behaftet. Ihre Füße wurden müde, und ein schlimmer Durst quälte sie. Zu rasten ließ sie sich am Wegrande nieder. Doch horch! was vernahm ihr Ohr? Dicht neben ihr sprudelte ein klarer Quell aus dem Boden. Erfreut beugte sie sich nieder und schöpfte mit der hohlen Hand das Wasser. Das löschte gar herrlich ihren Durst, und merkwürdig ward ihr zu Mute. Ihre Schmerzen ließen nach, ihre Kräfte hoben sich. Sie stand auf, und

lange war ihr der Gang nach Hause nicht so leicht gefallen. Jedesmal, wenn sie wieder des Weges kam, trank sie aus dem Born, und immer besser wurde es mit ihrem Leiden. Zuletzt war sie wieder völlig gesund. Daran konnte nur das Wasser schuld sein. Das erzählte sie ihren Nachbarn, und bald verbreitete sich das Gerücht in der ganzen Gegend. Viele gingen an den Born und heilten sich mit seinem Wasser. Ein rechter Wallfahrtsort wurde er, und der Almosenstock, den man neben ihm aufstellte, füllte sich immer rasch. Von weit und breit kam man und ließ sich heilen von dem Wasser aus dem G u t e n B o r n. Selbst die H e r r e n von Dillenburg kamen dahin, und man nannte darum den Quell auch den **Herrenborn.** Nach ihm nannte man die Stadt, die nahebei erstand, Herborn. In alten Zeiten ist der Born die Wohnung der Göttin Hera gewesen, der **Heraborn.** Andere sagen indessen, der Klingelborn sei der Heraborn gewesen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Im Siebengebirge.

1. Wie das Siebengebirge entstand . 1
2. Wie Siegfried den Drachen erschlug 2
3. Die Jungfrau vom Drachenfels . 3
4. Die Schlange am Drachenfels . 4
5. Der beste Edelstein 5
6. Roland und Hildegund 6
7. Der Ölberg 8
8. Hedwig von der Wolkenburg . . 9
9. Die Rosenauer Jungfrau 10
10. Der Schatz auf der Löwenburg . 11
11. Die Klausnerin vom Nonnenstromberg 12
12. Der Liebesquell am Petersberg 13
13. Die Zwerge am Siebengebirge . 13
14. Die Hexen im Siebengebirge . . 15
15. Die weiße Frau im Klapperseifen . 16
16. Die Gründung des Klosters Heisterbach 17
17. Cäsarius von Heisterbach 18
18. Der Mönch von Heisterbach . . 21
19. Der Kuckuck in Heisterbach . . . 22
20. Der Bauer in Heisterbach . . . 24
21. Elfentanz bei Honnef 24
22. Das Nachtigallenwäldchen bei Honnef 25
23. Ecken Ausfahrt 25
24. Der Glockenguß zu Honnef . . 28
25. Der Bischofshof zu Honnef . . . 28
26. Die drei Knoten im Tuch . . . 29
27. Der wilde Jäger von Bruchhausen 29
28. Der fliegende Holländer auf dem Rhein 30

II. An des Rheines Ufern vom Siebengebirge bis zur Lahn.

29. Der Peutherichsgraben bei Unkel 31
30. Otto von Leyen 33
31. Warum kein Linzer Kind Pfarrer in der Heimatstadt wurde . . . 35
32. Die Feindschaft zwischen Linz und Andernach 35
33. Der Brudermörder von Arenfels . 37
34. Der Burggraf von Hammerstein 38
35. Treue Liebe 39
36. Der Junker von der Meesenburg 41
37. Das Teufelshaus zu Fahr . . . 43
38. Der Weiße Turm 45
39. Der Kirchenschänder von Feldkirchen 46
40. Die Neuwieder Franzosenglocke . 47
41. Eine Sylphe verheiratet sich . . 48
42. Die Kapelle zu Nodhausen . . . 49
43. Der Uhrmacher und der Wollspinner 50
44. Die Kartenschlägerin von Neuwied 51
45. Die Heddesdorfer Pfingstreiter . 51
46. Das Heiligenbild von Rommersdorf 52
47. Das dreifache Deputat in Rommersdorf 53
48. Der Kunostein bei Engers . . . 53
49. Graf Roland von Engers . . . 54
50. Der Schultheiß von Mühlhofen 56
51. Die Champagnermühle bei Mühlhofen 57
52. Die Treue der Bendorfer . . . 57
53. Wie Westerwälder Ortsnamen entstanden 59
54. Ein Königsmahl in Dallendar. . 60
55. Der hlg. Bernhard und die Helfensteiner 61

III. An Sayn- und Brexbach.

56. Die Himburg bei Pfeifensturz . . 62
57. Der Holzdieb im Quirnbacher Wald 62
58. Der Bauer in der Heiderbach . . 63
59. Das Buchweibchen im Sayntal . 64
60. Das Franzosenkreuz auf der Blumentals-Höhe 64
61. Die Kirche in Adenrod 65
62. Die Teufelsburg im Sayntal . . 67
63. Die Schlacht bei Worringen . . 68
64. Salentin von Isenburg 69
65. Die Isenburger Bluthochzeit . . 72
66. Der Spielmann aus dem Sayntal 74
67. Das Heiligenbild im Spielmannshäuschen 75
68. Der Kohlenbrenner auf dem Hausenborn 75
69. Das Gnadenbild im Hausenborn . 76
70. Der Franzosensäbel in Stebach . 77
71. Warum die Maischeider katholisch blieben 77
72. Warum die Maischeider am Samstag keinen Mist fahren 78
73. Der Stein am Heiligenhäuschen . 79
74. „Meng Reppen!“ 80
75. Vom Kolle Chrestian 80
76. Das Gespenst am Maischeider Weg 81
77. Die Gründung der alten Burg Sayn 82
78. Die Soester Fehde 83
79. Heinrich III. von Sayn u. sein Sohn 85
80. Adam und Eva in der Ritterburg 85
81. Des Saynischen Ritters Brautfahrt 86
82. Die Sayner Pestkapelle 88
83. Das Bild des hlg. Blasius in Sayn 88
84. Michel Mort 89
85. Der Schatz von Grenzau 92
86. Der Weisenstein bei Grenzau . 92
87. Die Grenzauer Fehde 93
88. Die Schweden auf Grenzau . . 95

IV. An der Wied.

89. Der Rauenstein bei Oberwambach 96
90. Der Schatz bei Neitersen 96
91. Die Rabenley 97
92. Das Kreuz im Walde bei Epgert 98
93. Die Kapelle zu den „drei Schlägen“ 98
94. Die Schweden und die Dreischläger Kapelle 99
95. Der Höhlenbewohner im Lahrbachtal 100
96. Die Kirche zu Neustadt 101
97. Der Teufel im Wiedwinkel . . 102
98. Die Rittersöhne von Ehrenstein 103
99. Die Ritterburg bei Mehren . . 105
100. Die gebildete Eiche 105
101. Die Burg im Elsaffital 107
102. Der Teufel in der Glashütte . 108
103. Die Kreuzkirche bei Nieder-Breitbach 109
104. Wie der Fockenbach entstand . . 110
105. Die Teufelstreppe im Fockenbachtal 110
106. Die Jungfrau vom Ilsenstein . . 111
107. Die Schneeglöckchen im Fockenbachtal 113
108. Wie die ersten Schneeglöckchen ins Flockenbachtal kamen 114
109. Die Erbauung der Neuerburg . . 115
110. Die Neuerburger 116
111. Heinrich von Ofterdings Geburtsort 117
112. Die hlg. Elisabeth auf d. Neuerburg 118
113. Das Ende der Neuerburg . . . 119
114. Der Schäfer von Verscheid . . . 120
115. Das Gespenst von Hombach . . 121
116. Der Kaplan an der Gotteseiche 122
117. Die „Hehlemänncher“ im Wiedtal 122
118. Der wilde Jäger von der Jägerslay 123
119. Die dicken Steine im Wiedbach . 124
120. Die gebratene Katze in Altwied . 125
121. Der Geist von Altenwied 126

V. Um Holz- und Aubach.

122. Die Glocken von Oberherschbach . 127
123. Der Tränenquell bei Herschbach 128
124. Die Frau aus dem Tierischen . . 130
125. Die Nixe im Ehrlichs-Weiher . . 130
126. Woher der Name Marienrachdorf kommt 131
127. Krümmel 131
128. Der Bote vom Himmel 132
129. Die Grenzsteinverrücker 133
130. Der Bauer im Armeheckelchen . . 134
131. Das Gespenst am „Juddekirchhof“ 135
132. Das Dierdorfer Schloßgespenst . 135
133. Das Schloßweibchen in Dierdorf 137
134. Die Linde im Dierdorfer Schloßgarten 137
135. Die „Sieben Berge“ bei Dierdorf 138
136. Die Dierdorfer Turmglocke . . . 139
137. Der Schinderhannes an der Glückseiche 140
138. Der Handwerksbursche an der Glückseiche 140
139. Der ewige Fuhrmann an der Steinstraße 142
140. Die Kosakenbuche 142
141. Der Hannes von „Stänen“ . . . 144
142. Der ewige Jude im Westerwald 144
143. Werwölfe 145
144. Die Hexe von Wienau 146
145. Der Hirte von Talhausen 146
146. Die Ohls-Mühle 147
147. Das Muhkalb bei Wienau . . . 147
148. Das Walpod Kreuz 148
149. Die Glocke zu Roßbach 150
150. Das goldne Spinnrad von Reichenstein 151
151. Die verborgenen Schätze d. Reichensteiner Burg 152
152. Die Freiin von Lichtenthal . . . 154
153. Der Beuelstein bei Oberdreis . . 156
154. Die „Wellewechter“ im Dölkerwesenbachtal 157
155. Der wilde Mann auf der „Langenmaß“ 159
156. Die Stadt auf dem dürren Berg . . 159
157. Die Nonnenley bei Rengsdorf . . 160
158. Die Bittfahrt nach Anhausen . . 161
159. Die Schätze der Braunsburg . . . 162
160. Die Zwerge im Aubachtal . . . 163
161. Die Braunsberger Brautfahrt . . 164

Seite

VI. Um die Montabaurer Höhen.

162. Montabaur 166
163. Die Nonnen von Montabaur . . 167
164. Die vier Ratsherrn von Montabaur 167
165. Die Schweden in Montabaur . . 168
166. Der Junker von Schwalenborn. . 169
167. Ritter Gerhards Fahrt nach dem Mantel 170
168. Kirchähr 171
169. Michel, der Gotteslästerer . . . 172
170. Dies ist der Garten Eden 173
171. Der Montabaurer Scharfrichter . 173
172. Die Zwerge im Hilgerter Küppel 175
173. Wie Hillscheid gegründet wurde 176
174. Der Beilstein bei Hillscheid . . . 176
175. Brotofens Tännchen bei Höhr . . 177
176. Wie der erste Ulner geschaffen wurde 177
177. Das Wildweiberhaus auf dem Malberg 178

VIa. Im Quellgebiet von Sayn und Wied.

178. Das „Schmanddippen" von Hartenfels. 180
179. Dreifelden, Helferskirchen und Nordhofen 181
180. Der Mägdeborn zu Dreifelden . 182
181. Die Grafen von Hartenfels . . . 183
182. Die Burgmannsfrau auf Hartenfels 184
183. Die Zehntgarben bei Hartenfels . 185
184. Der Darr-Bur bei Hartenfels . . 186
185. Der Überfall bei Hartenfels . . 186
186. Mörtingen 189
187. Der Ritter von Steinebach . . . 190
188. Das Lohweibchen in der Steinebacher Burg 190
189. Der ewige Jäger bei Mündersbach 191
190. Wie Marceau starb 192
191. Der gute Schütze 194
192. Das Schloß im Seeweiher . . . 194
193. Totenberg 196
194. Der Franzosenspuk bei Rotzenhahn 197
195. Der Ritter im Beilstein bei Wahlrod 197

VII. An den Rheinbergen.

196. Die Zwerge zu Ohlenberg . . . 198
197. Der Geisterbrunnen zu Ockenfels 199
198. Der eiserne Mann am Leiberg . 199
199. Der blecherne Jäger am Asberg 200
200. Wie das Kloster St. Katharinen entstand 200
201. Die Glocke von St. Katharinen . 201
202. Die heilige Katharina und der Junker von Rennenberg . . . 202
203. Die Räuber in St. Katharinen . 202
204. Die Ritter von Rennenberg und das Judenmädchen. 203
205. Die Kirche zu Ägidienberg . . . 204
206. Der Tanzstein bei Ägidienberg . 205
207. Der Elletülsches Teufel 205
208. Das Auge Gottes 206
209. Das Pferd bei Himberg 207
210. Das Diebskreuz bei Himberg . 207
211. Das Sühnekreuz im Saugitterich 208
212. Das Ende der Grube Altglück . . 208
213. Der Hexenkreis im Kasbachtal . 209
214. Wie die Kreuzkirche entstand . . 210
215. Das Ende der Weitersburg . . 210
216. Die Wiltburg bei Vallendar . . 211
217. Die Himmelsbraut von Besselich 212
218. Die Wallfahrt des Königs Florian nach Besselich 213
219. Edeltrudis von Urbar 213
220. Der heilige Castor 215

VIII. Zwischen Wied und Sieg.

221. Der ungeratene Pastorssohn . . 216
222. Die Wilddiebe im Flammersfeldschen 217
223. Leichenseher auf dem Westerwald 218
224. Das Mädchen auf dem Kirchhof 219
225. Die Geister in der Mathiasnacht 219
226. Das 6. und 7. Buch Moses . . . 220
227 Leichenwache in der Flammersfelder Kirche 221
228. Die Hexe von Flammersfeld . . 221
229. Der Hexer aus dem Flammersfelder 224
230. Leuscheider Anschläge 224
231. Die weiße Frau von Altenburg . 224
232. Der „Fahrhohnshas" 225
233. Die gebannten Diebe 226
234. Die Heinzelmännchen im Asbacher Land 226
235. Die eitle Jungfrau von Asbach . 227
236. Der Barchermann. 228
237. Das „Jüzchen" 230
238. Der Teufelsstein bei Oberplag . 231
239. Der Soldat und der Teufel . . . 231
240. Der Teufel und die Kortenspieler 232
241. Der Schönenbecker und der Teufel 233
242. Der Junker von Ravenstein . . . 234
243. Der sprechende Fisch 235
244 Das Gespenst von Greuelsiefen . 235
245. Die Silberkaul bei Uckerath . . . 236
246. Das Steinkreuz bei Uckerath . . 236

IX. Im Gebiet des Elbbaches.

247. Der Teufel in Elz 237
248. Seltsame Gegner 237
249 Die Glocke von Hadamar 239
250. Der Ritter von Eilar 240
251. Die Jungfernbuche 243
252. Die Wallburgen auf dem Westerwald 243

Seite

253. Das Schloß auf dem Seitenstein 244
254. Die Zwerge im Seitenstein . . . 245
255. Die Zerstörung der Dornburg . . 246
256. Die 12 Apostel im Westerwald . . 248
257. Der Lasterbach 249
258. Der Schatz von Westerburg . . 249
259. Die Schloßuhr zu Westerburg . . 251
260. Die Kirche Unserer Lieben Frauen am Reichenstein 251
261. Der Katzenstein bei Westerburg 252
262. Der Hildastein bei Westerburg . . 253
263. Mechthilde von Waldmannshausen und Ulrich von Idstein . . . 254

X. Zwischen Elb und Lahn.

264. Der Unkenkönig im Seeweiher bei Mengerskirchen 256
265. Die Kapelle am Seeweiher . . . 256
266. Die Mayenburg 257
267. Die Schatzgräber von Nentershausen 260
268. Der Sarg im Zingelsloch 260
269. Der Gangolfsbrunnen bei Meudt 261
270. Der Schatz von Meudt 262
271. Das Petermännchen von Elsoff . 263
272. Die Glocke von Königsschub . . . 264
273. Das Blumenmädchen am Knoten 265
274. Der dreibeinige Hase bei Rehe . 266
275. Die Brotfuhre im Rehbachtal . . 267
276. Die Schatzgräber in Fussingen . 267
277. Salz und Billheim 268
278. Der Beselicher Hase 269
279. Das Weibchen von Heckholzhausen 270
280. Die Schätze von Heckholzhausen 271

XI. Im Gebiet der Nister.

281. Der heilige Kilian auf dem Westerwald 272
282. Das Kloster Seligenstatt 272
283. Die Kackenberger Steine . . . 274
284. Der Erlenborn 274
285. Das Hexenbäumchen 275
286. Die Heinzelmännchen von Rennerod 276
287. Die Schlacht auf dem Waffenfelde 278
288. Der Stockbrunnen in Illfurt . . . 278
289. Der Katharinenbrunnen bei Hahn 279
290. Der Ketzerstein bei Weißenberg. 279
291. Das Pfaffenmal bei Bach . . . 279
292. Wie man die Braunkohlen fand 280
293. Der Helleborn bei Marienberg . 280
294. Der große Wolfstein 282
295. Das graue Männchen in Büdingen 282
296. Die Pest in Bretthausen . . . 283
297. Der Frankenstein 284
298. Die Alpenroder Totenglocke . . . 284
299. Der Alpenroder Gänsehirt . . . 284
300. „Alles kei Norken net" 285
301. Die Gründung Marienstatts . . 286
302. Heinrich von Sayn und Marienstatt 287
303. Die Helfensteiner und Marienstatt 288
304. Droneck 289
305. Der „steenen Peeler" bei Mudenbach 289
306. „Hüt hat os Hanneschen en heeßen Dag." 290
307. Die Falschmünzer von Bellingen 290
308. Die Osmannsheck bei Hundsangen 291

XII. Zwischen Nister und Sieg.

309. Friedewalt 292
310. Die Hexe aus der Mühle . . . 293
311. Die St. Wendelinskapellein Neunkhausen 294
312. Die Basaltsäule im Hohenselbachs-Burghofe 294
313. Der Brudermörder von Hohenselbach 295
314. Der letzte Ritter von Hohenselbach 297
315. Die Trödelsteine 297
316. Der Barde von Bardenstein . . 299
317. Der Pilgerborn bei Salzburg . . 301
318. Der Milchborn am Fuchskauten 301
319. Vom Lipper Müller 302
320. Der Weitefelder Hirte bannt vermeintliche Diebe. 304
321. Das wilde Tier beim Pilgerborn 304
322. Die Irrlichter 305
323. Die Glocke im Seeloch 307
324. Das Fischerhäuschen am Seeweiher 308
325. Die Hildburg bei Elkenroth . . 310

XIII. Im Dillenburger Land.

326. Das Schloß auf der „Burg" bei Burbach 311
327. Die zwei Männer mit der Leuchte 312
328. Neunkirchen 312
329. Der Wahlbacher See 313
330. Der Hickengrund 313
331. Die Wilden Weiber in Oberdresselndorf 314
332. Der Wildweiberfelsen bei Langenaubach 315
333. Die harte Linde bei Langenaubach 316
334. Die Zwerge in den Erdkammern 316
335. Der Graf von Liebenscheid . . 317
336. Sechshelden 317
337. Der Riese vom Heunstein bei Dillenburg 318
338. Die Wilhelmslinde zu Dillenburg 320
339. Der Reiter ohne Kopf 321
340. Der Jungfernraub in Dillenburg 322
341. Die Leichen- und Feuerseher in Dillenburg. 323
342. Die Jungfrau von Haiger . . . 324
343. Das Stoppelkalb 325
344. Herborn 326

Ortsverzeichnis.

Adenrod 65
Ägidienberg 204. 205
Ahlhausen 244
Alpenrod 284
Altenburg 224
Altenwied 126
Altwied 125
Andernach 35
Anhausen 74. 161
Arenfels 12. 37
Asbach 226. 227. 230. 231. 232
Asberg 200. 244
Aubach 163. 164
Bach 279
Barch 228
Bardenstein 299
Bellingen 290
Bendorf 57. 72
Bennau 227
Besselich 212. 213.
Beselich 269
Bierch 228
Bilkheim 268
Bölsberg 284
Bonefeld 51
Braunsberg 161. 162. 164
Breiberg 14
Brettenau 64
Breitscheid 225. 280. 300. 316
Bretthausen 283
Bruchhausen 29
Brückrachdorf 100. 133. 147
Büdingen 282
Burbach 31. 312
Daaden 305
Dattenberg 33 59
Dazeroth 122. 123
Dernbach 142. 144
Dierdorf 134—141. 144 bis 148. 154
Dies 173
Dillenburg 318—325
Dornburg 246. 254
Dorndorf 248
Drachenfels 3—6
Dreifelden 181. 182
Ehlscheid 123
Ehrenbreitstein 61. 288
Ehrenstein 97. 103
Ellar 240. 243. 246
Elkenroth 244. 307—310
Elsaff 107
Elsoff 263
Elz 237
Engers 51. 53. 54
Epgert 98
Erdbach 316
Erpel 31
Eschelbach 172
Fahr 43
Feldkirchen 46
Ferntal 98. 99
Flammersfeld 216—223
Fockenbach 108—113
Freier Grund 312
Frickhofen 248
Friedewalt 292. 293
Friedrichstal 124
Fuchskauten 301
Fussingen 267
Geckental 25
Geschwemm 305
Giershofen 134. 135
Goldscheid 59
Gollershoben 218
Gommerscheid 129
Grenzau 92. 93. 98
Greuelsiefen 235
Hachenburg 290
Hadamar 239. 240
Hahn 279
Haiger 324
Hammerstein 38. 39
Hardert 159
Hartenfels 180—186
Hausenborn 75. 76
Heckerfeld 91
Heckholzhausen 270. 272
Heddesdorf 51
Heiderbach 63
Heilberscheid 260
Heisterbach 17—24
Heisterbacherrott 11. 15
Helferskirchen 181
Heilenhahn 244. 305
Herborn 326
Herschbach 72. 127. 128. 180
Hickengrund 313
Hilgert 175
Hillscheid 176
Hilkhausen 218
Himberg 207
Hochscheid 59
Höchstenbach 192
Hof 305
Hohenselbach 294—297
Höhn 278
Höhr 177
Holbach 170
Hollig 59
Hombach 121. 225.
Honnef 24. 25. 28, 29 30
Hönningen 37
Hundsangen 291
Illfurt 278
Johannisberg 233
Isenburg 67—69. 72. 75. 127
Ittenbach 21
Kackenberg 274
Kaffroth 226
Katharinen St. 200—202
Kasbach 209
Kausen 67
Kirchähr 171
Klapperseifen 16
Klinge 234
Koblenz 93. 95. 214
Köln 26
Königswinter 16
Krümmel 131
Kurtscheid 111. 112
Lahrbach 100. 105
Langenaubach 315. 316
Lasterbach 249
Leiberg 159
Leuscheid 224
Leuterod 179
Leutesdorf 41
Leyen 23
Lichtental 154
Liebenscheid 279. 312. 317
Linz 31. 34. 35
Lippe 302
Löwenburg 11
Mademühlen 264. 267
Malberg 178
Maischeid 77—81
Marienberg 244. 280. 281
Marienrachdorf 131
Marienstatt 286—289
Mehren 105
Melsbach 210
Mengerskirchen 256
Menth 227. 228
Mensenbergertal 25
Meuth 261. 262
Molsberg 288
Monrepos 122
Montabaur 166—173
Mörtingen 189
Moschheim 179
Mudenbach 289
Mühlhofen 56. 57
Mündersbach 191
Münchhausen 265
Neitersen 96
Nentershausen 260
Neuhochstein 274
Neuerburg 115—119
Neunkhausen 294
Neunkirchen 312
Neustadt 101
Neuwied 47—51
Niederbreitbach 109
Niederdresselndorf 311
Nister 290
Nodhausen 49
Nordhofen 181
Nonnenstromberg 12
Norken 285
Oberdreis 156
Oberdreisbach 293
Oberdresselndorf 314
Oberherschbach 127
Oberplag 231
Oberwambach 96
Ockenfels 29. 33. 59. 199
Ohlenberg 198
Ölberg 8
Ötzingen 179
Petersberg 13
Peterslahr 105
Pfeifensterz 62
Pottum 245
Quirnbach 62
Rabenscheid 134
Ravenstein 234
Rehe 266, 267
Renneberg 202. 203
Rennerod 244. 275
Rengsdorf 157.—160
Reichenstein 149—152
Rhöndorf 11. 14
Römlinghofen 13
Rommersdorf 51—53
Roth 133
Rotzenhahn 197
Roßbach 150
Rosenau 10
Salz 268
Salzburg 301. 304
Sayn 61. 82—89
Schönenbeck 233
Sechshelden 317
Seck 272. 278
Seeburg 194
Selhof 14
Seligenstadt 272
Selters 63
Sessenhausen 132.
Siebengebirge 1. 13
Siebenmorgen 59
Staffel 72
Stebach 64. 77. 79
Steimel 139
Steinebach 190
Stenzelsberg 15
Stockum 244
Straßenhaus 226
Thalhausen 146
Totenberg 196
Trödelsteine 297
Uckerath 208. 226. 236
Unkel 31
Urbar 213. 214
Ütgenbach 101
Vallendar 59. 60. 211
Verscheid 114. 120
Villich 16. 33.
Virneberg 14
Wahlbach 313
Wahlrod 197
Waldmannshausen 253
Walmerod 239
Weigardshain 274
Weiherhof 208
Weisenberg 279
Weißenturm 45
Westerburg 68. 249—253
Weitefeld 304. 305
Weitersburg 210
Weltersberg 268
Wiedtal 122—124
Wienau 146. 147
Wilsenroth 248
Windhagen 232. 233. 235
Winnen 253
Wolkenburg 9
Worringen 68
Wüllscheid 205

Übersicht nach der Art des Stoffes.

Von Klöstern, Kirchen, Kapellen und ihren Einwohnern: 6. 12. 17. 18. 21. 22. 24. 25. 28. 33. 34. 49. 52. 53. 61. 65. 74. 75. 76. 88. 98. 99. 101. 109. 118. 160. 167. 200. 202. 204. 210. 212. 213. 214. 215. 248. 251. 257. 263. 272. 288. 294.
Von Bergen und Burgen: 1. 8. 9. 11. 12. 13. 37. 38. 62. 82. 105. 107. 115. 119. 138. 180. 194. 210. 211. 243. 244. 257. 289. 297. 310. 311.
Rittersagen: 5. 6. 8. 9. 12. 37. 38. 39. 54. 70. 85. 86. 103. 116. 125. 148. 151. 164. 169. 170. 183. 184. 186. 190. 202. 204. 233. 234. 240. 294. 295. 297. 317. 322.
Riesen und Zwerge: 1. 13. 122. 157. 163. 175. 198. 226. 245. 276. 279. 282. 316. 318.
Unholde und Unholdinnen: 29. 30. 123. 142. 144. 145. 159. 191. 199. 200. 228. 243. 314. 315. 324. 326.
Mörder, Räuber und Diebe: 37. 51. 62. 74. 80. 98. 128. 140. 202. 206. 207. 217. 226. 290. 291. 295. 302. 304. 321.
Teufelssagen: 67. 75. 81. 102. 108. 110. 205. 231. 232. 233. 234. 237.
Gotteslästerer und Grenzsteinverrücker: 63. 79. 159. 172.
Kreuze am Wege: 98. 208. 236. 289.
Zauber und Wunder: 56. 146. 199. 218. 219. 220. 324.
Schatzsagen: 11. 92. 96. 151. 162. 249. 250. 262. 267. 272. 284.
Bodenschätze: 5. 280.
Bergwerke: 208. 236.
Hexensagen: 15. 97. 145. 209. 221. 222. 275. 293.
Geister und Gespenster: 10. 11. 16. 41. 64. 81. 111. 120. 121. 126. 130. 135. 137. 167. 178. 190. 214. 224. 227. 230. 235. 270. 312.
Quellen und Brunnen: 13. 24. 48. 186. 261. 278. 279. 280. 301. 305.
Nixen und Elfen: 13. 24. 48. 130.
Flüsse, Weiher und Seen: 110. 194. 249. 256. 308. 313.
Helden und Sänger: 2. 25. 54. 89. 117. 192. 194. 299.
Steine: 5. 96. 97. 124. 133. 156. 176. 177. 185. 197. 205. 252. 253. 274. 279. 280. 282. 284. 294. 297. 310. 318.
Tiersagen: 22. 25. 36. 147. 207. 225. 235. 237. 266. 269. 304. 325.
Pflanzensagen: 92. 105. 113. 114. 122. 137. 141. 142. 243. 265. 316. 320.
Ortssagen: 57. 59. 122. 131. 132. 134. 147. 166. 171. 173. 176. 181. 196. 268. 226. 285. 292. 312. 313. 317. 326.
Geschichtliche Sagen: 28. 31. 35. 43. 45. 46. 47. 53. 57. 60. 64. 68. 72. 77. 83. 85. 93. 95. 99. 100. 142. 154. 168. 175. 177. 185. 189. 192. 197 216. 239. 253. 261. 267. 268. 278. 320.
Sitte und Brauch: 51. 78. 161. 221.
Pestsagen: 88. 251. 283.
Glockensagen: 28. 47. 127. 139. 150. 201. 239. 264. 284. 307.
Scherzsagen: 24. 50. 53. 144. 224. 260. 274.

Einreihung der Sagenstoffe in den Lehrplan.

Es soll diese Übersicht nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen — die Eingliederungsmöglichkeit der Sagenstoffe ist viel mannigfaltiger — sondern nur ein Hinweis sein.

1. Religion.

Das 1. u. 2. Gebot: 3. 51. 93. 197.
Das 3. Gebot: 52. 75. 88. 109. 142. 159. 246.
Das 4. Gebot: 63. 186. 307.
Das 5. Gebot: 292.
Das 6. Gebot: 28. 37. 80. 208. 224. 290.
Das 8. Gebot: 51. 62. 168. 225.
Das 10. Gebot: 133.
Wohlzutun vergesset nicht. 262.
Was Gott tut, das ist wohlgetan. 232.
Fleiß bringt Brot. 284.
Gott sieht alles. 206.
Sei nicht eitel. 227.
Halte dein Versprechen. 130.
Üb' immer Treu und Redlichkeit. 168. 225.
Geiz ist die Wurzel alles Übels. 168. 225
Schweigen ist Gold. 208. 260. 267. 316.
Du sollst von deinem Zorn lassen. 28.
Gib mir ein reines Herz. 182.
Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. 185.
Sei getreu. 39. 203.
Alle Schuld rächt sich. 41.
Zufriedenheit macht froh. 50.
Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten 52. 75. 88. 109. 142. 144. 159. 172. 194. 246.
Gott wacht. 120.
Erfülle deine Pflicht. 122.
Jesus, der beste Heilkünstler. 56.
Vom Kartenspiel. 266.
Vom Teufel und von Hexen (siehe Verz. 334).
Adam und Eva. 85.
Kain und Abel. 37. 295.

2. Volkskunde.

Heddesdorfer Kirmes. 51.
Ortsnamen 59 u. a.
Mistfahren am Samstag. 78.
Köhlerei. 75. 80.
Steinkreuze. 98.
Glashütten. 108.
Leichenseher. 218. 323.
Werwölfe. 145.
Leichenwoche. 221.
Glaube und Aberglaube (siehe Verz. 334).

3. Heimatkunde.

Das Siebengebirge. 1. 8—13.
Das Linzer Siebengebirge. 199. 200.
Das Neuwieder Becken. 52. 53.
Die Wied. 96. 97. 110. 126.
Der Holzbach. 127.
Die Nassauer Seenplatte. 194.
Die Quarzitecke des Unter West. 128.
Im Asbacher Land. 231. 234.
Der Elbbach. 239. 243. 246.
Am Knoten. 263. 264. 265.
Hoher Westerwald. 279. 282. 301.
Das Nistertal. 287.
Zwischen Daade und Helber. 294. 297.
Zwischen Dill und Sieg. 299. 302.
Das Geschwemm. 305.
Der Hüttengrund. 313.

4. Naturkunde.

Das Tierreich.

Der Kuckuck. 22.
Die Nachtigall. 25.

Das Pflanzenreich.

Das Schneeglöckchen. 113.

Das Mineralreich.

Der Basalt. 5. 185.
Der Ton. 177.
Die Braunkohle. 280.
Das Kupfer. 67.
Die Glasfabrikation. 108.

5. Geschichte.

Aus der Urzeit: Höhlenbewohner im Lahrbachtal 100. Wallburgen 243.
Aus germanischer Zeit: Der Rauenstein. 96. Der Ketzerstein. 279. Der Malberg 178.
Die Römer in Deutschland: Totenberg. 196. Die Schlacht auf dem Waffenfeld 278.

Die ersten Boten des Christentums: Der hlg. Castor 215. Der hlg. Kilian 272.
Heidentum und Christentum: Die Jungfrau vom Drachenfels 3. Der Weisenstein bei Grenzau 93. Der Ritter im Beilstein 197. Unsere Lb. Frauen am Reichenstein 251. Der große Wolfstein 282.
Aus altdeutscher Heldensage: Ecken Ausfahrt 25. Siegfried 2. Roland 54.
Von der Völkerwanderung: Der Heunstein 318.
Karl der Große. Roland u. Hildegund 6. Graf Roland v. Engers 54. Gründung von Sayn 82.
Von Klöstern, Mönchen und Nonnen: Heisterbach 17—24. Himmerode 25. Honnef 28. Linz 34. Rommersdorf 52, 53. St. Katharinen 200—202. Ägidienberg 204. Kreuzkirche 210. Besselich 212, 213. Seligenstadt 272. Marienstatt. 286—288.
Burgen und Ritter: Ölberg 8. Hedwig von der Wolkenburg 9. Die Rosenauer Jungfrau 10. Klausnerin von Nonnenstromberg 12. Ockenfels 33. Hammerstein 39. Helfenstein 61. Himburg 62. Isenburg 69—73. Sayn 82—86. Grenzau 92, 95. Ehrenstein 103. Mehren 105. Lahr 105. Elsaff 107. Neuerburg 115—120. Reichenstein. 148, 151, 154. Braunsberg 161—164. Montabaur 166—170. Hartenfels 180, 183, 187. Weitersburg 210. Wiltburg 211. Ravenstein 234. Ellar 240. Seitenstein 244. Dornburg 246. Westerburg 249—251. Mayenburg 257. Weltersburg 268. Hohenselbach 294—297, 307. Burbach 311. Liebenscheid 317.
Die Minnesänger: Burg im Elsafftal 107. Die Neuerburger 116. Heinrich von Ofterdingens Geburtsort 117. Die hlg. Elisabeth 118. Der Barde vom Bardenstein 299.

Von deutschen Kaisern.
Heinrich der IV. Der Burggraf von Hammerstein 38. Leopold I. 57. Adolf von Nassau 60.
Aus wilder Fehdezeit: Die Treue der Bendorfer 57. Die Worringer Fehde 58. Die Soester Fehde 83. Die Grenzauer Fehde 93. Sayn und Wied 120. Das Walpodkreuz 148. Die Nonne von Montabaur 167. Hartenfels 187. Mechthild von Waldmannshausen (Idstein) 253.
Aus dem Streit der Städte. Linz u. Andernach 35. Linz, Unkel u. Erpel 31.
Die Kreuzzüge: Der Schatz bei Neitersen 96. Adenrod 66. Montabaur 166. Dreifelden, Helferskirchen u. Nordhofen 181. Der Ritter von Steinebach 190. Der Gangolfsbrunnen 261.
Hexen und Hexenprozesse: Die Rabenley. 97. Die Hexe von Wienau 146. Hexenkreis im Kasbachtal 209. Hexen u. Hexer in Flammerfeld 221, 222. Hexenbäumchen 275. Hexe aus der Mühle 293.
Aus der Zeit der Glaubenskämpfe. Der Kirchenschänder 45. Warum die Maischeider katholisch blieben 77.
Der 30 jährige Krieg: Die Kapelle zu den 3 Schlägen 98, 99. Die Schweden in Herschbach 128, auf Grenzau 95, in Montabaur 168. Neuerburg 119. Mörtingen 189. Der Soldat u. der Teufel 231. Die Glocke von Hadamar 239. Die Glocken von Königsschuh 264. Liebfrauenkirche 252. Die 12 Apostel 248. Der Beselicher Hase 268.
Die Pest: Die Pest in Sayn 88. Bretthausen 283. Die Schloßuhr in Westerburg. 251.
Vom truchsessischen Krieg: Der Peutherichsgraben 31.
Die Fürsten des Westerwaldes: Die Erzbischöfe von Trier u. Köln 45, 53. Die Grafen von Nassau 60, 256, 320—322. Die Sayner Grafen 57, 82, 83, 85, 86, 101, 173, 287—292. Die Grafen von Wied. 43—68, 69, 72, 154, 161. Die Grafen von Nassau. 320, 322.
Aus der Franzosenzeit. Neuwieder Franzosenglocke 47. Franzosensäbel 77. Franzosenkreuz 64. Wie Marceau starb 192. Franzosenspuk 197. Der ungeratene Pfarrerssohn 216. Die Brotfuhre 267. Steinkreuz 236. Brotofens Tännchen 177. Die Kosakenbuche 142.
Von Räubern und Spitzbuben. Schinderhannes 140. Räuber in St. Katharinen 202. Diebskreuz 207. Wilddiebe 217. Der sprechende Fisch 235. Diebesbanner 226. 304. Der Lipper Müller 302.

Hausdruckerei Dr. Martin Sändig oHG., Walluf